

Aus Amerika.

Reisebriefe

von

C. Herzog,

Kaiserl. Staatssekretair z. D.

Erster Theil.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.



Berlin 1884.

Puttkammer & Mühlbrecht,

Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Vorwort.

In den Reisebriefen aus Amerika, welche ich hiermit veröffentliche, sind die Erlebnisse und Eindrücke einer Reise mitgetheilt, welche ich in den Jahren 1881 und 1882 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Mexiko und in Südamerika gemacht habe.

Ich habe diese Reise, ohne Auftrag von irgend einer Seite, zu meiner Erholung und Belehrung unternommen in Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, zu welcher der Rücktritt von meiner amtlichen Stellung in Elsaß-Lothringen mir die Muße gegeben hat.

Sie hat mich weder in unbekannte Länder geführt, in denen neue Entdeckungen zu machen gewesen wären, noch habe ich besondere Gefahren zu bestehen gehabt oder bin in ungewöhnliche Verwickelungen gerathen; ich bin vielmehr durchweg auf betretenem Wege gegangen und habe nur erlebt, was jedem Reisenden meiner Art widerfahren könnte. Dementsprechend enthielten die Briefe über die Reise nichts, was als eine Bereicherung der geographischen Wissenschaft angesprochen werden könnte, und ebensowenig konnte ich in

ihnen von aufregenden oder pikanten Abenteuern erzählen. Sie gaben vielmehr, wie dies ihrem nächsten Zwecke entsprach, nur eine schlichte Darstellung der kleinen Erlebnisse, welche die Tage füllten, sowie die Beobachtungen, welche ich über die Natur, die Menschen und die Verhältnisse, in denen diese leben, gemacht hatte. In dieser letzteren Beziehung richtete ich die Aufmerksamkeit mit Vorliebe auf Gebiete des wirthschaftlichen Lebens, mit denen ich in früherer amtlicher Thätigkeit mich zu befassen Gelegenheit gehabt habe, sowie in Folge besonderer Neigung auf das Unterrichtswesen. Ich habe außerdem mich über die Lage zu unterrichten gesucht, in welcher die nach Amerika ausgewanderten Deutschen sich befinden. Neben der menschlichen Theilnahme für die Stammesgenossen bestimmte mich dazu die Ueberzeugung, daß es richtig und wichtig wäre, den Zusammenhang mit diesem zwar dem deutschen Boden, aber nicht der deutschen Art entfremdeten Theile unseres Volkes zu erhalten, der uns die Kolonieen, welche andere europäische Staaten besitzen, ersetzen muß.

Zur Veröffentlichung der Briefe, wie bescheiden auch nach dem Vorgesagten ihr Inhalt ist, habe ich mich entschlossen, weil ich hoffe, damit immerhin einigen Nutzen zu stiften.

Für Einige wird es von Werth sein, an der Hand eines Darstellers, der sich bemüht hat, Menschen und Dinge möglichst unbefangen zu sehen und nach Vermögen treu zu beschreiben, sich mit Amerika, das wir immer noch „die Neue Welt“ nennen, näher und dabei müheloser, als es aus

wissenschaftlichen und systematischen Werken geschehen kann, bekannt zu machen; Andere werden in den Mittheilungen aus den Bereichen des wirthschaftlichen und Verkehrslebens, mit welchen ich mich eingehender beschäftigt habe, manches Neue finden, was ihnen bemerkenswerth scheint. Die Entwickelung ist auf diesem Gebiete, zumal in den Vereinigten Staaten, so rasch, daß trotz aller Vermehrung und Verbesserung der materiellen und geistigen Kommunikationsmittel unsere Kenntniß davon leicht hinter dem zeitigen Stande zurückbleibt; sie ist überdies so eigenartig, daß die überkommenen Maaßstäbe sich als nicht ausreichend erweisen und die Gefahr entsteht, daß schiefe oder einseitige Urtheile sich auch da bilden, wo der Wille zu gerechter Würdigung zweifellos vorhanden ist. Zur Ergänzung des Wissens oder zur Klärung und Berichtigung desselben können Mittheilungen eines unverdächtigen Beobachters aus neuester Zeit wohl dienlich, und sie werden vielleicht um so mehr willkommen sein, wenn sie der genauen Darstellung des Thatsächlichen sich mehr befleißigen als der kritischen Behandlung desselben.

Außerdem hat mich zu der Veröffentlichung der Wunsch bestimmt, das Interesse für das Reisen in überseeische Länder, welche zu Deutschland Beziehungen haben oder gewinnen können, insbesondere in den Berufskreisen, denen ich selbst angehöre, anzuregen. Ich glaube, daß bei aller Reiselust, welche die Deutschen auszeichnet, außerhalb der kaufmännischen Kreise in der angegebenen Richtung, zu wenig geschieht, und daß es Nutzen bringen würde, wenn Männer, die sich für

leitende Stellungen im Staatsdienst vorbereiten, oder welche als Mitglieder gesetzgebender oder großer Verwaltungskörperschaften wirken wollen, auch jenseit des Oceans sich umsehen und Erfahrungen sammeln möchten. Die Vergleichung fremden und eigenen Werthes lehrt für beide den gerechten Maaßstab finden.

Berlin, im November 1883.

Herzog.

Inhaltsverzeichniß.

I. Theil.

Seite

I.

Von Bremerhafen nach New-York. — Auswanderer im Zwischendeck.

New-York, August 1881.

Eine Fahrt von Bremerhafen nach New-York ist heut zu Tage eine so bekannte Sache, daß es selbst einem Freunde gegenüber kaum erlaubt ist, darüber mehr zu berichten, als die Thatsache ihrer Beendung. Wer nicht in Brand gerathen, mit Eisbergen zusammengestoßen, oder im Sturm das Navigationshaus von Deck verloren hat, sollte fein schweigen. Ich thue es, durch mein Versprechen gebunden, nicht, obwohl ich von jenen Fährlichkeiten im großen Style nichts erlebt habe. Wir hatten zwar im Anfang der Fahrt Wind und Regen genug, auch bei Neufundland den üblichen Nebel, ja selbst ein Hurrikan, der, wie später festgestellt, an der Küste von Florida getobt hatte, brachte die Wasser unter unserem Kiele ein Mal in die normwidrigste Bewegung: im Ganzen aber verlief die Fahrt durchaus reglementsmäßig, ohne Ueberschreitung der vorgeschriebenen Zeit und ohne jede ernste Havarie.

Die „Donau" des Norddeutschen Lloyd, der ich mich anvertraut, hatte mir durch ihren Namen ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die heitere Melodie der „schönen blauen Donau" zusammen mit den Vorstellungen von gemüthlicher Lebensfreude, die sich an den Namen knüpfen, mögen es wohl zu Wege gebracht haben. Die vorgefaßte gute Meinung wurde

durch den Erfolg bestätigt. Das Schiff ist weder von besonderer Schnelligkeit, noch von einer modernen Ansprüchen genügenden Eleganz, aber es ist ein tüchtiges Fahrzeug in den besten Jahren, wurde von einem wackeren Kapitain geführt und gewährte den Passagieren gute Behandlung und Verpflegung. Die Letztere gilt als ein besonderer Vorzug der Bremer Lloydschiffe. Ich konnte mich derselben nur allmälig erfreuen, da nach dem ersten kurzen Versuche jenes heimtückische Leiden heranschlich, welches im Tagebuch des Reisenden weiße Blätter und in seiner Erinnerung dunkle Schatten läßt. Ich enthalte mich weiterer Beschreibung; was wir gemeinschaftlich einst auf dem englischen Kanal erlebten, wird Dir noch frisch im Gedächtniß sein.

Ihrem fröhlichen Namen wurde die Donau dadurch gerecht, daß sie ein Musikkorps an Bord hatte, gebildet aus den Stewarts der zweiten Kajüte, bei deren Engagement auf musikalische Befähigung ebenso gesehen wird, wie auf Geschicklichkeit im Serviren. Takt gehört allerdings auch zu Letzterem, wenn es auf schwankendem Schiffe bei bösem Wetter geleistet werden soll. Diese heitere Einrichtung ist eine weitere Specialität der Bremer Schiffe, welche die Reise nach New-York machen; sie kommt, außer auf den Kriegsschiffen und abgesehen von fahrenden Musikanten, auf den Schiffen anderer Nationen, als der par excellence musikalischen, nicht vor. Ob sie hier jedem Geschmack zusagt, mag bezweifelt werden; für die armen Opfer der Seekrankheit ist sie jeden Falls mehr beschwerlich als erquickend. Der Kapitain hält sie für zweckmäßig insbesondere für die Passagiere des Zwischendecks, die sie unterhält und unter Umständen im Zaume hält. Es soll auch vorkommen, daß bei ruhigem Wetter die Kajütpassagiere auf Deck einen Tanz improvisiren, wenn die lustigen Weisen erklingen, sofern nur junge und tanzfrohe Elemente darunter sind. Aus der Praxis aber kann ich darüber nicht berichten, da die „Donau“

auf unserer Fahrt das Tanzen selbst besorgte, ohne die Passagiere zu bemühen; nur bei Tische erfreute uns die musische Leistung.

Die Schiffsgesellschaft war im Allgemeinen zur Heiterkeit nicht besonders aufgelegt. Die beiden Kajüten beherbergten zusammen etwa hundert Passagiere, das Zwischendeck annähernd fünfhundert, fast durchweg Auswanderer. Von den Ersteren hatten mehr als zwei Drittel ihren Wohnsitz bereits in Amerika und kehrten aus Europa von Besuchen oder von Geschäften zurück; nur wenige von den Uebrigen gingen nach Amerika um dort zu bleiben. Das Reisen auf der See bringt die Menschen einander bald näher. Da gibt es keine Stationen und keinen Wechsel der Fahrgäste mit neuen Gesichtern; die Schiffsordnung weist eine bestimmte Kabine an, und wer sich deren ausschließlichen Besitz nicht durch Zahlung des doppelten Passagepreises gewahrt hat, bekommt auch noch einen Kameraden, unter Umständen selbst mehrere, zugewiesen, mit denen er für Wochen den engen Raum und eine Intimität der Lebensverrichtungen theilen muß, wie man sie nur in der engsten Familienverbindung übt. Bei Tische erhält man seinen bestimmten Platz, und da die Opulenz der Verpflegung fünf Mahlzeiten gewährt, damit ausreichende Gelegenheit, mit seinen Nachbarn bekannt zu werden. Auch auf Deck gibt es kein Ausweichen. Es bilden sich zwar kleine Gruppen, die zusammenhalten, allein die Enge des Raumes und die Gleichheit der gebundenen Lebensweise führen doch unwillkürlich Begegnungen und Unterhaltungen aller Einzelnen mit einander herbei.

Von besonderem Interesse ist es natürlich für den Neuling, sich über das Leben und Treiben in Amerika von denen, welche es bereits aus Erfahrung kennen, erzählen zu lassen, zumal von den ehemaligen Landsleuten, welche dort sich niedergelassen haben, zu hören, was sie zur Auswanderung bestimmt hat, wie ihr neuer Lebensgang sich gestaltete, wie sie

die amerikanischen Verhältnisse auffassen und welche Eindrücke sie von den entsprechenden deutschen Verhältnissen neuerdings bekommen haben. Dies zu erfahren ist von Interesse, wie wenig erschöpfend auch die gegebenen Mittheilungen sein mögen oder die Grundlage für ein allgemeines Urtheil bilden können. Unter den bezüglichen Passagieren der Donau gab es für die Vielgestaltigkeit in dieser Beziehung verschiedene Beläge. Da war ein protestantischer Pastor mit Frau und Kindern, der vor zwanzig Jahren aus Hannover nach den Vereinigten Staaten gegangen war, um dort in der Seelsorge thätig zu sein. Er ist jetzt Geistlicher einer Gemeinde im Staate Illinois, die zumeist aus mecklenburgischen Einwanderern besteht und welche Kirche, Pfarrhaus und Schule mittelst freiwilliger Beiträge erbaut hat und unterhält. Seine Pfarrkinder konnten dies, da sie fast durchweg im Wohlstand leben, den sie sich erarbeitet haben. So erwähnte er eines Mecklenburgers, Lorenz, der vor zwanzig Jahren blutarm ins Land gekommen und jetzt einen Grundbesitz von 250 Acres (etwa 101 Hektare) sein eigen nennt, den er mit einem Knechte unter Anwendung von Maschinen bearbeitet, und der ihm im vergangenen Jahre eine Ernte von 7000 Bushel Mais und 3000 Bushel Weizen eingebracht hatte. Der Pastor hatte nach Deutschland dauernd zurückkehren wollen, auf Bitten seiner Gemeinde aber sich entschlossen, mit einem Urlaub von 3 bis 4 Monaten sich zu begnügen und dann zu ihr zurückzukehren. Noch ehe der dritte Monat abgelaufen war, hatte er sich zur Rückreise angeschickt. Ein anderer Reisegefährte wohnte in Ithaka im Staate New-York; er führte den Namen Livingstone, war aber mit dem berühmten Afrikaforscher gleichen Namens nicht verwandt, sondern hieß eigentlich Lebenstein; er hatte seinen Namen amerikanisirt und betrieb in seinem Wohnort das Geschäft eines Cigarrenhändlers, und, wie er mit Genugthuung hinzufügte, eines politician. Er hatte seinen alten Vater in der Nähe von Würzburg besucht und kehrte jetzt glück-

licher als weiland Odysseus, in sein Ithaka zurück. Ein dritter Landsmann, in schon reifen Jahren, lebte in Richmond (Virginia) als Kaufmann, vermöge seines Bremer Ursprunges hauptsächlich im Tabackhandel. Er hatte soeben seine in Bremen verheirathete Tochter besucht und beschlossen, da er in Richmond einsam geworden war, im nächsten Jahre seine Geschäfte daselbst zu liquidiren und nach Bremen zu seinen Kindern zu ziehen. Er wußte mancherlei von den Zuständen in Richmond während des Secessionskrieges, insbesondere während der Belagerung der Stadt, zu erzählen. Das Geld habe gleichsam auf der Straße gelegen, für den der sich darauf verstanden; 15 bis 18 Prozent seien der übliche Zins für den Monat gewesen. Er verwahrte noch 10 000 Dollar des südstaatlichen Papiergeldes, und zwar da es nicht validirt worden, als Andenken.

Auch unter den Passagieren des Zwischendecks waren dreißig und einige, welche bereits früher in Amerika gewesen waren, doch war ihnen ein so gutes Loos nicht gefallen, wie schon daraus erhellte, daß sie einen Platz in einer der Kajüten nicht hatten kaufen können. Unter ihnen war eine 72 Jahre alte Frau bemerkenswerth, die das zweite Mal die Fahrt über den Ocean unternommen hatte, um die einzige Tochter, welche noch in Annaberg geblieben war, nachdem alle übrigen Familienglieder sich bereits in Amerika niedergelassen hatten, ebenfalls dorthin zu holen. Ein Seitenstück dazu bildete eine bejahrte, jüdische Frau, welche zu ihrer Nichte nach New-York übersiedelte, da sie gleichfalls alle ihre Anverwandten in Amerika hatte und sich in der alten Heimath vereinsamt fühlte. Auch von den übrigen Auswanderern folgte die Mehrzahl vorangegangenen Familiengliedern oder der Einladung von Anverwandten.

Ueber Herkunft, Alter und Familienstand der Auswanderer näheren Aufschluß zu erhalten fand einige Schwierigkeit, da die Schiffslisten in den betreffenden Rubriken bei der Aufnahme der

Passagiere nur unvollständig ausgefüllt werden, und die während der Reise versuchte Ergänzung nicht durchweg gelingt. Aus diesen Listen ergab sich, daß fast der zehnte Theil der Passagiere des Zwischendecks nicht deutsche Reichsangehörige waren, sondern aus Böhmen, Ungarn, Dänemark, Skandinavien kamen. Von den deutschen Staaten hatte Preußen 237, Sachsen 42 Köpfe gestellt, 98 gehörten anderen Staaten an. Die Zahl der Männer und Frauen war annähernd gleich. Der schon erwähnten Thatsache, daß die Auswanderer Anschluß an vorausgegangene Familienglieder finden, entsprach es, daß 33 einzelne Frauen mit 67 Kindern reisten. Unter den verschiedenen Altersklassen waren die Kinder unter 10 Jahren relativ am stärksten vertreten; nicht weniger als 94, darunter 23 unter einem Jahre, waren an Bord. Das Gros der Auswanderer gehörte den Altersstufen von 10 bis 40 Jahren an, über 50 Jahre waren nur 20 Personen. Ich erwähne diese etwas trockenen Zahlen, weil sie, für den Durchschnitt zutreffend, die Beschaffenheit der Auswanderung erkennen lassen.

Die Unterbringung und Verpflegung der Zwischendeckspassagiere hat in dem letzten Jahrzehnt wesentlich gewonnen. Die entsetzliche Behandlung, welche in früherer Zeit die Auswanderer auf Segelschiffen häufig zu ertragen hatten, und welche sie wohl auch noch auf Dampfschiffen erleiden können, bei denen eine Aufsicht nicht geübt wird, kann wenigstens auf deutschen Dampfschiffen nicht mehr vorkommen, seit gesetzliche Vorschriften über die Einrichtung der Schiffe gegeben sind und deren Befolgung überwacht wird. Das Zwischendeck nimmt die ganze Breite des Schiffes ein, ohne durch feste Zwischenwände abgetheilt zu sein. Es empfängt Licht und Luft durch die kleinen, „Ochsenaugen“ genannten Fenster, wie sie auch in den Kabinen der Kajütpassagiere angebracht sind, und die bei ruhiger See offen gehalten werden; es wird außerdem durch Thüren ventilirt, welche an den beiden die Zugänge vom Deck

bildenden Treppen sich befinden. Gleichwohl hat die Luft jenen dumpfen Geruch, welcher für Gefängnisse und Kasernen charakteristisch ist, auch wenn für Luftwechsel gesorgt wird. In der ganzen Ausdehnung des Raumes befinden sich hölzerne Gestelle, in drei Etagen übereinander, welche zu Schlafstätten, Leidenden auch bei Tage als Lager, dienen; sie bilden abgetheilte Bettstellen, die je mit einem Strohsack ausgestattet sind, und für zwei Personen Raum bieten. Die beschränkte Höhe erlaubt erwachsenen Personen nicht, aufrecht zu sitzen, was übrigens auch in den Kajüten erster und zweiter Klasse in der Regel nicht angänglich ist. Wer Betten mit sich führt, was bei Familien regelmäßig der Fall, kann sie auf dem Lager benützen. In gewissen Zwischenräumen sind Gänge freigelassen, um die Lagerstätten zugänglich zu machen. Ist das Zwischendeck voll besetzt, so werden diese Gänge sehr schmal. Da unser Schiff nur etwa die Hälfte einer vollen Ladung hatte, die auf 1000 Köpfe begrenzt ist, so ließ der menschenfreundliche Kapitain, nachdem wir von Southampton ausgelaufen waren, ohne eine Vermehrung zu erfahren, einen Theil der Bettgestelle entfernen, so daß die Breite der Gänge vergrößert und die Lüftung erleichtert wurde. Die zum Waschen bestimmten Räume sind für Männer und Frauen gesondert. Bei Zutheilung der Lagerstätten wird ebenfalls darauf gesehen, daß, abgesehen von Eheleuten, die Geschlechter getrennt werden; insbesondere ist ein Raum für einzeln reisende Frauen abgeschieden. Die Erleuchtung ist am Tage bei gutem Wetter zureichend, bei unruhiger See aber, wenn die Luken geschlossen werden, unzulänglich, wenn nicht künstliches Licht angewendet wird. Die Nacht über brennen Lampen in den Gängen; auch ist, um Feuersgefahr und Unordnung vorzubeugen, ein regelmäßiger Wachtdienst eingeführt. Ist das Wetter günstig, so werden die Passagiere veranlaßt, des Morgens auf Deck zu gehen, damit die Reinigung der Räume vorgenommen werden kann. Da bilden sich denn

Gruppen der mannigfaltigsten Art. Die Männer sitzen rauchend und plaudernd zusammen oder spielen Karten; Frauen und Kinder suchen Schutz gegen die Sonne unter den an Bord gehißten Böten; die Betriebsamen nehmen eine Handarbeit vor, andere vervollständigen die Toilette der Kleinen oder lesen und machen Versuche englisch zu lernen; musikalische Talente ergehen sich auf der Ziehharmonika oder vergnügen sich mit Gesang, zumal in den Abendstunden. Ausgelassene Lustigkeit ist selten; es fühlt sich heraus, daß den Meisten die Schwere des Abschiedes von der alten Heimath und die Unsicherheit der Zukunft auf der Seele liegt. Auch Zank oder Verletzung der Ordnung kommen nur vereinzelt vor. Schwerer ist die Gewöhnung an Reinlichkeit, besonders bei slavischen Abkömmlingen. Wenn der Abend dunkelt, wird das Deck geräumt, und die von der Seeluft Müden suchen das nächtliche Lager. Alles das geht gut bei freundlichem Wetter. Anders wird das Bild, wenn das Wetter stürmisch und naß ist. Dann ist der Aufenthalt auf Deck nicht möglich; die ganze Masse der Passagiere muß unten bleiben und Tag und Nacht in dem abgeschlossenen Raume aushalten. Leicht ist das nicht, wenn das Schiff rollend oder stampfend mit dem Ungestüm der Wellen kämpft, die Seekrankheit ihre Opfer fordert, die Frauen ächzen, die Kinder schreien, und die Wogen donnernd sich an der Schiffswand brechen. Da mag wohl Manchem zum Sterben bange werden. — Kranke können sich an den Schiffsarzt wenden, der täglich wiederholt Umgänge durch das Zwischendeck macht, um sich von dem Gesundheitsstande zu überzeugen. Für schwerere Fälle gibt es ein Lazareth mit entsprechenden Pflegevorrichtungen und besonderer Kost. Die Nahrung der Gesunden ist dieselbe wie diejenige der Schiffsmannschaft, einfach aber kräftig und wohlschmeckend; täglich Fleisch und gutes Brod, letzteres ohne Beschränkung des Maßes; Kinder und schwächliche Personen erhalten nach Wunsch auf Anordnung des Arztes Milch und

leichtere Kost. Dieser Behandlung ist es zu danken, daß Erkrankungen im Ganzen nicht häufig sind. Auf der Donau war nur ein einziger leichter Fall während der Ueberfahrt zu registriren.

Die letztere nahte auch in dieser Beziehung glücklich ihrem Ende. Nicht unerwünscht. Soll ich aufrichtig sein, so finde ich die Reize einer längeren Seereise erheblich geringer, als man nach der Darstellung in Romanen und nach Beschreibungen mancher Seefahrer sie sich vorzustellen pflegt. Mir scheint das Meer am schönsten vom Lande aus gesehen, etwa wenn die Sonne darin versinkt, der Beschauer aber die terra firma unter den Füßen hat, oder dann, wenn eine schön bewaldete Küste in Sicht kommt, an welcher die Wogen in schäumender Brandung sich brechen. Schwimmt man auf dem Ocean Tage lang, immer denselben Horizont um sich, dasselbe Heben und Senken der langezogenen Wellen soweit das Auge reicht, ohne jede sichtbare Marke des Fortschreitens außer dem mittäglichen Bericht des ersten Offiziers über das Ergebniß der Observation, gibt es dazu noch kalten Regen oder Nebel, dann, ja dann muß ich sagen, hat man bald genug an dem Vergnügen. Möglich, daß dieses ketzerische Urtheil einigermaßen von dem nachhaltigen Grimme beeinflußt ist, den die Seekrankheit auch bei sonst gut gearteten Menschen hinterläßt; hoffentlich kann ich es berichtigen, wenn ich die Pracht des Oceans unter den Tropen gesehen und darüber die Erinnerung an die erste düstere Prüfungszeit verloren haben werde.

Wir bekamen die Küste von Amerika zuerst in der Morgenfrühe in Sicht, am dreizehnten Tage, nachdem wir von Bremerhafen ausgefahren waren. Unwillkürlich drängt sich dabei der Gedanke an Kolumbus oder an andere kühne Entdecker auf, die nach schwerer Fahrt endlich das ersehnte Land erblicken, die Erfüllung ihrer Hoffnungen, den Siegespreis des Muthes und der Beharrlichkeit im Widerstand der Elemente und über den Trotz oder die Verzagtheit der Gefährten. Allerdings weiß der

moderne Dampfschiffspassagier, daß er Amerika nicht noch ein Mal zu entdecken braucht, aber, wie viel er auch davon bereits gelesen oder gehört haben mag, doch überkommt ihn bei einer ersten Fahrt die eigenartige Empfindung, daß er einer neuen Welt sich nähere. Ihren ersten Vertreter hatte uns dieselbe in dem Lootsen gesendet, den wir bereits am Nachmittag des vorigen Tages von seinem Kutter an Bord genommen hatten. Nachdem Sandy hook erreicht und damit die Außenbarre passirt war, hoben sich aus dem Nebel zur Linken die schönen Linien der Highlands von Navesink auf der Küste von New-Jersey mit ihrem weithin sichtbaren doppelten Leuchtthurm, zur Rechten tauchte Rockaway beach aus der Dämmerung, das beliebte Ziel sonntäglicher Exkursionen der New-Yorker. Der Dampfer läuft bald in die Narrows, die Enge, in welcher die Küsten von Staten-Island und Long Island auf die Breite eine Meile einander sich nähern, und nachdem sie passirt, in die innere Bay von New-York, ebenso berühmt als Hafen, wie durch landschaftliche Schönheit. Noch liegt über der Empire City eine graue Wolke, wie sie großen Städten in der Morgenzeit eigen ist; nur einzelne Thürme und hohe Dächer ragen hinauf in die hellere Luft, sowie die kühn geschwungenen Linien der Hängebrücke über den East River, die New-York mit Brooklyn verbinden soll. Jetzt geht es an Governor Island vorüber, nur durch einen schmalen Kanal von Brooklyn getrennt, starrend von Forts und Arsenalen, zwischen deren schwere und dunkele Massen sich reich belaubte Bäume in Fülle drängen. Zur anderen Seite bleiben die kleinen Eilande von Bedloe und Ellis, hinter denen die Häuser der Stadt New-Jersey und ein Wald von Schiffsmasten sichtbar werden. Ich verdanke diese Orientirung einem jungen Arzte aus New-York, der, ein liebenswürdiger Reisegefährte, jetzt zum beredten Interpreten seiner Heimath wird. Er macht auf die runde Steinmasse von Castle Garden aufmerksam, das an der Südspitze der Battery liegt, wo die ersten

holländischen Ansiedler sich niederließen und das jetzt die Einwanderer zuerst empfängt, die noch immer von Europa aus anscheinend unerschöpflicher Quelle einströmen. Er zeigt die Ferryboote, die zwischen New-York und New-Jersey den Strom kreuzen mit ihren befremdlich aussehenden Balanciers über Deck arbeitend, die zahllosen Piers an beiden Ufern des Stromes, Liegeplätze und Ausgangspunkte der Tausende von Schiffen, die den Hafen beleben, die Kirchen und stattlichen Gebäude von New-York, deren Umrisse nach und nach immer deutlicher hervorgetreten sind. Das Schiff nimmt langsam seinen Kurs auf das rechte Ufer des North River zu nach Hoboken oberhalb New-Jersey, wo der Norddeutsche Lloyd gleich den übrigen deutschen Linien sich seine eigenen Piers und Docks angelegt hat.

An Bord des Schiffes hat sich inzwischen Manches geändert. Es hat bereits auf der Höhe von Staten-Island die Quarantainebeamten an Bord genommen, welche unter Führung des Arztes das Schiff besichtigt und die Passagiere des Zwischendeckes sowie die Mannschaft inspicirt haben. Dann sind Zollbeamte gekommen, um die Vorprüfung der Ladung und des Passagiergepäcks vorzunehmen. Ein Boot hat, nachdem das Schiff für gesund erklärt worden, die Post abgeholt, nicht ohne rauhen Wortwechsel zwischen seinem Führer und dem dienstthuenden Offizier des Schiffes aus unverstandenem Anlaß. „Der Grobe im Boot ist ein Deutscher“, sagt mein freundlicher Doktor, jedenfalls nur, um eine schlechte Meinung von seinen Landsleuten nicht gleich bei dieser ersten Gelegenheit bei mir aufkommen zu lassen. Auch in der Erscheinung der Reisegesellschaft hat sich ein bemerklicher Wandel vollzogen. Die bequemen Kleider, an die man im Schiffe sich gern gewöhnt, sind verschwunden; an Stelle der schottischen Mütze oder des Südwesters ist der schwarze Cylinder getreten, an die des absatzlosen Leinenschuhes der Lackstiefel. Am meisten verändert erscheinen die Frauen und Kinder; das Negligé der Schiffskleidung ist mo-

dischen Toiletten gewichen, so daß das Wiedererkennen fast schwierig wird. Sichtlich lebt ein Jeder schon mehr in der Erwartung des Kommenden als noch für seine Umgebungen, es sei denn, daß diese in Koffern, Schachteln und Reisetaschen bestehen, denen Sorge und Aufmerksamkeit gewidmet werden muß. Die Zollbeamten walten inzwischen ihres Amtes, indem jeder der in der Schiffsliste verzeichneten Passagiere an den Tisch im Salon, an welchem sie bei einer Flasche Moselweins ihre Pflicht thun, herantreten und erklären muß, wie viele Gepäckstücke er mit sich führe, und was an zollpflichtigen Gegenständen darin enthalten sei. Die bezügliche Erklärung wird unterschrieben und ihre Richtigkeit eidesstattlich versichert. Dagegen erhält jeder Passagier einen Check mit einer Nummer, welchen er an dem Schalter des Zollbureau nach der Landung vorzuzeigen angewiesen wird. So ist es Mittag geworden, ehe das Schiff an dem Zollschuppen anlegt, der wenig einladend aussieht. Angehörige und Freunde erwarten viele der Ankömmlinge, welche ungeduldig dem Augenblicke entgegensehen, wo die Laufbrücke niedergelassen wird. Dann drängt es sich auf ihr ab und auf mit Grüßen, Umarmungen, Fragen; von den Reisegefährten noch ein flüchtiger Abschied, und auseinander gestreut werden, die Wochen lang mit einander gelebt, jeder auf einen anderen Pfad, ohne Gewähr, vielleicht auch ohne Wunsch des Wiedersehens. Die nicht Begrüßten haben es weniger eilig, das Schiff zu verlassen; auch die Passagiere des Zwischendecks müssen sich gedulden, da sie sammt ihrem Gepäck unmittelbar nach Castle Garden behufs Untersuchung und weiterer Beförderung übergeführt werden. Zunächst ist noch die zollamtliche Revision des Gepäcks zu bestehen; sie wird in dem großen Schuppen, an welchem wir gelandet, vorgenommen, nachdem die endlos scheinenden Kisten und Koffer ausgeladen und aufgestellt worden. Das an Bord erhaltene Check wird vorgewiesen und von dem Inspektor der der Nummer entsprechende Beamte

bezeichnet, welcher die Untersuchung auszuführen hat. Dieser eigenthümlichen Einrichtung, bei welcher die Revisoren gleichsam verloost werden, liegt die Absicht zu Grunde, den Schmuggel zu verhüten, zu welchem die ausnehmend hohen Eingangszölle starke Versuchung bieten, indem dadurch Kollusionen mit den Revisionsbeamten erschwert werden. Bei der Untersuchung des Gepäcks wird übrigens mit einer rohen Gründlichkeit verfahren, die um so widerwärtiger ist, als sie anscheinend nicht gleichmäßig geübt wird. Ist die Prozedur glücklich beendet, so gibt ein Kreidezeichen den Passirschein und der Eintritt in die „Vereinigten Staaten von Amerika" ist frei.

II.

New-York. — Erste Eindrücke. — Straßenleben. — Der Central Park. — Die Elevated Railroad. — The Messenger Service.

New-York, September 1881.

New-York liegt auf einer Insel, Manhattan Island, die sich ziemlich grade von Süd nach Nord erstreckt; sie wird im Westen von dem Hudson River, — in seinem unteren Laufe North River genannt — im Osten von einem Meeresarm gebildet, der East River heißt und durch den Harlem River und den Spuyten-Duyvel-Creek mit dem Hudson in Verbindung steht. Die letztgenannten schmalen Flüsse trennen Manhattan Island vom Festlande. Von Hoboken aus, bis wohin mein erster Brief reichte, muß man, um von der New-Jersey Seite nach New-York zu kommen, den North River in einem der großen Fährboote kreuzen, welche den Verkehr zwischen beiden Ufern vermitteln.

Der erste Eindruck, den man von der Stadt empfängt, ist nicht grade gewinnend. Man fährt vom Flusse herauf durch

verschiedene Straßen mit schmalen Häusern, niedrigen Gebäuden aus rothen Ziegeln mit grünen Fensterläden, wie man sie in holländischen kleinen Städten findet. In der That führt die Bauart auf die holländischen Ansiedler zurück, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts auf Manhattan sich niedergelassen haben. Holländische Sauberkeit und Nettigkeit scheinen indessen nicht mitvererbt zu sein; wenigstens ließen die staubigen Straßen und die Häuser, auf denen eine drückende Hitze lastete, äußerlich zur Zeit nicht viel davon verspüren. Anders wird das Bild, je mehr man in das Innere kommt, und dem Broadway sich nähert.

Das Leben und Treiben einer Großstadt ist schwer zu erfassen, noch schwerer zu beschreiben. Ich bin jetzt seit acht Tagen hier und fast immer unterwegs; und doch bin ich über den ersten Anfang noch nicht hinaus. Wäre die Erinnerung an die Fahrt über den Ocean, den die Amerikaner allerdings nur „den großen Teich" nennen, nicht noch so frisch, so möchte ich bisweilen glauben, in einer europäischen, insbesondere in einer englischen Stadt zu sein. Daß man in einer Handelsstadt ist, merkt man auf Schritt und Tritt, zugleich, daß der Handel alle anderen Interessen beherrscht. Dies gilt namentlich von dem südlichen Theile der Stadt, von der Battery aufwärts etwa bis zur Höhe von Union Square. Hier fluthet auf dem Broadway und den in ihn einmündenden Straßen in den Geschäftsstunden von 9 bis 4 Uhr ein Verkehr, von dem eine Vorstellung nur sich machen kann, wer die Londoner City um die Mittagszeit kennt. Mir will er noch hastiger, noch drängender, noch energischer dünken. Um davon ein anschauliches Bild zu bekommen, empfiehlt es sich für den Fremden, von einer Station der elevated Railroad in der oberen Stadt von Süden bis nach der Battery zu fahren, und dann sich den Broadway zu Fuß, gelegentlich auch auf dem Außensitze eines „Bus" — i. e. Omnibus — hinaufzuarbeiten. Der Broadway durchzieht die Stadt von hier bis nach dem neu angelegten Central Park im

Norden in einer Länge von fünf Miles (oder acht Kilometer) und setzt sich jenseits desselben als Boulevard fort bis zum Harlem River. Er bildet gleichsam das Rückgrat der Stadt ziemlich in ihrer Längenachse, mit einer leichten Krümmung in der Mitte bei Union Square, nach beiden Seiten Leben ausstrahlend und aufnehmend. Wenn Wall Street und deren Umgebungen bei diesem Bilde als das Hirn erscheinen, so spricht dies mehr für die Richtigkeit des Bildes als gegen dieselbe. Die Battery ist ein mit schattigen Bäumen besetzter Platz an der Bay, welcher den Namen von der Befestigung hat, welche die holländischen Ansiedler dort errichteten. Castle Garden, das hier liegt, erinnert ebenfalls noch an frühere kriegerische Bestimmung. Jetzt ist er der Ausgangspunkt zweier Linien der elevated Railroad, und umgeben von friedlichen Speichern und Gasthäusern für Einwanderer, sowie von den Abgangsstationen verschiedener Ferryboote. Der Broadway beginnt, wenn man den Battery Platz überschritten, am Bowling green, einem runden mit Springbrunnen und Rasen geschmückten Platze, an den sich viele Erinnerungen knüpfen. In den holländischen und englischen Kolonialzeiten und manche Jahre später war hier der vornehmste Theil der Stadt, in welchem die angesehensten und vornehmsten Leute mit Vorliebe wohnten, Lord Cornwallis sowohl, der oberste Befehlshaber der englischen Streitmacht, wie später General Washington, nachdem die Statue Georg III., welche hier gestanden hatte, am Tage der Unabhängigkeitserklärung vom Volke zerstört worden war. Heut zu Tage umgeben den Platz Amtslokale der ausländischen Konsulate und die Offices der zahlreichen überseeischen Dampfschifffahrtsgesellschaften. Boardinghäuser und Kaufläden mit allerhand dem Bedürfniß der Einwanderer entsprechenden Waaren charakterisiren auch den südlichen, mäßig ansteigenden Theil des Broadway, der auf Bowling green mündet. Wandert man aufwärts, so wird man bald inne, daß in den einzelnen Abschnitten der

Straßen bestimmte Geschäftszweige sich zusammengefunden und festgesetzt haben. Bis Trinity church und etwas darüber hinaus sind es die Bankhäuser, die Makler und Agenten, sowie die Offices der Anwälte, welche vorherrschen. Die Nähe der Börsen für die verschiedenen Zweige des Handels, welche nebst dem Custom house, der treasury und den großen Bankhäusern in dem engen Complexe zwischen Broadway, Liberty Street und der östlichen Wasserfront sich zusammendrängen, erklärt die Häufung der Arbeitsstätten des Groß- und Geldhandels an diesem Theile des Broadway, wie in dessen östlichen Nebenstraßen, Broad Street, Nassau Street, Exchange Place und vor Allem in der weltbekannten Wall Street.

Die Trinity church, ein gothischer Bau in braunem Sandstein, von der Straße durch ein Gitter geschieden, umgeben von einem Kirchhof, auf dessen grünem Rasen altersgraue Grabsteine über eingesunkenen Gräbern sich erheben, bildet äußerlich und nach innen einen merkwürdigen Gegensatz zu den Baaltempeln, welche sie umgeben. Ob in dem heißen Kampfe um Gold und Macht, der nahe bei ihr täglich geführt wird, die Kämpfer durch die Todtenhügel an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge sich jemals mögen mahnen lassen? Die drängende Hast vor den Pforten der Kirche gibt die verneinende Antwort und treibt auch den Wanderer vorüber, der die melancholische Frage gestellt hat.

Oberhalb der Kirche betritt er das Gebiet der großen Versicherungsgesellschaften, beherrscht durch die mächtigen Granitbauten der Equitable und der Mutual Life Insurance Companies. An der Ecke von Fulton Street hebt sich das weit sichtbare, in Rohbau aufgeführte Haus der Evening Post, ein Vorposten der Paläste der Presse, deren Gros weiter oben an Printing house Square auf der Ostseite von Cityhall Park sich zusammendrängt. Hier ist in der Mittagszeit und in den Stunden, wo die Offices sich leeren, ein solches Drängen und

Treiben, daß der ellbowroom nur für einen Amerikaner frei zu machen ist. Wer in dem Gewirre der Omnibusse, Kutschen und Lastwagen, welche auf dem Straßendamme sich einander entgegen und durch einander schieben, den Weg kreuzen will, bedarf außer sicherem Auge und schnellem Fuße auch der Entschlossenheit zur Erfassung des Momentes, in welchem die Wahrscheinlichkeit gerädert zu werden, etwas geringer ist. Die an den Straßenübergängen stationirten Polizeibeamten helfen zwar so viel sie können; dieses Können aber ist bei der Enge der Straße, welche den Namen Broadway geradezu unerklärlich macht, sehr beschränkt. Auch wenn man aufwärts blickt, findet das Auge keine Ruhe. In ellenlangen Buchstaben auf Giebeln und Fronten kämpfen die Namen und Firmen der Geschäfte um die Aufmerksamkeit des Beschauers; über den Dächern spannen die Telegraphen das Riesennetz ihrer Drähte, soweit sie nicht auf den hölzernen Masten ruhen, welche längs der Bürgersteige aufgestellt sind, beiläufig gleich häßlich nach Anstrich wie Gestalt. Es ist, als wenn der wirre Kampf von unten in den Lüften fortgesetzt würde. Etwas freier wird der Weg und leichter die Bewegung, wenn man sich bis nach City hall Park durchgeschlagen hat, einem mit Bäumen geschmückten Platze, an dessen Seiten die prächtigen Bauten des neuen Post office und des Court house liegen, zwischen ihnen die City hall, der Sitz der New-Yorker Gemeindeverwaltung. Hier endet das Reich der großen Finanzmächte, und der ihnen hier sicherlich ebenbürtigen Großmacht der Presse und das des Großwaarenhandels beginnt, in zahlreichen Verzweigungen nach den Seitenstraßen sich ausbreitend, welche rechts und links vom Broadway ausstrahlen. Hier drängen weniger die Menschen, als Waarenballen und Kisten mit einer Beschränkung und Belästigung des Fußgängerverkehrs, wie nur das ausschließliche Uebergewicht des Handels sie erklärlich und erträglich macht. Bei der Beschränktheit des Raumes, auf welchem die Stadt in

der Breite sich ausdehnen kann, — derselbe beträgt bei der Battery etwa $1/_2$ Mile und übersteigt nirgend $2^3/_8$ Miles — wird derselbe aufs äußerste ausgenützt, wie nicht blos in der Höhe der Gebäude, sondern auch darin zu Tage tritt, daß der Raum unter den sidewalks der Straße zu den Häusern gezogen und als Speicher benutzt wird. Die Bürgersteige sind in Folge dessen statt mit steinernen Platten häufig mit dicken Glas- oder mit Eisenplatten belegt, welche gehoben werden können, um die Lagerräume unmittelbar vom Straßendamme aus zugänglich zu machen. Daß das Ab- und Aufladen der Waarenmengen, welche hinein und herausgebracht werden, den Weg versperrt und lästige Hemmungen verursacht, ist leicht begreiflich und wird auch übel empfunden. Die Zeitungen sind voll von Klagen und Beschwerden darüber; ein Wandel soll davon aber nicht zu spüren sein. Auf dieser Strecke, die bis Union Square gerechnet werden kann, erregt die Aufmerksamkeit selbst unter den kolossalen Waarenlagern der Store von F. A. Stewart & Co., der ein ganzes Stadtviertel einnimmt, und die größte Anhäufung von dry goods, Kleidern und ähnlichen Waaren, darstellen mag, welche auf einer Stelle in einer Hand sich finden. Wohlthuender als der Riesenwürfel dieses Store wirkt der Anblick von Grace Church, die an der Stelle erbaut ist, wo der Broadway aus der geraden Richtung sich etwas westlich wendet und deren weißer gothischer Marmorbau mit seinem graciösen Thurme und Pfarrhause vermöge der Wendung der Straße von weit her in anmuthigster Weise die Aussicht beherrscht. An Union Square, einem mehrere Acres großen Platze mit alten Bäumen, unter deren Schatten außer einigen dort wohlgeborgenen Statuen um die Mittagzeit eine wahre Musterkarte müder und erschöpfter Wegfahrer rastet, bricht sich die grade Linie des Broadway um dann an der Westseite des Square entlang in starker Verengung sich nach Madison Square fortzusetzen. Hier thut der Wanderer wohl, auch ein wenig zu

rasten, um sich, sei es bei Delmonico, den die New-Yorker als den besten Restaurant in the world rühmen, oder im Brunswick hotel oder in Hofman house nach der Anstrengung des Morgens zu stärken. Was vom Broadway über Madison Square hinaus liegt, hat nichts von dem originellen Charakter seines südlichen Theiles. Die 5. Avenue, die er schräge kreuzt, und Madison Avenue, welche beide in gerader nördlicher Richtung nach dem Central Park führen, nehmen an seiner Stelle fortan das Interesse in stärkerem Maaße in Anspruch. Wie früher Bowling green und Battery place, so sind jetzt diese Avenues das elegante und fashionable Quartier par excellence. Die Häuser, durchweg von solidem Material, meist dunkelbraunem Sandstein, doch zuweilen untermischt mit Façaden von hellerem, insbesondere von einem eigenthümlich blaßgrünen Ton, die eine hübsche Abwechselung in den langen Fronten hervorbringen, nach englischem Brauche nur Wohnung bietend für eine Familie; das englische basement — auf deutsch Kellergeschoß — durch Gitter von der Straße abgeschlossen; eine Treppe mit zahlreichen Steinstufen zur Hausthür in der Regel einer Doppelthür, deren äußere Flügel nur bei Nacht geschlossen werden; in der ganzen Einrichtung und Haltung jener unverkennbare Ausdruck wohlhäbigen Behagens, der dem Westende reicher Städte eigen ist. Dies geht bis auf das Pflaster hinunter, das im Gegensatz zu anderen Geschäftsstraßen, wo es stark vernachlässigt ist, durch Güte und Sauberkeit sich auszeichnet. Daß in der Straße, wo die Van der Bilt's wohnen, ein Institut wie der Tramway oder gar die elevated Railroad ausgeschlossen ist, ist leicht begreiflich. Dafür sieht man in den späteren Stunden des Nachmittags elegante Equipagen und Reiter auf diesem beliebten Wege nach dem Central Park eilen, wo die vornehme, oder was dasselbe bedeutet, reiche Welt sich in frischer Luft für das dinner vorbereitet. Bemerkenswerth ist für den Fremden, der auf der 5. Avenue

gleichen Weges geht, der kostbare Neubau der katholischen Kathedrale von St. Patrick, welcher den ganzen Block zwischen der 50. und 51. Straße sowie der 5. und Madison Avenue einnimmt, an welcher letzteren ihm gegenüber das Palais des Kardinals liegt. Der Grundstein der Kirche wurde im Jahre 1858 gelegt, die Einweihung zum Gottesdienst geschah schon 1879, nachdem der Bau bis auf die Thürme vollendet, und ein Betrag von annähernd 2 Millionen Dollars darauf verwendet war. Das Material ist durchweg Marmor, mit einem Sockel von Granit, die Gestalt die eines Kreuzes, der Styl der französische des 13. Jahrhunderts. Die mehr als 150 Fuß hohe Frontseite mit ihrem mächtigen Portal ist schon jetzt außerordentlich wirkungsreich, obwohl die flankirenden Thürme erst bis zur Dachhöhe geführt sind. Die zur Vollendung noch erforderlichen Kosten werden auf etwa 600 000 Dollars veranschlagt; man sagt, daß zu ihrer Bestreitung hauptsächlich die Beiträge dienen, welche die irländischen Dienstmädchen in New-York allwöchentlich leisten. Hoffentlich folgen sie dabei nicht dem Beispiel des heil. Krispinus.

Der Central Park ist eine verhältnißmäßig junge Anlage, aber eine der wohlthätigsten wenn auch zugleich kostbarsten des letzten Menschenalters. Noch vor zwanzig Jahren war die Fläche, auf der er angelegt ist, ein wüstes Stück Land, zum großen Theil versumpft und mit Geröll bedeckt. Jetzt hat die Kunst des Ingenieurs und Gärtners daraus einen Park geschaffen, ebenso großartig durch seine Ausdehnung, wie durch das Geschick und die Vielartigkeit seiner Garten- und Schmuckanlagen. Die Grundfläche, welche er einnimmt, ist 840 Acres, (gleich 340 Hektar oder 1332 Morgen) groß, in einer Länge von mehr als 2½ Miles und einer Breite von ½ Mile. Er bietet daher genügenden Raum zur Entwickelung von Fahr-, Reit- und Fußwegen, deren Gesammtlänge mein Führer auf mehr als 40 Meilen berechnet. Der spaziofeste Fahrweg, die

Mall, in der Breite von 60 Fuß, von der Marble Arch am südlichen Eingang bis zu der Terrasse am See in der Mitte des Parks, ist der Corso, auf welchem Reichthum und Schönheit nach dem Vorbild von Rotten Row in Hyde Park oder der Promenade du lac im Bois de Boulogne sich sehen lassen. Am nördlichen Ende der Allee ist ein Musiktempel, in welchem am Nachmittage jedes Sonnabends in den Sommermonaten Konzerte gegeben werden. Auch an anderem Vergnüglichen fehlt es nicht. Seen mit Wasservögeln und Wasserpflanzen, zierliche Brücken und Tunnels, künstliche Tropfsteinfelsen und unterirdische Gänge mit Wasserfällen, eine idyllische Wiese mit Schafen, eine Menagerie, ein Karroussel und ziegenbespannte Wagen für die Kleinen, ein Ball ground für Baseball, criquet oder Lawn tennis Spiel u. s. w. mit Grazie in infinitum. Auf alle Fälle ist der Park ein Segen für die Bewohner der stetig anwachsenden Stadt, denen er körperliche Erholung in gesunder Luft gewährt und gemüthliche Erfrischung, die in dem aufreibenden Geschäftsleben von New-York mehr Noth thut als anderswo. Die Lage der Stadt auf schmaler Insel, von deren Ufern jeder Fuß für die Bedürfnisse des Handels und Schiffsverkehrs in Anspruch genommen ist, beschränkt die Zahl der Spazierwege und freien Plätze in dem am dichtesten bewohnten südlichen Theile derart, daß eine so umfassende Hilfe, wie der Central Park dringend geboten war. Auch ihn umschließt, da die Stadt nur nach Norden sich ausdehnen kann, bereits auf allen Seiten ein Ring von Gebäuden, der mit der Zeit immer dichter werden muß. Es war daher eine rettende That, daß die freie Fläche für den Park noch rechtzeitig erworben und dem Gemeinwohl der Bürger vorbehalten worden ist. Daß von den Kosten des Kaufs und der Einrichtung ähnlich wie beim Bau des Court house und der East River Bridge beträchtliche Summen durch untreue Verwaltung verloren gegangen sind, wie behauptet wird, ist schlimm, wird aber

den New-Yorkern den Genuß ihres Parkes auf die Dauer nicht trüben.

Sehr wichtig ist unter dem Gesichtspunkte der Benutzbarkeit die leichte Zugänglichkeit des Parkes vermöge der ausgebildeten Verkehrsmittel. Er ist vom Süden her durch sechs Pferdebahnlinien und durch 3 Linien der elevated Railroad zu erreichen, von welchen letzteren die der 6. Avenue nahe an der Südseite des Parkes eine Station hat.

Ueber das sehr ausgedehnte Netz der Straßeneisenbahnen, horse cars, ist etwas Besonders nicht zu bemerken, es sei denn, daß das Fahrgeld für alle Entfernungen gleich ist (5 oder 6 Cents), daß auf einigen Linien die ganze Nacht hindurch Wagen kursiren, endlich daß die Pferdebahnen trotz der Konkurrenz der elevated Railroad bestehen; selbst da, wo ihre Gleise unter denjenigen der letzteren liegen.

Die elevated Railroad dagegen bietet ein specielles Interesse, da sie die Frage der Kommunikationserleichterung in glücklichster Weise gelöst zu haben scheint. Diese Frage war dringlich und schwierig durch die langgestreckte Lage der Stadt, die verhältnißmäßig geringe Breite der Straßen bei übergroßem Verkehr und die rechtwinkelige Lage der Straßen zu einander, welche den Fahrzeugen das Ausweichen erschwert. Dampfwagen auf dem Straßendamme waren bei dieser Sachlage ausgeschlossen; die Anlage einer unterirdischen Eisenbahn verbot die Beschaffenheit des Grundes, wenn anders die in London damit gemachten Erfahrungen dazu angereizt hätten; man stieg daher über das Niveau der Straßen und hob die Gleise auf einen eisernen Unterbau, dessen Höhe in derjenigen des ersten Stockwerks der Häuser liegt. Er besteht aus Pfeilern und dieselben verbindenden Trägern, welche mehr als die Hälfte des Straßendammes überbreiten und auf welchen die Schienen ruhen, entweder in einer hölzernen die ganze Breite einnehmenden Bettung, oder unmittelbar auf den Querträgern lagernd.

Der Bau der Bahn wurde vor drei Jahren begonnen; er nahm so raschen Fortgang, daß bereis vier Linien im Betriebe sind, die sämmtlich die Stadt fast in deren ganzer Länge von South Ferry ab durchziehen, zwei im Osten in der 2. und 3. Avenue, zwei im Westen in der 6. und 9. Avenue. Die Gesammtlänge ihrer Gleise wird auf 32 Miles angegeben. Diese Eisenbahnen dienen sämmtlich nur dem städtischen, inneren Verkehr, stehen mit keiner der nach auswärts gehenden Eisenbahnen in unmittelbarer Verbindung und befördern nur Personen. Sie sind doppelgleisig, so daß alle „up“ gehenden Züge auf dem einen Gleise, alle „down“ gehenden auf dem anderen Gleise laufen. Dementsprechend sind auch die Stationen angelegt, so daß Zugang und Abgang der Passagiere in der Richtung nach aufwärts auf der einen, in derjenigen nach abwärts auf der anderen Seite stattfindet. Es wird dadurch vermieden, daß die Fahrgäste verschiedener Richtungen kollidiren oder sich in der zu nehmenden Richtung irren. Die Stationen sind hölzerne Bauten, in welchen im Niveau der Bahn der Billetschalter und ein geschützter Warteraum sich befinden und an die auf beiden Seiten ein Schutzdach sich anschließt, welches soweit reicht wie die Länge der Züge, welche halten. Man steigt zu den Stationen, welche an den die Avenues im rechten Winkel schneidenden Querstraßen liegen, auf bedeckten Treppen, welche, um eine bequeme Steigung zu ermöglichen, in die Seitenstraßen ziemlich weit hineingebaut sind. Daß die Stationshäuser mit diesen Treppen sowie die ganze Anlage der Hochbahnen den Straßen, durch welche sie gehen, zur Zierde gereichen, läßt sich eben nicht behaupten. Die eiserne Konstruktion ist plump und durch Form und Farbe ungefällig. Den Stationshäusern wird nachgerühmt, daß sie im Style von Schweizer Chalets gebaut seien; sie erinnern mehr an chinesische Bauten, und haben den Anspruch auf Schönheit, den sie vielleicht Anfangs gehabt haben mögen, durch die Unbill des Wetters und die Einwirkung von

Staub und Rauch längst verwirkt. Unzweifelhaft ist die Beeinträchtigung der Sauberkeit in den Straßen, da die Feuchtigkeit unter dem Ueberbau sich hält und der Schmutz sich sammelt, von der Aedilität der Stadt anscheinend nur selten behelligt; noch mehr außer Zweifel aber ist die Benachtheiligung der Besitzer und Bewohner der Häuser, deren Erdgeschoß Luft und Licht gekürzt wird und deren obere Stockwerke durch das Geräusch und den Rauch der vorüberrasselnden Züge an Ruhe und Wohnlichkeit erheblich verlieren. Die Folge ist denn auch, daß diese Häuser vielfach aufgehört haben, Wohnungen zu sein, und zu Waarenlagern und Werkstätten haben eingerichtet werden müssen, wenn die Eigner sie nicht leer stehen lassen wollten. Der dadurch den Letzteren entstandene Schaden ist beträchtlich. Sie haben die Eisenbahngesellschaften auf Ersatz desselben im Wege des Prozesses in Anspruch genommen, da der Bau der Bahnen ohne ihre Zustimmung ausgeführt worden ist. Der Prozeß ist endgiltig noch nicht entschieden; er hat indessen, da die Forderung hoch in die Millionen steigt, dem Vernehmen nach den Stand der Aktien stark beeinflußt. Wie dem aber auch sei, daß die Hochbahnen dem Verkehrsinteresse durchaus entsprechen, das kann nicht in Zweifel gezogen werden. Es spricht dafür in beredter Weise die Thatsache, daß im vergangenen Jahre auf den vier Linien mehr als 75 Millionen Passagiere befördert worden sind, daß also durchschnittlich jeden Tag annähernd ein Drittel der Bevölkerung von New-York darauf gefahren ist. Diese hohe Zahl erklärt sich hauptsächlich daraus, daß ein großer Theil der Geschäftsleute und Arbeiter, welche ihre Offices oder sonstigen Arbeitsstätten im südlichen Theile der Stadt haben, mit ihren Familien in der nördlichen Stadt oder in Vororten wohnen, wo die Wohnungen angenehmer, gesunder und billiger sind, daß sie daher und wohl auch ihre Angehörigen wenigstens ein Mal am Tag den Weg nach der südlichen Stadt machen müssen. Dies tritt ganz

besonders in den Morgenstunden zwischen neun und zehn, wo die Offices und Geschäfte geöffnet werden, sowie in den Nachmittagsstunden, wo sie schließen, in der starken Frequenz der Eisenbahn zu Tage. Dem Bedürfnisse des Verkehrs sind die Gesellschaften durch die Einrichtung zahlreicher Stationen und zweckmäßige Einrichtung des Betriebes entgegengekommen. Der ersteren zählen die vier Linien, beide Richtungen zusammen genommen, nicht weniger als 161, so daß im Durchschnitt auf jede Mile 5 Stationen entfallen, dem Bedürfniß entsprechend in den untern Theilen der Stadt dichter zusammengedrängt, als in den oberen. Der Betrieb beginnt um 5½ Uhr Morgens; die Züge folgen einander in Zwischenräumen von 2½ bis 6 Minuten, zur Nachtzeit (von 12 Uhr bis früh) während deren nur auf zwei Linien Züge laufen, von 15 Minuten, mit Ausnahme des Sonntags, an welchem auf der zweiten Avenue-Linie der Betrieb ganz ruht, auf anderen erst Mittags beginnt, oder in der Zahl der Züge beschränkt ist. Die Gesammtzahl der täglichen Züge auf allen vier Linien in beiden Richtungen wird auf 3400 angegeben; die Fahrgeschwindigkeit ist durchschnittlich 12 Miles auf die Stunde, so daß beispielsweise der Zug die Linie in der 6. Avenue von South Ferry bis zur 58. Straße, einschließlich der 14 Aufenthalte in 23 Minuten durchläuft. Die Aufenthalte können natürlich nur kurz sein und übersteigen in der Regel nicht eine Minute, innerhalb deren der Ab- und Zugang der Passagiere sich vollzieht. Die Züge bestehen aus der Lokomotive und zwei oder drei Wagen. Wer nicht mehr Platz findet, wartet auf den nächsten Zug. Außer dem Maschinenpersonal (Führer und Heizer) begleitet jeden Zug ein Konduktor und ein Guard. Sie rufen die Stationen aus, lassen die Passagiere aus und ein und sorgen für die Innehaltung der Fahrzeit. Mit Billetabnahme und Kontrole haben sie nichts zu thun. Der Billetschalter befindet sich in der Nähe des Treppenaufganges. Der Verkauf ist da-

durch erleichtert, daß der Fahrpreis ohne Unterschied der Entfernung gleichmäßig ist, in den Stunden von 5½ bis 8½ Uhr früh und von 4½ bis 7½ Uhr Nachmittags 5 Cents, in allen übrigen Stunden 10 Cents, (20 und 40 Pfennige). Retourbillets werden nicht gegeben. Alles Fragen nach dem Preise in der Regel auch das Wechseln von Geld fällt daher weg, was das Geschäft am Schalter sehr glatt macht. Das Billet, kaum halb so groß wie die Billets der Berliner Pferdebahnen, läßt man, bevor man auf den Perron hinaustritt, in einen Behälter von Glas gleiten, an welchem ein Beamter stationirt ist, der die Abgabe überwacht. Die „box" ist verschlossen und wird von Beamten der Controle in bestimmten Zeiträumen geleert, um die Uebereinstimmung mit den verkauften Billets zu prüfen. Signale durch Läuten oder Rufen auf dem Perron gibt es nicht. Der heranbrausende Zug ist schon von weitem sichtbar; er wird durch Bremsen leicht und gemach zum Stehen gebracht. In dem Augenblick, wo er einfährt, schließt der Gatesman an der Box ein Gitter vor dem Zutrittsgange, so daß Niemand mehr auf den Perron gelassen wird, der Guard im Wagen öffnet das Gitter an der Plattform des Wagens, die Passagiere aus- und einzulassen und weiter geht es hastig und wortlos. Die Wagen sind ebenso bequem wie sauber, luftig vermöge guter Ventilation, und durch Holzjalousien sowie durch Glasfenster gegen Sonne und Staub zu schützen. Die Thüren sind wie bei allen amerikanischen Eisenbahnwagen an der Stirnseite. Die Sitze, von Rohr oder Stroh geflochten, befinden sich in der Regel an den beiden Langwänden, in manchen Wagen von einigen Doppelsitzen unterbrochen, die in dem mittleren Theil des Wagens quer stehen und durch einen Gang getrennt sind. Auffällig ist die Scheidung der einzelnen Sitze von einander durch niedrige Lehnen, so daß schlanke und dicke Leute gleichmäßig behandelt werden, dafür aber auch sofort zu übersehen ist, ob und welche Plätze noch

unbesetzt sind. Mit der Maximalzahl der Passagiere wird es indessen so genau nicht genommen; bei starkem Zudrang ist oft der ganze Längsgang durch stehende Personen besetzt, wogegen das Stehen auf der Plattform außerhalb während der Fahrt verboten ist. Die Bewegung der Wagen ist frei von Stößen und Erschütterungen; auch das Bremsen geschieht ohne erhebliche Rucke. Der Schnelligkeit und Sicherheit der Fahrt kommt zu statten, daß die Schienen auf langen Strecken in gerader Linie laufen und daß auf keiner der Linien außer auf den Endstationen sich Weichen befinden, die passirt werden müssen. An den wenigen Stellen, wo Kurven liegen, wird das Tempo verlangsamt. An diesen Stellen sieht die Geschichte etwas unsicher aus, namentlich wenn die Züge aneinander vorüberfahren; man glaubt der Unterbau müsse bei der Ausbiegung ins Weichen kommen. In wie weit die Konstruktion des Ueberbaues gegen solche Gefahr Sicherheit gewährt, kann nur der Techniker beurtheilen. Von Ferdinand v. Lesseps, der vor einiger Zeit auf dem Wege nach Panama New-York besuchte, wird erzählt, daß er diese Konstruktion als ein frappantes Beispiel amerikanischen Leichtsinns bezeichnet habe; indessen ist ein Unglück noch nicht geschehen und zur Verhütung eines solchen findet eine aufmerksame Prüfung der Gleise jeden Tag sowie des Betriebsmaterials nach jeder Fahrt statt. Die elevated Railroad ist vollkommen fashionable und wird von allen Gesellschaftsklassen benutzt, in den billigen Stunden auch stark von Arbeitern, in der übrigen Zeit ziehen diese die horse cars vor, da deren Fahrgeld um die Hälfte geringer ist. Aeußerlich ist übrigens in Anzug und Haltung der Arbeiter von dem Gentleman nicht sofort zu unterscheiden; im Arbeitsanzug verlassen nur selten Arbeiter ihre Werkstätte. Im Uebrigen ist das Publikum von sehr anständiger Haltung; nur die traditionelle Höflichkeit gegen die Damen scheint allmälig in die Brüche zu gehen, da diese nicht selten mit einem Stehplatz sich begnügen müssen, während junge

Männer sitzen. Die meisten Passagiere nehmen an dem shop des Zeitungsverkäufers, der auf keiner Station fehlen darf, eine oder mehrere Zeitungen und arbeiten sich in die Lektüre ihrer Riesenseiten hinein, bis die gewünschte Station kommt. Selten sieht man zwei Leute eine Unterhaltung führen. Wie es mit der Rentabilität der Hochbahnen steht ist mir zweifelhaft geblieben. Der Ertrag des letzten Jahres wird auf mehr als 5 Millionen Dollars angegeben, die Betriebskosten sollen aber sehr erheblich sein. Bezüglich der Verwaltung findet das eigenthümliche, in den Ver. Staaten nicht ungewöhnliche Verhältniß statt, daß zwei Aktiengesellschaften, welche Eigenthümerinnen der Linien sind, die New-York und die Metropolitan Elevated Railroad Companies die Bahnen an eine dritte Gesellschaft, die Manhattan Compagny verpachtet haben, welche den Betrieb führt, deren Aktien aber den niedrigsten Kursstand haben.

Wenn Deine Geduld noch etwas länger ist, als die elevated Railroad so lässest Du Dir zum Schlusse noch eine Notiz über die öffentliche Miethskutsche, was man in Berlin von der Zeit der russischen Freundschaft her hartnäckig Droschke nennt, gefallen, die mein deutscher Gründlichkeitstrieb mir in die Feder drängt. Sie ist auf Straßen und Plätzen vorhanden als Coupé und viersitziger Wagen mit leidlich guter Ausstattung und in der Regel mit guter Bespannung. Sie wird indeß bei der Ausdehnung der Hoch- und Straßeneisenbahnen und deren niedrigen Fahrpreisen verhältnißmäßig wenig benutzt, wozu noch kommen mag, daß das Fahren auf dem schlechten Pflaster nichts weniger als ein Vergnügen ist und daß ihre eigenen „fares" für europäische, sprich Berliner, Begriffe ausnehmend hoch sind. Der niedrigste Satz, welcher im Tarif überhaupt vorkommt, ist ein Dollar oder 4,25 Mark. Die Kutscher aber binden sich häufig nicht an den Tarif; sie fordern über den Tarif was ihnen erreichbar scheint und reüssiren damit besonders Fremden gegenüber, da Streitigkeiten nur in des Mayors Office in City hall entschieden

werden und die Kutscher, meist Söhne der grünen Insel, einen selbst für diese nicht gewöhnlichen Grad von Grobheit besitzen sollen. Wollte ich nun wirklich erschöpfend gründlich sein, so müßte ich auch noch über die Wasserdroschken, i. e. die Fährboote berichten, ich denke aber, Du hast für heute genug von dem Kapitel. Dagegen widerstehe ich nicht dem Reize, noch über eine Einrichtung zu referiren, über welche ich gestern von einer liebenswürdigen Frau in befreundetem Hause mich unterrichten ließ, und die mir sehr zweckmäßig und der Ausbildung vielleicht auch bei uns werth erschien, ich meine den messenger service. Mrs. W. hatte einen Apparat in eisernem Kasten mit einer Kurbel, an welcher sie hantirte, um wie sie erklärte, ein Packet baldigst in die Hände von Mrs. S. gelangen zu lassen. Ich vermuthete zunächst in dem Apparat eine verbesserte Rohrpostanlage, die in das Haus geführt, mittelst Pustens den Transport besorgen möchte. Doch wurde ich eines Anderen belehrt. „Drehe ich ein Mal an der Kurbel, so kommt in fünf Minuten ein Boy von der Station, der mein Packet abträgt, so daß es in einer Viertelstunde am Orte seiner Bestimmung ist. Drehe ich zwei Mal, so kommt ein Mann, den ich zu einer schweren Hausarbeit gebrauchen kann; wenn drei Mal so erscheint ein Policeman, und wenn vier Mal, so ist im Umsehen die Feuerwehr da." Das geht ja fast über Stephan, dachte ich in einem Anflug von Ketzerei; aber noch ehe drei Minuten verflossen waren, klingelte der herbeigekurbelte Boy, um den Auftrag zu übernehmen. Die weiteren Stufen des Klimax praktisch zu zeigen lag glücklicherweise keine Veranlassung vor und ich begnügte mich mit der theoretischen Information. Danach ist der Dienst von Aktiengesellschaften organisirt, welche gegen eine bestimmte monatliche Zahlung in den Häusern, deren Besitzer es wünschen, einen Telegraphenapparat aufstellen, der mit dem nächsten Office der Gesellschaft verbunden ist, und durch welchen die von Mrs. W. bezeichneten Aufträge effektuirt wer-

den. Die Kosten für die Besorgung der Botschaften werden nach einem Tarif bezahlt, dem der Satz von 30 Cents (1 Mark 20 Pf.) für die Stunde zu Grunde liegt; für Ueberbringung der Antwort ist ein Zuschlag von 5 Cents zu entrichten. Außerdem wird für die Anbringung des Apparates ein mäßiger Betrag einmalig oder monatlich entrichtet. Der Dienst beschränkt sich bei einer Gesellschaft auf die Tagesstunden, während die beiden anderen auch Nachtdienst haben. Die ganze Einrichtung ist so zweckmäßig befunden, daß sie auch in anderen großen Städten eingeführt worden ist.

III.

Castle Garden, das Einwanderer-Depot. — Einrichtungen zum Schutz der Einwanderer. — Longbranch.

New-York, September 1881.

Mein heutiger Brief soll von zwei ziemlich disparaten Dingen erzählen, von Castle Garden, dem Depot der Einwanderer und von Longbranch, dem modernen Seebade an der Küste von New-Jersey.

Castle Garden, am südlichsten Ende der Insel Manhattan gelegen, ist ein charakteristisches Wahrzeichen von New-York, das zunächst in die Augen fällt, wenn man vom Osten her der Stadt sich nähert und unvergeßlich bleibt, wenn man das Bild der Stadt sich wieder in das Gedächtniß ruft. Es vereinigt in seinem Namen die Erinnerung an verschiedene Epochen seiner Geschichte. Der runde niedrige Hauptbau war ursprünglich ein Fort, Clinton, und gibt von dieser Bestimmung in seinen dicken, von Schießscharten durchbrochenen Umfassungsmauern noch heute Zeugniß. In friedlichen Zeiten wurde seine Umgebung in einen Sommergarten verwandelt und diente als

Scene für feierliche Staatsaktionen und für militairische Schaustellungen. Als der Marquis von Lafayette die Vereinigten Staaten, für deren Unabhängigkeit er gekämpft hatte, im Jahre 1824 wieder besuchte, gab New-York zu seinen Ehren in Castle Garden einen prächtigen Ball. Später wurde es eine Konzerthalle, und das erste Feld der Triumphe, welche Jenny Lind unter Barnum's Führung in Amerika ersang. Von alledem ist ein Anklang nur in dem Namen geblieben. Die allmälige Entwickelung der Stadt nach Norden und die Konzentrirung des Geschäftsverkehres im Süden entfremdeten das alte Kastell solch anmuthiger Verwendung. Der jetzigen Bestimmung, Einwanderer aufzunehmen, wurde es im Jahre 1855 übergeben. Bis dahin konnten die Schiffe, welche Einwanderer nach New-York brachten, dieselben nach Belieben an einem der Piers landen, der ihnen bequem war. Die mit dieser Freiheit verbundenen Mißbräuche und Uebelstände führten in jenem Jahre zu einem Gesetz, welches Castle Garden als alleinigen Landungsplatz bestimmte. Außerdem wurde, um die landfremden Einwanderer der Ausbeutung zu entziehen, welcher sie durch runners und loafers aller Art ausgesetzt waren, die Einwanderung unter Aufsicht einer Kommission von neun Mitgliedern gestellt (die commissioners of emigration), von denen sechs der Gouverneur des Staats zu ernennen hat, während der Mayor der Stadt, der Präsident der irländischen Auswanderer-Gesellschaft und der Präsident der deutschen Gesellschaft vermöge ihres Amtes dazu berufen sind. Die überwachende und fürsorgende Thätigkeit dieser Kommissarien empfängt den Einwanderer, noch ehe er das Schiff verlassen hat, hilft ihm bei der Landung, gibt ihm zeitweilig Wohnung, Nahrung und Hilfe bei Krankheit, sucht ihm Arbeit und Unterkommen zu vermitteln, und verläßt diejenigen, welche ins Innere des Landes gehen, nicht, bis sie der Eisenbahn, welche sie dorthin führt, übergeben sind. Nach diesen Zwecken theilt sich die

Thätigkeit der Kommission in zwei Departements, das landing department, welches seinen Sitz in Castle Garden hat und das hospital and refuge department auf Ward's Island.

Sobald ein Schiff mit Einwanderern im Dock vor Anker gegangen ist, begeben sich Beamte des ersteren Departments an Bord, um die Einwanderer bei der zollamtlichen Revision ihres Gepäckes zu unterstützen und sie mit dem Letzteren, soweit es als nicht zollpflichtig erkannt ist, alsbald auf Booten der Kommission nach Castle Garden kostenfrei überzuführen. Das der Zollpflicht unterworfene Gepäck wird in der Regel auf einem besonderen Fahrzeug in das dort eingerichtete Zollbüreau gebracht, um daselbst abgefertigt zu werden. Zollbegünstigungen für Gepäck der Einwanderer als solcher bestehen nicht. Nach der Landung in Castle Garden werden die Passagiere zunächst einer Prüfung unterzogen, um diejenigen auszusondern, welche an ansteckenden Krankheiten leiden und der Aufmerksamkeit des Quarantainearztes etwa entgangen sein möchten, sodann diejenigen, welche als Verbrecher verfolgt oder als persönlich hilflos zu erkennen sind. Personen der letzteren Art, zu denen auch alleinstehende Frauenzimmer mit Kindern ohne bestimmten Anschluß gerechnet werden, dürfen nicht weiter befördert werden; das Schiff, welches sie gebracht hat, muß dafür aufkommen. Früher geschah dies vermittelst einer Kaution von 300 Dollar per Kopf, neuerdings übernimmt das Schiff den Rücktransport.

Ich verdanke diese Notizen und einen Theil der folgenden einem deutschen Beamten der Kommission, welcher derselben seit zwölf Jahren mit Auszeichnung dient und mich bei meinem Besuche in Castle Garden, in welches der Eintritt ohne Erlaubniß der Kommission untersagt ist, begleitete.

Der Innenraum des Kastells, in welches die Einwanderer unmittelbar vom Schiffe gebracht werden, ist eine weite Rotunde ohne Zwischenwände, durch Oberlicht erhellt und geräumig genug um 4000 Personen bequem aufzunehmen. In der Mitte

befindet sich ein abgegrenzter Raum mit den Arbeitspulten der Beamten und den Offices der Geldwechsler. Eine Anzahl Beamter vernehmen an der Hand der Schiffsmanifeste die Ankömmlinge, indem sie Namen, Alter, Geschlecht, Nationalität, Ziel der Reise und Tag der Ankunft in dafür bestimmte Bücher registriren. Eine Angabe über Religion wird nicht gemacht; eine Rubrik über den Beruf, die in den Manifesten in der Regel nur unvollständig ausgefüllt ist, bestand früher ebenfalls nicht, ist aber in neuerer Zeit eingeführt. Nach Beendung der Registrirung werden die Namen derjenigen verlesen, welche von Angehörigen oder Freunden, die sich im Informationsbureau gemeldet haben, erwartet werden, sowie derjenigen, für welche Briefe, Telegramme oder sonstige Sendungen hinterlegt sind. Wer Briefe zu schreiben oder Telegramme abzusenden wünscht, findet Schreiber, die seine Sprache verstehen. Büreaux der Post und eine direkte Telegraphenstation sind im Hause. Wer Geld einwechseln will, wendet sich an eines der betreffenden Offices, welche verpflichtet sind, fremde Gold- und Silbermünzen nach dem Tageskurse von Wallstreet, der ausgehängt sein muß, ohne Abzug einzutauschen. Behufs der Kontrole händigen sie dem Käufer einen gedruckten Zettel aus, auf welchem Art und Zahl der verkauften Münzen, die dafür berechneten Preise und der gezahlte Gesammtbetrag eingetragen sein müssen.

Die große Halle ist den Einwanderern bis zu ihrer Abreise zur freien Benutzung überlassen. Sie finden abgesonderte Räume zum Waschen und Verkaufsstände für Lebensmittel, welche von der Frühe bis in die Nacht offen gehalten werden und in welchen die verschiedenen Waaren zu Preisen verkauft werden müssen, welche in einem leicht sichtbaren Anschlag verzeichnet und von dem Castle Garden-Komité genehmigt sind.

Diejenigen Einwanderer, welche alsbald in das Innere befördert zu werden wünschen, und dies ist die Mehrzahl,

können in Castle Garden Eisenbahnbillets bei den Agenten der Eisenbahngesellschaften kaufen, welche daselbst mit Genehmigung der Kommission ein Büreau haben. Rath und Auskunft über die zweckmäßigste Route erhalten sie von den Beamten der Kommission. Nach den Abfahrtsstationen — Depots — der nach dem Westen, dem Hauptreiseziele, führenden Eisenbahnen, welche auf der New-Jersey Seite liegen, werden sie in den Booten der Kommission kostenfrei übergeführt. Besondere Eisenbahnzüge für Einwanderer bestehen nur auf wenigen Bahnen und lokal. Früher wurden solche Züge gegen billigeres Fahrgeld aber langsamer befördert, so daß sie andere, auch Güterzüge, vorgehen lassen mußten und oft lange in den Stationen zurückgehalten wurden, eine Verzögerung, die ebenso unbequem als kostspielig war und durch welche der Vortheil des Preisabschlages zum guten Theil aufgehoben wurde. Gegenwärtig ist es die Regel, daß die Einwanderer mit den gewöhnlichen Zügen zu den normalen Preisen befördert werden, also, da das demokratische Prinzip nur Wagen einer Klasse zuläßt, wie alle anderen Eisenbahnreisenden; immerhin sollen ihnen nicht gerade die besten Wagen zur Verfügung gestellt werden. Sehr zweckmäßige Einrichtungen sind für die Beförderung des Gepäcks getroffen. Vor der Ueberführung vom Dock wird für jedes Gepäckstück ein messingenes Check gegeben, mit einer Nummer und einem Buchstaben, welcher letztere die Abtheilung des Gepäckraumes in Castle Garden bezeichnet, in welchem das Gepäckstück zunächst deponirt werden soll. Das Duplikat des Check wird an das Kollo befestigt. Die zu deponirenden Gepäckstücke werden registrirt, und nur gegen Rückgabe des Check ausgehändigt. Die Beförderung zur und auf der Eisenbahn besorgt eine Expreß delivery Company, welche sich ausschließlich damit befaßt und in Castle Garden mit eigenen Beamten, aber unter Kontrole der Kommission arbeitet. Auch hierbei wird das Checksystem angewendet und zwar derart, daß das

Gepäck auf der bezeichneten Endstation der Eisenbahn gegen Rückgabe des Check ausgeliefert wird, ohne daß der Reisende sich bis dahin darum zu kümmern braucht. Die Einrichtung funktionirt angeblich so sicher, daß trotz der Weite der Entfernungen, der Masse des Gepäcks und der Komplizirtheit mancher Routen Klagen über Mißleitung oder Verlust sehr selten sind.

Die Abfertigung einer Schiffsladung von 800 Passagieren kann in zwei Stunden abgewickelt werden, wenn das Schiff früh eintrifft und besondere Anstände nicht obwalten. Die Geschäftsstunden gehen im Winter von 9 bis 4 Uhr, im Sommer von 8 bis 8 Uhr. Tausende von Einwanderern werden auf diese Weise nach dem Tage ihrer Ankunft nach dem Westen weiter befördert, ohne von New-York mehr gesehen zu haben, als was sie auf der Ueberfahrt erhaschen.

Kann die Abfertigung nicht an demselben Tage bewirkt werden, oder bedürfen die Einwanderer nach der anstrengenden, den Meisten ungewohnten Seefahrt einiger Ruhe, so können sie die Nacht in der Halle unentgeltlich verbringen. Hölzerne Bänke sind allerdings die einzige Ruhestätte; aber die Räume sind reinlich und luftig, und da die Familien Betten mitzuführen pflegen, welche sie auf dem Boden ausbreiten können, so ist der Aufenthalt jedenfalls behaglicher, als er im Zwischendeck war. Es wird daher von der Erlaubniß reichlich Gebrauch gemacht. Für die Ordnung und Sicherheit während der Nacht wird durch eine Polizeiwache von zwölf Mann gesorgt, welche den Dienst in der Halle versieht. Geld und Werthsachen können in dem Geschäftslokal des Schatzmeisters der Kommission gegen Empfangsbescheinigung hinterlegt werden.

An dem Tage meines Besuches war ein Schiff mit englischen und skandinavischen Auswanderern angekommen, die nun abgefertigt waren. Die Halle bot ein Bild voll Leben und Bewegung, das von dem Anbau, in welchem die Offices der Kommission sich befinden, gut übersehen werden konnte.

Die Familien hatten in den einzelnen Abtheilungen sich häuslich eingerichtet; meist Frauen und Kinder waren zurückgeblieben, die Männer hatten das Kastell verlassen, um noch kleine Einkäufe zu machen, oder etwas von der Stadt zu sehen. Auf Bettstücken und Decken, ein altes Kleidungsstück unter dem Kopfe, lagen Viele, um auf festem Boden des Schlummers zu pflegen, zu dem das heillose Schwanken des Schiffes nicht hatte kommen lassen; die Kleinen insbesondere schliefen sich in das neue Heimathland ein; andere, blondköpfige frische Jungen und Mädchen sprangen freudig herum, glücklich über ein neues Spielzeug, das ihnen der Vater bereits in Amerika gekauft. Die Frauen reinigten, besserten aus, nährten die Jüngsten, auf dem Antlitz Spuren nicht blos der Müdigkeit, sondern auch der Sorge und des Schmerzes; denn der Trennung von der alten Heimath wird man sich erst voll bewußt, wenn man den Boden des fremden Landes zuerst betritt.

Wird ein längeres Verweilen in New-York nöthig, oder sagt der Aufenthalt in der Halle nicht zu, so steht den Einwanderern frei, Castle Garden zu verlassen und in ein boarding house zu gehen. Um der Ausbeutung in dieser Beziehung, welche früher in der schamlosesten Weise betrieben wurde, zu begegnen, dürfen nur solche Besitzer von Gasthäusern, welche spezielle Erlaubniß von der Kommission haben, nach Castle Garden kommen oder Agenten daselbst halten. Sie sind verbunden, ein Brustschild zu tragen mit der Aufschrift „licensed boarding house keeper", und den Einwanderern, welche sie erwarten, eine Karte einzuhändigen, auf welcher ihr Name und ihr Haus, die Preise für Wohnung und Kost per Woche und Tag sowie für einzelne Mahlzeiten und Nachtquartier angegeben sind. Sie müssen ferner beim Empfang der Zahlung dem Gaste eine genaue Rechnung ausstellen und der Kommission täglich anzeigen, welche Passagiere sie aus dem Depot mitgenommen haben. Der Preis für Kost und Wohnung beträgt

für Tag und Kopf 1 bis 1½ Dollar mit einer Ermäßigung bei längerem Aufenthalt. Die Erfüllung der Verpflichtungen ist durch eine Kaution von 500 Dollars und durch häufige Inspektionen der zugelassenen boarding houses gesichert, welche von Beamten der Kommission vorgenommen werden. Unter dieser Kontrole sind die Klagen wegen Uebervortheilung seltener geworden, oder finden, sofern sie begründet sind, baldige Abstellung. Wie streng es mit der Ueberwachung genommen wird, davon erzählte mir ein Reisegefährte, ein deutscher angesehener Brauer aus einem der Mittelstaaten, ein überzeugendes Beispiel. Er hatte vor einigen Jahren, als er einen Besuch in Deutschland machte, auf Bitte eines Landsmannes es übernommen, dessen Nichte, ein junges Mädchen aus der Rheinprovinz, auf der Rückfahrt unter seinen Schutz zu nehmen. Das Mädchen hatte einen Kajüteplatz nicht mehr erlangen können und war von der Reise, welche sie im Zwischendeck hatte durchmachen müssen, sehr angegriffen. Ihr Patron wollte sie deshalb nach der Ankunft in New-York vor Fortsetzung der Reise nach dem Westen alsbald in ein Gasthaus in Hoboken unterbringen; sie mußte jedoch mit den übrigen Zwischendeckpassagieren der Vorschrift gemäß zunächst nach dem Depot in Castle Garden. Dorthin begab sich nun der brave Brauer so bald als möglich, um sie zu reklamiren. „Ich wurde aber bös behandelt," fuhr er fort, „einen Seelenverkäufer nannte mich der Beamte, dem ich mein Anliegen vortrug, und er hätte mich ohne Umstände aus dem Depot hinausgewirbelt, wenn es mir nicht allmälig gelungen wäre, mich zu legitimiren und meine redliche Absicht zu beweisen. Ich habe es übrigens verschworen, jemals wieder eine fremde Nichte zu begleiten."

Natürlich ist den Gasthausbesitzern des benachbarten Ward, mögen sie zugelassen sein oder nicht, die ganze Institution oder doch die Schärfe der geübten Kontrole sehr unbequem und widerwärtig und sie bieten Alles auf, um sie rückgängig zu

machen. Als im Jahre 1876 ein Brand in der Halle dieselbe unbrauchbar gemacht hatte, thaten sie schleunigst zu diesem Zweck dienliche Schritte und sie würden ihr Ziel vielleicht erreicht haben, wenn nicht die Beamten der Kommission mit solcher Energie und solchem Geschick an die Wiederherstellung gegangen wären, daß bereits am Tage nach der Brandnacht ein eingelaufenes Schiff abgefertigt und dadurch die Kontinuität des Dienstes erhalten werden konnte.

Kommen Passagiere krank an oder erkranken sie im Depot, so werden sie nach Maßgabe des Falles entweder alsbald nach dem Hospital auf Ward's Island befördert, oder bis dies geschehen kann, in dem Depot verpflegt. Zu diesem Zwecke ist in einem Nebenhause ein Krankenzimmer für Frauen und eines für Männer eingerichtet, beide sauber und freundlich mit den erforderlichen Wärtern und unter der Leitung eines daselbst wohnenden Arztes. Geistlicher Trost wird den Kranken durch die Missionäre der religiösen Gemeinden und Sekten, welche in Castle Garden zugelassen sind, zu Theil, falls sie den Besuch wünschen. Den betreffenden Geistlichen ist es auch gestattet, Bücher und Zeitschriften religiösen Inhalts an die Einwanderer zu vertheilen und denselben geistlichen Rath zu geben; jedoch sollen sie jeder Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten der Einwanderer oder die Geschäfte der Behörden sich enthalten und bezügliche Anliegen an die letzteren verweisen.

Besondere Erwähnung verdient noch das Arbeitsnachweisungsbüreau, welches denen dienen soll, welche zunächst in New-York verbleiben und daselbst Arbeit nehmen wollen, ein Fall, in welchem im vergangenen Jahre etwa ein Drittel aller Ankömmlinge sich befunden hat. An der Wirksamkeit dieses Büreaus hat auch der Staat New-York ein erhebliches Interesse, da ihm gesetzlich obliegt, für den Unterhalt der in seinen Häfen landenden Einwanderer Sorge zu tragen und die Verpflichtung dazu fünf Jahre dauert. Wer Arbeit wünscht, macht Angabe über seine

Person, seine Fähigkeiten und seine Forderungen und übergibt Empfehlungen, Falls er solche hat. Danach werden die Gesuchsteller klassirt. Sie versammeln sich in einem Saale, der etwa 300 Personen fassen kann, und in zwei Abtheilungen, für Männer und Frauen, geschieden ist, zwischen denen die Beamten ihre Sitze haben. Er macht, wenn man in den Geschäftsstunden eintritt, den Eindruck einer Schulstube, da die Kandidaten auf niedrigen Bänken reihenweise sitzen, die Mittheilung über etwaiges Engagement erwartend. Auch wer Arbeiter zu engagiren wünscht, bedarf einer Legitimation, insbesondere wenn es sich um unverheirathete Mädchen handelt. Dafür geschieht die Vermittelung, wie alle Leistungen im Depot, kostenfrei. Wer keine Arbeit erhält oder sie wieder verliert, findet eine Unterkunft für die Nacht in einem in der Nähe des Büreaus befindlichen Schlafsaal, welcher Raum für einige Hundert Personen bietet. Außer Obdach und Heizung wird am Morgen nur eine Suppe mit einem Stück Brod gewährt. Gleichwohl ist der Zudrang zumal in der rauhen Jahreszeit und in Zeiten des Arbeitmangels sehr stark, ja es gibt Gäste, welche den ganzen fünfjährigen Zeitraum hindurch regelmäßig wiederkehren. Was könnte der Schlafsaal, wenn seine Wände reden könnten, erzählen von gebrochenen Vorsätzen und zerschlagenen Hoffnungen, von Leben, die in Glück und Glanz begonnen, von Stufe zu Stufe in Verlumpung und Elend versanken, von Rettungen aus tiefster Noth, aber auch von Verzweiflung, die zum Verbrechen oder zum Selbstmorde trieb! Mein Begleiter hatte davon während seiner langen Amtsthätigkeit viel erfahren; er kannte den verlorenen Sohn in jeder Gestalt, alle die Opfer des Leichtsinns, verfehlter Erziehung, falscher Ehrbegriffe, welche die alte Welt der neuen zuschickt, um durch die Noth gebessert zu werden oder in Vergessenheit zu sterben, die Outcasts alter Familien mit stolzen Namen, wie die liederlichen Sprößlinge, die der Eltern leicht erworbener Reichthum verdorben, die Schwäch=

linge, welche nirgend Halt gefunden, wie die kecken Abenteurer. „Es sollen gegenwärtig," erzählte er beiläufig, „nicht weniger als sechs deutsche Grafen in den Hotels von Coney Island als Kellner serviren. Ich weiß nicht, ob es thatsächlich ganz richtig ist, aber es ist durchaus nicht unwahrscheinlich." Er hatte selbst das Leben in seinen dunkeln Seiten kennen gelernt und wußte Bescheid. Von seinem Socius in einem kaufmännischen Geschäft betrogen, hatte er das Vermögen, welches er mitgebracht, völlig verloren und vergeblich eine neue Stellung gesucht; er hatte Jahre lang als Hausknecht arbeiten müssen, um zu leben und unter harter Mühe sich dann hinaufgearbeitet bis zu seiner jetzigen Vertrauensstellung. Das hatte seinen Blick geschärft für die Beobachtung der Gäste des Schlafsaales und der Phasen ihres Schicksals. Nicht Alle werden alsbald daselbst heimisch; sie kommen mit Ansichten und Ansprüchen, die sie auf ihre frühere Lage gründen. Der gewesene Offizier kann zwar nicht in die Armee der Vereinigten Staaten eintreten, wünscht jedoch eine entsprechende Stellung in der Gesellschaft, etwa als Verwalter eines größeren Gutes, Inspektor einer Fabrik oder als Exekutivbeamter, Stellungen, die natürlich in dem Arbeitsbureau nicht ausgeboten werden. Von dem, was dort zu haben ist, wendet er sich verächtlich ab. Zunächst hält das mitgebrachte Geld eine Weile aus, um „standesgemäß" natürlich unter Zahlung des entsprechenden Lehrgeldes, leben zu können; ist es zur Neige gegangen, dann wird die Uhr versetzt und was etwa sonst von Edelmetall vorhanden ist; danach kommen die besseren Kleider an die Reihe bis auf den nothdürftigen Anzug, der um so mehr defekt wird, je ärmlicher die Schlafstellen sind, in welche der Unglückliche sich verliert. Jetzt kommt eine neue Frage nach Arbeit in Castle Garden und nach Kaptain N's Meinung die entscheidende Wendung. „Ich kann," sagte er, „besonders bequeme Stellen nicht bieten, sondern nur untergeordnete mit harter Arbeit. Wer hier zugreift und jede

Arbeit um jeden Preis thun will, der wird in der Regel gerettet und kommt auf; wer die Prätensionen nicht aufgibt und ablehnt der versinkt rettungslos."

Die zum Schutz der Einwanderer getroffenen Einrichtungen wirken nach dem, was ich davon gesehen habe, sehr wohlthätig. Wenn sie auch nicht lediglich aus Humanität hervorgegangen sind, sondern aus richtiger Erkenntniß des Werthes guter Einwanderung für das Land und dem Bedürfniß, die schlechte möglichst abzuwehren, so vermindert dies doch nicht den Werth des Antheils, welchen die Menschenfreundlichkeit daran hat.

Der materielle Aufwand, welcher durch die Unterhaltung entsteht, fällt gegenwärtig dem Staate New-York zur Last; er betrug in den letzten Jahren rund 150 000 Dollars jährlich. Das Staatsgesetz vom Jahre 1855 hatte den Commissioners das Recht gegeben, von jedem Einwanderer als Entgelt für die zu seinem Vortheil gereichenden Leistungen eine Kopftaxe von $2^1/_2$ Dollar, welche später auf $1^1/_2$ Dollar ermäßigt wurde, zu erheben. Diese Erhebung wurde im Jahre 1874 als mit der Verfassung der Vereinigten Staaten unverträglich erklärt und aufgehoben. Ein neuer gesetzgeberischer Akt des Staates New-York führte sie unter anderer Form wieder ein, indem angeordnet wurde, daß von den eingehenden Schiffen 1 Dollar für jeden aus einem fremden Hafen beförderten Passagier als Inspektions-Taxe eingezogen werden sollte, eine Form, welche die Legislatur als innerhalb des Bundesrechts liegend erachtete, weil den Staaten die Auflegung von Importzöllen verfassungsmäßig gestattet ist, soweit dies zur Ausführung der Inspektionsgesetze nothwendig wird. Auch in dieser Form wird jedoch die Berechtigung von den Dampfschifffahrtsgesellschaften, welche davon vornehmlich betroffen werden, bestritten und sie haben mit ihrem Widerspruch im Prozeß obgesiegt, indem das Bundesgericht angenommen hat, daß die „Inspektionsgesetze" sich nur auf Waaren beziehen, daß Einwanderer aber keine Waare

seien. Auch wenn die Entscheidung im Ganzen so richtig sein mag, wie es zweifellos der letzterwähnte Entscheidungsgrund ist, so wird sie doch wegen ihrer Folgen bedauert, da die Beseitigung dazu führt, die den Einwanderern gewährten Vortheile und Erleichterungen zu beschränken, ohne daß denselben der Wegfall der Taxe zu Gute kommt.

Und nun zu dem zweiten, weniger ernsten, Bilde, dem von Longbranch.

Longbranch ist eigentlich ein altes Dorf an der New-Jersey-Küste, die sich hier einige 20 Fuß über die Meeresfläche zu einem Bluff erhebt, und ist von derselben etwa eine Mile entfernt. Was man jetzt darunter versteht, ist das Ensemble von Hotels und Villen, das im letzten Jahrzehnt auf jenem Bluff zusammengebaut worden ist und das in Konkurrenz mit Rockaway beach auf dem gegenüberliegenden Long-Island als Sommerfrische in Aufnahme gebracht worden ist. Man gelangt dorthin von New-York auf dem Landwege mittelst einer Zweigbahn der New-York Central-R. R., oder mittelst Dampfschiff über die Bay, oder, was am meisten zu empfehlen, mittelst einer Kombination beider Beförderungsmittel, indem man mit dem Dampfschiff bis Sandy-hook fährt und von hier mit der anschließenden New-Jersey Südbahn weiter geht. Die Fahrt bis Sandy-hook, welche etwa anderthalb Stunden währt, ist äußerst vergnüglich. Die Schiffe, obwohl in den Nachmittagsstunden häufig überfüllt, sind komfortabel; das Auge weilt mit Freude auf den bewaldeten und villenbedeckten Ufern des Festlandes von Jersey und von Staten-Island, auf der weiten Wasserfläche der Bay, belebt von Schiffen aller Arten und Flaggen, auf dem Bilde der Stadt, das, je weiter das Boot sich entfernt, desto weiter sich rahmt, bereits um vieles verständlicher und vertrauter, als bei der Einfahrt aus dem Atlantic am Morgen der Ankunft. Der Eisenbahnzug steht bei Ankunft des Dampfers zur Abfahrt bereit, nur wenige

Schritte von dessen Landungsplatze entfernt; er hat vermöge der eleganten Einrichtung der Wagen, der Höflichkeit der Konduktors und der Haltung der Passagiere ganz den Charakter des pleasure train, der sich für die Beförderung nach dem fashionabelsten Seebade ziemt. Dem entspricht auch das Bild auf den Stationen, die dicht auf einander folgen, sobald der Zug den Bereich von Longbranch erreicht hat. Die Bahngebäude im Style der Cottage, keine Speicher und Güterschuppen, keine Berge von Waarenkolli, kein wüstes Drängen und Stoßen. Der Zug entläßt gemach seine Passagiere, ohne neue aufzunehmen. Equipagen in allen Nüancen der Bequemlichkeit und abenteuerlichen Gestaltung, in deren Erfindung der Amerikaner excellirt, erwarten die Ankömmlinge, auf dem Bock der übliche Schwarze, im Fonds die zärtliche Gattin, die gekommen ist, zu zeigen, wie sehr freundlicher Empfang den von Geschäften des Tage ermatteten Gatten beglückt. So geht es bis zur Endstation Elberon, wo auch mir ein freundlicher Empfang blüht, den Empfehlungen eines englischen Freundes mir in dem gastfreien Hause von Mr. Ch. bereitet haben. — — —

Der Hauptreiz von Longbranch ist der Ausblick auf den Ocean von der erhöhten Küste, das Seebad an dem darunter liegenden Strande und der Umstand, daß es fashionabel ist. Den Ersteren genießen die Freunde der Natur und der Gesellschaft am besten oder liebsten von der Ocean Avenue, einer breiten, wohlgehaltenen Straße, die sich auf der Höhe, der Küste entlang, von Elberon gegen Norden etwa 2½ Miles lang erstreckt. An ihr liegen zumeist die großen Hotels, deren einige mehr als tausend Gäste aufnehmen können, mit allem Apparat und allen Reizmitteln des modernen Hotels ausgestattet. Sie sollen zwar nicht sonderlich solid gebaut sein, wovon diejenigen Gäste, welche kaltes Wetter oder heftigen Regen getroffen haben, zu erzählen wissen; mit ihren Balkonen und weiten Verandas, die wehenden Flaggen auf dem Top und dem grünen Rasen

vor dem Eingang, gewähren sie aber äußerlich einen stattlichen und heiteren Anblick. Die dazwischen zerstreuten Cottages sind Holzbauten nach anscheinend gleichem Schema: mit großen Fenstern und weiten Hallen, Thüren auf allen Seiten, so luftig und dem Hauch der See offen wie nur möglich. Auf diesem Broadway of the summer capital bewegt sich in den Nachmittagstunden von 4 bis 7 Uhr ein glänzender Korso von Reitern und von Equipagen, deren Insassen im Genuß der frischen Abendbrise den Anblick des Meeres mit dem schöner Frauen und schöner Toiletten verbinden. Weniger vornehm ist es am Sonntag, wenn New-York seine cheap excursionists in hellen Haufen über Longbranch ausschüttet, aber um so lebendiger.

Die Seebäder sind unterhalb der steilen Küste an dem flach absinkenden, von feinem, weißem Sande bedeckten Strande. Die Einrichtungen an Karren, Stegen u. s. w. gehören zu den großen Hotels, doch ist der Gebrauch nicht auf deren Gäste beschränkt. Die Sauberkeit und Zweckmäßigkeit der Badehütten und der geliehenen Badekleider soll zu wünschen lassen; von der koketten Ausstattung französischer Seebäder ist jedenfalls nichts zu spüren. Die Badezeit richtet sich nach der wechselnden Fluth; ihr Beginn wird durch Aufziehen einer weißen Flagge an der Küste angezeigt. Dann drängt Alles nach dem Strande, daß es schwer hält, dem konkurrirenden Begehren zu genügen. Des Sonntags sollen manchmal 2—3000 Personen gleichzeitig baden, Männlein und Weiblein unter einander, was hier ohne Gefahr zu sein scheint.

Hat man am Morgen gebadet und am Nachmittag die übliche Spazierfahrt gemacht, so kann man am Abend tanzen. Die großen Hotels, deren jedes ein eigenes Musikkorps hält, veranstalten in ihren Parlor rooms regelmäßig Tanzkränzchen, zunächst für ihre Gäste, doch ohne Andere auszuschließen. Mit den Tanzkränzchen wechseln Konzerte und dramatische Unterhaltungen. Wer stärker anregende Unterhaltung sucht, kann

sich in Tamberlic's Klub house einführen lassen und sie bei Roulette und Rouge et Noir finden. Unter derselben Leitung wie dieses Haus stehen die Wettrennen in dem nahen Monmouth Park, welche nach dem 4. Juli beginnen. Obwohl das Halten von Pools dem Gesetz der Vereinigten Staaten zuwider läuft, wird es doch nach dem Muster von Longchamps und Chantilly hier ohne Hinderung betrieben, während auf anderen Rennplätzen das „Buchmachen" nach englischem Vorbild üblich ist. Von den Prozenten, die von den Wetten abgegeben werden, bestreiten die Unternehmer der Rennen hauptsächlich die Kosten. An den Pools betheiligen sich auch Damen mit Passion, wogegen das Hazardspielen im Klub nicht für ladylike gilt.

Seinen raschen Aufschwung verdankt Longbranch dem, was man einen „push" nennt, einer Mischung von List und Gewalt, um zu schieben, was sich von selbst nicht bewegen will. Spekulanten hatten Terrains an der Küste gekauft, die als Villa plots verwerthet werden sollten. Dafür wurde nun die Reklame mit eminentem Geschick in Bewegung gesetzt; Reporters der verbreitetsten Zeitungen, die trefflich bewirthet worden waren, sahen die Küste von Longbranch in dem rosigsten Lichte und ließen sie so auch ihren Lesern erscheinen. Die Gründung der big hotels, die gleichzeitig betrieben worden war, unterstützte mit ihren Reklamen die der Grundstückspekulanten. Der Boden stieg in kurzer Zeit so im Werthe, daß es für ein Glück angesehen wurde, für schweres Geld eine Parzelle zu erhalten. Der Hauptstreich war, daß der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, General Grant, durch die Widmung einer zierlichen Cottage in Elberon, nahe an der Küste, bestimmt wurde, seine Sommerresidenz in Longbranch zu nehmen, was natürlich eine große Anzahl von höheren Beamten, Senatoren, anderen Politikern von Profession und von reichen Leuten, welche mit ihm Verbindung suchten, veranlaßte, dem Beispiel des Chefs der Republik zu folgen. Später ist wohl eine Ernüchterung ein-

getreten; doch sind die in Longbranch vertretenen Interessen und die natürlichen Vorzüge seiner Lage mächtig genug, um es so lange zu halten, bis ein stärkerer push ein anderes Projekt in fashion bringt.

Die Saison in Longbranch geht vom 15. Juni bis 16. September; doch tritt bisweilen schon im August so rauhes und unbehagliches Wetter ein, daß der Aufenthalt ungemüthlich wird und die Gäste aus den Hotels und den Landhäusern, die nur für sommerliches Wetter eingerichtet sind, vertrieben werden. Nach der Meinung von Kennern sind Luft und Bad in Longbranch am schönsten im Herbst, der in den Vereinigten Staaten überhaupt als die schönste Jahreszeit gerühmt wird. Dann aber ist es bereits still in den großen Gasthäusern, die Ocean Avenue ist verödet, die einzige Musik machen die Möven des Strandes und die Brandung. Vielleicht ist gerade diese Einsamkeit der Hauptreiz von Longbranch in den goldenen Tagen des Herbstes.

IV.

Auf dem Hudson nach Albany. — Saratoga.

September 1881.

In den Vereinigten Staaten gewesen sein, ohne die Fälle des Niagara gesehen zu haben, hieße, wenn der Vergleich nicht antiquirt ist, Rom sehen ohne den Papst. Wer Eile hat, kann sie von New=York mittelst der Erie=Eisenbahn in 14 Stunden, über die New=York Central und die Hudson=River Eisenbahn in wenig mehr Zeit erreichen und so das ganze Pensum in drei bis vier Tagen erledigen. Wer nicht gedrängt ist, fährt besser mittelst Dampfschiffs den Hudson hinauf bis Albany, macht einen Besuch in Saratoga und auf dem Wege von dort nach Buffalo an den Trenton Falls und kehrt dann mit einem Ab=

stecher nach Kanada durch die White Mountains nach New-York zurück. Für einen solchen round trip empfiehlt es sich, ein sogenanntes Touristenticket bei Thos. Cook & Son zu nehmen, die mit allen Eisenbahn-, Dampfschiff- und Stage-Coach-Verwaltungen in Amerika in Verbindung stehen und den Reiselustigen außer mit gutem Rath über die zweckmäßigste Route mit den erforderlichen leicht handlichen Billets für die ganze Tour, obenein unter einer nicht unerheblichen Preisermäßigung, versehen. Das Gebundensein an die Marschroute bringt unter Umständen allerdings Unbequemlichkeiten mit sich, doch stehen dieselben, insbesondere für den Fremden, gegen den Vortheil zurück, der Erkundigungen sowie der Mühe um Fahrbillets unterweges überhoben zu sein. Ich wenigstens, obwohl einige Abweichungen von der projektirten Route erforderlich wurden, habe mich dabei recht wohl befunden.

Das Tagesdampfschiff verläßt New-York um 9 Uhr Morgens und erreicht Albany (143 Miles) nach 6 Uhr des Nachmittags, so daß auch an kürzeren Herbsttagen die Fahrt in die volle Tageshelle fällt. Es ist ein Dreidecker mit aller Bequemlichkeit für freie Aussicht, und allem Komfort für Touristen. Zu letzteren rechne ich u. A. einen cloak room in dem unteren Deck, in welchem Mäntel und Handgepäck gegen einen Check unentgeltlich verwahrt werden, so daß man, der Bewachung überhoben, sich mit Freiheit auf dem Schiffe bewegen kann.

Als der „Vibbard" vom Pier abfuhr, lag noch ein leichter Nebel über dem Strom, der die Ufer wie mit einem Schleier bedeckte, ohne sie jedoch völlig zu verhüllen. Noch weniger entzog er dem Blick das Treiben auf dem Strom, der in mächtiger Breite dem Meere entgegen fließt, mit dessen Ebbe und Fluth weit hinauf sinkend und schwellend. Er bildet eine überall sichere Fahrstraße für die zahllosen Schiffe, die auf ihm ein- und auslaufen, so lange die Kälte des Winters ihn nicht in Fesseln schlägt. Das Bild dieses Verkehrs ist immer neu und

immer fesselnd, mag das Auge die Schiffe treffen, welche Waaren löschend und einnehmend an den Piers liegen, oder die Ferry-boote, welche in allen Richtungen den Strom kreuzen, oder die schwimmenden Gebäude der floating elevators, die auf der New-Jersey Seite Weizen von den Eisenbahnen aufgenommen um ihn auf der New-Yorker Seite in Schiffe überzuladen, oder die kleinen Leichter, die den Dienst der street cars auf dem Wasser verrichten, oder endlich die zierlichen kleinen Dampf-lanchen und Yachten, die Wasserspinnen gleich zwischen den huge bulks der Seekolosse herumhuschen. Das Schiff hat sicher seinen Kurs durch dieses Gewirr genommen und Hoboken passirt. Allmälig lichtet sich der Nebel, die Ufer treten deutlicher hervor; zur Rechten auf dem östlichen Ufer breitet sich noch die Empire City mit ihren Vorstädten aus, die langsam den Charakter gedrängter städtischer Bauart verlieren und in ein anmuthiges Gelände übergehen, mit Landhäusern bedeckt und mit schönen Gruppen von Bäumen, deren Laub der Herbst bereits mit Gold zu färben begonnen hat. Die höchste Erhebung auf dieser Seite innerhalb Manhattan Island bilden die Washington heights, auf deren Krone die Amerikaner im Beginn des Unabhängigkeits-krieges ein Fort mit starken Außenwerken errichtet hatten, wo-von noch jetzt wenigstens der Name geblieben. Wesentlich ver-schieden ist der Charakter des anderen, westlichen Ufers. Hier wälzt sich der Strom an einer Felswand entlang, die auf eine Länge von über 20 Miles ununterbrochen steil zu einer Höhe von 300—500 Fuß aufsteigt, von Dioritsäulen gebildet, denen der schroffe Abfall den Namen der „Pallisaden" verschafft hat. Sie machen die Scheidung zwischen dem Hudson und dem Thale des ihm parallel laufenden Hackensack. Obwohl vielfach durch-klüftet erscheinen sie, vom Strome aus gesehen, doch wie eine feste, gleichmäßige Mauer, deren Einförmigkeit dadurch einiger-maßen bewegt wird, daß sie auf der Höhe dicht bewaldet ist, und daß ab und zu freundliche Landhäuser aus dem Waldes-

dunkel hervorleuchten. Unten am Ufer haben nur vereinzelte kleine Bauten am Rande sich angenistet. Ehe das Schiff die Abflachung der Pallisaden erreicht, passirt es auf dem östlichen Ufer, nicht weit oberhalb Fort Washington, den Spuyten=Duyvel=Creek, der den Hudson mit dem East River verbindet und Manhattan vom Festlande trennt. Er ist ein gewundener Flußarm, im Verhältniß zum Hudson von geringer Breite, der schon lange geplanten Kanalisirung harrend, welche Seeschiffen den kürzeren Weg aus dem East River nach dem oberen New=York eröffnen soll. Der holländische drollige Name regte die Frage nach dessen Grunde an, über den ein kundiger Reisegefährte erwünschten Aufschluß gab. Wir hatten schon vorher die alte Streitfrage gestreift, welcher Strom schöner sei, der Hudson oder der Rhein, eine Frage, die an den Deutschen mit Vorliebe gerichtet wird, und die der Amerikaner mit einer gewissen stolzen Sicherheit stellt, seitdem er sich auf Thackeray berufen kann, der dem Hudson den Preis zuerkannt hat. Ich hatte gebeten, mein Urtheil bis zum Ende der Fahrt vorbehalten zu dürfen, dabei aber mit innerlicher Ueberlegenheit angedeutet, daß dem Hudson jedenfalls die Schönheit fehle, mit welcher Geschichte und poetische Sage den Rheinstrom verkläre. Von dem Zauber des Weines, der an seinen Ufern wächst und der Sangeslust, die er weckt, hatte ich dabei wohlweislich geschwiegen, des Glaubens lebend, daß ein amerikanisches Gemüth dafür doch unzugänglich sei. Der Reisefreund war höflich genug, dem Rhein seine Romantik zu lassen, er meinte aber, daß auch der Hudson reich an geschichtlichen Erinnerungen sei, die jedem amerikanischen Herzen theuer und daß er nicht minder seine poetische Verklärung habe, seit Cooper und Washington Irving in ihren Dichtungen den Schleier der Romantik darum gewoben. Er wollte auf meine Bitte es sich angelegen sein lassen, auf der weiteren Fahrt mir dies nach Kräften zu erweisen, und hat dieses Versprechen zu meiner Freude erfüllt. Zunächst befriedigte er meine Neugier bezüglich

des Spuyten-Duyvel, unter Berufung auf „Diedrich Knickerbocker, unter dessen Namen Washington Irving die Geschichte von New-York geschrieben hat. Anthony van Corlear, des holländischen Gouverneurs Stuyvesandt großer Trompeter, sollte in einer der Indianerfehden jener Zeit eine Botschaft über den Harlem River bringen, den Sturm und Hochwasser stark angeschwellt hatten. Ein Fährmann war nicht da, als er ans Ufer kam, aber Anthony war nicht der Mann, sich schrecken zu lassen. Von der Wichtigkeit seiner Sendung durchdrungen schwur er über den Fluß zu setzen Spuyt ten duyvel „dem Teufel zum Trotz". Sprach's, nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche und ritt hinein. Halbwegs sah man ihn heftig ringen, dann blies er stark in die Trompete und sank unter für immer. Ein alter holländischer Bürger hatte gesehen wie der Teufel in Gestalt eines moss-bunker ihn am Bein gefaßt und in die Tiefe gezogen hatte. Davon erhielt der nordwestliche Theil des Harlem River fortan seinen Namen. Jetzt führt über sein Wasser eine lange Pfeilerbrücke der Hudson River Eisenbahn, die gegen Wind und Fluth sicher ist und Botschaften an Indianer sind nicht mehr zu bestellen. Eine zweite Ueberbrückung des Harlem River etwas südlicher bildet der Aquadukt, der auf hohen Bogen die Röhren trägt, in welchen der Stadt New-York das Wasser des Crotonflusses und seiner Seen zugeführt wird. Zwischen Spuyten-Duyvel und dem Croton waren die berüchtigten neutral grounds, wo britische und amerikanische Banden von Marodeurs im Beginn des Unabhängigkeitskrieges in der Regel straflos raubten und plünderten, wofür die Nachwelt ihr Gedächtniß unter dem Namen der cowboys und skinners bewahrt. Hier rasteten später die französischen Truppen unter Rochambeau und hier in der Nähe von Tarrytown, wo der Strom sich zum Tappan-See erweitert, war die für Briten und Amerikaner denkwürdige Stelle, wo der britische Major André gefangen genommen wurde um als Spion gehenkt zu werden, während

der amerikanische Verräther General Arnold durch die Flucht entkam. Fast jeder Morgen Landes, den man vom Flusse aus sieht, von Manhattan Island bis hinauf nach Peekshill ist klassischer Boden der Ereignisse jenes Kampfes. Einige Meilen oberhalb Dobb's Ferry und gerade nördlich von Irvington Station liegt auf dem niedrigen östlichen Ufer des Stromes, halb versteckt unter Laub „Sunnyside", Washington Irving's Heimstätte, mit welcher einige seiner Novellen, wie Wolfert's Roost und die Legend of the Sleepy hollow, in Beziehung stehen. Auch die Brücke ist hier, welche in dem Romane von dem Reiter ohne Kopf und dem Schulmeister Ishabro Crane eine merkwürdige Rolle spielt. Weniger romantisch ist was auf dem östlichen Ufer aufwärts von Tarrytown zunächst die Aufmerksamkeit fesselt, ehe die Croton Bay sich öffnet: Sing-Sing das Centralgefängniß des Staates New-York, dessen umfangreiche Steinbauten an der Uferlehne aufsteigend sich erheben. In Croton Bay unter Croton Point war der kühne Seefahrer Hendrik Hudson im Jahre 1609 mit seiner Yacht von nur 91 Tonnen, dem „Half Moon" vor Anker gegangen um den Strom weiter aufwärts zu erforschen, in der Hoffnung, hier die Durchfahrt nach Asien zu finden, die er vorher weiter nördlich auf der nach ihm genannten Straße und Bay vergeblich gesucht hatte. Hat das Schiff die langgestreckte Halbinsel passirt, welche die Croton Bay nach Nordwesten abschließt, so erweitert sich der Strom zu der Haverstraw Bay; sie war der Schauplatz eines glänzenden Festes, das hier im Jahre 1825 gefeiert wurde, als der Eriekanal vollendet und durch ihn die Verbindung der großen Süßwasserseen im Norden mit dem Hudsonstrom hergestellt war. Die Aussicht begrenzt auf der westlichen Seite ein hohes felsiges Vorgebirge mit einem Leuchtthurm — Stony Point —, auf der anderen Seite eine weniger rauhe Erhebung — Verplank Point — mit dem Dorfe Verplank, in dessen Gemarkung Baron von Steuben im Jahre 1776 den amerikanischen

Milizen das preußische Exercitium beibrachte. Nachdem beide Punkte, zwischen welchen der Strom sich zusammengezogen hat, passirt sind, dehnt er sich zu der schönen Bay ans, welche der von N.O. einströmende Peekskill Fluß bildet. Die Wendung, welche der oberhalb der Bay sich stark wieder verengende Strom macht, führt zu der Täuschung, als sei hier das nördliche Ende des Seearmes, auf dem man bisher gefahren und für welchen der Hudson von den ersten Entdeckern füglich gehalten werden konnte, da bis hierher das Salzwasser des Meeres aufwärts steigt. Die Täuschung hört auf, wenn man eine Strecke weiter aufwärts Anthony's Nose, welche auf der Ostseite in der steilen Höhe von fast 1300′ vorspringt, umfahren hat, und nun die Highlands sich erheben, auf jeder Seite den Strom mit bewaldeten Hügeln flankirend. Diese Highlands Strecke ist nach amerikanischer Ansicht „unsurpassed in the world", jedenfalls die schönste der Fahrt. Die mit Laubwald bedeckten Berge schieben sich in- und durcheinander wie Coulissen und gewähren über den reichen Fluthen des Stromes vermöge der Anmuth ihrer Linien und der Abtönung der Farben ein ausnehmend schönes Bild. Am Eingang, Anthony's Nose gegenüber, erhebt sich der Donderberg i. e. Donnerberg, von den holländischen Ansiedlern so genannt wegen der häufigen Gewitter, welche im Sommer um seinen Gipfel sich entladen. Daß Anthony's Nose mit dem schon erwähnten Trompeter in Beziehung stehe, war eine Vermuthung, die mein landkundiger Gefährte anerkennend bestätigte. Der Taufpathe war der Gouverneur Stuyvesandt, der mit dem Trompeter den Strom aufwärts gefahren und bei dem noch namenlosen Vorsprunge vor Anker gegangen war. Der Chronist erzählt, daß bei Sonnenuntergang Anthony's Nase so glühendroth geleuchtet habe, daß durch den Wiederschein das Wasser ins Sieden gerathen sei und einen Stör getödtet habe, den der Gouverneur demnächst verspeiste. „He marvelled exceedingly" und taufte zum Gedächtniß das Vorgebirge Anthony's

Rose. Es wird jetzt am Fuße von der Hudson Eisenbahn durchbrochen, welche mit einem langen Tunnel sich hineingebohrt hat.

Wenn das Dampfschiff sich um den Donderberg gewendet hat, zeigt sich seitwärts von ihm der luftige Bärenberg, gegenüber Lake Sinnepink oder Bloody Pond auf der breiten Terrasse an seinem Fuße und Poplopens Creek, der sich zwischen felsigen Ufern seinen Weg in den Strom gebrochen hat. Ueber diesen Ufern liegen die Forts Clinton und Montgomery, welche die Amerikaner zum Schutze der Highlands gegen die Engländer errichtet hatten. Um diese Forts wurde im Jahre 1775 blutig und mit großen Opfern gekämpft; die Todten wurden in den See geworfen, der davon den Namen Bloody Pond erhielt. Von hier gesehen erscheinen die Highlands wie ein schmaler See mit steilen Ufern, unterbrochen durch Inseln, mit ausspringenden Vorgebirgen, weit in der Ferne in des Himmels Blau verschwimmen die hellen Linien der Catskills. Der höchste Punkt der Hügelkette auf der Ostseite des Stromes ist der Sugarloaf, auf der Westseite der Mount Independance, gekrönt mit dunkelem Immergrün, das sich um die Ruinen von Fort Putnam ballt. Auf dem Vorgebirge darüber, West Point, liegt die danach genannte Militairakademie der Ver. Staaten. Fort Putnam wurde unter Leitung von Kosciusko erbaut, der, kaum 20 Jahre alt, bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges nach Amerika gekommen war, wie man sagt, aus Liebesgram um ein litthauisches Mädchen. Von Franklin empfohlen wurde er von Washington empfangen und gefragt: „What can you do?“ „„Try me““ war die stolze Antwort. Er wurde bald Oberst im Geniecorps und war ein ebenso tapferer wie beliebter Führer. Die Kadetten von West Point haben zum Gedächtniß dessen ihm ein Marmordenkmal in den Ruinen von Fort Clinton am Ende des Vorgebirges von West Point, 50 Jahre nach der Erbauung von Fort Putnam, errichtet. Das Fort beherrschte den Fluß und alle anderen

Befestigungen. Wenn das Boot aus der oberen Enge der Highlands herausfährt, verschwinden die hohen Hügel und öffnet sich die weite Newburgh-Bay mit den welligen, wohlbebauten Counties von Dutcheß und Orange auf beiden Seiten. Am südlichen Ende der Stadt Newburgh zeigt sich ein niedriges Steinhaus unter breitem Dach mit einem Flaggenstock zur Seite und mit Kanonen ringsum garnirt. Hier war das Hauptquartier Washington's in der letzten Zeit des Krieges; es wird in dem Stande von damals vom Staate New-York erhalten. Nicht weit oberhalb Newburgh ist eine niedrige felsige Halbinsel, bekannt als die Danzkamer. Die Indianer hielten daselbst vor Alters ihre Versammlungen vor Aufbruch zu einem Kriegs- oder Jagdzug, wobei sie um große Feuer Tänze aufführten. Die holländischen Matrosen nannten davon den Platz „des Teufels Tanzplatz". Abgesehen von dieser Reminiscenz hat die Landschaft absolut nichts Grauen Erregendes, sie ist vielmehr ein Bild anmuthiger Behaglichkeit. Die Landhäuser und Sommerfrischen des reichen New-York sind nicht allein bis über die Highlands vorgedrungen; sie begleiten den Strom auch noch weiter aufwärts. Unter den Ansiedlungen begegnen solche mit deutschen Namen wie Rheinbeck, Neu-Hamburg mit anheimelndem Klange. Schleppdampfer ziehen stromab, lange Züge von Kähnen hinter sich, beladen mit Holz, Obst und Gemüse, die nach New-York geführt werden. Die hügeligen Ufer im Schmuck einer Vegetation, welche an die norddeutsche erinnert, milde Luft und klarer Himmel — es ist ein gar lieblich Fahren auch auf diesem Theil des Hudson. Etwa fünf Miles oberhalb des „Tanzplatzes" liegt am östlichen Ufer eine blühende Ortschaft, Poughkeepsie, deren fremdklingender Name die Gedanken aus der Heimath schleunigst wieder zurückruft. Das Wort ist ein verdorbenes indianisches, das soviel wie „sicherer Hafen" bedeutet haben soll. Der Ort, ursprünglich eine holländische Ansiedlung, breitet sich etwa 200 Fuß über dem Strome an der

Mündung eines in denselben fließenden Creek aus und gibt in der Anlage seiner breiten, mit schattigen Bäumen besetzten Straßen Zeugniß von dem praktischen Sinne seiner Begründer. Zahlreiche Fabrikschornsteine sprechen für eine lebhafte industrielle Thätigkeit, bekannter ist es jedoch als der Sitz von Vassar College, einer in ganz Amerika berühmten höheren Bildungsanstalt für Frauen, welche der großartigen Freigebigkeit Matthew Vassar's ihre Entstehung verdankt. Sieben andere Erziehungsanstalten schließen sich an sie an, darunter drei weitere für Frauenerziehung. Die weithin sichtbaren Gebäude von Vassar College liegen etwa zwei Miles von der Stadt; das Schloß von Versailles soll bei der Erbauung als Vorbild gedient haben. Für den Freund historischer Erinnerungen ist es von Interesse, daß in dem alten Courthouse der Stadt die Konvention gehalten wurde, welche die National-Konstitution annahm.

Wenn der Steamer oberhalb Poughkeepsie um eine kurze Biegung wendet, welche Kromelbow (krummer Ellbogen) heißt, weitert sich der Fluß zu seeartiger Breite und gewährt den Blick auf die Catskill-Berge, die sich kühn und luftig am westlichen Himmel erheben. Die Indianer nannten diese Berge Onti-o-ra, Berge des Himmels, die weniger poetischen Holländer wegen der vielen Wildkatzen, die damals dort waren, Katzenberge, was jetzt in Catskills verändert ist. Sie waren die Scene langjähriger erbitterter Kämpfe zwischen den Indianern und den Ansiedlern, deren Gedächtniß Cooper in seinen phantasiereichen Erzählungen erhalten hat. Der Indianer, der alte Herr dieser Gründe, ist lange von da vertrieben, auch die Wildkatzen sind eine Seltenheit geworden, der alte Kampf- und Jagdplatz bietet jetzt in komfortablen Hotels, wie das Mountain- und das Overlook House, herrliche Sommerfrischen, in welchen die New-Yorker sich von den Anstrengungen erholen, die der Kampf an der Börse und die Wintercampagne der Gesellschaft mit sich bringen. Doch ist auch hier noch ein romantischer

Hauch aus alter Zeit geblieben. Denn in der Nähe des Mountain House spielte das Abenteuer des Rip van Winkle, das Washington Irving so anmuthig beschrieben hat. In dem Hohlweg an der Straße, der nach dem alten Mountain House führt, war es, wo er die Geister der holländischen Seefahrer mit ihren verhexten Flaschen fand, mit denen er Kegel spielte und trank, bis er sanft zu einem Schlummer entschlief, der ihm der einer Nacht dünkte; nach der Rückkehr in sein Dorf ward er inne, daß er 20 Jahre geschlafen hatte. Noch heut sagt man bei einem Gewitter in den Catskills, daß Hendrick Hudson mit seinen Gefährten Kegel spiele. Von der kleinen Stadt Hudson, einer Quäkerkolonie, die den Catskills gegenüber liegt, aufwärts, wird die Fahrbahn der Schiffe in Folge vieler Untiefen, die sich zu zahlreichen Inseln erheben, schmaler und wechselnd. Die bedeutendste dieser Inseln liegt vor der Mündung des Normann's Kill, der unterhalb Albany von Westen in den Hudson fließt. Die Holländer legten daselbst ein Fort an zum Schutze ihres Pelzhandels mit den Indianern, woher der Name Castle Island. Auf der Ostseite 4 Miles unterhalb Castle Island ist das Dorf Schodas, der alte Rathplatz der Mohegans oder Mohikaner.

Allgemach ist der Tag in Dämmerung gesunken. Auf dem westlichen Ufer zeigt sich Albany, die Hauptstadt des Staates New-York, das Ziel der Reise. In dieser Gegend des Stromes hatte auch Hudson seine Fahrt beendet. Ich that desgleichen, aber nicht um umzukehren, wie er weiland gethan, sondern um vom Dampfschiff auf die Eisenbahn überzugehen, die nach Saratoga anschließt. Mein freundlicher Reisegefährte erinnerte noch vor dem Abschied daran, daß 200 Jahre nach jener Entdeckungsfahrt hier bei Albany eine andere merkwürdige Fahrt endete, die des ersten Dampfschiffes, Airmont, das zur Verwunderung der Welt, aber in seiner Bedeutung von ihr noch unverstanden, gegen Wind und Fluth ohne Segel die Fahrt von New-York nach Albany gemacht hatte.

Es war ein kleines Fahrzeug, dessen höchste Geschwindigkeit in der Stunde auf 9 Miles gebracht wurde, kommandirt von demselben Moses Rogers, der zehn Jahre später das erste Dampfschiff, die Savannah, von der Stadt Savannah in Georgia über den atlantischen Ocean nach Liverpool und von da nach St. Petersburg führte. Welch eine Entwickelung bis heut und welch eine Wirkung auf der Menschheit Geschicke!

Nach meinem vorbehaltenen Wahrspruch in dem Streit zwischen Rhein und Hudson war ich nicht mehr gefragt worden und ich hatte keinen Anlaß, ihn ungefragt auszusprechen. Im Herzen aber stand es mir doch fest, daß der Rhein den Preis behalte, und wäre es auch nur aus dem Grunde, den ich verschwiegen hatte und um dessentwillen nach dem Dichterwort „der Rhein soll deutsch verbleiben".

Von Albany etwas zu sehen verhinderte die Dämmerung. Nur in eine Straße, in welche die Wagen von dem schmalen Landungsquai einbogen, hatte ich einen Einblick, der ob der Löcher im Pflaster, über welche die Kutscher sich durcharbeiteten, nicht sonderlich ermuthigend war. Im Uebrigen glaubte ich Appleton's general guide of the United States — beiläufig ein nach Bädeker's Muster trefflich gearbeitetes Reisehandbuch — aufs Wort, daß Albany über 90 000 Einwohner beherberge, daß das neue Kapitol aus Granit und im Renaissancestyl erbaut, nach seiner Vollendung das größte und prächtigste Gebäude in Amerika (das Kapitol zu Washington „always excepted") sein werde und daß seine Lage am Endpunkt der Schiffbarkeit des Hudson als Entrepot des großen Eriekanals und als Knotenpunkt diverser Eisenbahnen, eine für das Aufblühen seines Handels außerordentlich günstige sei. Zu weiteren Studien blieb keine Zeit, da der Zug 10 Minuten nach der Ankunft des Steamer abrollte. Von der Eisenbahnfahrt weiß ich nur, daß sie durch hügeliges Waldland führte und daß der Mond freundlich darüber schien; auch ist mir ein anmuthiges

Mädchen von etwa acht Jahren in der Erinnerung geblieben, der ich meinen Platz am Fenster eingeräumt hatte, und die mir dafür mit einem „Much obliged Sir“ antwortete, so sicher und wohl abgewogen im Ton, und so ladylike, daß sie es mit achtzehn auch nicht anders wird machen können.

Von Saratoga habe ich, wie ich bekenne, vor meiner Reise nach Amerika nichts gewußt. Hätte man mir vor einem Jahre ohne nähere Merkmale davon gesprochen, so würde ich es vermuthlich in Spanien gesucht haben, und doch ist es „the most celebrated watering place“ auf beiden Hemisphären. Du siehst, ich fange schon an, deutsch und englisch zu „mixen“. Die Entfernung von Albany beträgt nur 38 Miles und ist sehr bald zurückgelegt. Ehe man sich's versieht ruft der Schaffner „Saratoga“, und aus der stillen, mondbeglänzten Zaubernacht fährt man unvorbereitet in eine hohe gasbeleuchtete Halle, welche über dem Perron des Bahnhofes in elegantem Aufbau sich erhebt. Elegant und glatt ist auch die Expedition. Die Portiers der verschiedenen Hotels, an Messingschildern auf dem Hute erkennbar, stehen am Ausgang und zugleich unter guter Disciplin. Kein zudringliches Fragen und Anpreisen; man sucht, wenn man die Wahl des Hotels getroffen, seinen Mann, gibt ihm den Gepäckcheck, und wandert zu Fuß nach dem erwählten Hotel, was bequem ist, da alle „leitenden“ Hotels in der nächsten Nähe des Bahnhofs liegen. Ich war an das United States hotel von meinem New-Yorker Quartiergeber, dem Manager des Hofman house, empfohlen und fand vermöge dieser Empfehlung alsbald ein angenehmes Unterkommen.

Die Anziehungskraft von Saratoga liegt in der Heilkraft seiner Quellen, der Größe und dem Glanze seiner Hotels, in seinen „Amusements“ und in dem Umstande, daß es sich in Fashion zu erhalten versteht. Sollte es einem europäischen Kurort verglichen werden, so erinnert es am ehesten an Baden-Baden; nur kommt es an landschaftlicher Schönheit der Lage und Um-

gebung dem Vorbild an der Oos bei weitem nicht gleich. Es wird von einem Bach durchflossen, der eine mäßige Senkung bildet, auf dessen beiden Ufern aber das Terrain weithin eben ist. Im Osten ist ein Gürtel von niederem, sumpfigem Lande, als Bearswamp bekannt, ehemals ein gesuchter Jagdgrund der Mohawk Indianer. Die Höhe der Tongue oder Palmertown Berge, die sich nach der Landenge zwischen George- und Champlain See nördlich hinaufziehen, sind nur in meilenweiter Entfernung sichtbar. Ein anmuthiger Schmuck des Ortes sind dagegen die zahlreichen Alleen hoher, schattenreicher Ulmen an fast allen Wegen und die vielen Rasenflächen, welche im Verein mit wohlgehaltenen Gärten den ganzen Platz mit einer Fülle von Grün überkleiden, daß selbst an heißen Sommertagen Schatten und Kühle nicht fehlen können. Als ich am Morgen nach der Ankunft zu einer Orientirungstour auszog, lagerte über dem Boden ein dicker Nebel von gelbrother Farbe, der die Wirkung hatte, daß alles Grün wie dunkelblau erschien und damit ein überaus merkwürdiges Farbenspiel hervorbrachte. Erst gegen Mittag wich er der Sonne, die vorher nur auf Augenblicke seinen zähen Widerstand hatte brechen können. Der Hauptweg des Ortes ist der Broadway, der ihn in der ganzen Länge durchzieht, von Congreß Park im Süden bis Woodlawn Park im Norden. An ihm liegen die meisten Hotels, die großen Verkaufsmagazine, die Musikhalle, das Stadthaus, auf ihm hauptsächlich bewegt sich der Verkehr der Gäste, deren Saratoga auf der Höhe der Saison oft mehr als 20 000 aufnimmt. Stiller ist es in den übrigen Straßen, in denen saubere und freundliche Häuser sich denen zu behaglichem Wohnen bieten, die an dem Summen und Schwirren der großen Hotels kein Vergnügen finden. Fabriken oder sonstige gewerbliche Anlagen sind nicht vorhanden; der Platz ist nur der Gesundung und dem Vergnügen geweiht.

Die Mineralquellen, welche Heilkraft haben, gelten für

wirksam gegen sehr zahlreiche Leiden, insbesondere der Leber und der Gallenwege. Da ihrer 28 an der Zahl sind, und alle in der Zusammensetzung mehr oder weniger von einander abweichen, läßt sich die Anrathung des Gebrauchs eben so leicht motiviren, wie in denselben angenehme Abwechselung bringen. Es soll darin hier mindestens ebensoviel von der ärztlichen Kunst geleistet werden, wie in den renommirten europäischen Kurorten. Das Thal, in welchem die Quellen sich befinden, zieht sich halbmondförmig von Ballston Spa bis Quaker Springs, in einer Ausdehnung von 17 Miles. Der Ort Saratoga Springs liegt ziemlich in seiner Mitte und umfaßt die wichtigsten Quellen. In die Analyse des Wassers will ich mich nicht vertiefen; nur das will ich bemerken, daß es reich an Kohlensäure und zwar angeblich reicher als irgend ein Mineralwasser der deutschen Gesundbrunnen. Die älteste den weißen Ansiedlern bekannte Quelle ist Highrock Spring, die ihren Namen davon hat, daß sich aus abgesetzten festen Bestandtheilen allmälig eine Erhebung um die Quelle gebildet hatte, mehrere Fuß hoch und einige zwanzig Fuß im Umfange, aus welcher sie ehedem überfloß. Der erste weiße Mann, der sie gebrauchte, abgesehen von namenlosen Pionieren, soll Generalmajor W. Johnson gewesen sein, der an einer Wunde leidend, die er in einem Gefecht gegen die Franzosen am Lake George im Jahre 1755 erhalten, von den Mohawk Indianern im Jahre 1761 zu ihr geleitet wurde. Sie hatten die Quelle schon lange gebraucht, aber vor den Weißen geheim gehalten, indem sie dieselbe als eine ihrer Nation besonders gewährte Gabe des großen Geistes betrachteten. Es war ein Beweis ihrer Verehrung und Freundschaft für den General, daß sie, um ihm Genesung zu verschaffen, ihn durch die Wälder von Schenektady zu der Quelle trugen. In der That wirkte dieselbe so kräftig, daß er bereits nach vier Tagen einen Theil des Rückweges zu Fuß machen konnte. Ein Weg durch den Wald wurde erst 1794 gebahnt

und zwar von Schuylers Ville her durch General Schuyler, der damals mit seiner Familie unter Zelten einige Wochen am Highrock Spring behufs des Gebrauchs des Wassers verbrachte. Die Einrichtungen blieben auch weiterhin noch sehr primitiv. Aus 1790 wird berichtet: „Die Wasser liegen im Sumpfe, eine Badeeinrichtung besteht nicht, ausgenommen eine offene Hütte mit einem großen Trog (trough) gleich den zur Schweinefütterung gebräuchlichen, welcher das Wasser der Quellen aufnimmt. Dahinein läßt man sich von einer Bank rollen.“ Eine Fahrstraße bestand noch nicht, man reiste zu Pferde; nur drei Wohnhäuser, bloße Hütten, waren vorhanden. Das erste große Holzhaus wurde erst 1803 von Putnam erbaut. Inzwischen war die zweite Quelle entdeckt worden, welche den Namen Congreß Spring erhielt, weil ihr Entdecker, der Governor John Taylor Gilman von New-Hampshire, ein verdientes Mitglied des Continental Congreß war. Er hatte bei einem Jagdausflug die Quelle zufällig gefunden. Die Columbian Quelle ward 1806 gefaßt, die anderen sind erst später in Gebrauch genommen worden. Heut zu Tage sind Congreß und Columbian Spring am meisten bekannt und benutzt. Beide liegen in einer Gartenanlage, Congreß Spring Park, am südlichen Ende des Broadway, welche von der Congreß und Empire Spring Company, der Eigenthümerin der Quellen, im Jahre 1876 mit einem Kostenaufwand von 100 000 Dollars hergestellt worden ist, und als ein Wunder der Gartenkunst gepriesen wird. Gewundene Gänge, ein Miniatursee, darin ein Musikpavillon, frischer Rasen und hohe Bäume bilden den Schmuck der halbrunden Anlage, die einen mäßigen Flächenraum bedeckt und welcher der Name eines Parks aus Höflichkeit nicht bestritten werden soll. Sie dient als Brunnenpromenade am Morgen, für Konzerte mit gelegentlichen Illuminationen und andere shows am Abend. Der Eintritt ist nur gegen Billets gestattet, für welche ein kleiner Betrag zu

zahlen ist. Die beiden Quellen sind von luftigen, in Holz hübsch ausgeführten, Pavillons bedeckt, die durch Kolonaden verbunden sind. Ringsum angebrachte Sitze gestatten, das Wasser, welches die Bediensteten auf Tellern herumreichen, im Sitzen Angesichts der freundlichen Gartenalagen zu trinken, eine Einrichtung, welche vor dem Drängen und Queuemachen an besuchten deutschen Heilquellen anscheinend den Vorzug verdient. Eine weitere Annehmlichkeit ist, daß an die Kolonade ein Café sich anschließt, in welchem Kaffee und andere Erfrischungen verabreicht werden.

Wie diese Umgebung der Quellen, so hat auch die Unterbringung der Gäste seit der Erbauung des Putnamhauses glänzenden Wandel erfahren. Die Hotels zu Saratoga zählen zu den größten, elegantesten und bequemsten in den Vereinigten Staaten, oder was hier immer dasselbe bedeutet, in the world. Es sind ihrer im Ganzen, die Boarding Houses inbegriffen, sechzig, eine Zahl, die allerdings an einem Platze von gleichem Umfange wie Saratoga Springs sich nicht leicht wieder finden möchte. Dem Amerikaner, der einen besonderen Sinn für das Massige und eine Verehrung für Alles hat, was big ist, imponirt an diesen Hotels anscheinend vor Allem ihre ungeheuere Ausdehnung. Er sagt oder schreibt mit einem offenbaren Stolze, wie viele Acres Grundstücke ihre kolossalen Gebäude bedecken, wie viele tausend Fuß ihre Straßenfronten messen, wie viele Miles ihre Teppiche, wie viele hundert Miles ihre Telegraphendrähte reichen würden, und wie viele Tons Lebensmittel darin gekocht und verzehrt werden. Erst dann rühmt er die Parlors, die Ballsäle und den Glanz der Dekoration. In der That ist in beiden Beziehungen Ungewöhnliches geleistet. Von den vier größten Häusern kann angeblich Clarendon 500, Congreß Hall 1200, Grand Union 1800, United States Hotel 2000 Gäste aufnehmen, und zwar was das Wunderbare daran ist, vermöge einer gut organisirten und geschickt geleiteten Verwaltung, so,

daß Jedermann zu seinem Rechte kommt. Ueber diese Einrichtungen ließe sich ein besonderes Buch schreiben; ich behalte mir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes wenigstens einen besonderen Brief bis dahin vor, bis ich meine Erfahrungen vervollständigt haben werde. Denn die Gasthäuser eines Landes sind nicht blos für den Reisenden von wirkich vitaler Bedeutung: sie sind zugleich ein Maßstab der Lebenshaltung und Lebensgewohnheit des Volkes oder doch bestimmter Klassen desselben.

Eine Eigenthümlichkeit der Hotels von Saratoga Springs bilden die geräumigen Piazzas oder Verandas, welche sie von außen und innen umgeben; in einigen von ihnen durch mehrere Stockwerke. Sie gestatten den Gästen den Aufenthalt in freier Luft, geschützt vor Regen und Sonnenhitze und bewirken, daß die Zimmer, allerdings unter Beeinträchtigung der Helligkeit, sich kühl halten. Im United States Hotel, das mit dem von den Flügeln eingeschlossenen Raume 7 Acres bedeckt, ziehen sich die Verandas rings um diesen Innenraum, dem hohe Laubbäume und frischer Rasen das Ansehen eines kleinen Parkes geben. Am Abend bilden sie den Sammelplatz der Gesellschaft. Dann konzertirt inmitten des Parks die Musikkapelle des Hotels; in kleinen Gruppen finden sich Bekannte zusammen an Tischen oder promenirend, Begrüßungen wechselnd oder behaglich plaudernd; Damen in eleganter Abendtoilette, vielleicht der vierten dieses Tages, Licht aus den Parlors und Sälen strömend, deren Thüren einladend geöffnet sind; es ist zusammen ein heiteres und glänzendes Bild, bei dessen Anblick es schwer fällt, zu glauben, daß auf derselben Stelle vor nicht vielen Jahrzehnten der rothe Mann seinen Wigwam hatte und ihn gegen den Bären des nahen Swamp vertheidigen mußte. Es wäre vollkommen europäisch, wenn nicht die große Anzahl von Negern und Mulatten, welche den Aufwärterdienst versehen, ihm einen fremdartigen Zug gäben. Wie in vielen großen Hotels ist auch in dem United States Hotel die gesammte Aufwartung einem

Korps von Farbigen anvertraut, welche im Ganzen engagirt werden und ihrerseits von Subkontraktors abhängen, die für sie einzustehen haben. Obwohl aus einzelnen Häusern in New-York bereits daran gewöhnt, war ich doch einigermaßen frappirt, als ich beim ersten Eintritt in den großen Speisesaal diese dunkeln Kohorten in attendance sah. An jedem der Tische, an welchen man speist — die table d'hôte ist in amerikanischen Hotels nicht üblich — standen solche afrikanische Gesellen, alle in schwarzem Gesellschaftsanzug mit tadellos weißer Wäsche, auf die sie besonderen Werth legen, in allen Nüancen der Hautfarbe, vom Ebenholzschwarz bis zum lichtesten Kaffeebraun und mit allen denkbaren Abstufungen zwischen Woll- und Schlichthaar. Die gleichfalls farbigen Aufseher oder Oberkellner, die sich durch Würde, in der Regel auch durch Wohlbeleibtheit auszeichnen, empfangen den Gast, dem ein Schwarzer beim Eintritt den Hut abgenommen, um ihn mit nie fehlender Sicherheit beim Weggehen zurückzugeben, und überweisen ihn einem Tisch und dessen Diener; gegen bewährte Besucher geschieht dies rasch und mit tiefen Verbeugungen, gegen den noch ungeprüften Neuling mit vornehmer Gleichgiltigkeit. Der Bursche, dem ich zugetheilt wurde, war eine Ausgabe erster Hand; tiefschwarz mit Vollblutlippen, blitzenden Zähnen und einer wahren Wildniß von Wolle auf dem Kopfe. Der Neger und noch mehr die Negerin hassen das ungefüge Kraushaar und machen die verzweifeltsten Anstrengungen, es durch Kamm und Pomade zu einiger Glätte zu bändigen. Einen Versuch dazu hatte auch mein Nigger im Ansatz zu einem Scheitel gemacht, etwa mit gleichem Erfolg, wie wenn man einen Fußweg durch den Urwald legt. Im Anfang macht es einen etwas unbehaglichen Eindruck, wenn eine schwarze Hand sich über die Schulter schiebt, um Speisen aufzusetzen oder abzunehmen und es macht die Sache nicht besser, daß die Annäherung ihres Trägers durch den Geruch vorher wahrnehmbar geworden. Sehr bald aber

gewöhnt man sich daran, und findet, daß die farbigen Aufwärter geräuschlos und geschickt serviren und daß sie, zumal wenn ein gelegentliches Trinkgeld ihren Pflichteifer geweckt hat, dem Dienst mit einer fast peinlichen Aufmerksamkeit obliegen.

Wie sich Saratoga im Uebrigen „amüsirt" ist für den Fremden nicht leicht zu beschreiben. Im Wesentlichen scheint es damit nicht anders bestellt als bei uns. Brunnenpromenade, Spazierfahrten in die Umgegend, Wettrennen, Konzerte und hops, d. h. Tanzkränzchen, bilden die hauptsächliche Unterhaltung. Die Mode übt natürlich hier wie überall wechselnden Zwang; indeß gilt Saratoga Springs auch für eine Art politischen Observatoriums, was für die Eingeweihten höheren Reiz und Abwechselung in das Gleichmaß der Tage bringt. Vermöge seiner günstigen Lage und der Annehmlichkeit des Aufenthaltes ist es ferner ein beliebter Platz für Kongresse aller Art, für Konferenzen wissenschaftlicher Gesellschaften wie für Konventionen von Politikern, besonders dann, wenn die Männer der Wissenschaft oder die Förderer des Staatswohles von ihren Damen begleitet werden. Ein solcher Kongreß der amerikanischen Gesellschaft für Socialwissenschaft tagte gerade in Saratoga Springs und hatte seine Sitzung mit einer Adresse des Präsidenten eröffnen hören, welche die Mängel in der amerikanischen Art, Gesetze zu machen sowie die zahlreichen Widersprüche zwischen der Bundes- und Staatsgesetzgebung ziemlich herbe beurtheilt hatte. Am Abend fanden sich die Mitglieder zu einer Reception in den Salons des United States Hotel zusammen, doch verschwanden die feierlichen und gelehrten Gesichter in der Fülle der unfeierlichen und ungelehrten. Bei solchen Gelegenheiten scheint das englische Vorbild wie bei vielen andern im Wesentlichen maßgebend zu sein.

Unter den Zielpunkten für weitere Ausflüge steht in erster Linie Saratoga Lake, ein durch Erweiterung des Kagader Ossera Creek gebildeter Landsee, der etwa 4 Miles von Saratoga

Springs entfernt ist. Der Weg führt an Congreß Park vorüber, durch die Union Avenue, den Hauptfahrweg für die elegante Welt, im Orte selbst mit schmucken Cottages besäumt, dann entlang dem alten und dem neuen Rennplatz, fast durchweg aber über ebenes, etwas sandiges Terrain ohne besondere landschaftliche Reize. Dafür sollen anscheinend kuriose Leistungen der Reklame entschädigen, welche den Weg entlang auf allen möglichen und unmöglichen Stellen in der zudringlichsten Weise angebracht sind. Mitten im Felde an den langen Brettern eines Ackerzaunes liest man: Mrs. Pray, American first manicure, finger-nails beautyfied, oder „Beatley's pianos and organs“ oder Smoke only Fisher's mais cigarettes u. s. w. Die ewige Wiederholung bewirkt, daß man die Anpreisung behält und sie, wie Figura zeigt, sogar weiter verbreitet.

Der See hat eine Wasserfläche, etwa 8 Miles lang und 2 Miles breit und ist von waldigen Hügeln umgeben, über welche in der Ferne die blauen Linien der Catskill Berge sich abzeichnen; er ist am breitesten in der Mitte, wo ein Vorgebirge mit dem bedenklichen Namen Snake Hill sich erhebt. Es wurde von den ersten Ansiedlern so genannt wegen der großen Menge von Klapperschlangen, die sich daselbst finden; doch ist von dieser gefährlichen Gesellschaft nur der Name dem Hügel geblieben, der jetzt als Ausgangspunkt für die Regattas dient, welche alljährlich auf dem See gehalten werden. Leider ist auch der Reichthum an Forellen, durch welchen der See früher berühmt war, in Folge des starken Verbrauchs in Saratoga geschwunden. Einen guten Ueberblick über den See bietet Moonlake House, das auf hohem Ufer an dessen Saratoga zugewendeter Seite liegt und von dem aus man in bequemen und zierlichen Dampfbooten Rundfahrten um den See machen kann. Es ist von den Freunden des Segelns und Angels besonders geschätzt, nicht allein wegen der Bequemlichkeiten, die es für diesen Sport bietet, sondern auch wegen der bequemen Gelegen-

heit daselbst gut zu frühstücken. Ich beschränkte meine Rundfahrt auf den Besuch von White Sulphur Springs auf der Ostseite des Sees, wo eine Schwefelquelle zum Trinken und Baden benutzt wird, zog es aber vor, mir durch einen bezüglichen Versuch die Freude an der reinen Luft, die bei der Fahrt über den See die für die Jahreszeit ungewöhnlich schwere Hitze vergessen machte, nicht zu trüben. Dabei erfreute ich mich eines Reisegefährten, dem ich beim Abschied von Saratoga noch ein Wort widmen muß. Er war ein Russe aus Kiew, erst 21 Jahr alt, aber im Besitz eines unabhängigen Vermögens, der mit Zustimmung seiner Vormünder seit seinem 14. Lebensjahre allein auf Reisen war und alle Welttheile gesehen hatte. Ein merkwürdiges Specimen russischer Erziehungsmethode.

V.

Trenton Falls. — Niagara Falls. — Cave of the winds. — Der Burning Spring. — Whirlpool Rapids.

Niagara Falls, September 1881.

Daß Du heute auf Wasserfälle gefaßt sein mußt, ergibt die Ueberschrift. Ich will Dich aber nicht kopfüber in den Hauptstrudel bringen, sondern in einem sanften Klimax, indem ich zunächst über den Trenton Fall berichte, dem ich auf der Fahrt nach hier einen Besuch abstattete. Es geht dies sehr bequem; man verläßt die Eisenbahn auf der Station Utica karthagischen Andenkens, und fährt die 17 Miles nach Trenton Fall mit der Black River Eisenbahn etwa in einer Stunde. Moore's Trenton Falls Hotel daselbst, von schattigen Bäumen beschützt in anmuthiger Waldumgebung, ist eine vielbesuchte Sommerfrische, nimmt aber auch Eintagsgäste auf. Neuvermählten aus dem Osten, die eine westliche Hochzeitsreise machen, pflegt es der

erste Halt auf dem neuen Lebenswege zu sein. Junge Damen werden es in Folge dessen von einem romantischen Hauch umweht finden; ich wahre, was mir in dieser Beziehung durch meine Personalverhältnisse erleichtert wird, meine Objektivität und lasse mich nur von dem Hauche anwehen, durch den die Laubbäume und das Wasser des Flusses die Hitze des Tages mildern.

Die Fälle bildet der Western Canada Creek, der sich in den Black River und mit diesem in den Mohawk ergießt und hier auf einer Strecke von 2 Miles ein Bett durch Felsen gearbeitet hat, in welchem er in einer Reihe von Katarakten etwa 300 Fuß niedersteigt. Keiner dieser Fälle hat eine beträchtliche Höhe; sie hatten außerdem den empfindlichsten Fehler, den ein Wasserfall haben kann, sie hatten kein Wasser. Die arge Hitze des Sommers, deren Wirkungen überall auf der Fahrt an dem verdorrten Rasen, dem Staube und dem frühen Welken des Laubes sichtbar waren, hatte von dem Wasserlaufe nur ein Fädchen übrig gelassen, welches kaum ein Viertel des Bettes netzte. Ich mußte mich daher begnügen, nur mit Hilfe einer illustrirten Beschreibung der Fälle, in der alle Lobpreisungen derselben, welche berühmte und unbekannte Schriftsteller jemals geleistet haben, zusammengetragen sind, das Bild der Katarakte in voller Stärke, die gerühmte Bernsteinfarbe des Wassers, die Regenbogen über dem brausenden Schäumen ihres Absturzes phantastisch zu gestalten. Indessen bot das thatsächliche Bild genug des Interessanten, wenngleich mehr vom Standpunkt des Geologen als des Malers. Durch die Schmälerung des Wasserlaufs war das felsige Bett größtentheis trocken gelegt und zeigte die eigenthümlichen Auswaschungen, welche der Fluß in den horizontalen Kalksteinschichten hervorgebracht hat. Merkwürdig ist insbesondere eine derselben, welche die Gestalt eines Herzens hat und daher Rocky Heart heißt. Zur Ausgleichung trägt ein Spazierweg, der sich unter alten Tannen nach dem Flusse zieht, den Namen Lover's Walk. Wie oft mag

auf ihm über das Rocky Heart gescherzt worden sein! Ein weiterer Reiz ist die reiche Vegetation, die auf beiden Uferhöhen über den steil abfallenden Felsen des Grundes sich ausbreitet in angenehmer Mischung von Nadel- und Laubholz, darunter auch zahlreiche wilde Apfelbäume, mit reifen Früchten beladen. Stufen, die in die Uferfelsen gehauen sind und hölzerne Treppen führen aus dem Flußbett auf die Uferhöhe, die zu 2—300 Fuß ansteigt und gestatten einen Wechsel der Betrachtung, für welche der Untergang der Sonne in tief rothen Wolken willkommene Beleuchtung bot. Als ich den Heimweg antrat, senkte sich Nebel über das Gelände und kühlte die Luft, die bis auf 90° F. erhitzt war; immerhin noch gnädig gegen New-York, das, wie ich später las an dem gleichen Tage, unter 104° F. (= 32° R.) geschmachtet hatte.

Die Eisenbahn von Utica nach Niagara Falls zweigt sich in Rochester von der nach Buffalo führenden Hauptroute ab und erreicht Niagara Falls nach 10—11stündiger Fahrt. Das Land ist gut angebaut aber eintönig, ohne Wald und ohne größere Erhebungen. Eigenthümlich berühren das Ohr die bunten Namen der Stationen. Da wird „Rom" gerufen, dann Verona, Syrakus; man könnte glauben auf Faustens Zaubermantel durch Italien zu fliegen. Lyon, das folgt, läge noch nicht ganz außer dem Gesichtskreis, aber völlig perplex macht das anschließende Palmyra, das selbst Joe Smith so wunderlich fand, daß er behaupten konnte, dort die goldenen Tafeln der Mormonenbibel gefunden zu haben. Ueber die Namen der Ortschaften scheint Neigung oder Laune der ersten Ansiedler allein zu entscheiden; es existirt keine größe Stadt Europas, keine, die in der Geschichte irgend eine Bedeutung gehabt hat, die in den Ver. Staaten nicht vertreten wäre. Natürlich gibt es dabei die kuriosesten Nachbarschaften, auf Long Island z. B. Breslau und Babylon dicht neben einander. Die Sache ist indeß insofern mehr als kurios, als diese Freiheit der Bezeich-

nung zur Folge hat, daß derselbe Name für verschiedene Orte angenommen wird, sei es, daß die Ansiedler gleicher Herkunft aus Pietät gegen das frühere Heimathland oder für Männer ihrer Nation, deren Namen übereinstimmend wählen, sei es, daß Heroën der amerikanischen Geschichte durch Entlehnung ihrer Namen geehrt werden sollen. Augenfälligen Beweis dafür erhält man, wenn man das Stationenverzeichniß in dem Rand-Mc Nally'schen Eisenbahnkursbuch aufschlägt. Ich greife auf Geradewohl: 9 Lancasters, 14 Oxfords, 19 Washingtons, 17 Madisons, 8 Lincolns, 11 Newtons; selbst Delhi ist 6 Mal vertreten. Berlins gibt es bereits 11, Bismarcks 6. Um die Orte zu unterscheiden, wird der Name des Staates, in welchem sie liegen, in einer allgemein angenommenen Abkürzung beigefügt, z. B. Ga für Georgia, Kal. für Kalifornien; wenn selbst dies nicht langt, d. h. wenn in demselben Staate Orte gleichen Namens sich finden, wird der Name des County oder eine Ordnungsnummer zugesetzt. Desungeachtet mag mancher Brief manche Wanderung zu machen haben, ehe er an dem richtigen Platze anlangt.

Nach Niagara Falls kam ich indessen auch über Palmyra und Medina. Von der Landschaft war, da die Nacht hereingesunken war, und der Mond von Wolken bedeckt wurde, auf dem letzten Theil der Strecke von Rochester ab nicht mehr viel zu sehen; nur eine flimmernde Wasserfläche wurde im Zwielicht sichtbar, als der Zug auf der Hängebrücke den Niagarastrom etwa 2 Miles unterhalb der Fälle kreuzte. Der gute Ruf, den ein deutsches Gasthaus in Niagara Falls genießt, das Hotel Kaltenbach hatte mich bestimmt, dorthin zu gehen, obwohl es nicht den Vorzug der großen amerikanischen und kanadischen Hotels hat, angesichts der Fälle zu liegen, sondern auf der amerikanischen Seite etwas oberhalb derselben liegt. Dafür ist es ruhig und sehr gut gehalten mit reinlichen Zimmern und einer soliden deutschen Wirthstafel, was einem deutschen Ge-

müthe trotz der Kürze der Entbehrung sehr willkommen war. Der nächste Tag galt nun dem achten Wunder der Welt, den Fällen des Niagara, oder „des Donners der Wasser", was das indianische Wort bedeutet. Als gewissenhafter Reisender hatte ich vorher meine geographischen Erinnerungen aufgefrischt. Ich hatte mir das System der fünf großen Süßwasserseen vergegenwärtigt, die einen Flächenraum bedecken so groß, wie England und Schottland zusammen genommen, und deren nordwestliche Gruppe, der Lake Superior, der Michigan und der Huron See in merkwürdiger Gestalt, ähnlich der eines Wein- oder Epheublattes, die Platte zwischen den Wasserscheiden der Hudson Bay und dem Missisippi ausfüllt, während die südöstliche, der Erie und Ontario See, die Wassermassen der erstern Gruppe in sanfter Neigung der Basis aufnehmend, nach Lage und Gestaltung den Uebergang zu dem mächtigen Strome bildet, der unter dem Namen des S. Lorenz aus dem Ontario See ab- und in langem Laufe dem atlantischen Ocean zufließt. Ich hatte mir weiter klar gemacht, daß der Niagara die schmale und kurze Verbindung zwischen den beiden letztgenannten Seen bildet und daß innerhalb derselben die Verschiedenheit der Höhenlage überwunden werden muß, welche zwischen dem Boden des oberen und des unteren Sees besteht. Dieses kleine Repetitorium, wegen dessen Niederschrift ich ein so erlauchtes Mitglied der Berliner Gesellschaft für Erdkunde um Verzeihung bitten muß, thut gut, wenn man einen richtigen Maaßstab für die Bedeutung und Größe der Katarakte gewinnen und wenn man sich vor einer Enttäuschung wahren will, der viele Besucher verfallen, welche mit den ins Himmelhohe gesteigerten Vorstellungen der Wasserfälle in den Alpen der Schweiz oder Norwegens den Niagara-Fällen sich nähern. Wer ungeheuere Höhe und malerische Umgebung erwartet, wird allerdings seine Erwartung nicht erfüllt finden. Die Höhe der Niagara-Fälle beträgt nicht mehr als etwa $^1/_6$ der Höhe des Staubbaches oder $^1/_7$ derjenigen des

Gießbaches. Die Gegend umher ist vorwiegend flach und hat keinen der Reize, welche das Lauterbrunner Thal oder die Ufer des Brienzer Sees auszeichnen. Das Thal, in welches der Niagara stürzt, ist eine Schlucht in der Hochebene, so daß der Wasserfall unter dem Niveau des umgebenden Landes liegt, was der Erwartung des Erhabenen schnurstracks entgegen ist. Aber er wirkt, sobald man den richtigen Standpunkt der Betrachtung nur erst eingenommen hat, durch seine Ausdehnung, durch die ungeheueren Wassermassen, die er bewegt, und durch die Urgewalt dieser Bewegung so übermächtig, daß er die Seele mit einer Empfindung erfüllt, als stände sie vor einer völlig neuen Offenbarung der Natur. Der Strom, der nach seinem Ausfluß aus dem Erie-See zunächst eine Insel — Grand Island — in zwei gleich breiten Armen umflossen hat, erweitert sich unterhalb derselben auf 3—4 Miles und erscheint, da das Gefälle sehr gering ist, wie ein See mit flachen kleinen Inseln. Erst oberhalb der Fälle zieht sich der Strom zusammen und stürzt dann, indem er zugleich seine Richtung fast rechtwinkelig ändert, über eine steile Felswand in zwei Fällen in die Schlucht, die von felsigen Ufern gebildet sich etwa 11 Kilometer weit nach Queenstown erstreckt. Die Trennung des Stromes in zwei Fälle, von denen der südöstliche auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten, der nordwestliche zum größeren Theile in Kanada liegt, wird durch Goat Island bewirkt, das sich, näher dem amerikanischen Ufer, als eine mächtige Felsenpyramide aus dem Strom erhebt und ihn zwingt, zu beiden Seiten den Weg nach der Tiefe zu suchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Insel früher mit dem rechten Ufer des Stromes eins gewesen, da das linke Ufer in der bisherigen Richtung seines Laufes stärker ausgebuchtet ist, da in dem Strom zwischen Goat Island und dem rechten Ufer zahlreiche kleine Inseln sich erhalten haben und da das Profil des amerikanischen Falles in der Linie liegt, welche das rechte Ufer des Stromes, nachdem er um Goat

Island herumgeschwenkt, fortan innehält. Dieser amerikanische Theil des Falles hat eine Breite von 1100 Fuß; der kanadische, von seiner Hufeisenform auch Horseshoe Fall genannt, ist etwa doppelt so breit, während die beide Fälle trennende Stirnwand von Goat Island etwa ebenso breit ist wie der amerikanische Fall. Die Höhe der Felswand, über welche der letztere herabstürzt, wird auf 164 Fuß, die des Horseshoe Falls auf 158 Fuß angegeben. Unterhalb der Fälle zieht sich das Strombett auf 1100 Fuß Breite zusammen und bildet eine Schlucht, in welcher die Wassermassen etwa 2 Kilometer weit zusammengehalten werden, bis sie die Whirlpool Rapids überwunden haben, um dann im weiteren Laufe mit geringem Gefälle dem Ontario-See zuzustreben.

Wohnt man auf der amerikanischen Seite, so pflegt man zunächst nach Goat Island zu gehen, das durch eine Hängebrücke mit der kleinen Bath Insel und demnächst mit dem Ufer verbunden ist. Das Eiland ist, wie fast alle im Strome liegenden Inseln, mit Fichten, Schierlingstannen (Hemlocks) und Lebensbäumen reich bewaldet; doch hat die Hitze des Sommers selbst dem Nadelholz ihren Brand aufgedrückt und dem feinen Staube, der die Fahrwege knöcheltief bedeckt, erlaubt, sie mit einer grauen Hülle zu überziehen, eine Erscheinung, die inmitten der unermeßlichen Wasserflächen und des Brausens ihrer Wogen befremdlich genug wirkt. Die Kraft des Gefälles dieser Wassermassen hat bis jetzt auf Bath Island nur ein Müller sich zu Nutze gemacht, der eine Papiermühle betreibt. Im Uebrigen ist die motorische Kraft latent, bis das große Problem der Zukunft, die Aufspeicherung und Umsetzung der Kraft, gelöst sein wird.

Einen Ueberblick über die Fälle bekommt man zuerst, wenn man von der Stirnwand der Ziegen-Insel nach Luna Island geht, einer kleinen, durch eine Brücke zugänglichen Insel, welche sich an der linken Seite des amerikanischen Falles nahe Goat

Island erhalten hat, und zwischen welcher und Goat Island eine schmale Wasserrinne, der Central Fall wie ein detachirter Vorposten des American Fall zur Tiefe stürzt. Man sieht von einem hölzernen Ausbau den American Fall im vollen Profil, hat den Central Fall dicht unter sich und überschaut die ganze Linie des kanadischen Falles, dessen Größe aber vermöge der Entfernung nicht voll zur Wirkung gelangt. Das Wasser hat noch die tiefgrüne, klare Farbe bewahrt, die seine Herkunft aus den Seen kennzeichnet; über die ganze Breite des Stromes bricht es an den zerstreuten Felsblöcken, in welche es die horizontalen Kalksteinschichten zertrümmert hat und die es weiter zu wälzen rastlos arbeitet, in weißen Schaumkämmen sich überstürzend. Immer rascher wird die Bewegung, je näher die brodelnde Fluth dem Rande der jähen Felswand zutreibt, über die sie in die Schlucht stürzt erst in sanfter Rundwölbung, dann steil sinkend, an einzelnen Vorsprüngen zerschellend und aufbäumend bis sie donnernd auf den Grund des unteren Bettes aufschlägt. Sieht man anhaltend auf dieses unendliche Herandrängen des Wassers, sein beschleunigtes Gleiten, sein unaufhaltsames Hinabziehen über die Felswand, so überkommt Einen das Gefühl, als werde man in diesen Bann hineingezogen und müsse mit hinunter in den Abgrund.

Dahin kann man übrigens kommen, wenn nicht über den krystallenen Bogen der stürzenden Wasserfluth, so doch etwas langsamer, zugleich aber sicherer über eine Wendeltreppe, die neben Central Fall angelegt ist, und auf der man an der Wand von Luna Island einige hundert Stufen hinuntersteigt, bis man den Fuß der Klippe erreicht. Von dort gibt es zwei Wege, der eine entlang der Klippen von Goat Island nach dem Horseshoe Fall, der nicht sonderlich gangbar ist, der andere nach der Cave of the winds, der auch nicht sehr bequem, aber sehr lohnend ist, da er bis dicht vor den Amerikanischen Fall führt. Wer ihn machen will, bedarf dazu besonderer Aus=

rüstung. In dem zu der Wendeltreppe gehörigen Gebäude legt man seine gesammte Kleidung, das letzte Gewand eingeschlossen ab, und erhält dafür einen Anzug von wasserdichtem Stoff, der auch den Kopf bedeckt und der einige Aehnlichkeit mit einem Taucherapparate hat. Leinene Schuhe ohne Sohlen, damit man auf dem nassen Pfade nicht gleite, vervollständigen den sonderbaren Habit. Werthsachen, die man bei sich trägt, wie Uhr und Geld, werden in einen kleinen Blechkasten gelegt, den man selbst verschließt, und dessen Schlüssel an einer Schnur Einem um den Hals gehängt wird. So geht es die Treppe hinunter und auf dem vorspringenden Fels auf den Central Fall zu, hinter welchem der Pfad über die Steinblöcke hinweg in den Bereich des American Fall führt. Er wendet sich dann stromwärts, macht auf einem breiten Felsblock Halt, und kehrt dann auf der äußeren Seite zurück. Gefährlich ist die Sache nicht, da ein sicherer Führer vorangeht, der an schwierigen Stellen die Hand reicht und da ein Geländer wo erforderlich den Halt gibt. Immerhin möchte ich schwachnervigen Leuten dazu nicht rathen; wer aber gesund ist, darf die Tour nicht unterlassen; keiner der den Weg gemacht hat, wird ihn je vergessen. Auf seinem ersten Theile fühlt man mehr als man sieht. Die Luft ist erfüllt von den zahllosen Tropfen, welche im Sturz von der Wassermasse abgestoßen werden und dem Gischt und Schaum, in welchen sie beim Aufschlagen zerstäuben und der bis zur halben Höhe des Falles aufsteigt, ihn in eine wogende Wolke verhüllend. Er zwingt die Augen zum Schließen und dringt durch jede Ritze des Anzugs, daß man sein feuchtes Rieseln am ganzen Körper fühlt. Das Getöse des Falles wie der Donner von hundert Gewittern verschlingt jedes gesprochene Wort; dabei saust die Luft wie vom Sturm getrieben entgegen und von allen Seiten, daß das Athmen schier vergehen möchte. Kampffreudigen Naturen macht das Andringen dagegen eine Freude, wie die

Konzentrirung aller Lebenskraft in einem Punkte sie nur hervorbringt; ich hatte das Gefühl, daß ich keinen Moment der bisherigen Reise diesem gleichstellen möchte. Ist man aus der Cave of the winds hinaus gelangt auf die schon erwähnte Tribüne, so hat man, weil der Abstand etwas weiter, einen Blick auf das volle Antlitz des Falles, allerdings nur sekundenlang und von wechselnder Ausdehnung, da die aufsteigenden Sprühwolken wie wallender Nebel unter dem Einfluß des Luftzuges in wogender Bewegung sind. Dafür sieht man deutlicher in das Gewirr der Felsblöcke, welche der Strom von oben her mitgewälzt hat, oder die von der Felswand abgebrochen sind und in welchen die niederfallenden Wassersäulen das Werk der Zerstörung fortsetzen. In den krausesten Linien und Hebungen durcheinander geworfen, lassen sie dem Wasser, das in milchweißen Schaum aufgelöst ist, nur widerwillig den Durchgang, so daß es gedrängt von den unabläßig nachstürzenden Massen, über die unnachgiebigen Blöcke hinwegsetzt. Selbst hier ist organisches Leben nicht völlig verschwunden; wo die Steine dem Anprall des Wassers nicht unmittelbar ausgesetzt sind, haben sich auf ihren Flächen Moose und Flechten angesiedelt, von deren dunklem, feuchtem Grün die weißen Schaumwellen sich glänzend abheben. Leider fehlte der Sonnenschein und mit ihm der farbenprächtige Regenbogen in dem Sprühregen über dem Falle; der Himmel war bedeckt und die Luft kühl; immerhin schien mir dies dem Charakter des Falles besser zu entsprechen, als eine Beleuchtung, welche in dem Bilde das Grausige und Gewaltige gemildert hätte.

Wenn man nach dem kräftigen Douchebade in der „Schlucht der Winde" das leichte Badekostüm mit dem des Touristen getauscht hat, geht die Wanderung der Höhe der Klippe entlang zur kanadischen Seite der Fälle. Auch hier ist auf einem Felsenvorsprung ein Ausbau errichtet, der mit Goat Island durch eine Brücke verbunden, einen Standpunkt im Strome

gibt, von welchem die volle Ausdehnung des Falles übersehen werden kann. In früherer Zeit fand man einen solchen auf dem sog. Table Rock, einer flachen, weit überhängenden Platte, die von dem kanadischen Ufer erreichbar war; sie ist vor etwa 20 Jahren heruntergebrochen und hat ihre Trümmer zu den unzähligen gestellt, die vor ihr der Strudel in die Tiefe gerissen. Der Horseshoe Fall, auch von jenem Ausbau überschaut, macht einen unbeschreiblichen Eindruck von Urgewalt und Größe; er übertrifft den amerikanischen Fall an Ausdehnung um dessen ganze Breite, an Eigenthümlichkeit durch die nach innen gekrümmte Form des Absturzes, von welcher er seinen Namen hat. Wenn man von dem amerikanischen Falle sich dadurch eine Vorstellung schaffen kann, daß man versucht, sich den Rheinfall bei Schaffhausen etwa drei Mal breiter und drei Mal höher zu denken, so würde dieses Hilfsmittel bei dem kanadischen Fall im Stich lassen, nicht blos wegen der größeren Dimensionen, für welche die Vorstellungskraft unzulänglich wird, sondern wegen der Gestalt des Falles. Sie bedingt, da die Krümmung etwa um die halbe Breite des Stromes zurücktritt, daß die Wasser von oben her konvergirend einströmen und wie in einen Trichter stürzen, in welchem sie mit voller Gewalt auf und gegen einander treffen. Dem Auge bleibt der Kampf durch eine Wolke von Schaum und Gischt verborgen, die regelmäßig darüber lagert, aber das Ohr hat in den gewaltigen Tönen, die es noch nie vernommen hat und nirgend anders wieder hören wird, einen Maßstab für die Wuth dieses Kampfes und die furchtbaren Kräfte die mit einander ringen. Die Mächtigkeit der Fluth, die über den Abhang fällt, wird auf zwanzig Fuß angegeben. Von besonderer Schönheit ist sie an der Goat Island zugewendeten Seite des Trichters, wo sie fast in deren voller Breite wie eine glatte Krystallwand erscheint, die in glänzender Wölbung umgebogen über den Rand in die Tiefe gleitet, so gleichmäßig, daß man

die Bewegung fast nicht wahrnimmt. Das Volumen der Wassermenge, welche in einer Minute über die Fälle stürzt, wird von Barrett auf nicht weniger als 554 000 Kubikmeter berechnet.

Gestalt und Lage beider Fälle ist in den zwei Jahrhunderten, seit sie bekannt geworden, stark verändert und hat solche Veränderungen nach den zu Tage liegenden Merkzeichen des Abflußbettes auch in früheren Jahrhunderten oder Jahrtausenden erfahren. Von 1815—1841 ist der amerikanische Fall in der Mitte um 12 Meter eingebuchtet worden; der Umriß des Horseshoe Falles dagegen hat sich nicht unerheblich verflacht. Auch Goat Island verliert jedes Jahr einige Hektare Boden. Der Grund dieser Veränderung liegt nach der Ansicht der Geologen in der Abbröckelung der Felswand, deren Beschaffenheit der Erosion durch das Wasser wenig Widerstand entgegen setzt. Unter schieferigem, nicht sehr festem Sandstein liegen weiche Schiefer, welche ihrerseits von quadrig brechendem Kalkstein bedeckt sind. Der Prozeß der Erosion geschieht in der Weise des Bergrutsches; die Schiefer werden durchtränkt, erweicht und weggewaschen; dann folgt kaum minder rasch der Sandstein an ihrem Grunde und der Kalkfels, der die Hauptmasse der zu zerstörenden Felswände bildet, bricht dann, da er ohne Unterlage ist, zusammen. In dieser Weise hat sich der Abbruch des Table Rock, dessen ich oben gedacht habe, vollzogen. In gleicher Weise werden die Fälle auch in Zukunft Veränderungen erleiden, da die rückwärts liegende Formation des Strombettes von der unteren nicht verschieden zu sein scheint. Man nimmt an, daß der jährliche Rückschritt der Fälle durchschnittlich ein Yard, — nach anderer Meinung einen Fuß — betrage, so daß er auch für eine Generation der Menschen schon augenfällig werden muß. Immerhin würden noch 10 000 Jahre vergehen, ehe jene Grenze erreicht wäre, an welcher der Fall bei allerdings verminderter Höhe dann stationair bleiben soll. 35 000 Jahre soll es übrigens, ein gleiches Tempo der Bewegung vor-

ausgesetzt, gedauert haben, ehe er von Queenstown, 11 Kilometer abwärts, bis zu der jetzigen Stelle zurückgegangen ist.

Von dem Horseshoe Fall führt ein angenehmer Weg entlang dem Strome nach dem südlichen Theile von Goat Island, dem einige kleine Eilande die Three Sisters genannt, vorlagern; sie liegen einander parallel in der Stromrichtung, Felsklippen von der Ausdehnung eines Steinwurfs in der Länge, aber mit reicher Vegetation bedeckt und durch Brücken mit Goat Island und unter einander verbunden. Auf diesem vorgeschobenen Posten bietet sich ein Ueberblick über die Stromschnellen oberhalb der Fälle von überwältigend großartiger Schönheit. Den Horizont begrenzt der Spiegel des Stromes, durchsetzt von zahlreichen bewaldeten Inselchen, ruhig und weit wie ein Landsee. Der Beginn der Stromschnellen — rapids — liegt etwa 1500 Meter nach oben, innerhalb deren der Strom 16 Meter herabsteigen muß, ehe er den großen Sprung über den Fall macht. Er thut dies in mehreren ungleichen Stufen, welche über die ganze Breite hinweg an den Wirbeln und Strudeln erkennbar sind, in denen das Wasser an den abgerissenen Felstücken sich bricht; die lange, unregelmäßige Kette weißschäumender Wellenkämme, durch welchen die dunkeln Blöcke aufragen, erscheint wie ein Reigen von Elfen und Cyklopen.

Von der amerikanischen Seite gelangt man zur kanadischen auf zwei Wegen, von deren jedem man den Anblick beider Fälle hat: mittelst Bootes und über die neue Suspension Bridge. Die Letztere etwa 2 Miles oberhalb der alten Hängebrücke, welche den Eisenbahnübergang vermittelt, liegt nur etwa 1800 Fuß unterhalb des amerikanischen Falles und ist für Wagen und Fußgänger eingerichtet. Da sie 256 Fuß über dem Wasserspiegel liegt, bietet sie eine weite Aussicht stromaufwärts nach den Katarakten, stromab in die Schlucht, in welcher der Strom sich hinabdrängt und deren Wände 200—400 Fuß hoch aufsteigen. Besonders günstig ist dieser Standpunkt,

wenn die Wasserfälle mit bengalischem und elektrischem Licht beleuchtet werden, was in der Saison von den Besitzern der großen Hotels und des großen Prospect Park regelmäßig des Abends geschieht. Man mag darüber streiten, ob diese künstliche Beleuchtung, die für das Theater angebracht ist, der Größe dieser Scene entspreche; allein nicht zu leugnen ist, daß die erzielten Lichteffekte, insbesondere die des elektrischen Lichtes, von ausnehmender Schönheit sind. Die Begrenzung des Lichtkreises auf einzelne Stellen des kanadischen Falles bringt die Struktur der Felswand und die Bewegung der Wassersäulen an derselben deutlicher zur Anschauung, als dies bei der ausgleichenden Tagesbeleuchtung der Fall ist.

In anderer Beziehung interessanter ist die Ueberfahrt über den Strom mittelst Fährbootes unterhalb der Fälle zwischen diesen und der neuen Hängebrücke. Wenn man die furchtbare Gewalt des Sturzes sieht und den Aufruhr der Wassermassen nach Erreichung des Grundes, die Wolken von Schaum, in welche sie zerfließen, den tollen Wirbel, in welchem sie sich wieder empor arbeiten, so sollte man es nicht für möglich halten, daß ein Boot das Wagniß leisten könnte, nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke unterhalb den Strom zu kreuzen. Und doch fließt er, wenngleich geschwind, so doch ohne erheblichen Strudel in dem neuen Bett ruhig genug, um das kleine Fährboot ohne bedenkliche Schwankungen überführen zu lassen. Es hängt dies vielleicht mit der geringen Tiefe des Grundes zusammen, welche der Strom sich hier gegraben hat. Man gelangt zu dem Boot mittelst einer Seilbahn, die in dem Prospect Park von der Uferhöhe an den Rand des Stromes führt. Jener Park auf der amerikanischen Seite, gegenüber Goat Island, an der anderen Seite des Falles gelegen, ist ein Stück Waldgrund mit schattigen Bäumen, den eine unternehmende Aktiengesellschaft erworben hat, um ihn als Aussichtspunkt und für Amusements der Touristen, wie Konzerte, Illuminationen,

die Beleuchtung der Fälle zu exploitiren. Die Eisenbahn besteht aus zwei geneigten Ebenen mit Schienengleisen, auf denen gleichzeitig ein Wagen aufwärts ein anderer abwärts fährt; die bewegende Wasserkraft, welche auf ein über Rollen laufendes Drahtseil übertragen wird, gibt der Strom, aus welchem eine Rinne oberhalb an der Seite des Falles abgeleitet ist. Die Bahn ist an Stelle einer schadhaft gewordenen Wendeltreppe angelegt und jeden Falls ein bequemeres Beförderungsmittel als jene, da die Treppe, welche jetzt neben der Bahn abwärts führt, 290 Stufen zählt. Der Reiz der Ueberfahrt besteht in dem herrlichen Bilde, welches die Fälle gewähren, wenn man sie in der Mitte des Stromes in ziemlich gleicher Entfernung gleichzeitig übersehen kann. Der Standpunkt in der Tiefe ist in dieser Beziehung bei weitem günstiger als der auf der Hängebrücke. Auch die tanzende Bewegung des Bootes und der frische Luftzug, der den feuchten Dunst des Sprühregens von den Fällen herüberträgt, sind ein Moment für freudiges Wohlbefinden.

Auf dem kanadischen Ufer sind die hauptsächlichsten attractions: Der Burning Spring und die Whirlpool Rapids. Der Burning Spring ist eine Quelle, etwa 2 Miles oberhalb der Fälle, welche Schwefelwasserstoffgas ausströmt, das bei Annäherung eines Lichtes brennt. Das Experiment wird in einem dunkelen Raum in der Art gemacht, daß die Gase in einer eisernen dünnen Röhre über der Quelle aufsteigen und bei ihrem Austritt entzündet in einer fußlangen bläulichen Flamme brennen. Daß sich in der Nähe dieser viel angestaunten Vorstellung Verkäufer von Photographien, Naturalien, Kuriositäten, Quincaillerie und sonstigen „Andenken“ zahlreich angesiedelt haben, kann nicht Wunder nehmen. Lohnender als diese Spielerei ist der Weg, der dahin entlang dem linken Ufer des Niagara führt und den man erreicht, wenn man vom Landungsplatz des Fährbootes auf einem gewundenen und schlecht ge=

haltenen Wege die Höhe des kanadischen Ufers erstiegen hat. Man übersieht von der Straße an der Stelle, wo der Strom die große Beuge macht, den Horseshoe Fall und die ganze Breite der Rapids oberhalb desselben. Steht der Wind von der amerikanischen Seite, so spürt man die Nähe des Falles an dem regenartigen Wasserdunst, der weit über die Straße getrieben wird. In hohem Grade annuthig wird der Weg in der Nähe des Spring, wo er in den Bereich einer Gruppe kleiner Inseln tritt, der Cedar und Clarkhill Islands, die durch Hängebrücken verbunden und dicht bewaldet sind und zwischen denen der Strom in raschem Laufe wirbelnd sich durchdrängt. Die Aussicht auf die Stromschnellen und den oberen Lauf des Stromes, welche in dem Rahmen der Inseln sich zeitweise eröffnet, ist von ausnehmender Schönheit.

Daß ich der Whirlpool Rapids ansichtig wurde, verdanke ich dem Andringen des Fuhrmanns, der mich nach dem Burning Spring gefahren hatte; er bestand, als ich von dort zurückgekehrt mit Rücksicht auf die anbrechende Dunkelheit an der Hängebrücke Halt machen wollte, darauf, daß ich die noch 3 Miles stromabwärts liegenden Rapids sehen müßte, und zwar nicht aus Eigennutz, denn was er für die Fahrt verlangte, war im Verhältniß zu ihrer Länge und der berüchtigten Neigung der Rosselenker des Niagara zu Ueberschwänglichkeit in ihren Forderungen unbedeutend, sondern aus Begeisterung für die Großartigkeit der unteren Rapids, die nach seiner Meinung die Katarakte selbst an Schönheit bei Weitem überträfen. Dieser Begeisterung war nicht zu widerstehen; er fuhr mich dann im vollen Galopp, die Schnelligkeit des unten fließenden Stromes überbietend, die Uferstraße weiter abwärts, so daß wir noch vor sinkender Nacht ans Ziel gelangten. Dies ist zunächst wiederum eine Seilbahn, die von der Uferhöhe steil an den Strom hinunter führt und die man mit der Gewißheit besteigt, daß beim Reißen des Seiles der Wagen direkt in den

Strom, den man am anderen Ende des Fahrschachtes schimmern sieht, hinabsausen würde, so daß der Schreck nur kurz wäre. Ist man unten ohne Riß angekommen, so geht man auf einem Fußwege dicht am Ufer einige hundert Schritte weiter abwärts auf einen Vorbau, der den Höhepunkt des Whirlpool zu übersehen erlaubt. Ein wunderbares Bild ist es und werth, auch nach den Fällen noch gesehen zu werden. Die hohen Felsenwände der Schlucht drängen sich auf einige hundert Fuß zusammen und zwingen die Fluthmasse, die über die Fälle in einer Breite von mehr als 3000 Fuß herabstürzt, durch ihre fürchterliche Enge sich zu drängen. Das geht nur aufs Biegen oder Brechen. Eine Masse Felstrümmer, die der Strom von den oberen Felswänden abgerissen und bis hierher mit sich gewälzt hat, häufen sich in der engen Schlucht über und durch einander, am Weitertreiben durch die Wendung gehemmt, die der Fluß hier zu machen gezwungen wird. Das gibt dann ein Drängen und Ringen der Wogen, als wären es von Todesangst gepeitschte Rosse, die einen Ausweg suchen, in jäher Hast von neuen Heerden getrieben, die hinter ihnen herstürmen, sich bäumend, überschlagend, schnaubend, mit fliegenden Mähnen, zurück geworfen sich immer wieder nach dem rettenden Ausgang werfend, bis der Sprung gelingt. Der Drang ist so gewaltig, daß die fließende Wassermasse nach der Mitte in die Höhe getrieben wird und sich dort nach einigen Messungen 11 Fuß, nach anderen sogar 30 Fuß über die Seitenströmungen erhebt. Ein einziges Fahrzeug hat bisher diese Brandung zu durchfahren unternommen und sie glücklich passirt, ein kleines Dampfboot, „die Nebelmaid" maid of the mist, das früher Personen über den Niagara, unterhalb der Fälle gefahren hatte und aus irgend einem Grunde vom Sheriff mit Beschlag belegt werden sollte. Dem entzog es sich durch die Flucht, zu welcher es, gleich den Wassern des Stromes nur einen Weg hatte, über die Rapids, und es gelang ihm, nur mit drei Männern

besetzt, dem Steuermann, dem Ingenieur und dem Heizer, das tolle Wagniß der Fahrt, von der jeder Augenzeuge glaubte, sie müßte zu rettungslosem Untergange führen. Romantischer ist die Sage, daß die Indianer in jedem Jahre zur Versöhnung des „Großen Geistes" ein junges Mädchen in einem mit Blumen geschmückten Kahne über den kanadischen Fall hingleiten ließen, das in den Wellen der Rapids sein Grab fand. Beides Symbole der Zeit und der wechselnden Geschlechter.

VI.

Ueber den Ontario See nach Kingston. — Der St. Lorenzstrom mit den 1000 Islands. — Montreal. — Die White Mountains. — Fabyan House. — Crawford Notch. — Mount Washington. — Glen House.

September 1881.

Ich sah die Whirlpool Rapids noch ein Mal, aber von der Höhe, als ich am folgenden Tage mittelst der Eisenbahn von Niagara Falls nach Lewiston hinunterfuhr, wo der Niagara in den Ontario See sich ergießt. Auf dem See besteht eine regelmäßige Dampfschiffverbindung nach Kingston und weiter abwärts nach Montreal, in Konkurrenz mit den beiden Eisenbahnen, welche den Ufern des Sees und des S. Lorenz entlang dem gleichen Ziele zuführen. Das Schiff nimmt seinen Lauf zunächst nach Toronto, einer emporblühenden Handelsstadt, die an Bevölkerung und Umfang in Kanada nur von Montreal übertroffen wird und nach kurzem Aufenthalt daselbst entlang der Nordküste des Sees, in dessen Mitte die Grenze zwischen den Ver. Staaten und Her Majesty's Dominions läuft nach Kingston. Der Ontario, der den Reigen der großen Süßwasserseen schließt, ist wie der letzte so auch der kleinste derselben, obschon die Fläche, welche er bedeckt, immer noch größer ist als das König=

reich Sachsen. Er gleicht dem Erie See in der Gestalt und Bildung der Ufer, die nirgends klippig oder steil sind; sie steigen im Norden zu breiten Ebenen sanft an, und zeigen eine reichere Gliederung nur im NO., wo tiefe Buchten eingeschnitten sind, welche Landzungen abgliedern und Inseln bilden. Im Süden lagert ein Höhenzug von 50—60 Meter Höhe in einer Entfernung von 5—12 Kilometer von dem heutigen Ufer, dessen Formation und Bildung aus Kies und Sandablagerungen ihn als eine alte Küstenlinie des Sees erweist. Was an dem Tage der Fahrt von den Ufern sichtbar war, erschien von geringem landschaftlichem Reize. Die außerordentliche Hitze und Trockenheit des Sommers hatte die Waldungen früh entblättert und das Grün des Bodens abgedörrt. Auf der Strecke von Toronto östlich wurden am Nordufer Rauchwolken, die sich weit in das Land dehnten, sichtbar; sie wurden als die Begleiter von Waldbränden bezeichnet, die in schrecklich großem Umfang die Waldkomplexe verwüsten. Der brandige Geruch, den der Wind herüber brachte, sprach für die Richtigkeit dieser Angabe. Noch schlimmer als am Ontario See wütheten um diese Zeit aus gleichen Ursachen Waldbrände am Michigan See. 1800 □Miles waren dort, wie auf Grund amtlicher Feststellungen mitgetheilt wurde, in vier Stunden von den Flammen ergriffen und verheert worden. Mehr als 3000 Gebäude waren abgebrannt, beinahe 15 000 Personen obdach- und mittellos geworden, über 300 hatten das Leben verloren. Der Brand hatte, von einem heftigen Sturme getrieben, Alles rettungslos ergriffen, so rasch, daß Viele nicht einmal die Kleider den Flammen hatten entreißen können; der angerichtete Schaden allein an privatem Gut wurde auf mehr als 2 Millionen Dollar geschätzt. Die Kalamität mußte auch am Ontario See von großem Umfange sein, denn die Rauchsäulen begleiteten uns fast den ganzen Nachmittag. Ein starker Nebel, der gegen Abend fiel, entzog früh den Anblick des Ufers und veranlaßte den Kapitain vor Anker zu

gehen, während bei heiterem Wetter die Fahrt derart fortgesetzt wird, daß das Schiff Kingston in der Frühe erreicht. Für die Verzögerung tröstete die Gewißheit, die 1000 Islands, den interessantesten Theil der Tour, nunmehr bei Tageslicht zu sehen. Diese Annahme erfüllte sich, da wir Kingston und damit den Eingang des lake of the thousand islands am frühen Nachmittag des folgenden Tages erreichten. Wir wurden überdies durch das herrlichste Wetter begünstigt, das aus dem Nebel sich entwickelt hatte. Die 1000 Islands leisten mehr als sie besagen, auch in der Zahl. Nach dem Vertrage von Ghent, in welchem zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada darüber verhandelt wurde, ist die Zahl auf 1692 angegeben, wobei allerdings die kleinsten Felsspitzen mitgerechnet sein mögen, die etwas aus dem Wasser ragen. Sie erstrecken sich von Kingston, wo der Ontario See in den S. Lorenzstrom übergeht, 40 Miles abwärts bis Brockville in der buntesten Mannigfaltigkeit von Lage, Gestalt, Größe und Vegetation. Den Anfang macht die umfangreiche Wolfinsel, gegenüber Kingston, die noch halb dem See angehört, dann folgen die großen und kleinen, als hätte eine heitere Laune sie über den Strom gestreut, manche wie Gore und Wellesley Island, Meilen lang, andere einige Yards im Umfange, die einen nackte Klippen, die meisten aber mit dichtem Wald und Gebüsch bedeckt, die inmitten der Wasserfluthen, die ihren Rand netzen, in üppigem Grün glänzen. Keine ragt erheblich über die Fläche des Stromes, der zwischen ihnen in zahlreichen Armen sich durchschlingt, mit leichter Brandung an den Klippen und in munterem Laufe, als freute er sich der Umarmung. Auf einigen der Inseln von größerer Ausdehnung sind zerstreute Ansiedlungen meist von Fischern und Solchen, die auf dem Strome ihren Erwerb suchen; zum Ackerbau fehlt der geeignete Boden. Mit Vergnügen erinnere ich mich eines Familienbildes, das eines der dürftigen Häuschen bot, an welchem wir in Gesichtsweite vorbeifuhren.

Die Frau mit dem Jüngsten auf dem Schooß, ein älteres Kind daneben, der Mann aus der halbhohen Hausthüre lehnend, Alle in sonntäglicher Ruhe dem Dampfer nachsehend, der an ihrem stillen Heim vorüber brauste. Es war sicherlich nichts Besonderes, aber der Gegensatz des abgeschiedenen Häuschens, das im Abendsonnenschein so friedlich dalag, gegen den rastlosen Strom und das hastende Dampfschiff, hatte etwas Rührendes, so daß mir der Eindruck blieb und bleiben wird, obwohl ich mir den Grund kaum klar machen kann. Wer möchte auch wohl die Regel bestimmen, nach der die durch Sinneswahrnehmungen gewonnenen Vorstellungen in der Seele haften. Ich habe öfter versucht, landschaftliche Bilder, deren Schönheit mich ergriff, in der Erinnerung zu fixiren, indem ich die Züge, welche ich für die charakteristischen hielt, mir zum Bewußtsein brachte und sie durch wiederholtes Betrachten festzulegen suchte. Um den Erfolg zu prüfen schloß ich dann die Augen zu einem inneren Repetitorium; es glückte wohl zunächst, für die Dauer aber nur ausnahmsweise, während Anderes, weniger Bedeutendes sich ungerufen ebenso vollständig wie klar wieder einstellt. Der Wille hat danach eine beschränkte Einwirkung auf diese Provinz des Gedächtnisses. Doch das ist für einen Briefsteller meiner bescheidenen Art verbotenes Terrain. Die gesunde und anmuthige Lage des lake of the thousand islands hat, nachdem die Eisenbahnverbindungen ihn den großen Städten der Vereinigten Staaten nahe gebracht, seine Ufer auch als Sommerressort beliebt gemacht. Am meisten genannt und besucht als solcher ist Alexander Bay, ein Dorf am amerikanischen Ufer, mit verschiedenen big hotels, die Hunderten von Gästen „Accomodation" bieten und deren hochragende Dächer inmitten laubreicher Parks vom Strome aus sichtbar sind, aber auch mit schmucken Landhäusern, die auf den Inselchen innerhalb der die Bay genannten Ausbuchtung des Ufers sich angesiedelt haben. Fischfang und Jagd auf Wassergeflügel sind ergiebig,

die Bay und der Strom dahinter mit den zahlreichen Kanälen zwischen den grünen Inselchen zum Bootfahren wie geschaffen; für Freunde dieser Sports ist danach die Alexander Bay ein herrlicher Aufenthalt.

Unterhalb Brockville, auf der kanadischen und Morristown auf der amerikanischen Seite erweitert sich der Strom auf zwei Miles Breite, das Bild eines offenen, inselfreien Sees gewährend. Wir machten wieder Nachtquartier und zwar in Prescott, von wo die Eisenbahn nach Ottawa, der politischen Hauptstadt von Kanada, abzweigt, gegenüber Ogdensburg, wo der französische Abbé Piquet, der Apostel der Irokesen, in Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Mission zur Bekehrung dieses Indianerstammes und ein Fort zum Schutze der sich daran anschließenden Niederlassung an der Mündung des Owegatschieflusses errichtet hat. Jetzt ist Ogdensburg eine aufblühende Handelsstadt mit einer Bevölkerung von etwa 10 000 Seelen, und der Endpunkt der Eisenbahnen, welche es mit Boston und Montreal verbinden. Der nicht programmgemäße Aufenthalt war nothwendig, weil die Stromschnellen, welche unterhalb Prescott beginnen, bei Nacht nicht ohne Gefahr zu passiren sind. Solcher Stromschnellen, welche in der Unausgeglichenheit des Bettes die relative Jugend des Stromes erweisen, gibt es bis nach Montreal hinab fünf von verschiedenen Gefällen und verschiedener Ausdehnung, jedoch sind zur Zeit alle für Schiffe, welche stromabwärts gehen, fahrbar. Die ausgedehnteste derselben, Long Sault, erstreckt sich in der Länge von 9 Miles von Dickenson's Landing bis Cornwall, welche Plätze zugleich die Endpunkte des Kanals sind, der auf dem kanadischen Ufer angelegt ist, um die Bergfahrt der Schiffe zu ermöglichen. Auf der ganzen Strecke des Stromes, in dessen Mitte mehrere langgestreckte Inseln liegen, bildet das Wasser, das noch immer seine hellgrüne Farbe wahrt, kurze, stoßende Wellen mit kleinen weißen Kämmen, die schon von Weitem sich von der ruhigen Strömung

oberhalb abheben. Bis zum Jahre 1840 galt es für unmöglich, über die Rapids mit einem Schiffe zu fahren; nur Holzflöße — rafts — unternahmen die Fahrt, wie es gegenwärtig noch geschieht, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß sie für die 9 Miles lange Strecke nur 40 Minuten gebrauchen. Allmälig aber lernte man aus dem Zuge der Flöße, wo ein möglicher Weg auch für Schiffe sich finden ließe und so unternahm es denn ein Dampfschiff unter Führung eines indianischen Lootsen, dessen Name Feronhiahiri der Nachwelt erhalten ist, durch den südlichen Arm des Stromes zu fahren, der schmaler, aber durch Inseln weniger unterbrochen ist, als der nördliche. Auch jetzt noch versehen Indianer, oder Abkömmlinge von solchen, auf den Dampfern des Lootsenamt, das sie mit ebenso viel Geschick als Muth wahrnehmen. Sobald das Schiff in die Rapids einfährt, wird der Dampf abgestellt und der Strom gibt allein die bewegende Kraft. Aufgabe des Lootsen ist es, das Schiff so zu lenken, daß es genau in der Strömung gehalten wird, weil anderen Falls die Gefahr des Umschlagens eintritt. Zur Handhabung des Steuers bedarf es dabei 4—6 Mann.

Eine zweite weniger lange Schnelle liegt wie eine Einschnürung zwischen zwei Erweiterungen des Stromes den Lakes S. Francis und S. Louis, in denen die Wasserfläche sich auf 5—6 Miles ausbreitet und von denen der erstere unterhalb Cornwall beginnt, da wo der Strom auf beiden Seiten in kanadisches Gebiet tritt. Auch dieser Enge, welche nach einander die Namen Coteau, Cedars und Cascade Rapids führt, sind zahlreiche, Inseln bildende, Klippenreste eigenthümlich, an denen das Wasser staut und welche mit den Stufen und Trümmern des Bettes sich verbinden, die Strömung unregelmäßig und heftig zu machen. An ihrem Ausgang liegt auf der einen Seite die Mündung des Ottawa River, der von Norden her aus einem seenreichen Gebiete zufließt, auf der anderen der Einlaß zu dem Beauhearnaiskanal, auf welchem aufwärts fahrende

Schiffe die Rapids umgehen. Das letzte ungleiche Gefälle, welches trotz seiner geringen Ausdehnung für das gefährlichste gilt, die La Chine Rapids, liegt unweit von Montreal zwischen La Chine und Caughanway. Das ersterwähnte Dorf, nach welchem es genannt wird, hat seinen Namen angeblich von französischen Ansiedlern erhalten, welche glaubten auf dem Wege nach China zu sein. Unser Dampfer nahm wegen des niedrigen Wassers Anstand, diese Rapids zu passiren und wählte die langsamere Fahrt durch den Kanal, der bei La Chine nach Montreal abzweigt; er war jedoch höflich genug, seine Passagiere vorher der Grand Trunk Railroad zu übergeben, welche uns in einer halben Stunde nach Montreal brachte.

Wer in seinen Vorstellungen über Kanada bei dem „Kanadier, der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte", stehen geblieben sein sollte, würde sie gründlich berichtigt finden, wenn er nach Montreal kommt. Die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen unterhalb des nördlich gelegenen Höhenzuges, von welchem sie ihren jetzigen Namen hat, sich 4 Miles lang an dem mächtigen Strome erstreckend, gibt ein stattliches Bild von Wohlhabenheit und hoch entwickelter Kultur. Sie ist der Haupthandelsplatz von Britisch Nordamerika, Dank ihrer Lage an dem S. Lorenzstrom, der vom atlantischen Ocean aufwärts bis in ihren Hafen Seeschiffe trägt und von oberhalb die reichen Bodenerzeugnisse aus dem Bereich der großen Seen zu ihr heranbringt. Sie macht auch im Innern den Eindruck großer Behäbigkeit und Wohnlichkeit. Das Jahrhundert englischen Besitzes hat ihr das englische Gepräge aufgedrückt; nur in wenigen kleinen Straßen sind Häuser erhalten, die aus der Zeit der französischen Herrschaft stammen und in ihrer Bauart an die kleinen Städte der Normandie erinnern. Im Uebrigen erhalten nur französische Namen von Gebäuden und Straßen das Gedächtniß an die französische Kolonie, die im Jahre 1542 angelegt worden war, und hundert Jahre später den indianischen

Namen Hochelaga mit dem von Ville Marie vertauscht hatte, bis sie von den Briten im Jahre 1761 Montreal getauft wurde, und zwar nach dem schon erwähnten Bergzug, den der erste dort angelangte Weiße, Jaques Cartier, von der Schönheit der Aussicht entzückt, seinem königlichen Herrn zur Ehre Mont Royal genannt hatte. Bei den unteren Klassen der Bevölkerung soll sich auch noch ein Patois erhalten haben, das aus einer Mischung von Französisch und Englisch besteht; ich habe davon im Verkehr nichts vernommen. Deutlicher sprechen vielleicht als Denkmäler der französischen Periode die zahlreichen römisch-katholischen Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten. Unter denselben treten insbesondere hervor die französische Pfarrkirche von Notre Dame, welche als die größte auf dem Kontinent gerühmt wird, da sie für mehr als 10 000 Gläubige Sitzplätze bietet, ein gothischer Steinbau mit sechs Thürmen und der berühmten großen Glocke „le Gros Bourdon“ sowie die Gray und die Black Nunnery, zwei geistliche, von Nonnen geleitete Anstalten, deren erstere für Kinder und Geisteskranke dient, während die letztere der Erziehung von Mädchen gewidmet ist. Eine neue katholische Kathedrale, dem heil. Petrus geweiht und nach dem Plane von S. Peter in Rom entworfen, soll die Notre Dame an Größe noch übertreffen; doch schreitet der Bau anscheinend nur langsam vorwärts. Uebrigens haben auch die protestantischen Religionsgenossenschaften mehrere prächtige und geräumige Kirchen erbaut. Von profanen Gebäuden verdient außer denen des öffentlichen Dienstes und verschiedenen opulenten Bauten von Bank- und Versicherungsgesellschaften eines besonders der Erwähnung, the Youngmen Christian Association's Building, ein ansprechender gothischer Bau mit geschmackvollem Thurm, der Hallen zu Versammlungen, große Leseräume und eine reiche Bibliothek, deren Benutzung Jedermann freisteht, enthält und von jener Genossenschaft aus eigenen Mitteln hergestellt worden ist.

Die Wirksamkeit dieser Associationen war mir schon in New-York entgegen getreten, wo sie zuerst für Jünglinge später auch für Mädchen ähnliche bez. noch umfassendere Institute mit einem Kostenaufwand von rund 600 000 Dollars errichtet haben, welche bestimmt sind, die bürgerliche, geistige, gesellige und religiöse Bildung der jungen Leute zu verbessern und die eine sehr gedeihliche Entwickelung zeigen. Die Mitglieder der Associationen daselbst sind berechtigt zur Benutzung der Bibliothek, der Leseräume, der winterlichen Abendschule, in welcher Unterricht im Schreiben und Buchhalten, im Französischen, Deutschen und Spanischen und im Gesange ertheilt wird, ferner zur Theilnahme an einer literarischen Gesellschaft, welche einen Abend in der Woche sich versammelt, an Turnübungen und einer Kegelbahn und zu Bädern; sie haben Zutritt zu den Konservations- und Musiksälen, zu den Vorlesungen und zu den monatlich ein Mal stattfindenden Unterhaltungen in der großen Halle, bei denen jedes Mitglied eine Dame mitbringen darf. Die religiösen Versammlungen, welche die Association abhält, sind eine tägliche Betstunde für beide Geschlechter, eine wöchentliche Betversammlung an den Abenden des Donnerstag und Sonnabend, hierauf für die jungen Männer Bibelklassen, am Sonntag mit Verabreichung von Thee für die entfernt Wohnenden und mit Abendgebet vor dem Schluß. Der jährliche Beitrag, sowohl der aktiven Mitglieder, welche unter 40 Jahr alt und Mitglieder einer evangelischen Kirche sein müssen, als des associate, als welcher jeder junge Mann von gutem moralischem Charakter aufgenommen wird, für alle jene Leistungen des Instituts beträgt 5 Dollars. Das Institut hat vier verschiedene Zweiganstalten in verschiedenen Theilen der Stadt. Die Lesehalle in der Hauptanstalt bietet 400 Zeitschriften in Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch und Italienisch; die Bibliothek, deren Besuch auch Solchen gestattet ist, die nicht Mitglieder sind, enthält 12 000 Bücher, keinesweges blos theologischen Inhalts,

die aber nicht ausgeliehen werden. Mehrere Ausschüsse sind für das Wohl der jungen Leute auch nach außen thätig; der eine sucht nach Beschäftigung für dieselben, ein anderer nach geeigneten Kosthäusern, ein dritter kümmert sich um die Erkrankten, ein vierter ist jeden Abend in den Anstaltsräumen durch einige Mitglieder vertreten, um die als Gäste eingeführten Fremden zu empfangen; besondere Komités endlich haben die Aufgabe, junge Leute für die Genossenschaft zu gewinnen, oder sie auf Wunsch in die ihnen genehmen kirchlichen Gemeinschaften einzuführen.

Ich habe mir diese Abschweifung nicht versagt, weil die Institution einen interessanten Beleg dafür gibt, was die evangelische Kirche bei thatkräftigem Willen trotz ihrer Zersplitterung leisten kann und wie sie hier mit Klugheit das moderne Bildungs- und Geselligkeitsbedürfniß mit der religiösen Zucht in einer Weise zu vereinigen weiß, die bei uns wahrscheinlich Anstoß erregen würde, hier aber sehr zweckdienlich zu sein scheint. Daß das kirchliche Leben im Uebrigen voller Christlichkeit sei, will ich damit noch nicht gesagt haben.

Wer in Montreal nicht lange verweilen kann, thut gut, bei hellem Wetter die Zeit zu einer Spazierfahrt „round the Mountain" zu benutzen, d. h. um und über den Höhenzug, der auf dem Nordrande der Insel, auf welcher die Stadt liegt, sich über dieselbe erhebt. Auf deren Abdachung liegt der große protestantische Kirchhof, ein weiter, gut unterhaltener Park mit zahlreichen Grüften und Grabdenkmälern, von deren Bau behauptet wird, daß nicht ein Stück Holz, sondern nur Stein und Eisen dazu verwendet sei. Ein bequemer Fahrweg führt in vielen Windungen hinauf und bietet in abwechselnden Bildern eine bewundernswerthe Aussicht auf die unten liegende Stadt, deren nicht geringster Schmuck das Grün der Laubbäume ist, die über sie zerstreut sind, auf die reiche Vegetation der Umgebung, welche der Insel den Namen des Gartens von

Kanada eingetragen hat, und auf den Strom, der mit dem Ottawa River sie in seinen Armen hält und dessen majestätischen Lauf das Auge meilenweit auf- und abwärts verfolgen kann. Auch der Berg selbst ist mit Laubwald bedeckt, der Kühle und gegen die noch immer sehr wirksame Septembersonne erwünschten Schatten gibt.

Ein hervortretender Zug in diesem reizenden Landschaftsbilde ist die große Viktoriabrücke, die oberhalb der Stadt in schräger Richtung über den S. Lorenzstrom führt und die Montreal Insel mit dem südlichen Festlande verbindet. Von ihr mag gelten, daß sie eine der längsten Brücken „der Welt" ist, da ihre Länge 9194 Fuß beträgt, also etwa das Fünffache derjenigen der Rheinbrücke bei Köln. Sie ist eine eiserne Röhrenbrücke und ruht außer auf den Stirnpfeilern auf 23 gemauerten Pfeilern, deren Abstand von einander 242 Fuß ist, mit Ausnahme der beiden mittelsten, zwischen denen der Abstand sich auf 330 Fuß erhöht. Die Hauptröhre, durch welche die Eisenbahn fährt, liegt hier 60 Fuß über dem Wasserspiegel. Sie wurde im Jahre 1860 in Anwesenheit des Prinzen von Wales dem Betrieb übergeben.

Mein Wunsch, den S. Lorenzstrom noch weiter hinunter zu fahren, um Quebeck zu sehen und die malerischen, vielgerühmten Landschaften des Saquenay River, der dem S. Lorenz unterhalb Quebeck vom Norden her zufließt, wird dadurch unausführbar, daß ich meine Rückfahrt nach New-York beschleunigen muß, um mich daselbst einer Gesellschaft anzuschließen, welche die Reise nach dem Westen alsbald antritt. Ich werde in Folge dessen auch meine Fahrt durch die White Mountains abkürzen müssen und Dir über sie nur einen fragmentarischen Bericht senden können, wie jetzt den abgebrochenen über Kanada. Wem aber reiften alle Blüthenträume?!

---

16. September.

Die White Mountains oder weißen Berge werden „die amerikanische Schweiz" genannt, hyperbolisch, wenn auch mit etwas mehr Recht als die sächsische oder märkische Schweiz. Sie gehören dem Theil der Nord Alleghanies an, welcher die Neuenglandgruppe genannt wird und östlich vom Mohawk River, Hudson River und Champlain See als ein Felsenplateau aufsteigt, in welches das Thal des Connecticut River wie ein tiefes Becken eingesenkt ist. Im Westen dieses Thales, zwischen ihm und dem Hudson, ziehen sich die Taconic und Hoosic Range, die sich nach Norden streichend zu den Green Mountains vereinigen; im Osten des Connceticut River, zwischen ihm und dem Ocean, in New Hampshire, liegt das Gebirgsmassiv der White Mountains, aus welchem eine Anzahl Gipfel über 1500 Meter hoch aufsteigen, die auch im Sommer den Schnee nicht ganz verlieren. Die vornehmsten darunter überragen die Gipfel der Green Mountains sowohl als der Adirondacks, welche einen dritten Abschnitt der Nord Alleghanies westlich vom Hudson und Mohawk, zwischen ihnen und dem S. Lorenz und Ontario See, bilden und werden auch von denen der Mittel Alleghanies an Höhe nicht erreicht. Sie haben also immerhin einen relativen Anspruch mit der Schweiz in Konkurrenz zu treten, obwohl der höchste Gipfel Mount Washington nur bis 1919 Meter ansteigt. Seit 30 Jahren durch Eröffnung der Eisenbahnen zugänglicher geworden, haben sie durch die Anmuth ihrer landschaftlichen Gestaltung und die Reinheit der Luft eine immer stärker werdende Anziehung für diejenigen abgegeben, welche der drückenden Sommerhitze in den großen Städten des Ostens entfliehen wollen und die Spekulation hat nicht gesäumt, durch Anlegung von Straßen und Eisenbahnen sowie durch Errichtung von Hotels sich diesen Zug zu Nutze zu machen. Da die hübschesten Punkte mittelst Eisenbahn oder Stage Coach zu erreichen sind, ist die Reise

auch für verwöhnte Leute mit Bequemlichkeit zu machen; es ist aber auch noch Gelegenheit genug vorhanden, um Fußtouren, die allmälig in Aufnahme kommen, in ausgedehntestem Umfang auszuführen.

Die White Mountains zerfallen wieder in zwei Gruppen, eine östliche, die diesen Namen im engeren Sinne führt, und eine westliche, die Franconia Gruppe, beide getrennt durch ein Tafelland von 12—20 Miles Breite. Die höchsten Gipfel der ersteren nächst Mount Washington tragen ebenfalls die Namen von Präsidenten der Vereinigten Staaten: Adams, Jefferson, Madison, Monroë, und werden auch die Presidential Group genannt. Unter den Höhen der Franconia Gruppe ragen die Mounts Pleasant, Lafayette und Liberty hervor, deren ersterer die Schneekoppe unseres schlesischen Riesengebirges an Höhe nur unbedeutend übertrifft.

Mein Besuch galt nur der ersterwähnten Gruppe und insbesondere ihrem erlauchtesten Repräsentanten, dem Mount Washington, zu welchem der bequemste Weg von Fabyan House aus führt. Wie vom Süden und Osten so sind auch vom Norden her die White Mountains durch Eisenbahnen leicht zu erreichen, welche in den sie durchschneidenden Thälern sich verzweigen. Von Montreal kann man in einem Tage bis Fabyan House gelangen, wenn man hübsch früh aufsteht. Der Zug passirt zunächst die Viktoriabrücke über den S. Lorenz, in deren Mitte über der Hauptspannung eine in der Röhre gelassene Oeffnung dem Scheidenden noch ein Mal das große Bild des Stromes mit Montreal zeigt und taucht schon um die Mittagszeit, nachdem er den Lake Champlain berührt und die Ausläufer der Green Mountains durcheilt hat, in das Thal des White Mountains Plateau, welches der Ammonoosac River eingeschnitten hat. Niedere waldreiche Höhenzüge begleiten den Flußlauf, an welchem die nur eingleisige Bahn nach Fabyan House sich hinaufzieht, in Formation und Belaubung sowie in der Boden=

kultur einigermaßen an schottische Landschaften erinnernd. Fabyan House ist ein Sommerhotel mit Raum für 500 Gäste, auf einem sanft gewölbten Hügel gelegen, mit freundlicher Aussicht auf die Berglehnen des sich weitenden Thales und auf die Peaks, welche sie überragen. Nicht so luxuriös wie die Saratoga Hotels bietet es doch Alles, was den Aufenthalt behaglich macht. Da es an dem Kreuzungspunkte zweier Eisenbahnen liegt, fehlt es trotz der isolirten Lage nicht an lebhaftem Verkehr; jeder Zug bringt einen frischen Anstoß in das Stillleben. Wie für die Besteigung des Mount Washington, so ist es auch für eine zweite vielbelobte Exkursion der Ausgangspunkt, nach Crawford Notch. Notch bedeutet eine Kerbe, einen tiefen Einschnitt und wird in dem Sinne gebraucht, in welchem wir unser „Grund“ anwenden. Es ist wohl geeignet, das Wesen des Flußthales zu charakterisiren, in welches der Sacco River sich von der Höhe des Plateau seinen Weg gegraben hat, da die Wände des Thales bis zur Höhe von 2000 Fuß aufsteigen und an einer Stelle bis auf 22 Fuß an einander gerückt sind.

Obwohl man an und durch die Schlucht mittelst der Portland-Ogdenburg Eisenbahn gelangen kann, oder mittelst einer Stage Coach, welche regelmäßig zwischen Fabyan House und Crawford House, einem gegenüber der Schlucht auf hohem Plateau gelegenen, jenem ähnlichen Hotel, führt, zog ich es doch vor, die Tour auf einem der offenen Wagen zu machen, die im Hotel bereit gehalten werden. Ein eigenthümliches Fahrzeug, buggy genannt, mit einem Sitz auf zwei hohen Rädern und einem Pferde, dessen Lenker den zweiten Platz des Sitzes einnimmt, ist das Beförderungsmittel, nicht sonderlich bequem und ohne Schutz gegen Sonne und Regen, aber leicht, rasch und beweglich und ohne jegliches Hinderniß der Umschau.

Es gibt kaum etwas Vergnüglicheres, als an einem frischen Morgen, während die Sonne die Nebel niederkämpft, im leichten

Gefährte auf einsamen Waldwegen im Gebirge zu fahren, insbesondere, wenn man lange auf Eisenbahnen herumgetrieben worden ist. Das angenehme Gefühl der Unabhängigkeit, der Freiheit, Richtung und Maaß der Bewegung selbstständig bestimmen zu können, das man dort völlig aufgeben muß, kehrt wieder und verbindet sich mit dem Genuß, den das Athmen in frischer Luft und die langsam wechselnden Bilder der Landschaft, an denen der Dampfwagen vorüber rast, ehe sie vom Auge ganz gefaßt werden können, gewähren. Der Weg zieht sich in allmäliger Steigung nach Crawford House mit dem steten Ausblick auf die Mounts Willard, Webster und Willey, welche die Aussicht abschließen und tritt unterhalb des genannten Hotels in die Schlucht ein. Die Freude an der schönen Natur auf diesem Wege wird leider getrübt durch die rücksichtslose Art, in welcher der Wald behandelt oder mißhandelt wird. Ich hatte dies schon am Tage zuvor bei der Fahrt auf der Eisenbahn von Montreal herab mit wahrem Schmerz wahrgenommen. Zahllose kräftige Stämme am Boden verfaulend, ganze Strecken, auf denen die Bäume halb angebrannt sind und die verkohlten Aeste wie klagend in die Luft strecken, alte Wurzelstümpfe, verdorrte Baumriesen, Skeletten gleich; es ist, als wäre die einzige Aufgabe Verwüstung des Waldes und wirthschaftliche Pflege desselben ein unbekanntes Ding. Und wenn dies in den vorgeschrittenen Staaten des Ostens geschieht, was mag erst der Westen leisten, wo der Wald als der Feind des Ackerbaues mit Feuer und Axt vertilgt wird.

In der Notch läuft der Weg meist im Gebüsch entlang dem Sacco, der seine Hauptquelle in einem kleinen See bei Crawford House hat und stellenweise in steilem Abfall, wo der Fluß das tiefere Terrain im Sprunge gewonnen hat. Wie überall in der Welt sind eigenthümliche Gestaltungen der Felswände mit Namen getauft, die von wirklichen oder eingebildeten Aehnlichkeiten hergenommen sind. Es gibt einen „Elephanten=

kopf", ein „old Maid", einen „young man of the Mountains" u. s. w. Natürlich ist auch der Teufel nicht vergessen, der in Mount Willard, nahe der Spitze an der steil abfallenden Wand eine Höhle hat „the Devil's den" und in der Notch sogar eine „Kanzel". Einen besonderen Reiz der Schlucht bilden verschiedene Wasserfälle des Sacco und seiner Zuflüsse; sie hatten nur leider den schon wiederholt beklagten Mangel, daß ihnen das Wasser fehlte. Man pflegt die Fahrt in der Regel 5 Miles weit auszudehnen, bis man Willey House erreicht, das eine traurige Berühmtheit dadurch erhalten hat, daß im Jahre 1826 ein Bergrutsch ein Familie von neun Personen, die aus dem Hause sich hatten retten wollen, unter seinen Trümmern begrub.

Auf der Rückfahrt von dort machte ich eine für amerikanische Verhältnisse charakteristische Entdeckung an dem Kutscher, der das Buggy lenkte. Er hatte mir schon vorher auf verschiedene Fragen zutreffende Antworten in präciser Form gegeben, die auf einen für einen Kutscher ungewöhnlichen Grad der Bildung schließen ließen. Eine weitere Unterhaltung ergab, daß sein eigentlicher Beruf war, nicht Pferde, sondern die Jugend zu lenken, indem er in S. Johnsbury an der dortigen Mittelschule als Lehrer der englischen Sprache, der Arithmetik und der Geometrie angestellt war, daß er aber für die Sommerferien von beiläufig viermonatlicher Dauer, während deren er kein Gehalt bezog, sich als Kutscher in Fabyan House verdungen hatte, ebensowohl der Erholung als des Erwerbes wegen. Als Kutscher verdiente er monatlich ungefähr eben so viel wie als Lehrer; er hoffte, damit die Mittel zu gewinnen, um im nächsten Winter unter Aufgebung der Lehrerstelle sich durch Privatstudien weiter ausbilden zu können. In seine gegenwärtige Stellung hatte er sich so unbedingt gefunden, daß er ein Trinkgeld, welches ich nicht ohne Schüchternheit meinerseits ihm beim Absteigen gab, ohne jede Spur von Befangenheit seinerseits als etwas Selbstverständliches annahm. In ähnlich

praktischer Weise verwerthen Studenten und Studentinnen der Universität ihre Vakanz, indem sie in den fashionablen Hotels der White Mountains und Adirondacks während der Sommermonate als Kellner und Kellnerinnen fungiren, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend; das Letztere soll allerdings, namentlich für die waiting maids, nicht immer ganz ungetrübt sein. Aber Niemand nimmt daran Anstoß.

Die Eisenbahnstation für den Mount Washington liegt nahe bei Fabyan House. Obwohl ich weiß, daß die Spekulation auf schöne Sonnen-Untergänge und -Aufgänge eine gewagte ist, so nahm ich doch den Abendzug, um in dem Summit Hotel die Nacht zu bleiben. Die Ankunft des korrespondirenden Zuges der Boston Concord und Montreal Eisenbahn verzögerte sich aber um eine gute Stunde und vereitelte so den ersten Theil der Spekulation, indem die Sonne bereits nahe am Untergehen war, als der Zug eben ans Aufgehen kam. Doch war des Interessanten genug zu sehen. Die Eisenbahn ist von ähnlicher Konstruktion wie die Rigibahn, aber eine Vorgängerin der letzteren, da sie bereits 1866 begonnen und 1869 eröffnet ward, während die Rigibahn, soweit ich mich erinnere, erst 1869 in Angriff genommen wurde. Das System stimmt darin überein, daß zwischen den zwei Fahrschienen eine dritte gezahnte Schiene liegt, in welche ein unter der Lokomotive angebrachtes Zahnrad eingreift, um die Last aufzuziehen und die Bewegung beim Abwärtsfahren zu arretiren. Die Schienen ruhen auf einem hölzernen Balkenwerke, das auf den Boden aufgelegt ist und zur Ueberbrückung von Senkungen und Einschnitten des Terrains zu mehreren luftigen Etagen sich erhebt, die kaum so fest aussehen wie ein Kartenhaus. Die Steigung beträgt auf 3 Miles 3596 Fuß und ist stellenweise wie 1 : 3, wogegen, wenn wiederum meine Erinnerung mich nicht täuscht, die stärkste Steigung der Rigibahn 1 : 4 ist. Die ganze Länge des Schienenweges von Fabyan House bis auf den Gipfel beträgt 6⅔ Miles. Der

Lokomotive, deren Kessel schief steht, wird nur ein Wagen vorgehängt, anfangs ein offener, bis die base erreicht ist, wo die Steigung beginnt, dann ein geschlossener, letzterer mit Sitzen, die im Winkel stehen, um der geneigten Ebene bei der Auffahrt parallel zu werden. Bergauf stößt die Lokomotive den Wagen, während sie bergab ihn sich folgen läßt; sie kann in beiden Richtungen jeden Augenblick angehalten werden; auch die Wagen sind mit besonderen Bremsvorrichtungen versehen. Die Fahrt dauert im Ganzen etwa anderthalb Stunden, da die Maschine unterweges mehrere Male Wasser nimmt. Sie geht zeitweise durch dichten Wald, der aber lichter wird, je höher die Bahn sich hebt. Der hölzerne Unterbau scheint aus den Stämmen der nächsten Umgebung genommen zu sein und ersetzt zu werden; rechts und links liegen am Boden vernutzte Balken und die Stümpfe der Bäume, die das Holz für das kühn gezimmerte Trestle Work hergegeben haben. Den Abfall der Aeste oder trockenes Holz irgend wie zu bergen, scheint die Mühe nicht zu lohnen. Wie wehe müßte der Anblick einem deutschen Forstmann thun!

Die Luft wurde kälter mit der Zunahme der Steigung und das Dunkel sank tiefer und tiefer. In der ersten Stunde der Fahrt hatte sich noch ein mit jeder Minute sich wandelndes Landschaftsbild gezeigt, das die letzten Strahlen der Abendsonne goldig verklärten, bis die Dämmerung, die am Osten heraufstieg, alles Licht überwältigte. Man zeigte mir Höhen der Catskills im Westen und des Mount Katahlin im Osten, sowie den schimmernden Wasserspiegel des Lake Winipisergee im Süden; ich nahm es als richtig an, mehr glaubend als erkennend. Namen thun es nicht, wie eifrig man in der Regel auf Höhen auch danach fragt. Das Gesammtbild, wie über den waldigen Bergen die Nacht den Tag zur Ruhe führte, war auch ohne geographische Festlegung von unvergeßbarer Wirkung.

Der Gipfel des Berges ist ein ziemlich weites Plateau,

das jeder Vegetation baar mit zahllosen Felstrümmern überdeckt ist. Da die Geologen annehmen, daß der Mount Washington zur Zeit, wo Gletschermassen das Gebiet der großen Seen füllten und in den Thälern des S. Lorenz und des Hudson ihren Abfluß zum Ocean nahmen, allein aus der eisigen Umgebung emporgeragt habe, so können diese Trümmer nicht dem Driftschutt angehören, der vielen Stellen des nördlichen Alleghaniesgebietes noch jetzt erkennbar aufliegt; sie sind vielmehr Produkte der Verwitterung des Urgesteins, welches emporgehoben worden ist und haben Zeit gehabt, sich in die wirren Blöcke und Splitter zu zerklüften, welche das Plateau zu einer Steinwüste machen. Eine Erinnerung an die eisstarrende Nachbarschaft bewahrt noch jetzt das Klima. Die Temperatur sinkt auf der Höhe des Mount Washington, wo ein Observatorium des U. St. Signal Service sich befindet, nach Beobachtungen im Jahre 1870/1 bis auf 50° C. unter Null, bewegt sich aber auch im Hochsommer nur zwischen 1 und 5° C. (30—45° F.). Auch an dem Septemberabend, an welchem ich hinauffuhr, war es mehr als kühl und das Feuer, das im Summit Hotel in der Eingangshalle brannte, äußerst willkommen, als wir aus dem Nebel, der inzwischen seinen dichten Schleier um den Berg gehüllt hatte, dort eintraten. Das Summit Hotel ist ein geräumiges, langes, massives Haus, das in seinen 2 Stockwerken und dem Dachgeschoß auch einem starken Schwarme von Touristen Unterkommen bietet. Die Gleichheit der Bestimmung macht es den Berghotels der Schweiz ähnlich; es erinnerte mich besonders an das Riffelhaus am Gorner Grat. Auch darin hat es europäische und speciell schweizer Gepflogenheit, daß einzelne alte Herren immer die schlechtesten Zimmer „hoch am Dachstein" bekommen. Im Speisesaal gab es eine wirre Gesellschaft, wie sie auch in der Schweiz sich hätte zusammen finden können, mit Ausnahme etwa zweier Damen, die in der Emancipation etwas weiter voraus waren, als bei uns — wenigstens mir — bekannt ist.

Sie reisten in einem männlichen Alpenkostüm: wollene Strümpfe mit Schnürstiefeln, Kniehosen, kurzes Jagdhemde von Wollstoff, etwas über die Taille reichend, das dunkle Haar kurz geschnitten. Ein Ueberschlagkragen, wahrscheinlich von Papier, war das einzig Weibliche an ihnen, wenigstens was den Anzug anlangt, da die Gestalten, obwohl hoch und stämmig, doch immerhin noch die Frau erkennen ließen. Sie selbst fühlten sich in ihrem Aufzug sehr sicher und konnten es auch insoweit, als sie das kanonische Alter mindestens gestreift hatten. Doch erregten sie selbst bei wetterfesten Touristen einiges Kopfschütteln, woraus zu schließen, daß sie einen Type noch nicht darstellten.

In meinem Dachkämmerchen fand ich ein leidliches Lager, und, obwohl der Wind tüchtig an dem Fenster rüttelte, ruhigen Schlummer. Der Morgen brachte wieder dicken Nebel, den der noch immer heftige Wind nur zeitweise zerreißen konnte; zu meiner Freude that er es gerade während einiger Minuten, als die Sonne im Osten emporstieg und eröffnete damit ein flüchtiges aber wunderbar schönes Bild über die weiten Lande drunten. Der größere Theil der Gäste, darunter auch die Hosenmädchen, ging mit der Eisenbahn nach Fabyan House zurück, eine Minorität wählte den Weg zu Wagen auf der entgegengesetzten Seite des Berges, der nach Glen House hinunter führt.

Es war ein richtiger Brockennebel, der seine Kappe über uns hielt, als wir um 7 Uhr in die Stage Coach kletterten, ein mit vier Pferden bespanntes, von allen Seiten offenes, Vehikel, das gegen den feuchten kalten Niederschlag keinen weiteren Schutz bot als für die Füße. Die treffliche Anlage der in vielen Windungen zu Thale ziehenden Straße, erlaubte dem Kutscher, die vier Gäule fast unausgesetzt im Galopp zu halten, wobei er mit dem rechten Fuße eine seitwärts vorstehende Bremsvorrichtung bearbeitete, deren schmales Trittbrett fast in der Höhe der Hand lag, mit welcher er die Zügel hielt. Da die Steigung der Straße durchschnittlich 12 auf 100 beträgt,

wird die Bremse fast unablässig gebraucht; das Amt des Kutschers ist daher keineswegs leicht und der mit der Einrichtung nicht vertraute Fahrgast kann anfangs ein leichtes Gruseln nicht verwinden, wenn er bei den Biegungen des Weges seine Sicherheit von der großen Zehe des Kutschers abhängig sieht; doch schwindet die Besorgniß rasch angesichts der Ruhe und der kräftigen Gliedmaßen des jugendlichen Lenkers der Rosse und noch mehr angesichts des herrlichen Bildes, welches allmälig aus dem Nebel, der auf der Höhe zurückblieb, hervorgetreten ist. Was am Abend vorher durch die rasch sinkende Nacht verhüllt war, zeigte sich jetzt im Glanze der jungen Sonne in allem Zauber eines schönen Herbstmorgens. Mit dem Nebel hatten wir auch die Region des wüsten Trümmergesteins hinter uns gelassen und waren in das Bereich eines Waldes gekommen, der mich an Wälder des Harzes gemahnte. Nach wenigen Stunden, fast zu früh für die Annehmlichkeit der Fahrt, war Glen House erreicht. Es ist dies ebenfalls ein umfangreiches und wohl eingerichtetes Summer Resort, das früher vor der Erbauung der Bergbahn auf den Mount Washington der beste Ausgangspunkt für dessen Besteigung war, aber auch jetzt noch insbesondere vom Osten her viel besucht wird. Es liegt äußerst anmuthig in einer Thalweitung mit dem vollen Anblick des Mount Washington und der übrigen Spitzen der Gruppe, welchen die praktischen Amerikaner die Namen späterer Präsidenten beigelegt haben, indem sie ihnen damit ein ebenso dauerhaftes als billiges Monument stifteten. Die Lage konnte nicht günstiger gewählt werden, um ein geschlossenes Bild der waldreichen Bergreihen zu haben, welche über einander aufsteigen und in dem Mount Washington ihre höchste Erhebung finden, wie General Washington über alle seine Nachfolger in der Präsidentschaft sich erhebt.

Ich hätte gern an diesem freundlichen Platze länger geweilt, schon um in die Künste des Lawn Tennis Spieles etwas näher einzudringen, zu dem die jungen Damen und Herren

unter den Gästen in eigens dazu bestimmten Kostümen, die möglichste Beweglichkeit gestatten, am frühen Nachmittag ausrückten; allein die Stage Coach für North Conway war unerbittlich pünktlich und führte mich noch am Tage meiner Ankunft aus der Idylle der weißen Berge wieder der Eisenbahn zu, die mich möglich baldigst nach New-York abliefern sollte. Der Mensch, namentlich der deutsche Mensch, ist der Sklave seiner Pläne.

VII.

Nach dem Westen. — Ueber die Alleghanies. — Die Pennsylvania Railroad. — Tod Garfield's. — Von Chicago nach Omaha. — Die Prairies und Plains. — Cheyenne. — Die Rocky Mountains. — Die Cannons. — Durch Utah. — Die Sierra Nevada. — San Sacramento. — Die Bay von San Francisco.

San Francisco.

Eine Reise nach dem „Westen" bedeutete noch vor 30 Jahren etwas wesentlich Anderes als heut. Damals war „Far West", was auf dem anderen Ufer des Mississippi lag. Nur langsam war darüber hinaus die Erforschung und Gewinnung des Landes westwärts vorgedrungen; dem Jäger und Händler waren einige kühne Pioniere gefolgt, ihnen der Kolonist mit Weib und Kind im ochsenbespannten Planwagen. Die Rocky Mountains bildeten jedoch die Schranke, welche zu übersteigen nur der Abenteurer wagte. Den westlichen Abhang derselben zum stillen Ocean hatten spanische Missionen erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zwar von Mexiko und dem Meere her besiedelt. Nur vereinzelt hatten Amerikaner sich in dem Lande niedergelassen, das nach Säkularisation der Missionen in den dreißiger Jahren in Anarchie gefallen war. Die Vereinigten Staaten erschlossen die Alta California politisch erst durch Fremonts Forschungsexpedition im Jahre 1846 und durch

die Kriegsschiffe, welche sie durch die Magellans Straße nach der Westküste gleichzeitig gesendet hatten. Sie nahmen es Mexiko durch Gewalt der Waffen ab und bestätigten ihren Erwerb durch einen Frieden, der zugleich ein Kaufvertrag war, indem sie nach der Abtretung 15 Millionen Dollars zahlten. Von nun an wurde Kalifornien der Westen. Der außeramerikanischen Welt war es bis dahin und in der nächsten Zeit nur durch das Gold bekannt, welches der Sand seiner Flüsse führte. Sein Glanz lockte die Banden von Diggers an, deren Verwegenheit mit ihrer Gesetzlosigkeit Schritt hielt, und deren wildes Treiben die europäischen Vorstellungen von Kalifornien auf Jahrzehnte hinaus bestimmt hat und zum Theil noch beherrscht. Das Band, welches Kalifornien mit den Vereinigten Staaten, obwohl in deren Bund seit 1850 als selbständiger Staat aufgenommen, verknüpfte, war immerhin noch lose genug. Erst als die Eisenbahn ihre ehernen Klammern über die Felsengebirge legte, wurde es amerikanisches Land und hörte auf „Far West“ zu sein. Mit diesem Namen läßt sich heut zu Tage allenfalls noch das im Norden von Kalifornien gelegene Gebiet von Oregon und Washington Territory bezeichnen, in welches die eisernen Schienen erst allmälig hineingreifen. Nach Vollendung der Northern Pacific Eisenbahn wird es seinerseits den Namen an Alaska abgeben, das die Vereinigten Staaten sich vom Russischen Reiche haben abtreten lassen und das zur Zeit noch den Indianern und Pelzhändlern gehört.

Will man San Francisco, die Königin des Westens, von New-York auf dem kürzesten Wege erreichen, so geht man nach Chicago und auf der Union und Central Pacific Eisenbahn nach Kalifornien. Eine zweite Verbindung ist seit Jahresfrist eröffnet, nachdem die Southern Pacific Railroad in Betrieb gesetzt ist, welche von St. Louis aus durch Kansas, Colorado, New-Mexiko und Arizona führt, und von Süden her, die zeitige Grenze gegen Mexiko fast berührend, nach Kalifornien eintritt.

Eine dritte Linie, die vorerwähnte Northern Pacific, die von den großen Seen her im Thale des Yellowstone River nach dem Columbia River vordringt, ist im Bau und geht ihrer Vollendung entgegen. Gegenwärtig bewegt sich der große Verkehr auf der ersteren Route, die bereits seit dem Jahre 1869 im Betriebe ist, nachdem der ungeheuere Bau, für welchen man eine zwölfjährige Bauzeit in Aussicht genommen hatte, in etwa acht Jahren vollendet worden war. Die ganze Strecke von 3331 Miles (= 5345 Kilometern oder 712 deutschen Meilen) kann in sechs Tagen und sieben Nächten oder rund in 160 Stunden in ununterbrochener Fahrt zurückgelegt werden.

Für den ersten Theil der Fahrt bis Chicago hat man die Wahl zwischen vier verschiedenen Eisenbahnen, deren Länge nicht sehr erheblich differirt und die mit einander gelegentlich in harte Konkurrenz gerathen. Wir wählten unter ihnen die kürzeste, die Pennsylvania R. R., die über Philadelphia und Pittsburg führt und auf welcher man Chicago in 34—36 Stunden erreicht. Dieses „Wir" ist kein Plural der Majestät und bei dem „Wählen" war mein Singularis gar nicht entscheidend. Wie ich schon neulich andeutete, war mir Dank der Empfehlungen, die ich von Dr. Fr. K. in Berlin mitgebracht hatte, das Anerbieten gemacht worden, mich einer Gesellschaft anzuschließen, welche unter Führung des Präsidenten der Oregon und Kalifornia= sowie der Northern Pacific Eisenbahn Kompagnien, Mr. Villard, die Reise nach San Francisco ausführen wollte, um von da nach dem Norden gehend über den Fortgang im Bau der erwähnten Eisenbahnen im Gebiet von Oregon und Washington Territory sich zu unterrichten. Ich hatte dieses Anerbieten nach einigem Kampfe mit der dem deutschen Gemüthe angeborenen Schüchternheit angenommen, da ich übersehen konnte, daß sich eine günstigere Chance nicht denken ließe, um mir die Reise nach dem Westen, den ich wenn auch erst später zu besuchen vorhatte, leicht, angenehm und lehrreich zu machen, als

in der Party, in welche ich aufgenommen werden sollte und ich kann schon heut, nachdem wir den ersten Abschnitt der Tour absolvirt haben, nicht nachdrücklich genug aussprechen, wie meine Erwartungen in der besten Art erfüllt, ja übertroffen worden sind. Das „Wir“ in meinem Reisebericht ist daher zunächst immer als die Reisegesellschaft zu verstehen und wo es sich um Wählen und Entscheiden handelt, bitte ich nur an den Chef derselben, Mr. Villard, zu denken, der für uns unermüdlich sorgte und handelte.

Die Gesellschaft bestand aus 16 Personen, den verschiedensten Lebenskreisen angehörig, aber mit entschiedenem Talent zu harmonischem Verkehr: Mitglieder der Haute Finance, große Industrielle, zum Theil Aktionaire der zu besuchenden Eisenbahnen, Schriftsteller, Architekten, technische Beamte des Präsidenten und einige Amateurs, die wie mich ein glücklicher Zufall oder freundschaftliche Verbindung mit dem Führer der Expedition an derselben Theil nehmen ließ. Unterwegs stießen noch neue Gäste zu, unter ihnen Dr. Br. M. P. für London und Professor in Oxford, ein wackerer Schotte, der sein Vaterland trefflich repräsentirte, so daß die Party allgemach auf 24 Theilnehmer angewachsen war. Eine nicht gering zu achtende Gunst der Lage war, daß für sie zwei Wagen reservirt waren, in denen sie sich häuslich einrichten konnten und daß sie vermöge der Ausrüstung mit besonderem Koch und Keller von den widerwärtigen Störungen sich frei fanden, welche die hastige Ernährung auf Eisenbahnstationen in knapper Zeit während einer Woche auch für rüstige Konstitutionen nothwendig mit sich bringt. Unter diesen Umständen erklärt es sich, daß die Fahrt trotz ihrer Länge und trotz Hitze und Staub nur wenig ermüdete und daß nach einiger Uebung im Schlafwagen und bei der Möglichkeit der Reinigung sowie der Bewegung in den Wagen, die mit einander in Verbindung standen, Gesundheit und Stimmung gleich gut sich erhielten. Allerdings möchte ich nicht behaupten, daß das Urtheil der Mitreisenden, welche in den

übrigen Wagen untergebracht waren, ein gleich günstiges gewesen sein wird, oder daß meine Erfahrung als eine normale anzusehen sei. Denn wenn auch Sleeping und Dining Cars im Zuge sind, über welche ich gelegentlich einen besonderen Rapport zu machen beabsichtige, so bieten sie doch nach den Beobachtungen, die ich auf den östlichen Bahnen gemacht habe, nicht so viele Bequemlichkeit, um die Beschwerden einer so langen Fahrt vergessen zu machen.

Die Fahrt nach Chigago auf der Pennsylvania R. R. gewährt ein besonderes landschaftliches Interesse nur auf der Strecke, wo die Bahn im Bereich der Alleghanies und der Vorberge derselben liegt. Sie durchschneidet von Philadelphia bis Harrisburg, der Hauptstadt des Staates Pennsylvania, nur reiches, wohl angebautes Ackerland, in welchem die merkwürdigen Ansiedlungen der Pennsylvania Dutch sich befinden, überschreitet oberhalb Harrisburg den Susquehanna auf einer 3600 Fuß langen Brücke und tritt bei Duncannon in das anmuthige Thal des Juniata, eines Nebenflusses des Susquehanna, das in den Long Narrows, hinter der Station Mifflin zu einer Schleife sich verengt, in welcher die Eisenbahn, die Landstraße, der Fluß und ein längs desselben angelegter Kanal neben einander liegen. Der Aufgang auf die eigentlichen Alleghanies, deren langgestreckte Parallelketten hier den Namen Mittel Alleghanies führen, beginnt hinter Altoona, einer aufblühenden Stadt, von 10 000 Einwohnern, die ihr Entstehen dem Umstande verdankt, daß die Pensylvania Eisenbahn das Centrum ihrer Werkstätten dahin gelegt hat, wo vor 30 Jahren noch Urwald war. Die Bahn erklimmt die Höhe des Gebirges (2200 Fuß) mit einer höchsten Steigung von 83 Fuß per Mile und in kühnen Kurven, von denen die eine, die Horse-Shoe oder U-Kurve wegen der Kürze ihres Radius ein besonderes Renommée hat; sitzt man in einem der letzten Wagen des Zuges, so kann man die beiden Lokomotiven, welche ihn ziehen, auf der anderen

Seite einer tiefen Schlucht sehen, in entgegengesetzter Richtung sich bewegend wie diejenige, welcher der Wagen des Beobachters noch folgt. Sehr anmuthig ist der Niederblick auf das lange Thal des Tackahoe, das tief im Grunde, von waldigen Bergen begrenzt, sich hinzieht. Die Höhe des Gebirges durchbricht die Bahn in einem Tunnel von etwas mehr als 1 Kilometer Länge und senkt sich dann den westlichen Abhang hinab entlang dem Conemaugh Creek, der sie bis an die Hochebene begleitet, in welche das Gebirge allmälig übergeht.

Pittsburg, die von ewigem Rauch überzogene Stadt der Cyklopen, bekamen wir nicht zu sehen, da wir nächtlicher Weile vorüberfuhren; es würde aber auch bei Tage nicht viel besser gewesen sein, da die dichten Wolken, welche sie ständig bedecken, selbst bei Sonnenschein von der Stadt nur dunkle Umrisse sehen lassen sollen.

Der Pennsylvania-Eisenbahn liegt es vornehmlich ob, die Materialien und Produkte der hochentwickelten Eisen- und Stahlindustrie, welche in Pittsburg ihr Centrum hat, sowie die Steinkohlen zu vertreiben, von denen Pennsylvania über 26 Millionen Tons, also annähernd die Hälfte der Gesammtproduktion der Vereinigten Staaten, fördert. Sie bewältigt diesen Verkehr mittelst eines Parks von etwa 30 000 Wagen, von denen täglich etwa 3000 über ihre Linien gehen, sowie vermittelst besonderer Zweckmäßigkeit der Betriebseinrichtungen, welche ihr neben dem immensen Güterverkehr auch die Pflege des Personenverkehrs nach dem Westen in erfolgreicher Konkurrenz mit den übrigen Linien ermöglichen. Meine sachkundigen Reisefreunde machten in dieser Beziehung insbesondere auf zwei Dinge aufmerksam: die völlige Trennung der Gleise für die Personenbeförderung von denen für die Güterzüge, wenigstens in der Nähe aller größeren Bahnhöfe und die Einrichtung der Track-Tanks, welche ermöglicht, daß Wasser zur Speisung des Dampfkessels in voller Fahrt eingenommen werden kann. Diese Track-Tanks, von deren Anwendung in Deutsch-

land gehört zu haben ich mich nicht erinnere, sind schmale wassergefüllte Tröge von starkem Kesselblech bis zu 1000 Fuß Länge, die zwischen den Schienen liegen und aus denen die Maschine, während sie full speed darüber hinwegfährt, mittelst einer Art Schnauze oder Röhre Wasser schöpft, einige Hundert Gallons in der Minute. Mit der detaillirten Beschreibung will ich Dich eben so wenig aufhalten wie mit den Einzelheiten von Whartons Patentweiche oder Westinghouses automatischer Bremse, die von der Lokomotive aus gehandhabt wird und den Zug in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Stehen bringt, allerdings, wie ich öfter erfahren habe, bei nicht sorgfältiger Behandlung mit einer Plötzlichkeit des Ruckes, daß Alles um und über fällt, eine Ueberraschung, die namentlich beim Rasiren unbequem werden kann.

In Chicago, das ziemlich in der vorgeschriebenen Zeit erreicht wurde, gab es nur dreistündigen Aufenthalt, also zu wenig, um von dieser jüngsten Großstadt, welche selbst die Amerikaner wegen ihres rapiden Wachsthums an Größe und Bedeutung ein Wunder zu nennen lieben, mehr zu sehen, als eine rasche Umfahrt gestattete. Nähere Bekanntschaft muß der Rückreise vorbehalten bleiben. Der Eindruck, den die Stadt beim Eintritt vom Bahnhof machte, hatte durchaus nichts Gewinnendes; hohe Häuser, naßkaltes Wetter, die Luft trübe von Nebel und von dem Rauche der Lokomotiven, die qualmend lange Güterzüge auf den Straßen fuhren, langes Warten an einer Drehbrücke über den Chicago River, die geöffnet war, um Schiffe passiren zu lassen; das waren die Hauptzüge des ersten Bildes. Ein anderes kam dazu, seine Farbe düster und unsere Stimmung ernst zu machen, das Trauergewand, das die Stadt eben anlegte, um sich für die Todtenfeier des Präsidenten der Republik vorzubereiten, dessen Martyrium am Abend des 19. September sein Ende erreicht hatte. Wir hatten die Kunde davon erst erhalten, als wir unterweges waren und wiewohl die

Nachrichten der letzten Tage die endliche Auflösung wahrscheinlich gemacht hatten, so hatten doch die wiederholten Wendungen zum Guten in dem Zustande des Kranken und die Hoffnung, welche seine Ueberführung nach Longbranch erweckt hatte, die Meinung erhalten, daß an der Rettung noch nicht verzweifelt werden dürfte. Die Todesnachricht traf also insoweit überraschend; sie nahm begreiflicher Weise alles Interesse in Anspruch auch bei den dem Lande Fremden, da das schwere Leiden des verwundeten Mannes und der Heldenmuth, mit welchem er lange Wochen hindurch es ertragen hatte, jedes menschliche Herz zur Theilnahme bewegen mußten. Ich habe hiervon bisher nichts geschrieben, wiewohl die Krankheit des Präsidenten und ihr muthmaßlicher Ausgang der Brennpunkt aller Interessen war, weil die Zeitungen darüber mit einer Ausführlichkeit berichteten, die für private Mittheilung nichts übrig ließ und weil durch den Telegraphen jede Phase der Krankheit in Europa ebenso rasch bekannt wurde wie hier. Immerhin möchte ich doch bestätigen, daß die ausgedehnten Kundgebungen der Presse nur die tiefe Theilnahme und nicht einmal vollständig wiederspiegelten, welche alle Schichten der Bevölkerung in allen Staaten des weiten Landes in einem Grade erfüllte, daß selbst solche, die Land und Volk von lange her kennen, überrascht waren von der Tiefe, der Energie und der Allgemeinheit des Schmerzes. Es war in der That als gehörte der todeswunde Mann jeder einzelnen Familie an. Mit unseren landläufigen Vorstellungen über Charakter und Wesen der Yankees war diese Bethätigung tiefen menschlichen Empfindens, welches die That des Mörders als ein nationales Unglück ansah, und das sittliche Gleichgewicht durch die Lebhaftigkeit und den Ernst des Mitgefühls für das Opfer wieder herstellen zu wollen schien, schwer zu vereinigen. Und doch war in diesem die ganze Nation erfüllenden Pathos, wenn man eine Anzahl professioneller Politiker ausnimmt, die sich kluger Weise still hielten, nichts Ge=

machtes oder Uebertriebenes. Es wird wenige Zeiten in der Menschen Gedenken gegeben haben, in denen eine solche Einmüthigkeit des gesammten Volkes der Vereinigten Staaten in die Erscheinung getreten und zum Bewußtsein gekommen wäre. Auch dies war neben der Erschütterung des politischen Gewissens ein Segen, der aus der ruchlosen That wider den Willen des Thäters entsprungen ist. —

Die Innigkeit und der Umfang der Theilnahme des Volkes zeigte sich in den Trauerfeierlichkeiten, die durch das ganze Land spontan veranstaltet wurden. Sie begleiteten uns von Chicago, wo der Sitte gemäß die äußeren Wände der Häuser in Trauerfarben drapirt wurden, auf der ganzen Fahrt hierher. Es gab keine Station, ich möchte sagen kein Haus, bis in die Einöden der Felsengebirge hinauf, an welchem nicht, wie bescheiden und ärmlich auch immer, eine Trauerflagge, ein schwarzumflortes Bild des Todten oder irgend ein anderes Zeichen der Trauer angebracht gewesen wäre. In San Francisco selbst hatte an dem Morgen unserer Ankunft eine Trauerprocession stattgefunden, an welcher die ganze Bevölkerung sich betheiligt hatte; daß alle Geschäfte auch später am Tage ruhten, entsprach seiner ernsten Bedeutung. Ich komme darauf noch zurück.

Der Weg von Chicago nach San Francisco gliedert sich in verschiedene Abschnitte, deren Begrenzung nicht sowohl auf naturwissenschaftlichen Kriterien als auf der Verschiedenheit der Eisenbahnen und der Bedeutung der Stationen, an welchen der Reisende vornehmlich interessirt ist, beruht. Der erste dieser Abschnitte reicht bis Omaha am Missouri; weitere Grenzpunkte sind Cheyenne, Ogden und Sacramento. Omaha ist mit Chicago durch drei Eisenbahnen verbunden, die Chicago und Northwestern, die Chicago-Rock-Island Pacific und die Chicago-Burlington und Quincy R. R., von denen die letztere — die südlichste — die uns beförderte, den Mississippi bei Burlington überschreitet und Council Bluffs, das gegenüber Omaha am

linken Ufer des Missouri liegt, nach rund 24 Stunden erreicht. Wie verschieden ist das Land, durch welches sie führt, von dem des Ostens! Chicago liegt bereits innerhalb der baumlosen Flächen, in welche die Waldregion des Sacco und die Abhänge der Alleghanies allmälig übergehen und welche im Westen nach erst langsamer, dann wachsender Steigung, an den Kämmen der Sierra Nevada und der Cascade Range ihre Grenze finden. Sie erfüllen danach die ganze weite Strecke zwischen den Gebirgen des Ostens, den Alleghanies und dem kolossalen Erhebungsmassiv des Westens, dessen Ostwand die Felsengebirge in der weiteren Bedeutung des Wortes bilden, von beiden Seiten nach der Mulde sich absenkend, in welcher der Mississippi von seinen kanadischen Quellen zum Golfe von Mexico fließt. Man unterscheidet diese Flächen nach dem Pflanzenwuchs, den sie tragen, bekanntlich in Prairies und Plains, d. h. Wiesen und Steppen. Die Grenze zwischen beiden, die natürlich nicht fest ist, mag in den verschiedenen Breiten zwischen dem 97. und 100. Längengrad liegen.

Von Chicago aus durch Illinois und den südlichen Theil von Iowa erscheint die Prairie zunächst als Farmland, das Weizen und Mais in reichen Ernten trägt: ebenes, etwas welliges Terrain, das der Jahreszeit entsprechend meist in Stoppeln liegt, und als Zeugniß seiner Fruchtbarkeit nur noch die hohen, bereits trockenen Stengel des Wälschkorn, hier nur corn genannt, trägt. Die Farmen liegen einzeln, verstreut über die weite Fläche; fast keiner fehlt die kleine Windmühle auf dem Dach, die dem häuslichen Bedarf dient und für welche der Wind, der über die Prairie streicht, ein ebenso regelmäßiger wie billiger Motor ist. Die Baumlosigkeit ist hier noch keine absolute; in der Nähe der Ansiedelungen und auf dem Felde kommen Bäume und Sträucher noch vor, aber vereinzelt und wie aus der Fremde verschlagen.

Burlington erreichte der Zug erst am Abend, so daß die

breite Wasserfläche des Mississippi nur im bleichen Licht des Mondes sichtbar wurde. Die Stadt selbst, die einen aufblühenden Handel hat, liegt mit ihrem geschäftlichen Theile unmittelbar am Strome, während eine große Zahl der Wohnhäuser auf den Bluffs liegt, mit welchem Namen die hohen bastionartigen Abhänge bezeichnet werden, in welchen das östliche Land zu dem Bett des Mississippi abfällt. Jenseit Burlington beginnt die Fläche langsam zu steigen bis Creston, das auf der Höhe des Rückens liegt, der die Wasserscheide zwischen Mississippi und Missouri bildet und sich zur Höhe von 800 Fuß über denselben erhebt, um dann wieder zu dem Bottom des Missouri hinabzusteigen, der seine Wasser in langem Laufe dem des Mississippi parallel gegen Süden wälzt, bis er bei Kansas City sich östlich dem letzteren zuwendet. Council Bluffs ist der östliche Anfang der Union Pacific Railroad, deren Erbauung der Kongreß im Jahre 1863 durch ein Gesetz genehmigte, um Kalifornien mit den Vereinigten Staaten zu verbinden, während die Central Pacific R. R. vom Westen her auf Grund eines vom Staate Kalifornien ertheilten Charter in Angriff genommen und bis zum „Großen Salzsee“ entgegengeführt wurde, wo sie an einander schließen. Man erzählt, daß zuletzt der Bau derart beschleunigt wurde, daß an der Union Pacific vier Miles täglich hergestellt wurden. In Council Bluffs treffen alle Eisenbahnen zusammen, welche von Norden und Osten her die Verbindung mit der Pacific Eisenbahn suchen. Den Missouri übersetzen sie auf einer Brücke, deren Pfeiler aus je zwei eisernen eingesenkten Röhren bestehen und die 50 Fuß über Hochwasser liegt; ihre Gesammtlänge beträgt beinahe 10 000 Fuß. Zwei Mal ist diese Brücke beim Bau durch den Sturm in die Fluth geworfen worden, dessen Gewalt auch dadurch anschaulich wird, daß er einen beladenen Eisenbahnwagen über hundert Schritt weit getragen hat.

Der Anblick des Stromes bleibt hinter der Erwartung;

das Wasser, das zur Zeit einen niedrigen Stand hat, ist trübe, sein Bett, dessen Breite bei mittlerem Wasserstande 1500 Meter erreicht, unregelmäßig, von Sandbänken durchsetzt, verwildert steter Veränderung unterworfen; er ist großartig aber einförmig, wie die Prairien und Steppen, durch welche er fließt.

Omaha, die größte Stadt in Nebraska, liegt auf einer Ebene am Strom, hinter welcher ebenfalls Bluffs aufsteigen, welche als Wohnplatz bevorzugt sind. Sie ist der Sitz der Maschinen- und Wagen-Werkstätten der Union Pacific R. R., welche 30 Acres Land bedecken. Obwohl unser Zug um drei Stunden verspätet war, hatte der anschließende Zug der Union Pacific doch gewartet, was um so dankbarer anerkannt wurde, als täglich auf der eingleisigen Bahn nur ein Thoroughtrain geht, mithin 24 Stunden warten muß, wer den Anschluß versäumt hat. Von Omaha ab, das 966 Fuß über der See liegt, beginnt die langsame Erhebung der Fläche, die auf 516 Miles bis Cheyenne 6041 Fuß beträgt, durchschnittlich pro Mile also etwas über 11 Fuß, oder $^1/_3$: 100, und erst von da in stärkerem Verhältniß ansteigt. Von dem Thal des Missouri aus muß jedoch die Bahn zunächst in tiefen Einschnitten die Höhen durchbrechen, in welchen das obere Land abreißt, um durch eine starke Steigung das Niveau der Prairie zu gewinnen. Nach wenigen Stunden bei der Station Fremont, 47 Miles von Omaha, kommt der Platte River zur Linken in Sicht, der etwas südlich von Omaha in den Missouri fließt. Längs seinem Ufer läuft die Bahn nun Tag und Nacht 400 Miles weit. Die bebauten Felder werden seltener und auch die Ansiedlungen. Die Prairie wird ihrem Namen entsprechend mehr und mehr zum Weideland. Büffelgras und Bunchgras walten unter den Gräsern auf den Hochprairien vor; sie sind sehr nahrhaft und haben die bei der Dürre des Klima schätzbare Eigenschaft, daß sie auf dem Boden trocken geworden, ihre ernährende Kraft gleich dem Heu behalten. Dadurch wird es möglich, große

Viehheerden, man sagte mir von 15—20000 Stück in einem Besitz, das ganze Jahr hindurch im Freien zu halten ohne besondere Pflege und Bewachung. Nur ein Mal jährlich und zwar im Sommer bei dem großen round up werden diese Heerden zusammengetrieben, um die Stücke auszusondern, welche nach den östlichen Märkten verkauft werden sollen und um die junge Aufzucht des Jahres mit dem Brandzeichen zu versehen. Diese große Heerschau war jetzt vorüber und die breitgestirnten Rinder weideten in zwangloser Ruhe, weit verstreut über die leicht gewellte Prairie. Nur ein Mal wurden berittene Hirten oder Treiber im Felde sichtbar, die sog. Cowboys, die im Südwesten, in New Mexiko und Arizona durch ihre wilde und gewaltthätige Art einen so schlimmen Namen haben. Auch die Pracht und der Schmuck waren vorüber, in welche die Prairien im Frühling gekleidet sind, wenn die Sonnenblume, der Malvenmohn, die wilde Hyacinthe und die rosenrothe Mimose in leuchtenden Farben ihre Blüthen erschlossen haben. Der Herbst hat sie alle verweht. Jetzt zieht sich nur eine gleichmäßige graugelbe Färbung weithin bis an den Horizont mit einem silberhellen Schimmer, den die gefiederten Blätter der zahlreichen Leguminosen bewahrt haben; blühend zeigen sich nur noch einige späte oder dauerhafte Arten des Helianthus. Die spärlichen Ansiedelungen, welche beim Vorüberfahren erkennbar werden, und die Häuser, die an die Eisenbahnstationen sich schließen, haben selten den Anschein irgend welcher wohnlichen Behaglichkeit. Von Holz gebaut, mit flacher, glatter Vorderwand, die oft grob getüncht ist, ohne Garten und anderes Grün als das der üblichen Jalousien, auf den flachen Boden gesetzt, die Thür direkt auf den Weg führend, das gibt im Ganzen ein recht ungemüthliches Bild. Zu dessen Verschönerung trägt wenig bei, daß die Façaden der Häuser an den Stationen mit Schildern und Inschriften bedeckt sind, welche in den bekannten Riesenlettern die Firmen und die Vorzüge der Geschäfte ihrer

Eigner kund thun. Je weiter westwärts der Zug eilt, um so farbloser und öder erscheint die Gegend. Der Platte River ist wenigstens zur Zeit ein seichter Strom voller Untiefen und Sandbänke, mit unregelmäßigen flachen Ufern, ohne anderes als niedriges und spärliches Gebüsch. Die Prairie geht, wo die mittlere Erhebung über 600 Meter hinausreicht, in die Steppe über, auf der das Gras mehr und mehr zurücktritt und wo an die Stelle der weichen Prairiekräuter kleinblätterige, stachliche und viele salzliebende Pflanzen treten, deren einförmiges Grau noch öder und trauriger aussieht, als die Prairie selbst in dieser späten Jahreszeit. Strauchartiger Wermuth (sagebrush) und die verzwergten Sträucher verschiedener Arten von Grease Wood herrschen vor. Das Material der kärglicher werdenden Häuser besteht häufig aus sundryed brick, aus Ziegeln von Lehm, die nicht gebrannt, sondern nur an der Luft getrocknet sind; auch sog. digs out begegnen, Wohnungen, die halb unter dem Boden liegen, eine Art Höhlen, die hier zweckmäßig sein sollen, weil sie den besten Schutz gegen die heftigen Winde und die winterliche Kälte gewähren. Gardinen sind ihnen entbehrlich, da sie keine Fenster haben.

Den ersten Blick auf die hohen Bergketten, denen der Zug entgegensteigt, erhält man am Mittag des zweiten Tages bei der Station Egbert — 484 Miles von Omaha — wenngleich die Höhen nur wie Wolken erscheinen. Die wachsende Erhebung aber wird erkennbar durch die Klarkeit und Dünne der Luft, sowie durch die Aenderung in der Bodengestaltung, deren Wellen nach und nach höher anschwellen — Rolling Prairie — bis sie sich hügelartig erheben mit Felsengraten und aufragenden Klippen und geschieden durch tief eingerissene Thäler statt der sanften, muldenförmigen Senkungen. Dagegen zeigt das Thermometer auf 5000 Fuß Höhe noch 32° R. in der Sonne.

In Cheyenne, das 6041 Fuß hoch liegt, wehte ein heftiger Wind von Norden, ohne jedoch durch Kälte den Aufenthalt

auf dem Perron zu verleiden. Auf dem letzteren empfing Mr. Hoyt, der Gouverneur von Wyoming Territory, dessen Hauptstadt Cheyenne ist, mit freundlicher Begrüßung den Chef unserer Party, dem er, während der Zug hielt, über das rasche Aufblühen und die hoffnungsreiche Zukunft von Wyoming viel Anregendes zu erzählen wußte. Die Stadt Cheyenne selbst besteht erst seit 1867; sie zählt jetzt 6000 Einwohner, hat ein Gerichtshaus, ein Rathhaus, ein großes öffentliches Schulgebäude und ein massives, als Opernhaus prädizirtes Theater. Der hauptsächlichste Reichthum des Landes sind zur Zeit die Heerden von Rindvieh und Schafen, deren aktuellen Werth Mr. Hoyt auf etwa 25 Millionen Dollars schätzte. Die Stückzahl des ersteren veranschlagt er in seinem für 1878 erstatteten Bericht auf 300 000 Häupter, den Nutzen, welchen die stockmen aus dem cattle business ziehen, auf 20—40 % jährlich. Ackerbau ist ohne künstliche Bewässerung in der Regel unmöglich. Die Schilderung der Jagdgründe im Norden des Territoriums machte die Herzen der jagdfreudigen Reisegenossen höher schlagen. Da gibt es noch Elks, worunter Hirsche, nicht Elenthiere verstanden werden, Antilopen, wilde Bergschafe mit den wunderlich gebogenen Hörnern, Bären verschiedener Arten, darunter den wilden Grizzly und dergleichen herzerquickende Beute mehr. Allerdings gibt es auch noch Indianer, welche die Freude stören können. Noch vor wenigen Jahren hauste in der Nordostecke des Territoriums der schlimme „Sitting Bull" mit seinem Kampfgenossen, dem „Crazy Horse". Doch haben ihnen die Truppen der Vereinigten Staaten unter dem tapferen Custer das Handwerk gelegt und ein gelegentlicher Raubzug auf Rindvieh ist zur Zeit die einzige Frevelthat des rothen Mannes.

Die Bevölkerung des ganzen Territoriums, das mehr als 100 000 Quadratmiles einnimmt, beträgt nur etwa 30 000, die meist aus den Neu-England und den Mittelstaaten einge-

wandert sind; unter den nicht zahlreichen Ausländern bilden die Deutschen die Mehrzahl.

Von Cheyenne ab nimmt die Steigung der Bahn rascher zu. Ihr höchster Punkt, die Station Sherman, der 8242 Fuß über dem Meere und 2200 Fuß höher liegt als Cheyenne, ist von letzterem nur 33 Miles entfernt. Sie hat damit die östliche Mauer der breitmassigen Hochgebirgsregion erklommen, welche den Westen des nordamerikanischen Kontinents füllt, und deren charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, daß eine Hochebene, die nirgend unter 1200 Meter sinkt, von Gebirgsketten im Osten und Westen derart eingefaßt ist, daß man sie als ein großes Becken bezeichnen kann. Der östliche Rand dieser ungeheueren Erhebung, die durch 17 Längengrade sich erstreckt, wird mit dem allgemeinen Namen das „Felsengebirge“, Rocky Mountains, bezeichnet, besteht aber nicht aus einer gleichmäßigen und zusammenhängenden Gebirgskette wie der westliche Wall, die Sierra Nevada, sondern aus einer Mehrzahl von Gebirgszügen, die weder eine durchgehende Kammlinie haben noch in einer festgehaltenen Richtung streichen, welche vielmehr von breiten Depressionen unterbrochen werden, um an anderen Stellen sich in zahlreichen hohen Gipfeln zu erheben. Auch das Innere des großen Beckens ist nicht eben, sondern von zahlreichen Erhebungen und ganzen Gebirgszügen durchsetzt, ohne daß eine unmittelbare Beziehung zu denen der Randwälle ersichtlich wird.

Die Bahn führt über eine jener Depressionen, den St. Evanspaß aufwärts, der die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean bildet. Die weißen runden Gipfel, die nunmehr im Norden sichtbar werden, gehören zur Medicine Bow Range; im Süden heben sich die Diamond Berge scharf und spitz zum Himmel, weiter auf der Nordseite die dunklen Linien der Black Hills. Die Höhe der Lage wurde fühlbar durch das Sinken der Temperatur, die im Sleeping Car trotz

der Heizung über 11° R. sich nicht mehr hob. Nachdem die Paßhöhe überwunden, steigt die Bahn zu den Laramie Plains hinab, die von den Black Hills und der Medicine Bow Range begrenzt werden. Sie werden als die beste Schafweide in den Vereinigten Staaten gerühmt und verdanken diesen Vorzug den Wasseradern, welche sie durchziehen. Wo diese fehlen, tritt auch sofort die Dürre und Einförmigkeit des spärlichen Pflanzenwuchses wieder ein, welche der Hochebene eigen sind und deren wachsende Verarmung das Land mehr und mehr als eine Wüste erscheinen läßt. Auch muß der Boden schon stellenweise mit Salz imprägnirt sein, da selbst an den Gewässern, welche vom Süden her, dem Platte River zufließend, die Bahn kreuzen, die Vegetation von derjenigen der höheren dürren Stellen nicht erheblich unterschieden ist. Zweifellos ist dies bei dem Wasser des Bitter Creek, in dessen Thal die Bahn eine Strecke weit läuft, der Fall, da es einen Salzgeschmack hat, der es untrinkbar macht. Der graue Boden, den die spärlichen Pflanzen nur unvollkommen decken, die kahlen, jedes grünen Schimmers baaren Felsen, das Fehlen fast alles thierischen Lebens bringen einen Eindruck von Einsamkeit und Oede hervor, der, wenn er nicht großartig wäre, erdrücken würde. Glücklicher Weise gibt die rasche Bewegung des Eisenbahnzuges und der Anblick der Telegraphenstangen die Sicherheit, daß man der Kultur nur vorübergehend entrückt ist. Auch die Natur wird wieder ein wenig freundlicher, sobald das Thal des Green River erreicht ist, der seinen Namen von den Auswanderern erhalten hat, die nach langer Fahrt über die öden Steppen an seinen Ufern die ersten grünen Gebüsche fanden.

Wer die Reise über die „Rocky Mountains“ mit der Erinnerung an die Alpen der Schweiz und Tyrols und in der Erwartung angetreten hat, dieselben in den Felsengebirgen wieder, vielleicht noch übertroffen zu finden, der würde sich, wenigstens auf der Strecke, welche die Pacific Eisenbahn durch-

schneidet, sehr getäuscht finden. Sie ist allerdings nach der Meinung Kundiger gerade die ärmlichste und rauhste des ganzen Gebirgsgebietes, das im Süden der Eisenbahn in Colorado und Utah, und nördlich im Bereich des oberen Yellowstone River die Schönheiten erhabener Gebirgsnatur in überraschender Weise entfalten soll. Durch einen Versuch dazu wird, wenngleich nur vorübergehend, auch der Reisende auf der Pacific Eisenbahn erfreut, so lange diese aus der Hochebene der Black Mountains zu dem Becken des großen Salzsees durch einige Schluchtenthäler herabsteigt, die von Bächen durchrauscht werden und auf ihrer Sohle sowie an den Abhängen mit frischen Wiesen und reichlichem Buschwerk geschmückt sind. Blaue Gipfel mit Schnee gestreift, tauchen auf; zur Seite öffnen sich schmale Felsthäler mit Graswuchs an den Bächen, die sie gebrochen haben und deren Sturz das Auge eine kurze Strecke verfolgen kann; die Ebene steigt zu Hügeln und Bergen an; vereinzelte, schüchterne Föhren werden sichtbar: Alles deutet an, daß die Bahn in ein anderes Gebiet eintritt, in das Wahsatch Gebirge, das die Schranke zwischen der Hochebene von Wyoming und dem Becken des großen Salzsee bildet. Durch zwei sog. Cannons — das spanische Wort für Röhre — als Weber und Echo Cannon bekannt, deren wilde Felszerklüftung zu beiden Seiten in den wunderbarsten Formen als Pfeiler, Mauern, Thürme bis zur Höhe von 600 Meter oft in senkrechtem Abfall sich aufbaut, gelangt man hinunter in ein Land, das wieder Grasmatten und Blumen trägt und dichtes Erlen- und Weidengebüsch, und das die Mormonen nach ihrem mühseligen Wanderzuge mit einigem Grunde als das Land der Verheißung begrüßen konnten. Bald ist Ogden erreicht, von wo die Utah Central Railroad südlich nach Salt Lake City, dem Sitz des großen Tabernakels abzweigt und wo die Union und die Central Pacific Eisenbahn ihre Schienen an einander schließen, deren letzte bei Vollendung des Baues mit silbernen

Nägeln befestigt wurde. Eine längere Rast des Zuges erlaubt wieder ein Mal die Glieder in freier Luft zu strecken. Im Thal des Weber River, der von Osten her in den See fließt, geht es weiter bis der Salzsee erreicht ist und an dessen nordöstlichem Ufer mehrere Meilen entlang. Die Nacht entzieht bald seinen Anblick, glücklicher Weise auch den der Wüste, in welche der Zug jenseits wieder aufsteigt, „the great American desert", und die womöglich noch grauer, noch öder, noch verlassener ist, als die Steppe im Osten. Der herrliche Sonnenschein, der den Morgen des letzten Reisetages verklärt und das Bewußtsein, daß nach Ersteigung der westlichen Gebirgsmauer das Ziel der Fahrt winkt, mildert die Empfindung der Eintönigkeit; das Sonnenlicht thut auch das Seine, um die zerrissenen Grate und Trümmer in goldenen Glanz zu kleiden, der ihre Härte und Schroffheit verbirgt. In schönen Linien zeichnet sich im Morgenlicht eine der schneebedeckten Ketten, die zu Humboldts Ehren Humboldt's Ranges genannt sind, wie denn sein Name hier in Quellen, Bergen, Flüssen und Ansiedlungen begegnet, das Verdienst bezeugend, das er durch die wissenschaftliche Erforschung des Landes sich erworben und das hier dankbarer und treuer gewürdigt wird, als es zu thun das eigene Vaterland sich rühmen darf. Seinen Namen trägt auch eine Station, die der Zug am Nachmittag dieses letzten Tages erreichte, und die eine wirkliche Oase in der Wüste ist. Ein Brunnen, der springendes Wasser gibt, sowie die Ausdauer und der Geschmack des Stationshalters haben hier mitten in dem Sage Brush einen lieblichen Garten geschaffen, in welchem Gras und Blumen gedeihen und welchem hochstämmige Cottonwoodbäume Schatten geben. Es war eine angenehme Rast, verschönt durch das Farbenspiel der sinkenden Sonne und das sanfte Licht der Mondsichel, die in dem wolkenlosen Himmel schwamm.

Von diesem letzten Tage sind mir sodann noch zwei Momente in Erinnerung: daß auf der Station Palisade, wo eine

Eisenbahn von dem Minendistrikte Eureka einmündet, entlang dem Perron eines Eisenbahnschuppens Silberbarren im Freien aufgeschichtet lagen wie Ziegelsteine, der Verladung harrend und daß auf der Station Carlin die ersten lebendigen Indianer zu sehen waren, die von einer benachbarten Reservation sich eingefunden hatten, um eine Sonntagsspazierfahrt zu machen. Die Eisenbahngesellschaft befördert sie in gewisse beschränkte Entfernungen gratis, jedoch nur auf der Plattform der Güterwagen. Es waren ihrer drei, begleitet von einigen Weibern und Sprößlingen, die aber die Tour nicht mitmachten. Die Männer waren kräftig gebaut, mit breiten Backenknochen, schwarzem straffem Haar, dem Roßhaar gleichend, mit dunkeln Augen und blendendweißen Zähnen, das Gesicht mit einer groben rothen Farbe besonders auf den Wangen bemalt. Schuhe, Hosen und Filzhüte stammten aus dem Store, desgleichen die wollenen Pferdedecken, welche sie um den oberen Theil des Leibes geschlagen hatten. Lange grellfarbige Federn an den Hüten waren der einzige wilde Schmuck, stimmten aber wenig mit der modernen Façon der verschiedenen Filze. Sie richteten sich alsbald auf ihrer schmalen Plattform ein und bewahrten eine gewisse Zurückhaltung. Die Squaws hockten inzwischen am Perron herum, schmutzig in kattunenen Kleidern, baarhäuptig. Die Mutter des Baby, ein fettes auseinandergeflossenes Weib ohne eine Spur der Reize, die Cooper'sche Romane an indianischer Schönheit preisen, war des Englischen mächtig und zeigte auf Wunsch und gegen Widmung eines Zehncentstückes das Antlitz ihres Jüngsten, der in seinem kuriosen Tragkorbe neben ihr lag oder richtiger stand. Es ist dies ein Brett, auf welches das Kind aufgebunden wird, und dessen oberer Theil mit einem Reifen überspannt ist, über den ein Tuch zum Schutz gegen die Sonne gelegt wird. Der kleine Fratz nahm die Betrachtung entschieden übel auf; sobald das Tuch gehoben wurde, zog er das Gesicht in so greuliche Falten und greinte so schauderhaft, daß die Neugier bald

befriedigt war. Ich habe nie einen solchen Ausbund von Häßlichkeit gesehen wie diesen chokoladefarbenen Säugling.

Von Humboldt Station hebt sich die Bahn im Thal des Humboldt River aufwärts, um etwa 100 Miles weiter von Wadsworth ab die Arbeit des Steigens ernstlich zu beginnen. Die Sierra Nevada macht es ihr nicht leicht, da ihr Abfall nach Osten schroffer ist als nach Westen. Der höchste Punkt der Bahn, Summit Station, bleibt indeß 1200 Fuß unter der höchsten Station der Rocky Moutains — Sherman — zurück, da er nur 7042 Fuß über dem Meere liegt. Immerhin ist die Lage hoch genug, um die Bahn im Winter harten Verwehungen durch Schnee, von welchem die Sierra Nevada den Namen hat, auszusetzen. Sie unterbrechen den Betrieb der Bahn in den Wintermonaten häufig Tage lang trotz aller dagegen angebrachten Vorrichtungen, von denen die hölzernen Gallerien, unter deren lichtausschließenden Dächern der Zug lange Strecken dahinbraust, die erste Stelle einnehmen. Durch den Mangel an Nahrungsmitteln und die Kälte kann dann die Lage der Reisenden ziemlich kritisch werden, insbesondere, wenn Züge aus entgegengesetzten Richtungen zusammentreffen und der Telegraph seine Dienste versagt. Solcher Sorgen konnten wir uns bei der Auffahrt entschlagen, da im September Schneestürme noch nicht zu erwarten sind. Dagegen konnte das Vertrauen auf die Sicherheit der Fahrt in anderer Richtung einigermaßen erschüttert werden. Eine Bekanntmachung der Eisenbahndirektion, die in der Station Wells angeschlagen war, setzte eine Belohnung von 12 000 Dollars für Entdeckung der Highwaymen, i. e. der Räuber aus, die den Eisenbahnzug am 31. August, also etwa drei Wochen vorher, bei der Station Cape Horn anzufallen versucht hatten. Sie hatten zu diesem Zweck die Schienen auf einer Strecke zerstört, um den Zug zum Entgleisen zu bringen und dann zu berauben, dieses Vorhaben aber nicht ausführen können, weil der Zugführer, gewarnt, die Zerstörung

rechtzeitig wahrgenommen und den Zug zum Stehen gebracht hatte, worauf sie sich in die Büsche geschlagen hatten. Ob die Belohnung bereits verdient und die Bande dingfest war, blieb eine offene Frage. Immerhin hatte die Geschichte für empfindliche Nerven etwas Aufregendes, da schon der Conatus mit dem Schienenaufreißen mehr als genügend war die Nachtruhe zu stören. Es ging aber gut. Cape Horn, das seinen Namen trägt, weil nun die Bahn von da nach dem Pacific hinunterwendet, wurde ohne Unfall umschifft und der Schlummer, dem wir guten Muthes uns überlassen hatten, nicht unterbrochen. Der Zweck solcher Anfälle, die auf den Bahnen in New-Mexiko und Arizona öfter vorkommen sollen, ist übrigens weniger die Beraubung der Passagiere, als die Wegnahme der Silbertransporte, welche die Eisenbahn besorgt, und welche der Union Pacific auf dieser Strecke von Virginia City, wohin von Rino eine Zweigbahn führt und das gerade über der berühmten Comstock Lode und nahe bei der Big Bonanzamine liegt, zugeführt werden. Zur Begegnung solcher Raubanfälle ist man in den Minendistrikten dahin gekommen, die zum Edelmetalltransport dienenden Eisenbahnwagen mit stählernen, kugelfesten Platten nach Art der Thürme auf den Panzerschiffen zu belegen und schwerbewaffnete Wächter hineinzusetzen, welche den Wagen durch dicke eiserne Thüren abschließen und ihn so vertheidigen können bis Hilfe kommt.

Als der Morgen anbrach, lag Cape Horn mit seinen Highwaymen bereits hoch über uns und eine neue Welt that sich auf. Ich hatte eine herzinnige Freude, als ich durch das Fenster meiner Berth lugte und wieder Bäume sah an Schluchten mit lebendigem Wasser und grünem Rasen, dessen frohmachender Frische es nicht schadete, daß leichte Schneestreifen sich dazwischen geschlichen hatten. Blauer Himmel und Sonnenschein darüber, es gab ein erquickendes Bild für das der Wüste müde Auge. Trotz der kalten Luft konnte ich mir es nicht versagen, auf der

Plattform des Wagens zu stehen, um dem Wandel der Scene zu folgen, den jede neue Wendung des Zuges bringt, der in dem schluchtigen Thale des American River von Colfax nach Auburn hinunter rollt. In Colfax bereits waren Trauben und köstliche Pfirsiche zum Kauf geboten und mit Jubel begrüßt worden. Je weiter das Thal sich senkte, um so reicher und schöner schien die Landschaft. Erst bei der Annäherung an den Fuß des Gebirges wurden die Spuren langdauernder Dürre in vertrockneten Bäumen und braunem Rasen sichtbar, aber auch des Wassers schöpferische Kraft, das in künstlichen Bewässerungsgräben und hochliegenden Rinnen vertheilt, Gärten mit Fruchtbäumen und Blumen in aller Fülle herbstlicher Pracht erhielt.

Sacramento liegt 56 Fuß über der Meeresfläche und ist vom Summit mit seinen 7041 Fuß nur 106 Miles entfernt. Der Uebergang von alpiner Natur in das Küstengebiet vollzieht sich also innerhalb weniger Stunden mit einem erheblichen Wechsel der Temperatur, die in Sacramento bereits etwas drückend wurde. Auf dem Bahnhof der Stadt aber war lebhafte Bewegung, da die Trauerfeier, welche San Francisco beging, den Bahnzügen dorthin viele Passagiere zuführte. Auffallend waren dabei die zahlreichen Chinesen, sowohl Männer als Frauen, die in ihrer originellen Gewandung zum Theil von werthvollen Seidenstoffen den Eindruck von Sicherheit des Auftretens und von Wohlhabenheit machten. Von der Stadt selbst, welche die politische Hauptstadt von Kalifornien ist, sahen wir und zwar von weitem, nur das Kapitol, das wie alle Staatenkapitole sein Vorbild in dem von Washington genommen hat. Zu weiterer Besichtigung lud die staubige Straße, die vom Bahnhof zur Stadt führt, nicht ein. Die Eisenbahn entfernt sich hinter der Stadt von dem Strome, der sich nach Vereinigung mit dem von Süden entgegenfließenden San Joaquimo in die Bay von San Francisco ergießt, und erreicht die letztere erst an deren östlichem Ende, bei Benicia, nachdem sie die niederen Hügel des Küstengebirges

durchschnitten hat. Hier nimmt den Zug eine Dampffähre auf, so breit und geräumig, daß der ganze Zug von mehr als 20 Wagen auf vier Schienengleise vertheilt zugleich übergefahren werden kann. Die Auffahrt des Zuges wird durch Brücken mit elastischem Unterbau bewerkstelligt. Eine kurze Fahrt bringt vom anderen Ufer der Bay nach Oakland Wharf an deren südlicher Ausbuchtung und damit San Francisco gegenüber, das an dem Ende einer Halbinsel liegt, welche die Bay zu dem berühmten Eingang des Golden Gate verengt. Obwohl die Eisenbahn um die Ufer der Bay herum bis nach San Francisco führt, wird doch von Oakland Wharf aus der kürzere und angenehmere Weg über die Bay gewählt, den große Fährboote vermitteln, ein erwünschter Wechsel nach der langen Eisenbahntour und zugleich die günstigste Art sich der Stadt zu nähern, die auf den Hügeln der gegenüber liegenden Küste stolz sich breitet. Obwohl es nahe an Mittag war, so lag noch ein leichter Nebel über der Bay, der die zahlreichen Schiffe im Hafen und auch den unteren Theil der Stadt halb verhüllte. Doch war erkennbar, daß alle Flaggen auf halbem Maste hingen zum Zeichen der Theilnahme an der Trauerfeier, welche die Stadt dem Gedächtniß Garfields in derselben Stunde weihte, in welcher sein Leib in Cleveland am Michigansee zur Ruhe bestattet wurde.

VIII.

San Francisco. — Trauerprozession für Garfield. — Die Endless rope Bahn. — Das Cliff House mit dem Seal Rock. — Das chinesische Viertel. — Ein chinesisches Theater. — Die Opiumhöhlen. — Ein chinesisches Private dinner. — Die chinesische Einwanderung.

San Francisco, September 1881.

Die Bay von San Francisco erstreckt sich in ihrer Hauptrichtung von Norden nach Süden parallel dem Pacific Ocean,

von welchem sie durch zwei Halbinseln getrennt wird, die einander entgegenstreben und eine Einfahrt, „das goldene Thor", zwischen sich lassen. Ihr nördlicher Theil verbreitet sich in eine weit nach Osten reichende Bucht, in welche der San Sacramento und der San Joaquimo nach ihrer Vereinigung sich ergießen und welche als die erweiterte Mündung beider Flüsse angesehen werden kann. Sie bildet in dieser Lage einen Hafen von ebenso großer Ausdehnung als Sicherheit. Dieser Vortrefflichkeit des Hafens, und dem Umstande, daß die westliche Küste im Uebrigen an guten Häfen arm ist, verdankt die Stadt ihre Entstehung und ihr rasches Wachsthum. Im Jahr 1835 wurde das erste Haus errichtet. Von einem in der Umgebung noch heut wachsenden heilsamen Kraute erhielt die Niederlassung damals den Namen Yerba Buena, der erst 1847 mit San Francisco vertauscht wurde, an der ganzen Westküste in San Frisco abgekürzt. Die Stadt wuchs durch Zuzug weißer Ansiedler, als im Jahre 1848 das erste Gold in Kalifornien entdeckt worden war, und hatte 1850 etwa 25 000 Einwohner. Sie bedeckt jetzt etwa 9 Quadratmiles und ihre Bevölkerung ist bei dem letzten Census auf 233 000 festgestellt worden. Die Lage ist insofern nicht günstig, als die Halbinsel, auf deren innerer, der Bay zugekehrten Küste die Stadt zuerst angelegt wurde, zum Wasser in steilen Hügeln abfällt, welche am Ufer nur einen schmalen Rand gelassen haben. Ein Theil dieser Hügel, welche durch Schluchten zerrissen waren, ist abgegraben und das Material ist verwendet worden, um den Uferrand zu verbreiten und die Senkungen auszufüllen. Dies ist aber nur unvollkommen geschehen, so daß zur Zeit schroffe Abstiche unvermittelt neben Senkungen stehen und die Höhenlage der verschiedenen Stadttheile eine sehr ungleiche ist. Der malerischen Schönheit ist dies nicht gerade zuträglich, noch weniger der Bequemlichkeit. Von den drei Hügeln, auf und zwischen denen die Stadt sich ausbreitet, sieht man zunächst den Rincon und

den Telegraph Hill, wenn man von Oakland Wharf über die Bay kommt, während der dritte, Russian Hill, der zu 360 Fuß ansteigt, etwas weiter nach Norden zurücktritt. Große hochragende Bauwerke hat die Stadt nicht aufzuweisen. Zwischen den Häusern auf den Hügeln und denen am Strande fehlt ein Uebergang; dem Bilde der Stadt, von der Bay aus gesehen, haftet daher eine gewisse Unruhe und Unausgeglichenheit an, die auch dadurch mit verschuldet wird, daß es an jedem Baumwuchs fehlt, dessen runde Laubmassen die Lücken füllen und die Schärfe der Linien mildern möchten.

Wie ich schon neulich andeutete, trafen wir in San Francisco an dem Tage ein, an welchem der ermordete Präsident zur letzten Ruhe bestattet war, und an welchem überall in den Vereinigten Staaten die Trauerfeierlichkeit begangen wurde, in welcher die Theilnahme der Nation sich in großartig ergreifender Weise bekundete. Die Ruhe, die über der Stadt lag, und die in allen Straßen angebrachten Trauerembleme bewahrten die Stimmung des Morgens, an welchem die Trauerprozession sich durch sie bewegt hatte. Eine eingehende Beschreibung derselben brachten bereits die Abendblätter, deren Trauerabzeichen nicht blos ein schwarzer Rand, sondern breite schwarze Linien zwischen den einzelnen Spalten bildeten. Danach hatte die Prozession einen ebenso außerordentlichen Umfang wie würdigen Verlauf gehabt. Alle militairischen und staatlichen Behörden, alle Körperschaften und Vereine, alle konsularischen Vertreter der fremden Mächte hatten sich unter Führung eines Marschalls mit 192 Adjutanten an der Prozession betheiligt, welche den von acht Pferden gezogenen Katafalk nach dem Mechanic Pavillon, wo die Exequien stattfanden, begleitete. Mehr als 20 000 Männer waren, in 18 Abtheilungen gesondert, in dem Trauerzuge gegangen; auf das Zehnfache dieser Zahl wurden die Zuschauer veranschlagt. Mit Genugthuung wurde hervorgehoben, daß auch ein „indianischer Prinz“, Otto,

ein Knabe, der sich in San Francisco behufs seiner Erziehung befindet, auf weißem Rosse in dem kriegerischen Schmucke seiner Nation mit seinem Begleiter dem Todten die letzte Ehre erwiesen habe. In der Trauerhalle hatte Beethoven's Trauermarsch die Feier eröffnet, die in Verlesung einer Adresse durch den Marschall, einem kirchlichen Gebet und in einer Eulogie durch einen dafür gewählten Redner bestand und mit einem umfangreichen freimaurerischen Rituale schloß. Merkwürdig für den Fremden war in dem Verlaufe der Prozession die scharfe Sonderung der verschiedenen Nationalitäten und die Vielgestaltigkeit der Vereine. Die französische Bevölkerung hatte es durchgesetzt, daß eine Deputation, mit einem Kranze über acht Fuß im Durchmesser, unmittelbar hinter dem Katafalk dem Präsidenten und dem Redner des Tages voranging; sie war dann im Zuge noch ein Mal vertreten unter Raphael Weil als Marschall, an der Spitze Zuaven und mit einer Lafayette Garde. Die Deutschen, deren Zahl in San Francisco etwa 35,000 beträgt, stellten unter der Division der freiwilligen Truppen eine Abtheilung „California Jäger", dann vier Vereine, darunter Schützenverein, Eureka, Turnverein und eine Teutonia, in eine Abtheilung zusammengefaßt, und vier weitere Vereine nebst den Bäckern und Fleischern in einer zweiten. Dann kamen in besonderen Sektionen die Oesterreicher, die zahlreichen Irländer, die Briten und Schotten, die sich von den Söhnen Erins hier scharf sondern, die Italiener mit Garibaldi Garde und Bersaglieri, die Skandinavier u. s. w. Unter den Vereinen waren die Odd Fellows mit 2000 vertreten, außerdem gab es Knights of Pythias, Knights of Honor, Patriotic sons of America und zuletzt ein Korps der California Pioneers aus dem Jahre 1849, der Rest jener alten Abenteurer und Goldgräber, welche den pacifischen Westen zuerst amerikanisirt hatten.

Seit den Tagen dieser Pioniere ist San Francisco eine glänzende Stadt geworden und der Mittelpunkt des Handels

der gesammten Westküste, der in steigendem Umfang sich Mexikos und der Südsee bemächtigt und eine fernere Erweiterung von der Durchstechung des Isthmus von Panama erwarten darf. Die Stadt hat eine Reihe von Straßen, die es schwer machen zu glauben, daß vor 30 Jahren an derselben Stelle nichts war, als eine wüste unwirthliche Küstenlehne. Unter den Gebäuden ragen die Hotels hervor, deren eines, das Palace Hotel, als eines der größten und bestgeleiteten Gasthäuser über den ganzen Kontinent Ruf hat. In der Höhe von neun Stockwerken, die einen inneren glasbedachten Hof mit Arkaden durch alle Stockwerke einschließen und mit zahllosen Erkern an der äußeren Façade ist es gerade kein Muster von architektonischer Schönheit, wohl aber in seiner inneren Einrichtung ein Muster von Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit. Die Hauptader des Verkehrs ist Montgomery Street, die in ihrem nördlichen Ende so steil aufsteigt, daß sie für Fuhrwerk nicht mehr passirbar ist. Die Unebenheit des Terrains ist auch im Uebrigen ein Hinderniß, das durch theilweise miserables Pflaster noch verstärkt wird. In mehreren Straßen hat man ihm dadurch zu begegnen gesucht, daß querliegende lange Holzbohlen die Stelle des Pflasters vertreten; doch wird die Sache noch schlimmer, wenn wie dies der Fall, die Erneuerung des schadhaften Belages unterbleibt. In anderer Richtung dagegen ist die Schwierigkeit des Terrains sehr glücklich überwunden durch Straßenbahnen, auf welchen die Wagen mittelst einer endless rope — eines Seiles ohne Ende — in Bewegung gesetzt werden. Da der Reisende Recht und Pflicht hat sich um die „modes of conveyance“ zu kümmern, sobald er in ein neues Gemeinwesen eintritt, so wird mir ein kleiner Exkurs über diese Straßenwagen, die mir bisher in der Praxis noch nicht vorgekommen waren, gestattet sein. Das Eigenthümliche an der Einrichtung ist die Verbindung des Wagens mit der bewegenden Kraft. Diese bildet ein Drahtseil, das in der Mitte des

Straßendammes und der Schienengleise, im Boden über beweglichen Rollen liegt, so daß es sichtbar ist. Eine stehende Dampfmaschine von nominell 300 Pferdekraft setzt mittelst Transmissionen das Seil in ein beständige gleichmäßige Bewegung nach abwärts bis zum Ende der Bahn und von diesem ab aufwärts in der Richtung nach dem Standort der Maschine. Der bewegten Fahrzeuge sind zwei, das sogenannte Dummy, das mit dem Seil verbunden werden kann, ein niedriges Wagengestelle, von allen Seiten offen, mit äußeren Sitzplätzen und daran angehängt ein Wagen nach Art unserer Pferdebahnwagen. Der Boden des Dummy ist in der Längenachse offen; über und in dem Einschnitt des Bodens befindet sich die Vorrichtung, welche den Wagen mit dem sich bewegenden Seile derart verbindet, daß das Seil den Wagen mitnimmt. Sie besteht aus zwei langen eisernen Backen, welche durch ein Hebelwerk von dem Kondukteur geschlossen und geöffnet werden können und im ersteren Falle das Seil so packen, daß dessen Bewegung auf den Wagen übertragen wird. Werden die Backen geöffnet, so lassen sie das Seil los und der Wagen, der nicht mehr bewegt wird, kann mittelst einer direkt auf die Räder wirkenden Bremse leicht zum Stehen gebracht werden. Auch der zweite Wagen wird dann durch eine Bremsvorrichtung mit Leichtigkeit angehalten. Die Bahn liegt in so steilen Winkeln, daß die Straße mit Pferden nicht befahren werden kann; die Anhaltepunkte sind aber so gewählt, daß sie auf ebene Stellen zu liegen kommen, in der Regel da, wo eine Querstraße, die horizontal abgeglichen ist, die Bahn schneidet. Das Fahrgeld beträgt auch hier ohne Unterschied der Entfernung 5 Cents. Die Bewegung ist durchaus ruhig und gleichmäßig; gleichwohl kann man bei dem Hinabfahren über die stark geneigten Stellen zuerst etwas ängstlich werden, insonderheit da es bisweilen vorkommen soll, daß die Kondukteure, um rascher zu fahren, beim Abwärtsfahren die Kinnbacken der Maschine öffnen und

den Wagen durch sein Eigengewicht die schiefe Ebene hinabgleiten lassen, in dem Vertrauen, ihn mittelst der Bremse rechtzeitig arretiren zu können. Weder Rauch noch Geräusch belästigt die Passagiere oder die Adjacenten. Der Wagen gleitet wie von unsichtbarer Kraft bewegt, so daß das Fahren sehr angenehm ist, insbesondere an hellen Tagen, wenn an den Straßenkreuzungen der Blick nach beiden Seiten hin die Stadt bis an die Wasserfläche der Bay auf der einen und des Oceans auf der andern Seite umspannt.

Wer auch nur wenige Zeit in San Francisco verweilt, darf nicht unterlassen, eine Fahrt nach dem Cliff House zu machen, um den viel genannten Seal Rock zu sehen, einen Felsen nahe dem Strande, auf welchem die Seehunde sich unbelästigt zu sonnen das Privilegium haben. Man kann dahin mittelst Tramway auf der Point Lobos Road gelangen, thut aber besser, in offenem Wagen auf einem Wege zu fahren, der auf der Höhe des Ufers der Bay entlang um die Spitze der Halbinsel nach der Küste des Oceans führt, an welcher das Cliff House liegt. Dieser Weg bietet eine volle Aussicht über die Bay, die selbst dann noch schön ist, wenn wie in unserem Falle der Himmel bedeckt ist und ein scharfer Wind über die Hügel streift, der den feinen Sand des Strandes mit sich führt. Die schönen Linien der Hügelketten, welche die Bay einschließen, kommen auch dann noch zur Geltung. Insbesondere ist es die charakteristische Form des Mount Diablo, der dem Soracte verglichen zu werden pflegt, welche das Auge fesselt. Die wohlgehaltene Straße führt an dem sogenannten Presidio vorüber, wo der Höchstkommandirende der an der Pacificküste stationirten Bundestruppen mit seinem Stabe wohnt und wo die Baracken der Truppen sich befinden. Als Zeichen tiefen Friedens konnte gedeutet werden, daß die Kugeln der Kanonen, welche ihre Mündungen auf die Küste richten, als Rabatten an den Wegen zierlich aufgeschichtet lagen und daß die beiden einzigen Offiziere,

welche sichtbar wurden, mit jungen Damen auf einem Rasenplatze Lawn Tennis spielten.

Das Cliff House ist erbaut, um den Seal Rock bequem betrachten zu können, zugleich ein beliebtes Restaurant, das auch abgesehen von den Seehunden gern besucht wird. Der Seal Rock ist eine runde Felskuppe, die nahe dem Strande aus dem Meere sich zu etwa 150 Fuß Höhe erhebt, mit einem niedrigeren Ausläufer nach der Küste und mit der breiteren weniger jähen Seite nach dieser gerichtet, während der dem Ocean zugewendete Theil schroff abbricht, durch eine große thorartige Oeffnung durchbrochen, denen sichtbar, welche durch des Golden Gate nach dem Ocean hinaus fahren. Auf diesem Felsen hausen die Seehunde in freundlicher Eintracht mit den Kormorans oder Wasserraben, mit denen sie das Gebiet derart getheilt haben, daß die Vögel vorwiegend die seewärts gelegene Seite besitzen. Sie gebrauchen ihn aber nur als eine Art Sommer- oder Sonnenwohnung, da sie nur hinauf klettern um im Sonnenschein der Ruhe zu pflegen. Es läßt sich kaum ein drolligeres Bild denken als das dieser Gesellschaft von Seehunden, die ihre Siesta halten. Es sind plumpe dicke Gesellen mit unförmlichem Kopf ohne äußere Ohren und mit gliederlosem Leibe, der glatt in der fettigen, dunkelgrauen Haut steckt. Wie treffliche Schwimmer sie auch sind, so kostet es ihnen doch Mühe, mit den nach innen stehenden Schwimmfüßen den ziemlich steilen und glatten Fels in die Höhe zu klettern. Doch glückt es allmälig und einer der feisten Burschen nach dem andern sucht sich sein Ruheplätzchen. Da liegen sie denn, nicht unähnlich großen Blutegeln oder Blutwürsten; die vom Wasser glänzende Haut wird langsam trocken und ähnelt dann der Farbe des Gesteins so, daß es schwer würde, den Körper zu unterscheiden, wenn sie sich nicht bisweilen rückten und wendeten. In der Regel ist dies mit einer sonderbaren Drehung des Kopfes verbunden, derart daß es aussieht, als stießen sie verzweifelte Seufzer aus. Ist

dann der Ruhe genug oder ist wieder Appetit da auf frische Fische, dann rutschen sie mit kurioser Geschwindigkeit felsabwärts und in die Wellen, die mit großer Heftigkeit an der Klippe branden, und machen einem Kameraden Platz, der an anderer Stelle eben emporgetaucht ist. Wer den Seal Rock öfter sieht und die Thiere beobachtet, vermag nach und nach einzelne an besonderen Merkmalen zu unterscheiden und begrüßt sie beim Auftauchen als Bekannte. So ein besonders großes und feistes Exemplar, das regelmäßig erscheint und seinen Platz sich nicht leicht streitig machen läßt. Es hat, ich weiß nicht ob wegen einer dieser Eigenschaften oder aus welchem Grunde sonst, den Spitznamen „General Butler". Auch wir hatten das Vergnügen ihn zu sehen, als er gerade ausgeschlafen hatte und mit einigen mächtigen Rutschen von seiner erhobenen Position sich in die Fluthen warf. Die Seehunde bellen mit einer heiseren fast klagenden Stimme, ähnlich wie die Hunde. Bei der Nähe der Klippe hört man am Ufer deutlich das Gebell, das, wie man sagt, bei Nebel die Schiffer, die durch das goldne Thor vorüberfahren, vor dem Seal Rock ausreichend warnt. Der Grund, daß die Thiere auf der Klippe mit Vorliebe und ohne jede Scheuheit weilen, liegt darin, daß sie Kraft einer Verordnung hier geschont werden müssen, während sie sonst auf das eifrigste verfolgt werden und daß sie dieses Asyls sich anscheinend bewußt sind. Dem Vernehmen nach sind jedoch Agitationen im Gange, um die Aufhebung der schützenden Verordnung herbeizuführen, indem die Fischer behaupten, daß bei der großen Gefräßigkeit der Thiere die Fische sich merkbar vermindern und sie dadurch in ihrem Gewerbe geschädigt werden.

Ist der Hauptreiz des Cliff House auch vornehmlich die Kolonie auf dem Seal Rock, so bietet es doch noch weitere Annehmlichkeit in der Aussicht über das Golden Gate und den Ocean, an dessen Horizont bei hellem Wetter die Faralone Islands, ebenfalls ein beliebtes Rendezvous von Seehunden und an=

derem Seegethier, auftauchen. Die Küste der Halbinsel zieht sich gegen Süden in einem weiten Bogen, flach abfallend und von feinem weißem Sande bedeckt, ein herrlicher Spazierweg für diejenigen, welche es lieben, den frischen Hauch der See mit seinem kräftigen Salzgehalt aus erster Hand zu haben. Verstärkt sich dieser Hauch aber zu einem steifen Winde, was nicht selten geschieht, so wird die Sache weniger harmlos, denn alsdann trägt der Wind den trockenen feinen Sand weit hinein ins Land und überschüttet damit den Boden, daß es um allen freiwilligen Pflanzenwuchs gethan ist. Wir sahen auf der Fahrt vom Cliff House nach der Stadt davon den Beweis, zugleich aber auch von den erfolgreichen Anstrengungen, mit welchen die Stadtverwaltung in ihrem Bereich durch Anpflanzungen längs der Küste dem Weiterdringen der Versandung zu begegnen unternommen hat. Besonders erfreulich scheint dieser Erfolg in der Anlage eines Parkes mit Gewächshaus, den der eifrige Förderer dieser Unternehmung, der frühere Mayor der Stadt, Mr. Alvord, inmitten der Dünenbildung einer etwas geschützten Senkung des Terrains abgewonnen hat, und der von der Fruchtbarkeit des Klimas selbst auf kargem Boden einen eklatanten Beweis gibt, sobald des Wassers belebende Kraft mit geschickter und ausdauernder Pflege zusammenwirkt. Für die Gunst des Klimas spricht auch, daß in manchen Vorgärten der Stadt Palmen, wenn auch nicht in solcher Pracht gedeihen, wie Cedern und Cypressen, welche vorherrschen. Weniger erbaulich ist der Anblick des australischen Gummibaumes, eukalyptus globulus, der auf der Westküste und auch sonst in Amerika mit großem Eifer gezogen wird. Schnellwüchsigkeit und seine Genügsamkeit empfehlen ihn dem praktischen Sinn des Amerikaners. Die erstere ist unter günstigen Umständen so groß, daß Bäume von 6—7 Jahren einen Stamm von Mannesstärke gewinnen und eine Höhe von 30—40 Fuß. Auch rühmt man ihm nach, daß er sumpfiges Terrain von

Fiebermiasmen befreie, wie denn auch Rinde und Blätter als Heilmittel gegen Wechselfieber gebraucht werden und ihr ätherisches Oel desinficirend wirken soll. Diesen inneren Vorzügen steht jedoch äußere Schönheit nicht zur Seite. So lange der Baum jung ist sieht er mit seinen blaugrünen Blättern, die so dicht stehen, daß sie ihm eine Krone geben, leidlich gut aus, bildet sogar einen für das Auge angenehmen Gegensatz inmitten anderen Grüns. Schon nach einigen Jahren aber verliert er die Geschlossenheit der Gestalt und wird namentlich dadurch unschön, daß die Rinde reißt und in langen Fetzen am Stamm herabhängt.

In ein zweites Kuriosum der Stadt San Francisco, auch eine Kolonie, die aber zur Zeit weniger Schonung erfährt, als der Seal Rock, wurden wir am Abend geführt: in das chinesische Quartier. Die Zahl der Chinesen in San Francisco wird gegenwärtig noch auf 20—25 000 geschätzt; sie wohnen in einem Stadttheile, der mehrere Blocks umfaßt und in der besten Geschäftsgegend liegt, dicht zusammen und haben sich dort so festgesetzt, daß alle anderen Elemente der Bevölkerung verdrängt scheinen. Obwohl die von ihnen eingenommenen Häuser amerikanischer Bauart sind, findet man sich doch in eine völlig fremde Welt versetzt, sobald man das Chinese Quarter betritt, so sehr haben die Söhne des Reiches der Mitte ihre Sitten und ihr Wesen ihrem Wohnplatz aufgeprägt. Die unteren Geschosse der Häuser sind meist von offenen Handelsgeschäften oder von Handwerkstätten besetzt, deren Inhaber auch am Abend nicht feiern. Die Waaren sind chinesischer Herkunft, doch nicht ausschließlich. Schilder und Ankündigungen in chinesischer Sprache erweisen, daß sie vorwiegend dem Konsum der eigenen Landsleute dienen. In den oberen Stockwerken, welche als Wohnungen benutzt werden, sind meist grellfarbige Vorhänge an die Stelle der Fenster getreten; bunte Papierlaternen in wunderlichen Formen, die an den Häusern hängen, dämpfen

durch ihr mattes farbiges Licht die scharfe Flamme der Gasbeleuchtung und legen einen milden warmen Farbenton über die Scene, der alle Linien weich erscheinen läßt, alle Schatten durch Uebergänge ebnet. In der Straße ist viel Bewegung, doch sind es vorwiegend Chinesen, die meist zu zweien, baarhäuptig und auf dicken Filzsohlen, einhergehen, Geschäfte halber oder zu einem der unzähligen Speisehäuser, vielleicht auch in ein Spielhaus, oder in eines ihrer Theater, deren Vorstellungen sie mit Passion besuchen.

Der letztere Genuß wurde auch uns bereitet, indem unser Führer, ein ebenso liebenswürdiger als wegekundiger Künstler aus New-York, der Maler B. den Eintritt in eines der beiden chinesischen Theater vermittelte, in denen an jedem Abend gespielt wird. Das Gebäude, von Holz und etwas windschief in der Mitte anderer Gebäude in der Straßenflucht gelegen, enthielt außer dem Vorraum einen Saal, weiß getüncht, ohne jeglichen Schmuck mit halbrunden Sitzreihen, die bis an die Bühne reichten, einer breiten Gallerie und auf jeder Seite der Bühne einer Art von Prosceniumslogen, Alles in rohester Ausführung. Die Logen der einen Seite waren für Fremde bestimmt, die der anderen für die chinesischen Frauen und Kinder. Die Vorstellung war bereits im besten Gange, als wir eintraten; sie dauert in der Regel bis tief in die Nacht. Das Stück beschäftigte nur wenige Schauspieler, fesselte und amüsirte aber das Auditorium augenscheinlich aufs Aeußerste. Was es darstellte, war nicht zu verstehen, da chinesisch gesprochen wurde. Es war anscheinend eine Ehestandskomödie, bei der es an bedenklichen Witzen und Situationen nicht fehlte, die mit dröhnendem Lachen von dem Hause aufgenommen wurden. Offenbar sehr schlimme Sachen spielten hinter einem Vorhang, doch so, daß man die Stimmen der Darsteller deutlich genug hörte. Auch die Frauenrollen wurden von Männern gespielt. Hinter den Schauspielern, die auf dem vorderen Theil

der Bühne agirten, saßen Musiker, zwei mit Trompeten, zwei mit einer Art Streichinstrumente, einer den Gong bearbeitend; sie vollführten in den Pausen und theilweise während der Handlung unter dem Namen Musik ein Getöse von unbeschreiblicher Scheußlichkeit, die Greuelklänge der Instrumente noch dadurch steigernd, daß sie zeitweise etwas verübten, was als Gesang gelten sollte. Ich habe niemals in meinem Leben einen solchen Höllenlärm gehört; selbst der zweite Akt der Meistersinger, wo angeblich nach Noten geprügelt wird, ist Sphärenmusik dagegen. Nach der Komödie gab ein Gymnastiker und Jongleur, bis an die Hüften nackt, seine Künste mit einer schlangenartigen Beweglichkeit zum Besten. Es kann auch blos ein Divertissement für den Zwischenakt gewesen sein, da die Komödie nicht zu Ende schien. Die Vorstellungen, bei denen anscheinend die Schauspieler extemporiren, setzen sich oft durch mehrere Abende fort. Vielleicht das Vorbild der Trilogien und Tetralogien.

Merkwürdiger aber ästhetisch nicht mehr erbaulich war der Anblick des Auditoriums, das alle Plätze des Hauses füllte; die Männer alle gleichmäßig in Kitteln von blauer Baumwolle, die geschorenen Häupter bei Vielen unter schwarzen Filzhüten geborgen, die Zöpfe häufig nach Frauenart zusammengelegt. Der einzelne Chinese, ist nach unseren Begriffen nicht schön, ein Urtheil, das sie beiläufig uns in vollem Maaße zurückgeben, aber Hunderte von Chinesenköpfen, — ich schätzte das Parterre auf 600, die Gallerie auf 200 Plätze — einer neben dem anderen, alle gleich schlitzäugig, von der gleichen gelben Farbe, mit dem gleichen Grinsen lachend, das ist nicht blos eine Summe, das ist eine Multiplikation des Häßlichen. Die einzelnen Physiognomien zu unterscheiden erfordert eine gewisse Uebung; das Alter gibt keine Merkmale an die Hand, da der geschorene Kopf immer grau, der Zopf immer schwarz ist und die Chinesen lange Bärte nicht tragen. Immerhin gewährten die weißen Bartstoppeln bei Einzelnen die Möglichkeit einer

Unterscheidung, wenn auch für das Auge keine Erholung. Die Weiber, welche zumeist der niedersten Klasse angehören sollen, waren ebenfalls in dunkelblaue Gewänder gekleidet; das reiche schwarze Haar und die etwas frischere Gesichtsfarbe der Jüngeren milderte etwas die typische Häßlichkeit, die den Männern eigen ist; sie und die zahlreichen Kinder, die mit ihnen waren, rauchten unausgesetzt Cigaretten, was sie jedoch nicht hinderte, an der Heiterkeit des Parquets, wenn auch gemäßigter, Theil zu nehmen.

Nachdem die Neugier hier gebüßt war, wurde eine Expedition in einen benachbarten Block unternommen, wo der ärmste und niedrigste Theil der chinesischen Arbeiterbevölkerung hauset, mit der Absicht, eine der dort befindlichen Opiumhöhlen zu sehen. Man führte uns durch ein ansehnliches Vorderhaus und über schlüpfrige Bohlenwege in Höfe und Gäßchen, deren Enge und Luftverderbniß es fast undenkbar machten, daß menschliche Wesen darin leben könnten. Und doch waren diese dumpfen Räume bewohnt. Ein gelegentlicher Einblick in das eine oder andere der Gelasse zeigte im matten Schimmer einer qualmenden Oellampe die Gestalt eines Menschen auf einer Holzpritsche liegend, oder mit einer nicht erkennbaren Arbeit beschäftigt, die Räume ohne jede Spur von häuslicher Ausstattung, starrend von Schmutz und von einem unbeschreiblich widerlichen Geruch erfüllt. Der letztere soll ganz specifisch chinesisch sein. Zu näherer Forschung gab bloße Neugier kein Recht. Wir beeilten uns daher, auch zur Vermeidung unliebsamer Begegnungen, aus dem dunkelsten Bereich heraus zu kommen und das Ziel des Weges zu gewinnen, zu welchem wir nach einiger Unterhandlung mit einem Thürhüter, die in klingender Münze abgeschlossen wurde, Zutritt erhielten. Es war ein kleines Gemach, matt erleuchtet, zur Hälfte eingenommen durch eine erhöhte Loge, in welcher zwei Chinamen dem Opiumgenuß oblagen. Der Eine hatte bereits sein Quantum genossen und

lag zurückgebogen, mit halboffenen, starren Augen völlig theilnahmlos und ohne Bewegung. Der Andere war eben beschäftigt, eine frische Pille auf den Pfeifenkopf zu legen, aus welchem das Opium geraucht wird, und besorgte dies anscheinend schon im halben Dusel, ohne von der Anwesenheit des Besuchs irgend Notiz zu nehmen. Ob das Ganze nur eine Schaustellung für neugierige Fremde war, deren Eintrittsgeld die Raucher mit dem Thürhüter theilten, lasse ich für diesen Fall dahin gestellt. Es ist jedoch eine vielfach bestätigte Thasache, daß der Opiumgenuß unter den Chinesen auch hier außerordentlich verbreitet ist.

Um uns einige Erholung zu verschaffen und die Meinung über die Chinesen einigermaßen zu verbessern, führte unser liebwerther Häuptling uns zum Schluß noch in ein chinesisches Speisehaus, in dessen unterem Geschoß weniger bemittelte Leute gespeist wurden, während das obere den feineren Gästen reservirt war. Dort saßen denn bescheidene Arbeiter an kleinen Tischen und vor winzigen Tellerchen und praktizirten die Gerichte mit den Stäbchen, die bekanntlich statt der Messer und Gabeln dienen, an den Ort ihrer Bestimmung, schweigsam und jeder für sich. Aus dem oberen Geschoß dagegen, das durch eine offene Treppe mit dem unteren verbunden, ertönte herzliches vielstimmiges Gelächter, das jedes Mal ausbrach, wenn ein kräftiger Schlag auf einem Tamtam vorangegangen war. Als wir die Treppe hinaufgestiegen waren, sahen wir eine Gesellschaft von 9 Chinesen an einem wohlbesetzten Tische in festlichen seidenen Gewändern, die schwarzen eckigen Mützen auf dem Kopfe, die etwas an die Dächer ihrer Pagoden erinnern. Es waren, wie der Führer belehrte, wohlhabende store keepers oder Buchhalter von solchen, die ein private dinner gehalten hatten und beim Nachtisch waren. Ein scherzhaftes Spiel war die Ursache ihrer periodisch laut werdenden Fröhlichkeit. Auf ein Stäbchen gespießt wurde eine Frucht des Desserts herumgereicht, so daß es von Hand zu

Hand ging; wer in dem Augenblicke es hielt, wo aus dem Nebenzimmer der Schlag auf das Tamtam erschallte, war gefangen und mußte durch eine Buße sich auslösen. In dem offenen Nebengemach, aber mit dem Rücken gegen die Gesellschaft, so daß er sie nicht sehen konnte, saß ein behaglicher dicker Chinese, der die Rolle des Schicksals spielte. Er hatte ein kleines Tamtam vor sich, auf dem er mit der Hand leise eine Art Wirbel klopfte, nach Belieben lang oder kurz, bis er den verhängnißvollen derben Schlag that. Wen er damit traf, konnte er nicht wissen, da er nicht sah, wo der Rundgang der Frucht begann und wie rasch er von Statten ging; aber an dem Jubel der Genossen nahm er jedes Mal mit dem lustigsten Lachen Theil. Die Gesellschaft nahm unsere Anwesenheit und Beobachtung mit der besten Manier hin ohne sich im Geringsten stören zu lassen, eine Höflichkeit, welcher eine analoge Visite bei Poppenberg oder Langlet Unter den Linden möglicher Weise sich nicht zu erfreuen haben möchte. Daß in dem Nebenzimmer, in welchem der Tamtamschläger arbeitete, eine elegant ausgestattete Opiumrauchloge bereit war, konnte die gute Meinung von den Männern, die so harmlos ihren „Schwarzen Peter" spielten, allerdings erschüttern; doch war es ein Restaurant, der verschiedene Gäste aufnahm und daher mancherlei Wünsche zu erfüllen hatte. Und was nach dem Schlusse eines Diner geschehen wird, das zu vermuthen oder gar zu untersuchen wäre unter allen Zonen indiskret. Ersichtlich war nur aus der Offenheit der Einrichtung, daß die Polizei sich um den Opiumgenuß nicht kümmert.

Mit diesem vorwiegend freundlichen Tableau schloß unser Einblick in das Leben der „Celestials" oder Himmlischen, wie einer der vielen Spitznamen der chinesischen Einwanderer lautet. Mancherlei Erörterungen knüpften sich daran, da die Frage der chinesischen Einwanderung auf der Westküste seit einigen Jahren im Vordergrund des Interesse steht und gerade zur Zeit mit der größten Lebhaftigkeit verhandelt wird. Die Einwanderung der

Chinesen nach Amerika hat in Mitte der 50er Jahre ihren Anfang genommen, eine größere Bedeutung jedoch erst mit dem Jahre 1868 in Folge des sog. Burlington Vertrages gewonnen; sie hat in den 10 Jahren von 1868—1878 durchschnittlich jährlich 13 500 Köpfe betragen und wird für Kalifornien allein in dieser Zeit auf jährlich 7000 geschätzt. Die Chinesen waren dort als billige und geschickte „hands“ willkommen, verstanden aber auch als Kaufleute und Handwerker sich einzurichten und zu befestigen. Allmälig und mit Herstellung der Pacific Eisenbahn in steigendem Maaße sickerten sie nach den Mittelstaaten und selbst nach den östlichen Staaten durch, insbesondere als Wäscher, als Köche und als Diener geschickt und verwendet. Die „Chinese laundry“ ist ein Schild, dem man ebenso in den großen Städten des Ostens wie in den jungen Kolonien an der Eisenbahn bis nach British Columbia hinauf begegnet; in der Mehrzahl der Big Hotels in Chicago, St. Louis und San Francisco liegt das gesammte Wasch- und Bügelgeschäft in ihren Händen; als Köche und Bäcker sind sie ebenso gelehrig als gewandt, als Dienstboten durch ihre leichte Hand und durch Schweigsamkeit empfohlen. In den Fabriken, namentlich der Textilindustrie finden sie nicht minder Beschäftigung, wie bei den Eisenbahnbauten im Norden, bei denen sie fast ausschließlich die Erd- und Mauerarbeiten ausführen. Nach und nach machte sich aber auf der Westküste und insbesondre in der Stadt San Francisco eine Reaktion geltend, welche nicht blos die Einschränkung der chinesischen Einwanderung, sondern deren völlige Ausschließung verlangte und praktisch ins Werk zu setzen versuchte. In San Francisco nahm die Leitung der Antichinesenbewegung im Anfang des Jahres 1879 ein irischer Demagoge Denis Kearney in die Hand, der an der Spitze einer, kommunistische Ziele verfolgenden Partei, der Workmen Party, stand. In der Presse und in öffentlichen Reden wurde die Losung ausgegeben, daß der Chinese fort müßte. In täglichen

Massenversammlungen und Prozessionen unbeschäftigter Arbeiter gaben Drohungen mit Mord und Brand der Forderung Nachdruck. Die kalifornische Legislatur erklärte die Beschäftigung von Chinesen durch Korporationen für unzulässig; von Geschäften, zu deren Betrieb eine Licenz gehörte, sollten sie durch Versagung der Licenz ausgeschlossen werden. In den Wolle- und Jutefabriken von San Francisco und Oakland wurden die chinesischen Arbeiter abgelegt. Der Gesundheitsrath unter Vorsitz des Mayor Mc Kallock erklärte das Chinesenviertel für ein „public nuisance“, für gemeinschädlich. Bei einer Volksabstimmung im Verlauf des Jahres erklärten in San Francisco 154 000 Stimmen sich gegen die chinesische Einwanderung und nur 833 dafür.

Die Bewegung der Workmen Party, soweit sie durch kommunistische Agitation die Ruhe und Sicherheit der Stadt bedrohte, wurde durch die Bürger, welche einen Schutzverein organisirten, unterdrückt. Die erwähnten Beschlüsse der Legislatur, welche die den Chinesen vertragsmäßig gewährleistete Gleichheit vor dem Gesetz verletzten, wurden von den Bundesgerichten für nichtig erklärt; auch wurde endlich strafrechtlich gegen Mc. Kearney, den Leiter der Agitation eingeschritten. Die Bewegung hörte damit aber keineswegs auf. Im Kongreß zu Washington wurde von dem Kalifornien vertretenden Senator ein Gesetzvorschlag eingebracht, wonach die Einwanderung von Chinesen bis auf Weiteres verboten werden sollte. Die Handelskammer in San Francisco sekundirte durch eine einstimmig angenommene Resolution, welche unter Anerkennung der Rechte der bereits im Lande befindlichen Chinesen die chinesische Einwanderung verurtheilte und die Deputirten zum Kongreß ersuchte, die erforderlichen Schritte gegen dieselbe herbeizuführen. Sie motivirte den Beschluß durch die Behauptung, daß alle angesehenen Geschäftsleute sich gegen diese Einwanderung erklärten und daß die dem Lande nothwendige Einwanderung aus dem Osten der Vereinigten Staaten und aus Europa solange ge-

hindert wäre, als die chinesische Einwanderung bestände. Die Bill im Kongreß ist inzwischen dahin geändert worden, daß die Einwanderung chinesischer „Arbeiter“ auf 20 Jahre suspendirt werden solle und vom Senat mit dem Amendement angenommen, daß der Zeitraum der Suspendirung auf 10 Jahre beschränkt werde. Ob sie in dieser oder einer anderen Form die Zustimmung der Repräsentanten und die Genehmigung des Präsidenten erhalten wird, steht dahin. Von den Demokraten wird behauptet, daß die Einbringung lediglich ein Wahlmanöver der republikanischen Partei sei, um bei der nächstjährigen Neuwahl die Stimmen für sich zu gewinnen. Wie dem auch sei, thatsächlich hat die Agitation gegen die Chinesen und die Behandlung, welche sie in Folge derselben erfahren haben, bereits das Ergebniß, daß die Einwanderung abgenommen hat und ständig geringer wird. Sie hat seit 1877 im Jahresdurchschnitt nur 1200 betragen, im Laufe des Jahres 1880 nur etwa 800, wogegen ein Steamer aus San Francisco 600 nach China zurückführte. Es wird angenommen, daß der Zuzug nicht ausreicht, um den Abgang durch den Tod und die Auswanderung nach den östlichen Staaten auszugleichen, daß sonach der Stand der chinesischen Bevölkerung zurückgehe.

Die Gründe, welche gegen die Einwanderung von Chinesen geltend gemacht werden, sind gemischter Art. Man wirft ihnen vor, daß sie die Ehe nicht anerkennen und nur in wilder Geschlechtsgemeinschaft leben, daß sie widernatürlichen Lastern, dem Spiel und dem Opiumgenuß ergeben seien und daß daher ihr Aufenthalt im Lande demoralisirend wirke. Der Auffassung des Gesundheitsrathes über die Schädlichkeit des chinesischen Viertels ist bereits erwähnt; sie stützt sich auf das dichte Zusammenleben in engen Gelassen, und den Mangel an Reinlichkeit und häuslicher Ordnung unter den Bewohnern. Vom politischen Gesichtspunkt wird hervorgehoben, daß die Chinesen dem Lande nicht nützen, da sie nur ausnahmsweise darin bleiben.

Ihr ganzes Streben gehe dahin, nachdem sie einige hundert Dollars gemacht, nach China zurückzukehren; sie entziehen so dem Lande, dem nur mit festen Ansiedlern gedient sei, den Raum und die Arbeitsgelegenheit für diese und schleppten das Geld fort. An diesen Angriffen ist Manches ohne Zweifel berechtigt. Ruhige Beobachter finden indeß, daß sie theilweise stark übertrieben sind und daß, wenn die Chinesen auch nicht die erwünschtesten Einwanderer sein mögen, die gewaltsame Repression der chinesischen Einwanderung doch nicht den Interessen des Landes, insbesondere, wenn sie unter dem wirthschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet werden, entspreche. Es wird zwar zugegeben, daß die Chinesen nur ungern dauernd im Lande sich niederlassen, wie denn nach den Ermittelungen des Statistischen Büreau von der Gesammtzahl der Chinesen, die von 1855 bis 1880 in die Vereinigten Staaten eingewandert sind (215 580), nahezu die Hälfte wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt ist. Es wird dagegen in Abrede genommen, daß die Rückkehrenden große Summen mitnehmen und nicht ohne Grund geltend gemacht, daß sie durch ihre Arbeit dem Lande auch genützt haben und daß man sie nicht beschäftigt haben würde, wenn dies nicht mit größerem Nutzen für die Arbeitgeber, der dem Lande verbleibe, hätte geschehen können. Weder die gewerblichen Unternehmungen, die mit chinesischen Arbeitern begründet werden, noch die großen Eisenbahnen, durch welche die Pacific Küste mit dem Osten verbunden werden soll, würden durchführbar sein, wenn ihnen die billige und willige Arbeitskraft der chinesischen hands entzogen würde. Diese letztere werthvolle Eigenschaft der Chinesen sei der eigentliche, wenn auch nicht ausgesprochene, Grund der Abneigung. Die Chinesen begnügen sich mit der Hälfte des Lohnes, welchen der weiße Arbeiter für gleiche Leistung beansprucht; während der Letztere an den Eisenbahnen mindestens 2 Dollar Tagelohn verlangt, thut der Chinese es für einen Dollar. Der Wochenlohn für weiße Handarbeiter

in der Stadt steht auf 9 Dollar, der der Chinesen auf 5 Dollar, auf dem Satze der Hausmädchen, aber ohne Kost. Sie sind im Stande, für den verhältnißmäßig geringeren Lohn zu arbeiten vermöge ihrer Genügsamkeit und der Einfachheit ihrer Lebensbedürfnisse. Es wird behauptet, daß ein Chinese seinen gesammten Lebensunterhalt mit 15 Cents täglich bestreiten könne.

Von dieser Seite wird folgeweise auch nicht zugegeben, daß die chinesische Einwanderung an der Depression, welche seit einigen Jahren auf der Geschäftsthätigkeit in San Francisco lastet, die Schuld trage und ebensowenig, daß sie ein entscheidendes Hinderniß der Einwanderung aus Europa oder den Oststaaten bilde. Die Thatsache, daß ein solcher Rückgang der Geschäfte eingetreten ist, steht allerdings außer Frage; er soll sich bereits seit 1877 bemerkbar machen. Man führt als Beweis dafür an, daß die Bauthätigkeit abgenommen, daß der Verkauf von Grundstücken sich vermindert habe und die Preise herunter gegangen sind. Während bis 1877 jährlich 1000 neue Häuser gebaut wurden, beträgt die Zahl der Neubauten seit dieser Zeit kaum ein Drittel davon. Drei der früheren großen Hotels haben den Betrieb eingestellt; mehrere Banken sind geschlossen worden, andere haben ihr Kapital erheblich vermindert. Die Sparkasseneinlagen insgesammt sowie die Beträge der einzelnen Einlagen sind geringer; das Einkommen aus Arbeit wie aus Grundbesitz soll um 10—40 % zurückgegangen sein, wogegen die Steuern um etwa 30 % vermehrt sind. Die chinesische Einwanderung aber könne für diesen Zustand schon um deshalb nicht verantwortlich gemacht werden, da sie gerade seit dem Jahre 1877 stark abgenommen habe; ihre Abnahme sei vielmehr, wenn nicht der Grund der Verschlechterung, so doch ein Symptom derselben. Der weißen Immigration ferner stehe sie deshalb nicht entgegen, weil die chinesischen Löhne nicht erheblich niedriger seien, als die im Osten bei geringeren Preisen der Lebensmittel, und weil den Ansiedlern, welche das Land

vornehmlich brauche, den Farmern mit Familie und etwas Kapital, der Chinese, da er Landbau nicht treibe, keine Konkurrenz mache. Diese Einwanderung finde dagegen ein starkes Hinderniß in dem thatsächlichen Monopol der Pacific Eisenbahn, welche die Tarife zu hoch halte, sowie in dem Monopol der großen Grundbesitzer, welche das Land, das sie in Besitz genommen oder billig erworben haben, aus Spekulation festhalten. Die Eisenbahn erhebe an Transportkosten von New-York nach San Francisco für eine Familie von 5 Personen 325 Dollar oder 65 Dollar per Kopf, wozu noch die Kosten der Beförderung von letzterem Platze nach dem gewählten Orte der Niederlassung im Lande treten; davon entfallen allein auf die Strecke Omaha San Francisco 40 Dollar per Kopf. Zur Herabsetzung scheine Bereitwilligkeit nicht vorhanden. Die reservirten großen Ländereien im Privatbesitz aber, wie das den Eisenbahnen im Wege der Konzession überlassene Land, deren Fläche zusammen auf 20 Millionen Acres (über 8 Millionen Hektare) angegeben wird, sind von Steuern befreit und es besteht deshalb für die Eigner kein Zwang das Land zu zertheilen und für billige Preise wegzugeben.

Wie dem abzuhelfen und wie die Einwanderung geeigneter Kolonisten zu fördern, ist eine Frage, über welche jetzt viel geredet und geschrieben wird. Es hat sich ein Komité gebildet, um ihre praktische Lösung zu finden. Zunächst ist die Bildung eines Central Immigrations-Büreaus mit Zweigbüreaus in den Counties beschlossen, das die Aktion vorbereiten und leiten soll. Platz ist jedenfalls vorhanden, da der Staat bei einem Flächeninhalt von rund 189 000 Quadratmiles nach dem Census von 1880 nicht mehr als 864 836 Einwohner hat, die zum weitaus größten Theil in den drei großen Städten leben.

Welche Chancen sich für eine Einwanderung bieten, das ist eine Frage, die nach dem Interesse und dem Temperament sehr verschieden beantwortet wird. Ich nehme Anstand darauf näher einzugehen, da größere Vertrautheit mit den Verhältnissen

dazu gehört, als mein bisheriger kurzer Aufenhalt gewähren kann. Daß ich die Frage gestreift, liegt in der Luft; nimm mir den Seitensprung nicht übel, zu welchem die Chinamen mich verleitet haben.

IX.

Der Weinbau in Kalifornien. — Die Stockbörse in San Francisco. — Der Bergbau auf Gold und Silber im Westen. — Das Zuckermonopol Claus Spreckels. — Die Staatsuniversität in Berkeley.

San Francisco, Oktober 1881.

Gestern habe ich meine Kenntniß des Landes um zwei Erfahrungen bereichert, die mir des Berichtes werth scheinen: ich habe das erste Mal wissentlich in Kalifornien gewachsenen Wein getrunken und ich habe gesehen, wie an der Stockbörse gehandelt wird. Die erstere und angenehmere Erweiterung meines Wissens gewann ich im Union Club, der seine Räume den Mitgliedern unserer Party gastfreundlich geöffnet hat und wo ich der Versicherung über die Herkunft des vorgesetzten Weines vollen Glauben schenken konnte. Es war ein rother, als Claret bezeichneter, Wein und ein „Champagner" benannter Schaumwein, welche der Probe unterzogen wurden, der erste in Geschmack und Farbe einem kräftigen aber gewöhnlichen Burgunder ähnlich; der letztere voll, etwas herb, wohlschmeckend aber von relativ starkem Alkoholgehalt. Ich wurde so durch den Augenschein überführt, daß der kalifornische Wein nicht eine bloße Mythe wäre, sondern eine reelle Sache, und meine Begleiter bemühten sich, mich über die Bedeutung des Weinbaues in Kalifornien sowie die Aussichten, welche er in der Zukunft hat, durch Aufklärungen zu bekehren, welche angesichts der vorgesetzten Proben auf empfänglichen Boden fielen. Hätte ich die Feder von Braun-Wiesbaden, und seine tiefe Sachkunde,

so wäre ich im Stande, die erhaltene Information zu einem Buche zu verarbeiten, das ebenso amüsant wie lehrreich wäre. Aber auch auf die Gefahr hin, daß sie keines von beiden sind, kann ich meine jungen Kenntnisse nicht für mich behalten, indem ich darauf rechne, daß Du als „geborener Schlesier“ Sympathie für den wichtigen Gegenstand hast, auch wenn er schmucklos dargestellt wird. Einige Zahlen mußt Du dabei in den Kauf nehmen; sie verlieren auf den Wein angewendet vielleicht ihre Trockenheit.

Die Weinrebe ist im Osten der Vereinigten Staaten heimisch, aber Noah's edle Kunst sie zu pflegen und ein das Menschenherz erfreuendes Getränk daraus zu bereiten ist ihr verhältnißmäßig erst spät zugewendet worden. An der Westküste ist ihre Kultur in weiterem Umfange kaum seit länger als einem Jahrzehnt in Aufnahme gekommen; bis dahin war sie auf den Anbau der sogenannten Mission Grape beschränkt, welche von spanischen Missionarien vor einem Jahrhundert ins Land gebracht worden ist, deren Trauben jedoch hauptsächlich zum Essen, nicht zur Weinbereitung, gebraucht wurden und noch gebraucht werden. Seit jener Zeit aber sind Reben vielfach aus Europa eingeführt und Winzer aus Italien, Frankreich und Deutschland haben sich ihrer Behandlung mit Eifer und Erfolg gewidmet. Es wird angenommen, daß gegenwärtig 52 000, nach der niedrigsten Schätzung 42 000 Acres Land in Kalifornien mit Reben bepflanzt sind und daß der Ertrag an darauf gewonnenem Weine sich im Jahre 1880 auf 6 600 000 Gallons (à 3,785 Liter) gestellt habe. Die Hauptsitze ihrer Kultur sind in den Counties von Eldorado, Los Angeles, Monterey, Sacramento, Santa Cruz, Sonoma, Santa Clara und Yolo. Auf die Districte von Sonoma und Los Angeles allein entfielen von dem obigen Ertrage mehr als zwei Drittel. In Sonoma wird hauptsächlich die rothe Zinfandel Traube gezogen, die keine besondere Tafeltraube, aber an Weingehalt sehr ergiebig ist. Welcher Reichthum an Rebensorten aber außer-

dem bereits kultivirt wird, das ergab sich bei einer Traubenausstellung, welche in diesen Tagen aus Anlaß eines Meeting der Weinbauer in Sacramento veranstaltet worden ist. Da waren von bekannteren Sorten Longgreen Riesling (Blanc Elbing), Grau Riesling, Franken Riesling, Johannisberg Riesling, weiße Tokayer, schwarze Burgunder u. s. w. Man geht bei der Wahl verständig zu Werke, indem man Reben aussucht, die unter gleichem Klima und bei ähnlichen Bodenverhältnissen in Europa gedeihen. Nach den Isothermen empfehlen sich besonders Reben aus Spanien, Portugal, Südfrankreich und Italien. Die Ernte des Jahres 1880, welche doppelt so groß war, wie die in 1879, war spät gereift, aber vom Wetter begünstigt worden; bis zum 23. Dezember war kein störender Regen gefallen. Der Anbau von Wein wird als mehr lohnend bezeichnet als der von Weizen oder anderem Getreide. Der Preis kalifornischen Clarets geht beim Kauf im Faß zur Zeit von 50 Cent bis 1 Dollar 20 Cent per Gallon (= 13,2 Cent bis 30 Cent per Liter). Es wird behauptet, daß beim Preise von 1 Dollar per Gallon ein Acre Weinland im Napa Valley, das seit acht Jahren in Kultur ist, einen jährlichen Reinertrag von 300—500 Dollar gewähre; ein Winzer in der Nähe von Martinez daselbst soll im Jahre 1880 von vier Acres Rebland sogar einen Reingewinn von 3000 Dollar gehabt haben. Französischer gewöhnlicher Claret wird zur Zeit per Flasche 75 Cent bis 1,25 Dollar verkauft, ist also, da 5 Flaschen auf die Gallon gehen, etwa sieben Mal so theuer wie der kalifornische, wobei die Verminderung der Produktion in Frankreich in Folge der Reblausverheerungen und schlechter Ernten, sowie die Höhe des Eingangszolles (von 40 Cent per Gallon im Faß), in Betracht zu ziehen sind. In Folge dessen hat nicht blos der Konsum kalifornischen Weines in Kalifornien, sondern auch die Ausfuhr sowohl nach dem Osten der Vereinigten Staaten als zur See erheblich zu- und die Nachfrage nach französischem Wein

sowie dessen Import erheblich abgenommen. Die Ausfuhr über die Eisenbahn nach New-York und anderen Staaten des Ostens hat sich in 1880 gegen 1879 um 14 Prozent vermehrt; auch nach Deutschland sind über Hamburg 96 000 Gallons gesendet worden, die dort als Bordeaux ankommen werden. Der Seeexport hat 1876 nur 510 000 Gallons, 1879 bereits 1 400 000 Gallons betragen. Dagegen ist die Einfuhr französischen Weines von 666 537 Gallons im Jahre 1875 auf 284 578 Gallons im Jahre 1880 gesunken, die vorwiegend von den im Lande lebenden Franzosen verbraucht werden. Auch die Einfuhr französischer Champagner ist stark zurückgegangen, von 48 715 Dutzend Flaschen im Jahre 1875 auf 19 976 Dutzend im Jahr 1880, eine Minderung, deren Grund allerdings nicht blos in der stärkeren Konkurrenz des kalifornischen Champagners, sondern auch in der seit mehreren Jahren eingetretenen Flauheit der Geschäfte, für deren Stand der Konsum von Schaumweinen überall ein empfindliches Maaß abgiebt, zu suchen ist.

Von den Schäden, welche den Weinbau und den Weinhandel in Europa so empfindlich treffen, ist er auch in Kalifornien trotz seiner relativen Jugend nicht frei geblieben: von der Fälschung, welche der gesunden Entwickelung schadet und von der Reblaus. Die letztere ist in den Weindistrikten von Sonoma bis Yolo Counties aufgetreten und zwar in der geflügelten Form, welche die rasche Verbreitung über weite Strecken möglich und die Vertilgung schwierig macht; in geringerem Umfange in den mehr nördlichen Distrikten. Obwohl nach Mittheilungen in der Presse die hauptsächliche Gefahr überwunden sein soll, wird andererseits bemerkt, daß die Besorgniß vor den Verwüstungen der Phylloxera eine Ausdehnung des Weinbaues verhindert habe, selbst da, wo sie bereits beabsichtigt gewesen und wo durch Bewässerung der Entwickelung und Verbreitung der Reblaus würde haben vorgebeugt werden können.

Neben der Produktion von Wein hat sich auch diejenige von Brandy aus Weintrauben rasch entwickelt; es sollen im 1880 1 085 969 Gallons davon erzeugt worden sein. Die Einfuhr aus dem Osten der Vereinigten Staaten ist in Folge dessen stark herabgegangen. Er wird hauptsächlich zur Weinverstärkung verwendet. Die Probe davon, die ich im Union-Club genossen, hatte einen etwas rohen, aber nicht unangenehmen Geschmack. Man verkauft ihn im Kleinhandel für 1 Dollar die Flasche.

Ist die Gefahr der Phylloxera zu beschwören und nimmt die Temperenzbewegung, welche dem Genuß von Alkohol entgegenarbeitet, nicht noch größeren Umfang an, so hat der Weinbau in Kalifornien eine günstige Zukunft, insbesondere wenn die Pflege der Rebe und die Behandlung des Weines sowohl bei der Lese als im Keller mit größerer Sachkenntniß und Sorgfalt geschieht, als bisher angeblich noch in vielen Gegenden der Fall ist. Vereine, welche in Versammlungen und durch die Presse Belehrung und Anleitung geben wollen, arbeiten in dieser Richtung nicht ohne Erfolg. Für deutsche Weine wird diese Entwickelung unmittelbar nicht nachtheilig, da sie in Kalifornien wenig konsumirt werden, außer von Deutschen, deren Durst im Großen übrigens 174 Brauereien abhelfen. Mittelbar dagegen wird der deutsche Weinbau davon betroffen, wenn die kalifornischen Weine in steigendem Umfange auf dem Markte in den Oststaaten und in Europa selbst in Konkurrenz treten, vorausgesetzt, daß überhaupt in Deutschland wieder einmal etwas gedeiht, woraus trinkbarer Wein gemacht werden kann.

Wenn der Weinbau als eine Quelle erst künftigen Reichthums des Landes angesprochen werden kann, so besitzt es in seinen Edelmetallen eine solche schon seit Jahren, und mit der Aussicht, daß sie bei richtiger Behandlung auch weiter ergiebig bleibe. Kalifornien ist erst durch die Auffindung des

Goldes in seinen Thälern in den Jahren 1847—1848 für die Welt entdeckt worden und gilt heut noch für das Goldland par excellence, insoweit mit Recht, als es in der Goldgewinnung unter den an Edelmetallen reichen Ländern der Vereinigten Staaten noch jetzt die erste Stelle einnimmt, indem es rund die Hälfte alles daselbst gewonnenen Goldes hervorbringt (18 Millionen Dollars). Neben dem Golde hat das Silber nach Aufschließung von Minen in Nevada, Colorado und Arizona eine Bedeutung gewonnen, welche diejenige der Goldproduktion seit dem Jahre 1873 nahezu erreicht, in den letzten Jahren sogar übertroffen hat. In den Staaten des Westens, welche beide Metalle hauptsächlich hervorbringen (außer den genannten noch Utah, Dakota, Montana, Idaho, Oregon, Washington und New-Mexiko), beträgt im Jahre 1880 nach einer von der Handelskammer zu San Francisco in ihren Bericht aufgenommenen Berechnung der Werth des Goldes 35 655 000 Dollars, der des Silbers 43 770 000 Dollars; den Werth der beiden Metalle, die von 1848—1880 in diesem Distrikt überhaupt gewonnen worden, gibt dieselbe Quelle für Gold auf 1 681 264 508 Dollars, für Silber auf 536 221 678 Dollars, zusammen auf 2 217 486 186 Dollars an.

Die Größe dieser Werthe macht es erklärlich, daß die Minen immer im Mittelpunkt der Handelsinteressen und bei der Eigenart des Betriebes zumal der Spekulation gestanden haben und auch jetzt noch stehen, obgleich zur Zeit, wenigstens in Kalifornien, der Werth von Weizen, Wolle und Vieh, welche als Landesprodukte daselbst in den Handel kommen, den des produzirten Goldes und Silbers um mehr als das Doppelte übersteigt.

Das Centrum dieses Handels ist, soweit Denver in Colorado in neuerer Zeit sich nicht selbständig gemacht, für den ganzen Westen San Francisco, und hier wiederum die Stock exchange oder Fonds Börse. Die Versammlungen dieser Börse finden in einem neu errichteten Gebäude statt, das in der Pine Street

liegt und für sehr zweckmäßig eingerichtet gilt. An ein Vestibül, in welchem jeder Börsenbesucher seine besondere Letterbox hat, schließt sich der eigentliche Börsensaal, durch Oberlicht und auf zwei Seiten durch Fenster mit mattem Glase erleuchtet, ringsum eine erhöhte Estrade, von welcher der innere Raum durch eine Brüstung geschieden ist. Dieser innere Raum enthält etwa 80 Sitze für die Kaufleute oder Makler (brokers), welche darin allein zugelassen sind, während Klienten oder andere Börsenbesucher auf der äußeren Erhöhung ihre Sitze finden. Die Sitze in dem inneren Raum sind bequeme Armstühle, deren rechte Lehne etwas verbreitert ist, um Platz zum Schreiben zu gewähren und die dazu nöthigen Utensilien aufzunehmen. Der Preis eines solchen Sitzes, oder was dasselbe bedeutet, der Zulassung zum Börsengeschäft beträgt zur Zeit 10 000 Dollar. Um den oberen Theil des runden Saales läuft eine Gallerie für Zuschauer, mit zierlichem eisernem Geländer, in welchem abwechselnd die Köpfe von bull und bear, der recipirten Spottnamen für haussier und baissier, angebracht sind. Ein feines Drahtnetz, das den Raum in halber Höhe überspannt, ist hergestellt worden, um den Schall zu dämpfen, der vorher so stark war, daß man nicht verstehen konnte, was gerufen wurde. An der dem Eingang gegenüberliegenden Seite des Innenraumes sitzt auf einer Erhöhung der caller (Rufer) mit den recorders, Stenographen, welche von den abgeschlossenen Geschäften auf Zuruf der Betheiligten Notiz nehmen, während der Caller sie verkündet und damit den Kurs feststellt.

Die Depression, welche die Geschäfte niederhält, spricht sich in der Mattigkeit aus, mit welcher zur Zeit die Stocks an der Börse gehandelt werden. Lebhafter wird das Bieten und Nehmen nur bei Bergwerkspapieren und auch hier nur bei einer Anzahl von Devisen. Dann allerdings geschieht es in einer Weise, von der ein damit nicht vertrauter Zuschauer eher Alles annehmen möchte, als daß es ein friedlicher Handel sei, der ge-

schlossen werde. Ein Haufe von Männern drängt sich nach dem Aufruf des „interessanten“ Papiers schreiend, gestikulirend, mit geröthetem Antlitz und erhobenen Händen an und durch einander, daß man meinen sollte, sie seien im heftigsten Streite und werden im nächsten Augenblicke auf einander losschlagen. Wie ein Wirbelwind Spreu und Staub im Kreise dreht, so wirbelt der Knäul von Brokers in dem kleinen Kreise herum, ohne daß man den Grund der Bewegung versteht; noch weniger will einleuchten, wie die Recorders im Stande sind, in diesem Tumult die mit rasender Schnelligkeit ihnen zugerufenen Abschlüsse zu verstehen und zu fixiren. Es muß aber doch gehen, denn fast unausgesetzt verkündet der Caller mit sonorer Stimme die Preise, zu denen Geschäfte zu Stande gekommen. Die Ruhe und Sicherheit, mit der er dieses sein Amt versieht, sind ganz außerordentlich. Nicht minder aber als die Schnelligkeit des Verständnisses ist die gewissermaßen musikalische Leistung merkwürdig, kraft deren er mit seiner Stimme über dem wirren Schreien unter ihm schwebt, und es nicht über- aber durchtönt, so daß er stets vernehmlich ist. Diese Gabe ist so wichtig und so einzig, daß er ihr zu wiederholten Malen seine Wahl verdankt und als geradezu unersetzlich gilt. Gestern entbrannte der Kampf nur vorübergehend etwas heftiger und wurde von dem Caller ohne Anstrengung bemeistert. Schwerer mag es sein in Zeiten, wo die Wogen der Spekulation und der Leidenschaft hoch gehen. Solche Zeiten hat die Fonds Börse in San Francisco wiederholt gesehen. Es gab im Jahr 1863 einen Zusammensturz, bei welchem gewisse Bergwerksantheile von 6000 in wenigen Monaten auf 1500 und dann weiter auf 150 fielen. Ein zweiter harter Stoß fiel in das Jahr 1875. Hunderte von Leuten, die damals 100 000 Dollars oder mehr „werth“ waren, sanken in Folge der Verluste in Bergwerksspekulationen auf weniger als 5000; andere, deren Bergwerkseigenthum vorher für 10—100 000 Dollars verkäuflich gewesen

war, waren nach der Krisis auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Im Januar 1875 hatten die Comstock Mines einen Marktwerth von 275 Millionen Dollars, im Jahre 1877 war er auf 31 Millionen gesunken. Die dabei eingetretenen Verluste beschränkten sich nicht auf die kaufmännischen Kreise, sie trafen alle Schichten der Bevölkerung, denn alle hatte das Fieber der Spekulation ergriffen. Zahllose kleine Vermögen sind dabei zu Grunde gegangen, ohne daß die Namen der Opfer bekannt geworden, oder im Gedächtniß bewahrt worden sind. Auch gegenwärtig noch, obwohl der schwere Schlag noch frisch in Erinnerung sein sollte, ist es nicht viel anders; auch gegenwärtig noch beherrscht die Spielluft auch die niederen Klassen der Bevölkerung bis zum kleinen Handwerker, dem Ausläufer und dem Dienstmädchen hinab; sie setzen auf Minenantheile wie anderweit in die Lotterie gesetzt wird. Selbst in dieser flauen Zeit ist diese weitgehende Betheiligung an dem Börsenspiel erkennbar, wenn man um die Börsenzeit durch die der Börse benachbarten Straßen geht, wo die Geschäfte der Brokers sich befinden; sie sind von Leuten umdrängt, die darauf warten, wie die Kurse sich gestellt haben, viele Frauen darunter, oft ärmlich gekleidet, denen man die Spannung und die Sorge vom Gesicht zu lesen meint.

Die schweren Erschütterungen, welche der Bergbau in den Weststaaten wiederholt erlitten und die Unsicherheit, welcher das darin angelegte Vermögen dauernd ausgesetzt ist, haben ihren Grund nicht sowohl in dem Mangel an natürlicher Ergiebigkeit, wenn auch hier wie überall in dieser Beziehung unverschuldete Täuschungen vorkommen, als in dem Leichtsinn, mit welchem Bergwerksunternehmungen eingeleitet und betrieben werden, sowie in den Mängeln der Verwaltung. Dies gilt in noch höherem Maaße von dem Minenbetriebe in Nevada als von dem in Kalifornien. Es wird berechnet, daß in San Francisco in den letzten fünf Jahren 65 000 000 Dollars als Einzahlungen auf

Bergwerksantheile ausgeschrieben worden sind für Arbeiten, die nicht 5 000 000 Dollars eingebracht haben und deren reeller Werth höchstens 10 000 000 Dollars betrage. Mehr als 80 % der eingezahlten Beträge sind in Minen gesteckt worden, die niemals eine Dividende gebracht haben und bei mehr als 10 % haben die Zubußen die Dividenden überstiegen. Von den vorbesprochenen Comstock Mines, d. h. den Silberminen in dem Comstock Distrikt in Nevada, werden 74 auf der Liste der Stock Exchange geführt, von denen nur 14 bisher einen Ueberschuß ergeben haben; nur eine einzige, die California, hat Dividende gegeben, ohne Zubuße zu erheben; von jenen 14 aber haben 8 mehr von ihren Aktionären eingezogen, als sie ihnen ausgezahlt haben und nur 6 haben Reinertrag geliefert. Es ist kaum nothwendig, zu sagen, fügte mein Gewährsmann hinzu, daß der Hauptzweck des Fortbetriebes der 65 ertraglosen Minen im Comstock Distrikt oder wenigstens das Hauptresultat desselben der Vortheil nicht der Eigenthümer sondern der Verwalter ist. Die Arbeiten werden selten unter Beirath eines sachkundigen Ingenieurs ausgeführt, und in vielen Fällen weiter betrieben mehr zu dem Zwecke, den Kurswerth der Aktien zu beeinflussen oder die Pacht für Land, Häuser oder Mühlen in der Nähe der Minen in die Höhe zu treiben, als mit der bestimmten Aussicht auf Ausbeute. Das in Stocks spekulirende Publikum zahlt einen guten Preis für Antheile nur, wenn die Arbeiten flott betrieben werden. Die Ankündigung, der Betrieb werde matter gehen und eine Zubuße für sechs Monate oder ein Jahr nicht eingezogen werden, würde die Aktien tiefer fallen machen, als die Forderung hoher Einzahlungen. Es seien dies die Nachwirkungen der glänzenden Erträge der Bonanza Mine. Allmälig gelange vielleicht etwas mehr Besonnenheit und gesunde Einsicht zur Geltung. Diese überstürzten und kostspieligen Arbeiten in Gruben, in denen seit 20 Jahren kein bauwürdiges Erz gefunden worden, oder auf Muthungen, wo nach dem Urtheile

wirklicher Sachverständiger keine Aussicht bestehe, jemals desgleichen zu finden, haben die Wirkung gehabt, daß die Arbeitslöhne der Bergleute unverhältnißmäßig hoch geworden sind. Sie betragen in Nevada, nicht allein in den Comstock Mines, wo die Tiefe der Gruben und die hohe darin herrschende Temperatur es rechtfertigen mögen, sondern durchweg 4 Dollars per Tag und verzehren bei manchen Minen vollkommen die Ausbeute. Ein weiterer Uebelstand ist, daß der Betrieb bei manchen Minen nicht in der Hand sachkundiger Bergingenieure liegt, sondern von dem Willen der Direktoren abhängiger und gefügiger sogenannter Experten, sowie daß es den Direktoren gestattet ist, Aktien zu kaufen und zu verkaufen, ohne darüber Rechenschaft zu geben. Ob ein im Jahre 1880 gegebenes Gesetz, welches in letzterer Beziehung eingreifen soll, Abhilfe bringen wird, steht noch dahin. Es wird endlich als Mangel bezeichnet, daß das Land in den Bergbaudistrikten nicht wie das Ackerland nach dem Bundes Homestead Gesetz in kleinen Parcellen und gegen niederen Preis, aber nur an feste Ansiedler, überlassen wird, deren Titel erst nach 10jährigem Besitze validire und daß eine Unzahl alter Muthungen bestehe, welche, bisher nicht in Wirksamkeit gesetzt, dazu benützt werden, um anderen Unternehmern Schwierigkeiten zu bereiten, ohne daß die Möglichkeit gegeben ist, sie nach Ablauf einer bestimmten Zeit für unwirksam zu erklären.

Diesen Minenexkurs habe ich allem Vermuthen nach mehr zu meinem als Deinem Ergötzen zu Papier gebracht; aber naturam et si furca expellas — und da ich einmal im Zuge bin, mußt Du auch noch eine Geschichte hören, die so charakteristisch für die hiesigen Verhältnisse ist, daß ich nicht umhin kann, sie wiederzugeben, wie ich sie aus der Presse und mündlichen Mittheilungen entnommen habe, nämlich die Geschichte, wie Claus Spreckels sich thatsächlich ein Zuckermonopol auf der Westküste verschafft hat. Sie ist ein Seitenstück zu der

Geschichte, wie die Standard Oil Company im Osten die Herrschaft über den Petroleumhandel gewonnen hat, welche vor einiger Zeit von berufener Feder in einer deutschen Zeitschrift geschildert worden ist. Der Chronicle, ein verbreitetes Blatt in San Francisco, nahm vor kurzem zuerst die Sache auf, mit der es folgende Bewandtniß hat.

Die Vereinigten Staaten haben im Jahre 1875 mit dem Beherrscher von Hawai einen Vertrag geschlossen, nach welchem u. A. Rohzucker, der aus Hawai in Häfen der Westküste eingeführt wird, von Eingangszoll frei ist. Es lag dabei die Absicht zu Grunde, der Westküste, welche Zucker nicht produzirt und welcher er durch die hohen Transportkosten aus dem Osten stark vertheuert wird, eine Erleichterung für den Konsum dieses wichtigen Nahrungsmittels zu gewähren. Damals erhoben mehrere Raffinadeure in San Francisco, unter ihnen auch Claus Spreckels, der an der Spitze einer Zuckerraffinerie stand, Protest gegen den Vertrag, indem sie ausführten, daß ein großer Theil des in Hawai produzirten Zuckers, dessen Menge das Bedürfniß der Westküste überstiege, seinen Weg über diese weiter nach Osten nehmen würde, daß ferner der Import von Rohzucker anderer Provenienz in die Häfen der Westküste, weil zollpflichtig, aufhören und daß dadurch die Raffinerien des Westens in eine vollständige Abhängigkeit von den hawaiischen Pflanzern gerathen würden. Der Protest hatte keine Wirkung. Seit Jahr und Tag liegen nun aber die Sachen so, daß trotz der Zollfreiheit des Rohzuckers Raffinade auf der Westküste um 2 Cents per Pfund theuerer ist als im Osten, wo der eingeführte Rohzucker mit dem Eingangszoll von 2½ Cents per Pfund belastet ist, obwohl die Kosten der Raffinirung nicht oder nur unwesentlich höher sind als dort und daß der Vortheil, der aus jener Preisdifferenz und dem Betrage des Eingangszolles sich zusammensetzt, Claus Spreckels und einigen mit ihm verbundenen Raffinadeuren, mit welchen er den Zucker-

handel des Westens beherrscht, zufließt. Er hat dies dadurch erreicht, daß er den größten Theil des in Hawai erzeugten Rohzuckers sich zu billigen Preisen gesichert hat, daß er konkurrirende Raffinerien in Kalifornien durch Abfindungen zum Stillstehen vermocht und daß er die Pacific Eisenbahn bestimmt hat, raffinirten Zucker aus dem Osten nur gegen Frachtsätze zu befördern, die den Bezug unmöglich machen. Damit hat er den Handel in der Hand, diktirt die Preise und hält alle Grocers in Abhängigkeit.

In Hawai wird der Zucker auf sog. Labor Contract Plantations gewonnen, die von weißen Arbeitern, meist Portugiesen und Skandinaviern, und von Chinesen bearbeitet werden. Nach der Darstellung des Chronicle ist der Zustand dieser Arbeiter bei weitem schlimmer als ehemals die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten war. Sie sind auf Jahre gebunden, erhalten geringen Lohn, müssen ihre Fracht und andere Vorschüsse abarbeiten und stehen unter harten Zuchtmeistern. So lange ihr Kontrakt nicht erfüllt und ihre Schuld nicht abgearbeitet ist, dürfen sie die Insel nicht verlassen. Ueber die Behandlung werden grauenerregende Einzelheiten mitgetheilt. Claus Spreckels hat etwa $^7/_8$ der gesammten Produktion durch vortheilhafte Verträge zu seiner Disposition und bezieht den Rohzucker dadurch vorweg billiger, als er anderswo gekauft werden kann. Auf welchem Wege er dies möglich gemacht hat ist nicht bekannt; jeden Falls hat er großen Einfluß auf Se. Hawaiische Majestät den König Kalakaua, der ihm seinen höchsten Orden verliehen und ihn zum Knight gemacht hat, ohne daß er jedoch diese Großmuth durch gute Behandlung des Königs zu vergelten scheint. Ich bemerke beiläufig, daß Claus Spreckels ein Deutscher von Geburt ist und vor seiner Auswanderung Hausknecht in Hannover gewesen sein soll. Er hat angeblich von dieser Beschäftigung einige Derbheit der geselligen Formen behalten, besitzt aber zweifellos ungewöhnliche Energie und großes

praktisches Geschick. Als er vor einiger Zeit von einer Reise aus Hawai zurückgekehrt war, fragte ihn ein Bekannter, ob das Gerücht, daß er einen Wechsel im Finanzministerium daselbst herbeigeführt habe, begründet sei. „Mitten in der Nacht habe ich den Kerl abgesetzt“ war die Antwort.

Der Vorsprung, den er durch den Bezug billigen Rohzuckers vor anderen Raffinerien gewann, hat diese gezwungen, die Konkurrenz aufzugeben. Soweit es nicht unter diesem Zwange geschah, hat er mit ihnen akkordirt, um sie zur Einstellung des Betriebes zu bestimmen; der Stillstand der einen soll für 3000 Dollars, der einer anderen für 10 000 Dollars monatlich erkauft sein. Der Ring war jedoch nicht geschlossen, so lange der Bezug raffinirten Zuckers aus dem Osten mittelst der Pacific Eisenbahn möglich war. Diese hatte bis zum Jahre 1879 einen Frachtsatz von 1 Cent per Pfund, wobei dem Händler in San Francisco das Geschäft immerhin noch Rechnung ließ. Im Jahre 1879 verständigte sich Claus mit der Eisenbahn dahin, daß der Tarif auf 2 Cent per Pfund erhöht wurde und daß sie sich verpflichtete, Frachtermäßigungen nicht zu bewilligen. Sie gewährt denn auch in der That sog. Special- oder Ausnahmetarife, wie sie in den Vereinigten Staaten gebräuchlich sind, für Alles, aber niemals für Zucker. Der Preis, den Claus für diese Abstinenz zahlt, soll 100 000 Dollars jährlich betragen.

Es begreift sich, daß er unter diesen Umständen der unbeschränkte Gebieter des Zuckerhandels ist. „Lord Sugarbarrel“, „The commercial monarch“, „The giant sugar monopolist“, „The autocrat of the breakfast-table“ sind Kraftausdrücke, mit denen die ihm abgeneigte Presse ihn dafür bezeichnet.

Die großen und die kleinen Grocers haben vergebliche Versuche gemacht, sich dieser Tyrannei zu entziehen. Sie traten zusammen um auf Aktien ein Warehouse zu errichten und Zucker in größeren Quantitäten aus dem Osten zu beziehen, so daß

sie die erforderliche Reserve hatten. Claus ermäßigte alsbald die Preise für seine Kunden, verursachte den Unternehmern, die die Konkurrenz nicht durchhalten konnten, schwere Verluste und entmuthigte sie so, daß die Sache aufgegeben wurde. Einzelne hatten, nachdem die Eisenbahn ihnen versagt hatte, gehofft, auf dem Wasserwege von Osten her sich zu versorgen und sich dadurch von Claus zu emancipiren; sie fanden auch diesen Weg ungangbar. Die Dampfschifffahrtgesellschaft, welche den Verkehr mit Panama vermittelt, wird von der Pacific Eisenbahngesellschaft „kontrolirt", d. h. zu deutsch: die Pacific Eisenbahngesellschaft hat die Majorität in ihrer Verwaltung und macht sie ihren Interessen dienstbar; sie lehnte daher ebenfalls ab, für raisonnable Frachten Zucker zu transportiren und da sie wiederum mit der Panama Isthmus Eisenbahngesellschaft in ausschließender Interessengemeinschaft steht, hatte die Opposition wahrscheinlich noch einen weiteren Rückhalt. Der Transport mittelst Segelschiff aber erwies sich als unpraktikabel, da die Zeit, welche sie gebraucht sehr lang und ihre Dauer bei der Schwierigkeit der Fahrt um Kap Horn mit Sicherheit nicht zu bestimmen ist, so daß die Besteller mit Zuverlässigkeit nicht darauf rechnen können, rechtzeitig mit den am Markte verlangten Sorten versehen zu werden. Claus hat übrigens besondere kluge Einrichtungen getroffen, um derartigen Widersetzlichkeiten vorzubeugen und etwaige Rebellen zu unterwerfen. Er hat sich mit seinen Abnehmern so gestellt, daß er sich den Zucker mit dem vollen Preise per Pfund bezahlen läßt, und zwar mit einem Kredit von nur 5 Tagen; dagegen gewährt er am Schlusse jedes dritten Monats einen Rabatt von $^1/_4$ Cent per Pfund, der entweder baar gezahlt oder bei der nächsten Rechnung gut geschrieben wird. Die Kaufleute, die ihren Kunden usancemäßig einen Kredit von 30 Tagen geben, und das Risiko tragen, dürfen ihrerseits den Preis nur $^1/_4$ Cent per Pfund über den Ankaufspreis erhöhen. Wer von ihnen nicht folgt,

d. h. die Bedingungen nicht einhält, oder sich anderweit zu versorgen wagt, verliert den Rabatt und kommt in das „schwarze Buch“, was besagt, daß ihm kein Zucker geliefert wird, wenn er desselben bedarf, und, da er als Händler Zucker nicht entbehren kann, daß er sein Geschäft einstellen muß. Wer einem solchen Geächteten durch Lieferung aus seinen Vorräthen zu Hilfe kommt, verfällt demselben Loose. Damit noch nicht zufrieden, benutzt Claus auch die Konjunkturen, um bei starker Nachfrage die Preise zu ändern und zwar selbstverständlich mit der Tendenz der Preissteigerung. Solcher Aenderungen sind seit 1879 etwa sechs eingetreten und das Schlußergebniß ist, daß das Pfund Zucker um ³/₄—1 Cent höher steht als damals. Der Profit, den Claus Spreckels von seinem Monopol zieht, wird auf 6000 Dollars täglich berechnet, da er jeden Tag im Durchschnitt 600 Faß Zucker à 275 Pfund raffinirt und an jedem Pfund einen Nutzen von etwa 4 Cents haben soll. Es gibt dies im Jahre ein Einkommen von 2 190 000 Dollars.

Ich habe die Geschichte wiedergegeben, wie sie hier dargestellt wird, ohne daß ein Widerspruch erfolgt ist. Zustimmende Aeußerungen in der Presse aus allen Theilen des Landes registrirt der Chronicle täglich. Auch wenn Uebertreibungen untergelaufen sein sollten, bleibt nach privater Mittheilung noch soviel thatsächlich richtig, daß die Bezeichnung Monopol begründet ist. Ob die Vereinigten Staaten von der ihnen zustehenden Befugniß, den Vertrag mit Hawai mit Jahresfrist zu kündigen, Gebrauch machen werden oder nicht, ob die Eröffnung der Southern Pacific Eisenbahn einen billigeren Bezug von Zucker aus dem Osten wenigstens so lange möglich machen wird, als nicht beide Bahnen sich verständigt haben, muß abgewartet werden. Vielleicht gelingt es auch Claus Spreckels, die Entrüstung des Chronicle zu beschwichtigen und ihn von der Unverfänglichkeit des Handels zu überzeugen. Jedenfalls

wird er, bis eine der erst erwähnten Eventualitäten eintritt, ein Vermögen gemacht haben, welches ihm gestattet, der weiteren Entwickelung mit Ruhe zuzusehen.

Der Mosaiknatur dieses Briefes ist es nicht zuwider, wenn ich auf das Bild Claus Spreckels' ein anderes Bild folgen lasse, das von jenem sehr verschieden ist, aber meinem akademischen Freunde wahrscheinlich sympathischer sein wird, das der „Universität des Staates Kalifornien". Das Bestehen einer solchen Anstalt in einem Staate, der erst 30 Jahre alt ist und vorher völlig außer dem Bereiche der Kultur gelegen hatte, überrascht einigermaßen, auch wenn man davon unterrichtet ist, daß man eine Universität im deutschen Sinne nicht zu erwarten habe. Ich war daher begreiflicherweise gespannt, wie die junge kalifornische Alma mater aussehen möchte. Für den Besuch hatte mein gelehrter Reisegefährte Professor Dr. Br. aus Oxford, den sein besonderes Berufsinteresse dorthin zog, die Einleitung getroffen und meine Theilnahme daran mit der ihm eigenen Freundlichkeit gestattet.

Die Anstalt liegt nicht in San Francisco, sondern auf der anderen Seite der Bay in Berkeley bei Oakland, dessen ich als des Endpunktes der Eisenbahn von Sacramento, von welchem man mittelst Fährbootes nach San Francisco übersetzt, gelegentlich gedacht habe. Wir wurden in Berkeley, das durch Tramway mit Oakland verbunden ist, von dem Präsidenten der Universität Mr. Reed begrüßt, der uns im Kreise einer Anzahl der Professoren empfing und mit dem gefälligen offenen Wesen, welches den gebildeten Amerikaner auszeichnet, uns die Einrichtungen der Universität zeigte, zur Auskunft auf alle Fragen unermüdlich bereit. Da unter den Professoren der Universität mehrere deutscher Abkunft oder auf deutschen Universitäten gebildet waren, hatte ich den angenehmen Vortheil landsmannschaftlicher Theilnahme und ungezwungener Mittheilung, für die ich namentlich dem Lehrer der Mathematik und

Mechanik, einem ehemaligen deutschen Offizier, der im Jahre 1849 die Heimath verlassen und nach verschiedenen Schicksalen hier eine über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus hochgeachtete Stellung erworben hat, zu Dank verpflichtet bin.

Die Universität ist eine Staatsanstalt, die auf Grund eines Gesetzes vom Jahre 1868 errichtet wurde und im Jahre 1869 zunächst in Oakland in Wirksamkeit trat. Sie war die Nachfolgerin eines College, das bereits im Jahre 1855 begründet worden war und das mit Eröffnung der Universität geschlossen wurde, indem seine Schüler wie sein Vermögen auf letztere übergingen. Auf Grundstücken in Berkeley, die diesem College angehört hatten, wurden die Gebäude errichtet, in welchen die Universität sich gegenwärtig befindet und in welche sie im Jahre 1873 übergesiedelt ist. Es ist ein Komplex von 900 Acres, an den Contra Costa Hügeln gelegen, frei und luftig, mit der Aussicht auf das Golden Gate und vermöge der Ausdehnung des Grundstücks, das zum Theil für Gartenbau und landwirthschaftliche Versuchsanlagen bestimmt ist, gegen die Gefahr der Einengung gesichert. Drei der bis jetzt ausgeführten großen und stattlichen Gebäude sind auf Staatskosten errichtet, ein viertes durch private Liberalität.

Versteht man das Wort Universität in dem jetzt üblichen Sinne einer die Gesammtheit der Wissenschaften umfassenden Hochschule, so verdient die kalifornische wie andere amerikanische Universitäten diesen Namen in Bezug auf die Ausdehnung noch mit größerem Recht, als die europäischen, insbesondere die deutschen Universitäten. Denn sie begreift nicht blos die Lehrfächer unserer Universitäten mit Ausnahme der Theologie, für deren Lehre den verschiedenen Religionsgenossenschaften die Sorge überlassen ist, sondern erfüllt auch die Aufgabe der oberen Abtheilung des Gymnasiums sowie der Realschule und ist zugleich landwirthschaftliche Schule und Polytechnikum. Ist die Architektur nicht vertreten, so sind es dafür die militärischen und

Handelswissenschaften. Im Ganzen aber ist sie in allen Zweigen mehr eine eigentliche Schule mit strenger Ordnung des Unterrichts und mit zahlreichen Prüfungen, ohne die akademische Lehr- und Lernfreiheit, welche als das Wesen und der Werth der deutschen Universitäten geschätzt werden und dadurch wie durch die Methode der Unterweisung ist sie von den letzteren gründlich verschieden. Ein anderer dem deutschen Besucher besonders auffälliger Unterschied ist, daß Mädchen unter ganz gleichen Bedingungen wie Knaben als Studenten aufgenommen werden und daß sie einen beträchtlichen Prozentsatz der Studirenden bilden. Die Zahl der letzteren bei Eröffnung der Universität hat 40 betragen; im Jahre 1881 belief sie sich in allen Branchen auf 546, darunter 62 Frauen und Mädchen. Unterricht und Leitung der Studenten sind zwei Fakultäten anvertraut, dem College of Letters und dem College of Sciences, welche bisher als ein Körper gehandelt und ihren Sitz in Berkeley haben. Daneben steht eine Rechtsschule — College of the Law — und eine medizinische Schule — College of Medicine — verbunden mit einer Unterrichtsanstalt für Zahnheilkunde — College of Dentistry — und einer pharmaceutischen Schule — College of Pharmacie —, welche der Universität affiliirt sind, aber in San Francisco ihren Sitz und gesondertes Eigenthum sowie besondere Verwaltung haben. Die juristische Schule verdankt ihre Entstehung der Liberalität eines hervorragenden Juristen, Hastings, dessen Namen sie trägt; die medizinische der Großmuth eines Arztes, der sie installirt hat, während sie im Uebrigen selbst sich erhält.

Das College oft Letters zerfällt in einen Classical und einen Litterary Course. Der Unterricht in dem ersteren soll die Grundlage für allgemeine, historische, literarische und wissenschaftliche Bildung geben, zugleich auch für gewisse professionelle Studien, insbesondere der Lehrer. Der des letzteren bevorzugt die neueren Sprachen und ihre Literatur. Soweit ein Ver-

gleich zulässig ist, möchte der erstere der Sekunda oder Prima eines Gymnasiums, der letztere der Oberklasse einer Realschule entsprechen. Bemerkenswerth ist in beiden die Ausdehnung der mathematischen Studien und die Behandlung der englischen Sprache. Die griechische Sprache wird nur in dem klassischen Kursus getrieben, zugleich mit griechischer Philosophie, Literatur, Gesetzgebung und Politik. Latein ist beiden Kursen gemeinsam, jedoch mit der Maßgabe, daß es in dem literarischen Kursus auf zwei Jahre beschränkt und die Fortsetzung der Studien im dritten Jahre freigestellt ist; auch für die Zulassungsprüfung zum literarischen Kursus werden im Latein nur Kenntnisse verlangt, welche über die Fähigkeit Cäsar zu übersetzen nicht hinausgehen. Die Direktive für den Unterricht heben hervor, daß es das Bestreben sein müsse, die Beziehungen beider Sprachen zu der englischen klar zu machen, und daß unter den Werken der Klassiker vornehmlich diejenigen zu traktiren seien, welche auf die Kunst der öffentlichen Rede Bezug haben, eine Weisung beiläufig, die dem durch das ganze Unterrichtswesen sich bethätigenden Grundsatze entspricht, daß Kenntniß und Liebe des Nationalen der Jugend vor Allem einzupflanzen und im Unterricht zu pflegen seien, sowie daß alles Wissen nur werthvoll, sofern es für die Vereinigten Staaten von Amerika und die Interessen ihrer Bürger eine Bedeutung habe.

Von neueren Sprachen werden Deutsch und Französisch gelehrt. Daß Feldmessen und gewerbliches Zeichnen früh begonnen werden, ist bei den Verhältnissen des Landes erklärlich.

Das Scientific Department begreift fünf verschiedene Schulen und zwar für Landwirthschaft, Maschinenbau, Bergbau, Ingenieurwissenschaften und Chemie. Die Kurse in jeder derselben umfassen vier Jahre einschließlich der Vorbildung, welche in dem College of Letters gewonnen wird, derart, daß die Specialstudien mit dem dritten Jahre beginnen. Sie finden ihren Abschluß durch Absolvirung der vorgeschriebenen Prü-

fungen und durch Verleihung des Grades als Bachelor of Philosophy, welchen auch die Studenten des literarischen Kursus nach dessen Zurücklegung erwerben, während die Studenten des Classical Course Bachelors of Art werden, Bezeichnungen, welche sich mit dem bei uns gebräuchlichen Sinne von Philosophie und Kunst wenig decken. Für die Studirenden des Bergbaues und der Ingenieurwissenschaften bedarf es über diese Stufe hinaus noch eines weiteren zweijährigen Studiums als postgraduates, sowie des Bestehens einer zweiten Prüfung, wenn sie als Berg- oder als Civil-Ingenieure in die Praxis treten wollen. Die vier Jahrgänge führen besondere Namen. Der jüngste ist der der Freshmen, etwa gleich unserem „Fuchs"; dann folgen die Sophomores oder Sophs, was irgendwie mit Sophos zusammenhängt, die Junior Claß und die Senior Claß. Es ist dies die Stufenfolge, in welcher die auf eine systematische und vollständige Erziehung berechneten Regular Courses in jedem College absolvirt werden. Daneben bestehen Special Courses, für Solche, welche in einem besonderen Zweige sich auszubilden wünschen, oder welche nicht lange genug in der Anstalt bleiben können, um die sämmlichen Kurse vollständig durchzumachen. Solche Studenten der Special Courses brauchen nicht die allgemeine Zulassungsprüfung abzulegen, müssen jedoch den Lehrern in ihren Spezialfächern so genügen, daß sie aus den Uebungen der Klasse Nutzen ziehen können. Unter dieser Voraussetzung wird zu einem wissenschaftlichen Kurse im chemischen Laboratorium oder zum Unterricht in einer neueren Sprache Zulassung gewährt. Eine damit zusammenhängende Unterscheidung der Studirenden, welche in dem Register der Universität hervorgehoben wird, ist in Students at Large und in Optional Students. Die erstere Bezeichnung, etwa mit Vollstudenten zu übersetzen, wird auf Studenten angewendet, welche ihre ganze Zeit den besonderen Studien widmen. Sie sind allen Vorschriften der Universität unterworfen, verfolgen

ihre Studien nach einem bestimmten, von der Fakultät genehmigten, Programm und legen die vorgeschriebenen Prüfungen ab. Unter Optional Students werden solche verstanden, welche, sei es, daß sie in den Studien ihres Faches schon vorgeschritten sind, oder daß sie freie Zeit haben, mit Erlaubniß der Fakultät nach ihrer Wahl gewisse Studien verfolgen oder Vorlesungen und Uebungen beiwohnen, welche für andere Sektionen der Universität bestimmt sind, vorausgesetzt, daß dieselben mit ihren regelmäßigen Verpflichtungen nicht kollidiren. In dieser letzteren Beziehung greift die Kontrole der Lehrer stark ein, wie denn auch das Prüfungswesen sehr ausgebildet ist. Schon für die Aufnahme, die nach dem Gesetz im Alter von 14 Jahren erfolgen kann, in der Regel aber erst im Alter von 16 Jahren und unter der Bedingung bisheriger guter Führung geschieht, bedarf es der Ablegung einer Prüfung, deren Anforderungen allerdings die einer oberen Klasse unserer Mittelschule kaum erreichen und überdies dadurch gemildert sind, daß die Examinatoren mehr auf das Vorhandensein natürlicher Befähigung als auf vieles Wissen sehen sollen. Demnächst ist der tägliche Unterricht in allen Kursen von Examinatorien begleitet, die, wie es scheint vornehmlich der Feststellung gelten, ob die Zöglinge sich den Text der dem Unterricht zu Grunde gelegten Bücher (Text Books) angeeignet haben. Sodann gibt es Prüfungen am Schlusse jedes Terme (Semesters) und jährlich am Schluß des akademischen Jahres Prüfungen über die im Laufe desselben betriebenen Studien. Diese Jahresprüfungen, welche hauptsächlich schriftlich sind, bilden zusammen die Voraussetzung für Ertheilung der oben bereits erwähnten Grade (Bachelor of Art, of Philosophy) an diejenigen, welche an der Universität das Quadriennium absolvirt haben. Doch bestehen auch besondere Prüfungen am Ende der Studienzeit für Solche, welche einen Theil ihrer Studienzeit anderwärts gemacht haben.

Einen Theil der Schlußprüfung für die Graduation bildet

die Bearbeitung einer These über einen Gegenstand, welchem der Kandidat besondere Thätigkeit zugewendet hat und den er in dem College of Letters sich wählen kann. In dem College of Science bestimmt der Lehrer die These, oder ertheilt seine Zustimmung zu der Aufgabe, welche der Kandidat ausarbeiten oder der Untersuchung, welche er verfolgen will. Die Thesen müssen bereits am Beginn des zweiten Semesters des letzten Jahres bezeichnet und die Ausarbeitungen sechs Wochen vor der Promotion überreicht werden. Die besten Arbeiten werden öffentlich in Gegenwart der Fakultät und der Klasse an bestimmten Tagen vorgelesen, in der Absicht, zu besonderen eigenen Untersuchungen über wichtige Gegenstände, die beim Studium berührt werden, zu ermuthigen und eine gute Gelegenheit zu bieten, das Ergebniß dieser Untersuchungen in klarer und bestimmter Fassung festzustellen.

Zur weiteren Anregung des Wetteifers dient ein System von Prämien. Die Universitätsmedaille wird den verdienstvollsten Studenten der Senior Claß zuerkannt; Promotionsehren werden durch Beschluß der Fakultät denjenigen verliehen, welche die Universität öffentlich am würdigsten vertreten haben, mit der Beschränkung auf die drei besten Schüler aus allen Graduirten; außerdem können Spezialprämien für besondere Arbeiten von Zeit zu Zeit nach Urtheil der Professoren der verschiedenen Zweige gewährt werden, wovon jedoch ein beschränkter Gebrauch gemacht zu werden scheint.

Der Disziplin erwähnt das Register der Universität in folgendem Satze: „Die Universitätsregeln sind nicht zahlreich, aber ihre Ausführung ist streng. Gutes Betragen unter allen Umständen, regelmäßige und pünktliche Theilnahme an allen bestehenden Uebungen, Fleiß beim Studiren und die Durchführung der Studien werden von allen Studenten erwartet. Mängel oder Nachlässigkeit in einer dieser Beziehungen setzen den Studenten privater oder öffentlicher Mahnung aus, unter

Umständen der Entlassung und in Fällen grober Vergehen der Ausschließung. Förmliche Berichte werden den Eltern regelmäßig nicht übersendet; aber die Professoren werden bereit sein, auf Ersuchen über das Verhalten des Studenten Mittheilung an seinen Vater oder Vormund zu machen."

Der schulmäßigen Einrichtung der Anstalt entspricht die Feststellung bestimmter Unterrichtsstunden nach dem festgestellten Lehrplan. Sie fallen in die Zeit von 8½ früh bis 12½ Mittag und nach einstündiger Pause am Nachmittag von 1½—4½ Uhr. Der Nachmittag des Sonnabends ist frei, von dem des Mittwochs sind zwei Stunden und ebenso ist eine Morgenstunde des Freitags militärischen Uebungen gewidmet. Die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden beträgt für den jüngsten Kursus nur 15—17, in dem des zweiten Jahres 24—25 und für die beiden letzten 21—30.

Knaben und Mädchen nehmen an dem Unterricht gleichzeitig Theil, sitzen aber getrennt. Die Frage, ob aus dieser Gemeinsamkeit Mißstände erwachsen, die mir in Erinnerung an manche lebhafte Diskussion, die ich früher darüber zu führen gehabt, nahe lag, wurde mit Entschiedenheit verneint. Man bezeichnete sie im Gegentheil als dem Eifer und dem Anstand förderlich. Eine Dame, mit der ich über den Gegenstand demnächst sprach, hob als einen Vortheil hervor, daß die jungen Mädchen bei Zeiten und aus eigener Anschauung die Erfahrung machten, wie viele beschränkte Köpfe und wenig leistungsfähige Bursche unter ihren männlichen Kommilitonen wären, und daß sie dadurch vor gläubiger, auf Unkenntniß beruhender, Verehrung für die Männer sich bewahrend, den richtigen Maßstab des Werthes derselben früh anwenden lernten. Die jungen Damen widmen sich vorwiegend den Studien des College of Letters; nur in dem chemischen Kursus des Scientific Department finden sich auch weibliche Studenten. Unter den Lehrern der Universität sind Frauen noch nicht vertreten.

Auffallend umfangreich ist die Pflege, welche den militärischen Wissenschaften und Uebungen an der Universität zu Theil wird. Daß sie in den Kreis der Studien aufgenommen sind, beruht auf einem Beschlusse des Kongresses der Vereinigten Staaten vom Jahre 1862, wonach Unterricht in den Military Tactics vorgeschrieben ist und auf dem kalifornischen Staatsgesetz für die Universität, welches anordnet, daß die Studenten behufs militärischer Instruktion und Disziplin in ein uniformirtes Bataillon rangirt werden sollen. Der theoretische Unterricht, welcher demgemäß ertheilt wird, umfaßt Vorlesungen über Zusammensetzung und Organisation von Armeen, über Ersatz und Mobilisirung der Armee, Befestigungen im Felde, Uebergang über Flüsse und Schlagen von Brücken, Theorie der Feuerwaffen, Grundzüge der Strategie, Geschichte der Handwaffen, Uebungen in Meldungen, Requisitionen u. s. w. Hand in Hand damit gehen praktische Uebungen auf dem Felde und Exercitien in der Universitätshalle. Das Bataillon der Studenten führt den Namen „University Cadets“; es erhält Waffen, Munition und Ausrüstung vom Staat. Die Offiziere vom Sekondelieutenant bis zum Oberst bestimmt der oberste Militärinstruktor mit Zustimmung des Präsidenten der Universität; der Gouverneur des Staates bestätigt die Ernennung, die auch nach dem Abgang von der Universität Bedeutung behält, indem die Offiziere berechtigt sind, ihre Stellung als Retired Officers zu behalten, mit der Verpflichtung, einer Einberufung des Gouverneurs im Falle von Krieg, Invasion, Aufstand oder Empörung Folge zu leisten.

Einer anderen charakteristischen Einrichtung muß ich noch gedenken, ehe ich mit einer kurzen Skizze der Verwaltung zum Schluß komme, das ist die Handarbeit der Studenten und des Erwerbes aus solcher, deren das Universitätsprogramm erwähnt. Die Möglichkeit davon ist in der Anordnung vorgesehen, daß die Arbeiten auf den für die landwirthschaftlichen Versuche und

den Gartenbau gewidmeten Grundstücken durch Studirende gegen Entgelt ausgeführt werden sollen. Es wird auch bemerkt, daß die Studenten eine eigene Druckerei begründet haben, in welcher mehrere von ihnen Beschäftigung finden und daß sich an Sonntagen und in den Ferien Gelegenheit zu Verdienst an entfernten Orten biete. Die Universitätsverwaltung macht aber gleichzeitig darauf aufmerksam, daß zur Zeit im Ganzen solche Gelegenheit nur spärlich vorhanden sei und daß harte Arbeit mit den Studien sich nicht vertrage. Die Fälle der Selfmade Men, welche am Tage schwer arbeiteten und in der Nacht sich gelehrte Bildung erwarben, werden auch in Amerika nach dem jetzigen Stande des Unterrichtswesens und der Verbindungsmittel allmälig selten werden. Der Aufwand eines Studenten für Wohnung und Kost in Berkeley und Oakland wird übrigens auf 20—30 Dollars monatlich angegeben; doch wohnen viele Studirende in San Francisco. Der Unterricht selbst ist frei für die Angehörigen des Staates Kalifornien; Studirende aus anderen Staaten zahlen eine Immatrikulationsgebühr von 25 Dollars und ein jährliches Unterrichtshonorar von 50 Dollars. Die Kosten der Universität werden unter diesen Umständen aus Beiträgen der Studenten nur zum kleinsten Theil gedeckt; in der Hauptsache werden sie aus den Erträgen der Ländereien bestritten, mit welchen die Vereinigten Staaten und der Staat Kalifornien die Universität ausgestattet haben, sodann aus jährlichen Geldbewilligungen der Staatslegislatur, endlich zu nicht geringem Betrage aus Stiftungen und Zuwendungen, welche private Wohlthäter der Universität gewidmet haben. Die jährlichen laufenden Ausgaben der Universität finde ich in dem Verwaltungsbericht für das letzte Fiskaljahr (1. Juli 1880 bis 30. Juni 1881) auf 109 303 Dollars angegeben, darunter 83 703 Dollars an Gehältern der Professoren und Beamten. Von jenen staatlichen Bewilligungen ist die der Vereinigten Staaten allgemeiner Natur insofern, als sie allen Staaten durch einen Akt des Kongresses

vom 2. Juli 1862 gewährt worden ist, welcher über Public Lands zu Gunsten von Schuleinrichtungen, wie mir scheint in überaus nützlicher und staatskluger Weise disponirt. Die einschlagende Klausel des Gesetzes bestimmt, daß den einzelnen Staaten öffentliche Ländereien überlassen werden sollen, in einem Umfange von so viel mal 30 000 Acres, wie der Staat Senatoren und Repräsentanten im Kongresse hat. Alle Kosten der Verwaltung und Beaufsichtigung der Ländereien sowie die davon zu entrichtenden Steuern trägt der betreffende Staat, derart, daß der Erlös aus dem Verkauf des Landes den Schulzwecken unverkürzt gewidmet wird. Der Erlös ist in Obligationen der Vereinigten Staaten und der Einzelstaaten oder in anderen sicheren Papieren, die nicht weniger als 5 % bringen, anzulegen und bildet einen eisernen Fonds, dessen Zinsen ausschließlich zur Errichtung und Unterhaltung eines College verwendet werden sollen, in welchem, ohne Ausschluß anderer naturwissenschaftlicher und klassischer Studien nach näherer Bestimmung der Landesgesetzgebung, in solchen Gegenständen unterrichtet werden soll, welche auf Ackerbau und Maschinenkunde Bezug haben. Etwaige Verluste an Kapital ist der Staat zu ersetzen verpflichtet. Bis zu 10 % dürfen auf Erwerb von Grundstücken zum Zweck landwirthschaftlicher Versuchsstationen mit Genehmigung der Legislatur ausgegeben, dagegen darf nichts davon für Kauf, Errichtung oder Erhaltung von Gebäuden verwendet werden. E i n solches College wenigstens muß binnen 5 Jahren errichtet werden, bei Verlust des Anspruchs auf die Bewilligung (Grant).

Für die Universität in Kalifornien betrug dieser Grant 150 000 Acres, aus deren theilweisem Verkauf bisher 386 000 Dollars in Bonds angelegt sind. Diese Fundirung der höheren Schulen erklärt es zum Theil, daß die Vertretung Kaliforniens so früh zur Begründung einer Universität sich entschließen und daß dieselbe eine verhältnißmäßig so rasche Entwickelung nehmen

konnte. Immerhin sind auch die Bewilligungen des Staates für die ihm nach dem Bundesgesetz noch zufallenden Lasten insbesondre an Anlagekosten nicht unerheblich, wie großartig auch die private Liberalität zu Hilfe kommt. Daß die juristische und die medizinische Schule ihre Entstehung Stiftungen verdanken, derart, daß sie gegenwärtig keiner Staatsbeihilfe bedürfen, habe ich bereits angedeutet. Andere Zuwendungen dieser Art sind die einer Bibliothek und von Kunstwerken nebst einem Kapital zur Begründung eines Kunstmuseums, die Erbauung einer Turnhalle, die zugleich als Aula dient, und das Vermächtniß eines in San Francisco verstorbenen Mannes deutschen Ursprunges, Jacob Lick, der neben anderen reichen Legaten 200 000 Dollars für Errichtung einer Sternwarte ausgesetzt hat, welche mit der Universität in Verbindung stehen soll und welche ihrer Vollendung auf dem dafür ausersehenen Mount Hamilton entgegen geht. Auch den jungen Sammlungen der Universität fehlt es nicht an reichlichen Beisteuern aus privatem Vermögen, eine Anwendung des Reichthums, die in den Vereinigten Staaten in einer wahrhaft großartigen Weise üblich ist.

Was endlich die Verwaltung der Universität anlangt, so steht sie unter einem Board of Regents, welchem von Amtswegen der Gouverneur des Staates mit dem Recht des Vorsitzes, der Vicegouverneur und die Präsidenten des Landtages, der staatlichen Ackerbaugesellschaft und des Instituts für Mechanik sowie der Universität und außerdem 16 Regents angehören, welche der Gouverneur mit Zustimmung des Senats auf 16 Jahre ernennt. Dieser Behörde, deren Mitglieder das Amt als Ehrenamt verwalten, steht die Leitung der Universität einschließlich der Sorge für das Vermögen, die Anstellung und Entlassung der Lehrer und die Bestimmung der inneren Organisation zu, soweit sie nicht durch das Gesetz geordnet ist. Der Präsident der Universität ist der ausführende Chef in allen Zweigen der Anstalt; auch er wird von dem Board ernannt.

Daneben besteht ein akademischer Senat, welcher aus allen Professoren und Lehrern der Anstalt gebildet wird, zur Berathung von Angelegenheiten allgemeinen Belanges, der aber nicht häufig zusammentritt. Nur die wirklichen Professoren haben darin ein Stimmrecht. Eine ausdrückliche Bestimmung des Gesetzes besagt: „daß kein religiöser, politischer oder Parteieid vor Ernennung der Regents, oder vor der Wahl der Professoren, Lehrer und anderen Beamten der Universität oder bei der Aufnahme der Studenten gefordert werden darf und daß die Majorität des Board of Regents weder einer bestimmten religiösen Secte noch keinem Glauben anzugehören braucht."

Mit diesem Citat des Schutzes der Gewissensfreiheit schließe ich die Skizze. Sie gibt nur einen Rahmen, da ich über die Art und die Erfolge des Unterrichts nach dem Eindrucke eines Tages ein Urtheil mir nicht erlaube. Auch wenn gegen die Methode vom deutschen Standpunkt Manches einzuwenden sein möchte, so schickt sich doch Eines nicht für Alle. Unter den Verhältnissen Kaliforniens mag die zwar etwas mechanische aber auf das Praktische gerichtete Weise des Unterrichts sowie die straffere Zucht wohl angebracht sein. Jedenfalls besteht ein ernster, dem Guten zustrebender Wille und eine nicht gering zu achtende Bereitwilligkeit der Bevölkerung und der Regierung, der Entwickelung der materiellen Kräfte des Landes auch durch Pflege der geistigen förderlich zu werden.

Mit einem guten Wunsche für das Gelingen komme ich zum Schluß. Ich habe noch alle Hände voll zu thun, da es morgen nach Oregon geht, wobei der „stille" Ocean die Wahrheit seines Namens bewähren mag. Von Portland bekommst Du Nachricht, wie er sich benommen hat.

X.

Von San Francisco nach Oregon. — Mündung des Columbia River. — Astoria. — Der Lachsfang. — Portland am Willámette. — Die Eisenbahnen in Oregon und die Northern Pacific Railroad. — Oregon und Washington Territory. — Die Land Grants an Eisenbahnunternehmungen. — System der Public Lands. — Vermessung des Landes.

Portland in Oregon, Oktober 1881.

Die Wasserfahrt hierher nimmt bei normalem Verlauf 50 bis 60 Stunden in Anspruch. Man fährt durch das goldne Thor nach dem Pacific hinaus und auf diesem rund 700 Miles nach Norden bis zur Mündung des Columbia River, passirt, wenn das Glück gut ist, dessen Barre ohne Zeitverlust und läuft dann nach weiteren 100 Miles in den Willámette ein, an welchem die stattliche junge Handelsstadt, von welcher dieser Brief datirt ist, sich ausbreitet. Unserer Fahrt waren die Meeresgötter leidlich günstig. Auf der „Columbia", einem Dampfer der Oregon Railroad und Navigation Co., welcher das Haupt unserer Party vorsteht, schifften wir uns ein und fanden selbstverständlich höflichste Aufnahme. Durch das Golden Gate und während des ersten Tages leuchtete freundlich die Sonne, die dunkelblauen Wogen glättend und die Küste, die fast immer in Sicht blieb, mit schönem Lichte verklärend. Später am Tage wurde es trübe und der Wind ging auf. Ich erinnere mich aus dem Nachmittag noch spielender Wallfische, die in Gesichtsweite ihre Fontänen springen ließen und einer Reihe von Klippen, die im rechten Winkel von der Küste meilenweit ins Meer hinauslaufen, von abenteuerlichen Formen und bei schlimmem Wetter zur Nachtzeit nicht ohne Gefahr. Dann wurde es still; aus der Tiefe tauchte grinsend die schlimme, graugrüne Meernixe, seasickness, die ihre Opfer trotz aller Gegenwehr zwar nicht in die Tiefe der See aber in die der Kabine zog und unsere bis dahin wohlgemuthe Party stark decimirte. Auch mir wurde sie unholde Gesellin und es tröstete mich wenig, daß ich in das Brideroom

einquartiert war, eine Kabine von etwas geräumigen Maßen, scherzweise so benannt, weil sie Neuvermählten, die ihr junges Glück den Wellen anvertrauen, eingeräumt zu werden pflegt.

Die Küste, an welcher entlang die Fahrt geht, steigt meist steil wenn auch nicht zu beträchtlicher Höhe vom Wasser auf; sie ist waldreich und nur spärlich bewohnt. Viele vertrocknete und verbrannte Bäume thun dem Auge wehe. Es war früh am Morgen des dritten Tages, als wir auf die Höhe der Mündung des Columbia River gelangten, die Fahrt etwas verlangsamend, um mit der Fluth über die Barre zu kommen. Es war ebenfalls ein Schiff mit Namen „Columbia“ gewesen, von welchem der Strom seinen Namen erhalten hat und dessen Kapitain Gray von Boston im Jahre 1795 zuerst die Einfahrt in die Strommündung, trotz der harten Brandung, die vor dem Eingang an einer langen Sandbank sich bricht, gewagt hatte. Dieser Eingang, der zwischen einer bewaldeten hohen Halbinsel, Cape Disappointment, im Norden, und einer niedrigen, weit vorgeschobenen Landspitze im Süden liegt, sieht auch heut nichts weniger als einladend aus und hat schon manchem Segelschiff, das des kundigen Lootsen entbehrte, den Untergang gebracht. Selbst Dampfschiffe von mehr als 17 Fuß Tiefgang können die Fahrrinne, welche in der Bank liegt, nicht passiren, wenn nicht die Fluth den Wasserstand darüber erhöht. Unsere Columbia hatte die richtige Zeit abgewartet und nahm ihren Kurs durch die lange Reihe brechender Wellenkämme, durch welche der Strom seine Aufnahme in den Ocean sich erzwingt, nicht ohne die gelinde Aufregung für die Passagiere, welche die Möglichkeit einer Gefahr hervorzubringen pflegt. Hinter der Barre weitet sich die Strommündung zu einer Bay, von beiläufig 4 Miles Breite, die stromaufwärts etwa auf gleiche Entfernung reicht, wo dann die Ufer näher zusammentreten, wenn auch noch weit genug von einander, um dem Strome den Charakter mächtiger Größe zu lassen. Die ersten Entdecker kamen

über diese Bay nicht hinaus. Erst die Expedition Vancouver's, welchem Gray von seiner Entdeckung Mittheilung gemacht hatte, fuhr im nächsten Jahre 100 Miles weiter aufwärts, bis sie des gewaltigen Schneeberges ansichtig wurde, der den ihm damals beigelegten Namen Mount Hood trägt. Unsere Columbia kreuzte die Bay um nach Astoria zu gelangen, das am linken Stromufer etwa 12 Miles oberhalb der Barre liegt.

Die Stadt ist für Deutsche schon deshalb von Interesse, weil sie Ursprung und Namen einem deutschen Kaufmann, Johann Jacob Astor, verdankt, der in New-York im Pelzhandel, dem ehemals wichtigsten Handel des Landes, ein Vermögen erworben hatte und dessen Name in New-York im Astor House und anderen Stiftungen, die er begründet hat, sowie in direkten Nachkommen fortlebt. Er war aus der Pfalz — sein Geburtsort war ein Dorf bei Heidelberg — als armer Jüngling nach England gegangen und dann nach Amerika ausgewandert. Auf der Ueberfahrt, erzählt man, hatte er die Bekanntschaft eines Pelzhändlers gemacht, der ihn in die Eigenthümlichkeiten seines Geschäftes eingeweiht und ihn dadurch bestimmt hatte, sich darin zu versuchen. Geschick und Thatkraft brachten ihn bald in eine hervorragende Position. Um den Handel, der vorzugsweise in den Händen britischer und russischer Gesellschaften lag, für Amerika zu gewinnen, faßte er den kühnen und großartigen Plan, aus eigenen Mitteln eine Kette von Handelsposten entlang dem Missouri und Columbia bis zur Mündung des letzteren und an der Küste des stillen Oceans zu begründen, welche die Pelze von den Indianern einhandeln und nach China verkaufen sollten; von dort sollten seine Schiffe die dafür eingetauschten Waaren nach New-York bringen. Er rüstete zu diesem Zweck eine Expedition aus, bestimmt, die Mündung des Columbia auf dem Wasserwege durch die Magellansstraße zu erreichen und eine andere, welche dorthin über die Rocky Mountains, die im Jahre 1804 zuerst durch weiße Männer vom Osten her überstiegen

worden waren, vordringen sollte. Beide Expeditionen kamen ans Ziel unter Gefahren und Schwierigkeiten, von denen der an Eisenbahn und Dampfschiff gewohnte Reisende sich kaum eine Vorstellung machen kann. Wer sich darüber unterrichten will, findet sie in Washington Irving's trefflichem Buche „Astoria" beschrieben, das auf Grund der Berichte und Tagebücher der Mitglieder der Expeditionen von deren Erlebnissen wahrheitsgetreue Kunde gibt. Astoria wurde von der zur See an den Columbia gelangten Expedition im Jahre 1811 begründet um das Centrum der Operationen und den Hauptmarkt abzugeben. Der Erfolg lohnte aber den großen Aufwand an Muth, Ausdauer und Geld, den Astor an das Unternehmen gesetzt hatte, zunächst nicht. In dem Kriege, der zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien im Jahre 1812 ausbrach, nahmen die britischen Truppen die junge Niederlassung und machten ein Fort St. George daraus; später kam sie in den Besitz der Hudson Bay Company, welche sie bis zum Jahre 1848 behielt, nachdem die Streitigkeit über die Souveränität des Gebietes zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien im Jahre 1846 beigelegt worden war. Jetzt ist von der alten halbkriegerischen Bestimmung des Platzes, der eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung als Handelsplatz gewinnt, nichts mehr zu sehen. Er schmiegt sich an eine Lehne waldiger Hügel, die in geringer Entfernung vom Ufer ziemlich steil aufsteigen und nur dürftigen Raum für die Ausbreitung der Stadt lassen, so daß diese anfängt auf Pfahlbauten in das Wasser zu rücken.

Uns war ein sehr freundlicher Empfang bereitet, da die Beamten der Eisenbahn- und Schifffahrtsgesellschaft, deren Präsident unsere Party führt, sich zu seiner Begrüßung versammelt und die Notabeln der Stadt sich dazu mit ihnen verbunden hatten. Frack und weiße Halsbinde sind bei solchen Anlässen hier nicht Mode; die Begrüßung war aber deshalb nicht minder herzlich und entbehrte auch nicht einer gewissen Feierlichkeit.

Die städtischen Behörden repräsentirte der Mayor oder Bürgermeister, ein biederer Pfälzer, seines Zeichens ein Schuster, aber seit 27 Jahren im Lande und jetzt im Besitze einer Salmensalzerei — salmon cannery — und verschiedener noch etwas hypothetischer Kohlenminen, jedenfalls aber im Besitz des Vertrauens seiner Mitbürger, die ihn zur Leitung der städtischen Verwaltung gewählt hatten. Die deutsche Sprache war ihm bereits etwas abhanden gekommen, aber die Gemüthlichkeit schien geblieben. Er machte dem entsprechend die Honneurs der Stadt, die sich eleganter Stores, einer täglich erscheinenden Zeitung und neben der Hauptindustrie des Lachsfanges einer rührigen Verarbeitung von Bauholz rühmen kann. Da die Saison für den Fang und die Versendung der Fische vorüber war, konnten nur die ausgedehnten Räume, in denen der Lachs gesalzen und verpackt wird, gezeigt werden. Begleitende Reden setzten den Umfang des Geschäftes ins Licht. Von dem Reichthum des Columbia an Lachsen waren schon die ersten Ansiedler überrascht; sie bildeten fast die ausschließliche Nahrung der anwohnenden Indianerstämme. Die Ausfuhr der Fische und die Zubereitung dafür begann aber erst im Jahre 1866 mit etwa 4000 Kisten, die per Kiste (von 48 Büchsen — cannes — à 1 Pfd.) mit 16 Dollars bezahlt wurden. Jetzt bestehen in Astoria und am Columbia aufwärts bis zu den Cascades 35 Salzereien, die im Jahre 1881 530 000 Kisten, vorwiegend nach England, ausgeführt haben. Der Preis ist zwar auf 5 Dollars per Kiste gesunken, repräsentirt aber immer noch einen Gesammtertrag von 2 650 000 Dollars. In demselben Jahre waren 1650 Boote, einschließlich 10 Dampfschlepper, und 7500 Arbeiter in dem Geschäft thätig, von den letzteren die Hälfte Chinesen, welche die leichteren Arbeiten in den Faktoreien leisten. Die Fischer sind meistens Skandinavier und Italiener, nur wenige Indianer. Der Fangpreis der Fische, der 1866 10 Cents per Stück betrug, steht jetzt auf 65; gleichwohl bleibt den Unter-

nehmern noch ein hübscher Gewinn, angeblich von etwa 40 % des Verkaufspreises. In der Regel vermiethen sie den Fischern gegen eine Quote der Ausbeute die ihnen gehörigen Boote, deren eines täglich im Durchschnitt 2000 Fische einbringen kann. Die Fangzeit fällt in die Monate Mai bis Juli, der Hauptzug in die letzten Wochen derselben; 3 Fische mittlerer Größe geben Füllung für 48 Büchsen. Auch in den Thälern mehrerer Nebenflüsse des Columbia und in denen des Umpqua und des Rogue Flusses sind ähnliche Etablissements errichtet. Die schonungslose Art des Fanges hat trotz des ungeheueren Reichthums bereits die Wirkung gehabt, daß die Fische sich zu mindern anfangen, so daß man die Etablissements immer weiter stromaufwärts zu legen genöthigt ist. Da dies aber die Fische nicht vermehrt, hat man mit künstlicher Bebrütung von Eiern einen Anfang gemacht und sich zu der Ansicht bequemt, daß im Wege der Gesetzgebung eine Schonzeit eingeführt werden müsse.

Nach Erschöpfung der Sehenswürdigkeiten setzten wir, verstärkt durch die in Portland wohnenden Beamten der Gesellschaft, die Fahrt fort, jedoch nicht an Bord des Seedampfers, der uns nach Astoria gebracht hatte, sondern eines Flußdampfers von geringerem Tiefgang, der die Gefahr, auf Untiefen sitzen zu bleiben, ausschloß. Wir passirten auch glücklich die in dieser Beziehung bedenkliche Mündung des Willámette, der dem Columbia von Süden her zufließt, und bekamen Portland, das etwa 12 Miles oberhalb am Flußlauf liegt, am späten Nachmittag in Sicht. Der Anblick war höchst erfreulich. Die Stadt, deren größerer Theil auf dem linken Ufer des Flusses sich ausbreitet, macht durch Ausdehnung und Bauart einen entschieden großstädtischen Eindruck. Umfangreiche Speichergebäude, die dem Ufer entlang liegen, und an denen die Schiffe, welche der Fluß aus dem Ocean heranträgt, unmittelbar anlegen können, prägen mit der kleinen Flotte, die vor Anker liegt, ihr auch den Charakter einer Handelsstadt auf. Der

stattliche Strom, die waldbedeckten Höhenzüge hinter der Stadt, zu denen das von Landhäusern und Obstgärten bedeckte Terrain langsam aufsteigt, vollenden das anmuthige Bild der Stadt, welcher Gunst der Lage und Rührigkeit der Einwohner, deren bei dem letzten Census 23 000 gezählt worden sind, eine gedeihliche Zukunft in Aussicht stellen. Die Mehrzahl der Reisegefährten, zu welchen auch ich gehörte, fand gastliche Aufnahme in Privathäusern, insbesondere der Beamten, unter denen mehrere treffliche deutsche Männer sich befanden, mit deutscher Art im Hause und Familienleben, doppelt erfreulich, da Portland das Hauptquartier geworden ist, von welchem die Expeditionen ausgingen, deren Zweck ist, die Verhältnisse des Landes und speziell die Fortschritte der im Bau begriffenen Eisenbahnen, die dem weiten Gebiet des Nordwestens die bisher mangelnde Verbindung mit Kalifornien und dem Osten der Vereinigten Staaten geben sollen, kennen zu lernen. Dieser Ausflüge sind drei nach verschiedenen Richtungen unternommen worden, nach dem Süden im Thale des Willámette, nach Norden bis Viktoria auf Vancouver Island und nach Westen bis Walla Walla und Dayton. Ehe ich Einzelnes über diese Fahrten berichte, von denen jede ihr besonderes Interesse hatte, mußt Du mir erlauben, eine kurze Uebersicht der vorangedeuteten Eisenbahnunternehmungen zum Aufschluß des Landes sowie ihrer bisherigen Entwickelung zu geben, wobei ich mit Zahlen möglichst sparsam sein will.

Vor 1869 gab es in dem unter dem Nordwesten begriffenen Gebiet noch keine Eisenbahn, in dem folgenden Jahrzehnt nur vereinzelte zum Theil verunglückte Versuche. Eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen San Francisco und Portland war von der Oregon Steamship Co. hergestellt worden, während eine zweite Gesellschaft die, Oregon Navigation Co., Dampfschiffe auf dem Columbia und Willámette River laufen ließ. Um die Hindernisse zu umgehen, welche Stromschnellen

auf dem Columbia der Schifffahrt entgegenstellen, waren kurze Zwischeneisenbahnen eingeschaltet; eine schmalspurige Eisenbahn verband Walla Walla mit Wallula in Washington Territory. Alle Güter nach Ostoregon und Washington Territory vom Westen her und umgekehrt waren auf diesen Transportweg gewiesen und mit hohen Frachten belastet. Eine andere Eisenbahn war von Portland nach Süden im Thale des Willámette angelegt, auf dessen rechtem Ufer bis Roseburg (200 Miles), auf dem linken bis zum Yamhill River, als erstes Glied der Schienenverbindung mit San Francisco, von wo die Central Pacific Co. eine bis Reding gediehene Linie entgegenbaute. Jene beiden Bahnen in Oregon, welche unter dem Namen der Oregon and California Railroad betrieben wurden, sind in übler Weise bekannt geworden; sie fallirten und das in ihnen angelegte Kapital, an welchem vornehmlich deutsche Gläubiger interessirt waren, erlitt schwere Einbuße. Dem weiteren Verfall beugte eine Organisation vor, die im Wesentlichen das Verdienst von Henry Villard ist, der zunächst die Aufgabe über sich nahm, die deutschen Interessen zu wahren und vor weiterem Verlust zu schützen und demnächst zu diesem Zwecke den Betrieb der Bahnen und diese selbst für die Gläubiger in die Hand nahm. Millionen deutschen Kapitals mit Zinsen und Zinseszinsen sind durch sein geschicktes und energisches Eingreifen gerettet worden. Nachdem so der Boden gewonnen war, trat ein neues Unternehmen unter seiner Initiative ins Leben, als dessen Zweck hingestellt wurde, das Eigenthum oder wenigstens die Kontrole, d. h. die Mehrheit der Aktien an den beiden obenbezeichneten Dampfschiffslinien zu erwerben und auf der Basis derselben ein Eisenbahnsystem in den Theilen von Oregon und Washington Territory herzustellen, welche das Stromgebiet des Columbia und Snake River bilden. Die Hauptlinie dieser Bahn läuft längs des linken südlichen Ufer des Columbia von Portland bis Walla Walla in einer Länge von 242 Miles und verzweigt sich

1) in südlicher Richtung über die Blue Mountains durch das Grand Ronde Thal nach Le Grand und Baker City (150 Miles);

2) in nordöstlicher Richtung von Walla Walla nach Grange City auf dem südlichen Ufer des Snake River mit Zweigbahnen nach Pataha City am Tukannon River und nach Dayton am Touchet River (111 Miles);

3) von Texas Ferry am Norduser des Snake River nordöstlich nach Colfax und Farmington mit Zweigbahn nach Moscow in Idaho (124 Miles).

Der erste Theil des Gesellschaftszweckes ist erfüllt, indem die Dampfschiffslinien in den Händen der nunmehr unter dem Namen der Oregon Railroad and Navigation Company arbeitenden Gesellschaft sich befinden, die sie wesentlich verbessert und erweitert hat. Die Vollendung der sämmtlichen projektirten Eisenbahnlinien wird im Jahre 1882/83 erwartet.

Etwas längere Zeit wird die Ausfüllung der Lücke von 275 Miles erfordern, welche noch in der Linie Portland San Francisco der Oregon und California Eisenbahn zwischen Roseburg und Reding offen ist, weil die Ausführung in dem bergigen Terrain der Cow Creek Hills Hindernisse findet, welche erheblichen Aufwand an Geld und Zeit erfordern. Die Oregon R. R. und Nav. Co. stützt sich auf ein Kapital von 18 Millionen Dollars, wovon 6 Millionen Bonds und ist für den Betrieb in drei Sektionen getheilt, für die Seeschifffahrt, für die Flußschifffahrt und für den Eisenbahnbetrieb.

Werth und Bedeutung des ganzen Unternehmens, wie umfassend es auch an sich angelegt ist, sind aber erst dadurch zugleich klar und sicher geworden, daß es gelungen ist, den Bau der Northern Pacific Bahn zur Durchführung zu bringen und eine Kombination zu finden, welche eine Vereinigung der Interessen und eine einheitliche Leitung beider Unternehmungen sichert.

Auch die Northern Pacific Comp. hat eine traurige Vorgeschichte. Zu dem Zweck begründet, eine Eisenbahn vom Osten

nach dem Columbia R. und längs desselben zu erbauen, brach sie im Jahre 1873 so gründlich zusammen, daß der Plan, die Strecke über die Rocky Mountains nach der Küste des Pacific fertig zu stellen, völlig ins Stocken gerieth. Erst 1879 wurde er wieder aufgenommen und nach einer Reorgnisation der Gesellschaft, die sich auf ein Kapital von 30 Millionen Dollars stützt und deren Leitung nunmehr ebenfalls in den Händen von Henry Villard liegt, so gefördert, daß von der ganzen Linie zwischen dem Lake Superior und der Küste des Pacific nur das Mittelstück von noch 816 Miles zu bauen bleibt, während im Osten und Westen 868 Miles bereits im Betriebe sind. Die Bahn geht von St. Paul in Minnesota aus, mit einem Zweige nach Duluth am Westrande des Lake Superior, welcher mit der Hauptbahn vor der Kreuzung des Mississippi sich verbindet; sie überschreitet den Missouri bei Bismarck auf einer 1400 Fuß langen Brücke, läuft dann 223 Miles an der Südseite des Yellowstone River und soll die Belt Mountains auf dem Bozeman Passe, und die Hauptkette der Rocky Mountains auf dem Mullan Passe mittels zweier Tunnels in der Höhe von 5565 Fuß bez. 5548 Fuß überwinden. Demnächst tritt sie in das Thal Clarke Fork, der in den Columbia fließt und geht zwischen den Seen von Pend d'Oreille und Coeur d'Aline in südwestlicher Richtung nach dem unteren Columbia bis zum Einfluß des Snake River, wo sie Anschluß an die Oregon Eisenbahn findet. Der westliche Theil bis zum Pend d'Oreille ist bereits dem Betriebe übergeben.

Von den zahlreichen Zweigbahnen, welche von dem Hauptstamm ausgehen sollen, wird am meisten Theilnahme die Linie finden, welche nach dem oberen Yellowstone River in den Bereich des National Park führen soll, jenes parkartigen, seenreichen, weiten Gebietes, welches um seiner wunderbaren Naturschönheit willen der Kongreß der Nation als unveräußerlich vorbehalten hat, das aber jetzt von der Eisenbahn aus nur mittels einer mehrtägigen und mühseligen Landreise zu erreichen ist.

Im westlichen Theil von Washington Territory, wo die Gesellschaft bereits eine Eisenbahn zwischen Kalama am Columbia und Tacoma am Puget Sound im Betriebe hat, ist eine Verbindung zwischen dem ersteren Platze und Portland projektirt, außerdem eine von den jungen Handelsplätzen am Puget Sound dringend gewünschte direkte Verbindung mit dem mittleren Columbia, welche etwa bei Walla Walla anschließen und so das nördliche Washington dem Osten der Vereinigten Staaten näher bringen würde. Die direkte Bahn müßte zu diesem Zweck die Cascade Range übersteigen, welche diesem Vorhaben besondere Schwierigkeiten entgegenstellt. Das Auffinden des bestgeeigneten Ueberganges, durch welches die Frage bedingt wird, wo die Bahn am Puget Sound ausmünden soll, ist zur Zeit noch Gegenstand der Untersuchung und begreiflicher Weise des höchsten Interesse der betheiligten Gemeinwesen.

Neben den erwähnten Eisenbahngesellschaften stehen noch zwei andere Kompagnien, die mit ihnen verbunden sind und parallele Interessen haben, obwohl der Grund ihres Bestehens und die Art des Zusammenwirkens dem in die amerikanische Geschäftsbehandlung Nichteingeweihten ohne Weiteres nicht einleuchtet: die Oregon Improvement Co. und die Oregon and Transcontinental Co. Die Erstere eignet die Schiffe zur Küstenschifffahrt von Alaska bis Kalifornien und stellt sich die Aufgabe, durch Anlegung von Speichern und zweckmäßigen Ladeeinrichtungen, sowie durch gewerbliche Unternehmungen, wie die Anlegung einer Eisengießerei in Portland und die Eröffnung von Kohlenminen am Puget Sound, den Handel zu erleichtern und die industrielle Thätigkeit zu wecken. Die andere, mit ebenfalls 30 Millionen Dollars Kapital, ist eine Hilfsgesellschaft der Northern Pacific und deren Hauptaktionärin. Sie gibt hauptsächlich die Mittel für die Vollendung des Baues derselben, kontrolirt aber auch vermöge entsprechenden Besitzes an Aktien alle Linien in Oregon und Washington Territory einschließlich

der Schifffahrt und schließt durch den Bau geeigneter Zweiglinien die Konkurrenz aus. Das Zusammenwirken dieser verschiedenen Gesellschaften durch Sicherung der Kontrole und ihre Leitung von einer Hand ist die förderſame Kombination, welche ich oben angedeutet habe. Es mag sein, daß sie den verbundenen Gesellschaften die Ausbeutung des gesammten Transportwesens in den nordwestlichen Territorien mit monopolistischer Ausschließlichkeit sichert, und ihnen damit einen Einfluß auf das Land gewährt, der in dem zeitigen Stadium seiner Entwickelung der bei weitem wichtigste ist; so lange aber ihre Leitung mit der Einsicht und Redlichkeit gehandhabt wird, welche dem zeitigen Präsidenten nachgerühmt werden, gereicht diese Ausschließlichkeit dem Lande zum Nutzen, indem sie den Konkurrenzkampf hintan hält, der auf anderen Gebieten nur dem persönlichen nicht dem allgemeinen Interesse dient, und indem sie dem angelegten Kapital die Sicherheit gibt, ohne welche es an das Unternehmen sich nicht wagen könnte.

Die wirthschaftliche und politische Bedeutung der Eisenbahnverbindung, welche den Nordwesten der Vereinigten Staaten in das Bereich der Kultur bringt, ist für die Union kaum zu überschätzen. Sie wirkt mittelbar auch über Amerika hinaus, indem sie ein Gebiet von weiter Ausdehnung und großer natürlicher Fruchtbarkeit für neue Ansiedlung eröffnet und für dessen reiche Bodenerzeugnisse den Mitbewerb auf dem Weltmarkt ermöglicht. Sie wird auch die kürzeste Transportlinie vom Osten her, in welcher überdies die großen Seen mit billiger Wasserfracht liegen, und wird dadurch einen mildernden Einfluß auf die Höhe der Frachttarife üben, mit welchen die Union und Central Pacific Eisenbahn vermöge ihrer privilegirten Stellung den Verkehr belasten. Die Staaten, welche die Northern Pacific durchzieht, Dakota, Montana, Idaho, haben bei weitem nicht den sterilen, fast wüstenartigen Charakter der Theile von Wyoming, Utah und Nevada, welche die Union und

Central Pacific in gleicher Ausdehnung schneidet; eigentlich unfruchtbare Strecken finden sich nur in den beiden obenerwähnten und in den Gebirgszügen von Washington Territory, welche die Bahn zu übersteigen hat. Schon jetzt begleitet den Fortschritt der Bahn vom Osten her ein starkes Anwachsen der Bevölkerung im Thal des Yellowstone River; durch ihre Eröffnung nach Billings werden die Viehzuchtdistrikte von Ost Montana in den Verkehr gebracht, weiterhin auch das treffliche Weideland, welches östlich von den Rocky Mountains bis nach den britischen Besitzungen im Norden sich hinstreckt und das Getreide- und Grasland von Idaho. Das wellige Prairieland südlich und östlich längs des Fußes von Coeur d'Aline und Blue Mountains, in welches die Bahn nach Ueberwindung der Rocky Mountains eintritt, wird auf eine Erstreckung von 300 Miles mit einer Breite von 50—100 Miles als vortrefflich geeignet zum Anbau von Getreide und zur Viehzucht bezeichnet. Ihm folgt das reiche Waldland am Clarke Fork, von wo Bauholz nach den daran armen östlichen Theilen von Washington gebracht werden kann, wie im Osten Holz und Kohlen aus der daran reichen Seengegend nach den baumlosen Prairien von Minnesota und Dakota geführt werden. Wenn die weiten Gebiete östlich der Rocky Mountains auch früher schon für unternehmende Ansiedler erreichbar waren, wie das stetige, wenn auch langsame Anwachsen der Bevölkerung zeigt, so lagen doch Washington Territory und Oregon völlig außer dem Verkehr, bis die Union und Central Pacific Eisenbahn den Weg nach der Küste des stillen Oceans gangbar machten und die oben skizzirten dürftigen Anfänge einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung dem Verkehr auch eine Bahn nach Norden eröffneten. Die Höhe der Transportkosten, die für die Reise von New-York nach Portland sich auch jetzt noch nach Erweiterung der Dampfschiffverbindung zwischen San Francisco und dem Columbia River auf 70 Dollars per Kopf stellen, beschränkte jedoch die

Benutzung dieses Weges auf vermögliche Leute, so daß die Mehrzahl der Ansiedler, welche der jungfräuliche Boden jenes Gebietes anzog, dem Landweg über das Gebirge trotz seiner Länge und Beschwerden den Vorzug gaben. Noch im Jahre 1876 sind etwa 6000 Fuhrwerke, jene typischen, ochsenbespannten Planwagen, die man bisweilen noch von der Eisenbahn aus über die Prairie sich hinschleppen sieht, mit Auswanderern vom Platte River über das Gebirge den Snake River hinunter nach den Thälern des Columbia gezogen. Mit Vollendung der Northern Pacific, welche vor Ablauf des Jahres 1883 zu erwarten steht, wird dies anders werden, da sie den Weg aus den Mittelstaaten, aus welchen zumeist die Einwanderer vorrücken, erheblich abkürzt und damit die Reisekosten wesentlich mindert. An Platz fehlt es nicht. Oregon und Washington Territory haben zusammen einen Flächenraum von 165 268 Sqare Miles oder 427 928 Quadratkilometern, d. h. eine Größe, welche diejenige von Preußen und Bayern zusammengenommen um etwas übersteigt, mit einer Bevölkerung, welche der Census von 1880 für Oregon auf 174 767, für Washington auf 75 120 festgestellt hat. Es kommen sonach auf den Quadratkilometer im Durchschnitt nicht ganz 2 Menschen (1,71), oder auf die deutsche Quadratmeile 32. Klima und Bodenbeschaffenheit werden als dem menschlichen Leben und dessen Erhaltung günstig gerühmt. Das erstere ist allerdings nach kalifornischer Auffassung feucht, trübe und rauh, so daß man die Oregonier, die es loben, scherzweise web footed (mit Schwimmhäuten an den Füßen) nennt; indeß mag dafür wohl die außerordentliche Helligkeit und Trockenheit der kalifornischen Luft den Maßstab abgeben, so daß das Urtheil nur eine relative Berechtigung hat. Bekannt ist, daß die Durchschnittstemperatur auf der Westseite der Rocky Mountains in gleicher Breite 10—20° höher ist als auf der Ostseite, was dem Einfluß der warmen Kurosiwo- oder Japan-Strömung beigemessen wird, welche das Klima der nördlichen

Küste des Pacific in ähnlicher Weise mildert, wie der Golfstrom im atlantischen Ocean das der britischen Inseln. Allein auch auf der Westseite besteht für das hier in Betracht gezogene Gebiet noch eine besondere Verschiedenheit, für welche die Cascade Mountains die Grenze, wahrscheinlich auch den Grund bilden. In dem Gebiet auf der Westseite dieses Gebirgszuges, der, als eine Fortsetzung der Sierra Nevada, Oregon und Washington in der Richtung von NW. nach SO. in einer Entfernung von durchschnittlich 110 Miles von der Meeresküste durchzieht, sind die Winter mehr regnicht als kalt. Die Durchschnittstemperatur im Frühling und Herbst ist auf 52° F. (9° R.), die des Sommers auf 67° F. (etwa 19° R.), die des Winters endlich auf 38° F. (2⅔° R.) beobachtet, so daß der Spielraum zwischen der höchsten und niedrigsten Durchschnittstemperatur sich auf 29° F. (etwa 13° R.) beschränkt. Die Regenzeit beginnt in der Mitte des Oktober, bisweilen später, und endet um den Anfang des Mai; die stärksten Regen fallen im Dezember, Januar und März; im Anfang und gegen Ende der nassen Jahreszeit sind es nur Regenschauer mit vielen Unterbrechungen durch heiteres, oft Tage lang anhaltendes Wetter. Schnee fällt selten in großer Menge und schmilzt unter dem Einfluß der feuchten Luft bald hinweg. Heftige atmosphärische Störungen, wie Stürme, Hagelwetter, Wirbelwinde sind beinahe unbekannt, Gewitter selten. Die schädlichen Wirkungen von Spätfrösten im Frühling werden durch Nebel, die vom Ocean her über das Land ziehen, in der Regel ausgeglichen. In der Zeit von Mai bis Oktober ist das Wetter heiter und wird als delightful gepriesen. Gelegentliche Regenschauer und starker Thau halten die Vegetation frisch und grün; selbst im Juli, der Zeit der Trockenheit, sind noch die Nächte kühl. Anders ist es auf dem räumlich ausgedehnteren Gebiet im Osten der Cascade Range. Hier sind die Winter kälter, die Sommer heißer als im Westen. Die gewöhnliche Sommertemperatur ist zwischen 80 und 90° F.

(20—26° R.), wird aber dadurch leichter erträglich, daß auch hier die Nächte kühl sind. Die Zeit von Juni bis September ist völlig regenlos. Der Winter ist in der Regel kurz aber bisweilen hart. So war 1875 von Januar bis Ende Februar strenge Kälte und auch im letzten Jahre erfror viel Rind- und Schafvieh, das im Freien überwinterte, aus Mangel an Nahrung. Doch sind dies Ausnahmen. Als Durchschnittstemperatur des Winters werden 30° F. (—1° R.) angegeben. Schnee fällt selten vor Weihnachten und bleibt dann in manchen Jahren 4—6 Wochen liegen. Bisweilen schmilzt er in einigen Tagen in Folge eines warmen feuchten Windes, der in gewissen Perioden im Thal des Columbia aufwärts von SW. her weht und unter dem Namen Chinook bekannt ist. Seine Einwirkung wird bis nach dem östlichen Montana gespürt; die warme Luft, die er bringt, rührt wahrscheinlich von der Berührung mit der warmen japanischen Meeresströmung her, deren oben schon gedacht wurde. Der Frühling beginnt in der Regel im Februar mit warmem heiterem Wetter und dauert bis Mitte Mai; er bringt die für die Vegetation und zur Sicherung der Ernte erforderliche Regenmenge. Als besonders köstlich wird das Wetter des Oktober und November gerühmt, obwohl Regenschauer und Gewitter gelegentlich vorkommen. Im Durchschnitt übersteigt die jährliche Regenmenge nicht 20 Zoll.

Die Hauptfrucht ist Weizen, der als voll und hart und von besonderer Schwere charakterisirt wird, so daß er das Normalgewicht per Bushel oft um 5—9 Pfund übersteigt. Es sind dies Eigenschaften, die ihn gegen den Wassertransport widerstandsfähig und deshalb zur Versendung nach Europa besonders geeignet machen. Der zum Export gebrachte Ueberschuß der Ernte von 1881 wird auf 300 000 Tons angegeben. Der durchschnittliche Ertrag per Acre ist auf 22 Bushel berechnet (= 3261 Pfund englisch oder 1524 Kilogramm per Hektar), doch bewegt er sich in einzelnen Distrikten zwischen 35

und 50 Bushel. Hafer gedeiht vorzüglich; als Durchschnittsertrag bezeichnet man 35 Bushel (à 36 Pfund) per Acre; auch werden Roggen und Gerste mit Vortheil gebaut. Flachs wird im Wechsel mit Weizen gezogen; man baute ihn Anfangs nur wegen des Leinöles, doch erweist sich auch die Faser, deren Ertrag zwischen 400 und 800 Pfund per Acre schwankt, als sehr brauchbar. An Gemüsen wachsen die in Deutschland bekannten Arten, an Obst Aepfel, Pflaumen, Birnen, Kirschen, Pfirsiche in so reichlicher Menge, daß getrocknete und eingemachte Früchte bereits einen Ausfuhrartikel bilden. Für den Getreidebau ist es von Wichtigkeit, daß Scheuern nicht nothwendig sind; das Getreide wird auf dem Felde mit Maschinen gedroschen und meist direkt in Säcken zu Speichern geschickt, in welchen es verwahrt wird, bis es zum Transport kommt. Weder Mehlthau noch Rost kommen in erheblichem Umfang vor. Ein wirkliches Fehljahr in Weizen ist seit der Besiedlung des Landes d. h. seit etwa 37 Jahren, nicht erinnerlich. Auch das Vieh überwintert meist im Freien, ohne daß für Stallung oder Fütterung gesorgt wird.

Ich habe diese allgemeinen Bemerkungen über die Beschaffenheit des Landes auf Grund der Informationen, welche ich während des Aufenthaltes in Portland eingezogen habe, niedergeschrieben und gegen ihre Richtigkeit kein Bedenken gefunden, nachdem ich die oben bezeichneten Fahrten durch verschiedene Theile des Gebietes ausgeführt hatte. Obwohl sie nur aphoristisch und nicht erschöpfend sind, so glaubte ich doch sie mittheilen zu dürfen, da Oregon und Washington Territory außer dem Namen nach im Allgemeinen wenig bei uns bekannt sind und die obigen Notizen wenigstens einige charakteristische Züge geben. Ehe ich über die Einzelheiten jener Exkursionen berichte, möchte ich aber noch über einen Gegenstand allgemeinen Interesses Mittheilung machen, mit welchem ich hier in Portland gleichfalls mich zu beschäftigen Gelegenheit hatte und der

für die Entwickelung der Verkehrsmittel sowie für die Zunahme der seßhaften Bevölkerung und der Produktionskraft von außerordentlich großer Bedeutung ist, nämlich über die Bewilligung von öffentlichem Land an Eisenbahnunternehmer und den Modus der Ueberlassung dieser Granted Lands sowie das System der Public Lands im weiteren Sinne.

Die Verfügung über die nicht privaten Ländereien in den in die Union aufgenommenen Staaten und Territorien ist der Bundesgewalt vorbehalten, mit Ausnahme derjenigen in Texas, das bei der Zulassung als Glied der Union die Kontrole über das öffentliche Eigenthum sich reservirt hat. Die Gesammtfläche dieser United States Public Lands, welche in 29 Staaten und Territorien liegen, wird auf 1 814 788 932 Acres oder 2 835 606 Squaremiles angegeben, wobei jedoch Alaska und die sogenannten Indianer-Reservationen inbegriffen sind. Davon waren im Jahre 1880 752 557 195 Acres vermessen (surveyed). Ueber einen Theil dieser Ländereien hat der Kongreß zu Gunsten der Einzelstaaten verfügt, indem er durch Akt vom 4. Septbr. 1841 jedem der später zuzulassenden Staaten für gemeinnützige Zwecke 500 000 Acres und außerdem gewisse Flächen zur Errichtung einer Staatsuniversität, von öffentlichen Gebäuden in der Staatshauptstadt und eines Staatsgefängnisses überwies. Die Größe der so bewilligten Ländereien, welche an 12 seit 1841 aufgenommene Staaten überlassen sind, wird auf 9 Millionen Acres angegeben. Ein zweiter Akt vom 2. Juli 1862, dessen ich schon bei der Universität von Berkeley in Kalifornien gedacht habe, wendete allen Staaten einen nach dem Umfang ihrer Vertretung im Congreß bemessene Landfläche zu dem Zwecke der Errichtung von höheren landwirthschaftlichen und Maschinenbauschulen zu und beläuft sich das hierfür gewidmete Land auf etwa 9 600 000 Acres. Weitere Bewilligungen kommen der Volksschule zu Gute, für welche bisher mehr als 68 Millionen Acres angewiesen sind, sodann der Erbauung von Kanälen und vornehmlich

von Eisenbahnen. Das für diese öffentlichen Zwecke nicht verwendete oder zu verwendende Land ist verkäuflich; es steht unter der Aufsicht und Verwaltung besonderer Bundesbeamten, der Register of the Land Office, die ihren Amtssitz in den betreffenden Staaten haben und denen obliegt, die Verzeichnisse der vermessenen Grundstücke zu bewahren, auf Erwerb von Land bezügliche Gesuche aufzunehmen und Anfragen zu beantworten.

Die Public Lands zerfallen in zwei Klassen nach den Verkaufsminimalpreisen, die bei der einen Klasse auf 1¼ Dollars, bei der andern auf 2½ Dollars für den Acre festgestellt sind. Der Erwerb kann bei gewissen Grundstücken gegen baare Zahlung des Kaufgeldes geschehen, oder er erfolgt nach gesetzlicher Vorschrift ohne Zahlung eines eigentlichen Kaufgeldes, aber gegen gewisse Verpflichtungen des Erwerbers. Diese Gesetze sind vornehmlich das Homestead Gesetz, das Preemption Gesetz und die Timber kulture Acts. Das Heimstättengesetz gibt einen Anspruch auf 160 Acres der ersten Landklasse (1¼ Dollars per Acre) oder auf 80 Acres der zweiten (2½ Dollars per Acre) einem jeden Bürger oder Bewerber um das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten, der über 21 Jahre alt ist und sich thatsächlich auf dem Lande niederlassen und es bebauen will. Der Erwerbtitel wird ausgefertigt nach fünf Jahren wirklicher Ansiedlung und vorgängigem Aufgebot besser Berechtigter und unterliegt nur der Zahlung gewisser Gebühren und Auslagen, welche zwischen 7 Dollars im Mindestbetrag und 22 Dollar im Höchstbetrag nach Maßgabe des Umfanges der Urkunde sich bewegen.

Die sog. Timber kulture Acts (1873—1878), welche den Zweck haben, die Forstkultur in waldarmen Gebieten auf den öffentlichen Ländereien zu fördern, gewähren eine weitergehende Erleichterung, indem sie jedem Ansiedler, der innerhalb vier Jahren 10 Acres mit Bäumen bestimmter Art und in bestimmter Menge bepflanzt und für deren Aufzucht sorgt, den

Anspruch auf 160 Acres Homestead Land gewähren und ihm nach 8 Jahren die Ausfertigung eines freien Besitztitels sichern. Das Preemption oder Vorkaufsgesetz endlich gab Solchen, die noch nicht 320 Acres Land in irgend einem Staate oder Territorium der Vereinigten Staaten besitzen, das Recht sich durch Preemption Certificat gegen eine Gebühr von 3 Dollar 160 Acres zu sichern, unter der Bedingung, daß sie darauf sechs Monate wohnen und sie kultiviren, worauf sie das Recht haben, Land zum Preise von $1^1/_4$ oder $2^1/_2$ Dollars per Acre zu kaufen; jedoch braucht die Zahlung nicht vor Ablauf einer längeren Frist (13 und 33 Monate) geleistet zu werden.

Der höhere Kaufpreis von $2/^1_2$ Dollars per Acre ist für diejenigen Grundstücke zu bezahlen, welche an der Eisenbahn innerhalb der derselben bewilligten Ländereien liegen.

Der größte Theil der Erwerbungen geschieht unter den Bedingungen des Heimstättengesetzes; die danach im Jahre 1880 geschlossenen Verträge umfaßten über 6 Millionen Acres.

Die dabei gebrauchten Bezeichnungen der Flächen, wie Sektion, Quarter of Sektion u. s. w. beruhen auf einer Art der Vermessung, welche sehr praktisch ist und eine sichere Bezeichnung und Auffindung der Grundstücke möglich macht. Da es sich um weite Flächen neuen Landes handelt, die in der Regel von privatem Besitz nicht durchsetzt sind, so kann die Vermessung mit regelmäßigen geometrischen Figuren und einfachen Zahlen operiren. Sie thut das, indem sie ein Netz regulärer Quadrate über das Land legt, welche 6 Miles lang und 6 Miles breit, auf horizontalen Linien (bases) ruhen, die mit den geographischen Breitegraden parallel laufen. Die großen Maschen dieses Netzes heißen Townships und sind in 36 Sektionen getheilt, von denen jede eine Squaremile oder 640 Acre groß ist. Jede Sektion wiederum zerfällt durch weitere rechtwinkelige Untertheilung in Viertel (Quarters) à 160 Acres. In der Richtung der base line werden arabische Ziffern, in

der der senkrechten oder Meridiane römische Ziffern angewendet. Von einem bestimmten Meridian, in Oregon dem von Willámette, läuft die Zählung von 1 ab nach Westen und nach Osten. Innerhalb der Townships beginnt sie von der Nordostecke. Die Angabe der Nummer des Township, der Nummer der Sektion und der „Range“ in Bezug auf die Lage des Hauptmeridians genügt danach um die Lage eines Grundstückes mit Genauigkeit zu bestimmen.

Was nun insbesondere die Land Grants an Eisenbahngesellschaften anlangt, so sind dieselben seit dem Jahre 1850 in Gebrauch gekommen um die Erbauung von Eisenbahnen zu erleichtern. Es sind Ueberweisungen von Land in der Regel auf beiden Seiten längs der anzulegenden Eisenbahn, oder wo dies wegen des Terrains nicht angänglich, in der Nähe derselben, durch dessen Verkauf die Unternehmer die Aussicht haben, das Anlagekapital oder einen namhaften Theil desselben wieder zu erhalten und dessen Besiedlung zugleich der Eisenbahn die Zuführung regelmäßiger Fracht und damit die Ergiebigkeit des Betriebes verschafft. Nach der Schätzung des Commissioner of the General Land Office, beträgt die Fläche der Public Lands, welche vom Jahre 1850 bis zum 30. Juni 1878 an Staaten und Korporationen für Eisenbahnzwecke durch Akte des Kongresses bewilligt worden sind, etwas mehr als 191 Millionen Acres = 300 000 Sqaremiles oder 776 790 Quadratkilometer (das deutsche Reich hat 540 573 Quadratkilometer), wovon bis dahin allerdings erst etwa der vierte Theil (43 683 045 Acres) wirklich in Besitz genommen und beurkundet war. Den Löwenantheil an Fläche haben die verschiedenen Pacific Bahnen, die Northern Pacific mit 47 Millionen, die Atlantic Pacific mit 42 Millionen, die Union Central Pacific mit 20 Millionen Acres; doch sind davon bisher nur relativ geringe Theile verwerthet, wogegen die Grants der in den Mittelstaaten gelegenen Eisenbahnen beinahe vollständig übergeben sind. Die Bewilligung pflegt in der Art

zu geschehen, daß das der Eisenbahn überlassene Land mit Public Lands, welche die Bundesregierung sich zum Verkauf vorbehält, im Gemenge liegen, so daß abwechselnd eine Sektion der Eisenbahn, eine den United States zufällt. Es geschieht dies zu dem Zwecke, um auch das Staatsland durch die Nähe der Eisenbahn werthvoller und daher besser verkäuflich zu machen und um dem Land Office die Kontrole zu erleichtern. Demgemäß wird bei der Bewilligung angeordnet, ob die Sektionen mit geraden oder die mit ungraden Zahlen der Eisenbahn überwiesen werden sollen und es werden die betreffenden ihr zugetheilten Sektionen vom Markte zurückgezogen. Erst wenn die Bahn fertig gestellt ist, werden die Terrains durch die Agenten der Eisenbahn förmlich übernommen und wird über die Uebergabe ein Patent ausgestellt (certified). Die Eisenbahn bietet dann das Land zum Kauf durch ihre Land Office aus, und veräußert es entweder gegen baare Zahlung mit einem Rabatt von 10 %, oder unter Gewährung von Fristen, meist 10 Jahre, während deren die rückständigen Kaufgelder verzinst werden. Nach Bezahlung des Kaufgeldes erfolgt die notarielle Ausfertigung der Besitzurkunde und die Registrirung in den County records of Deeds. Dieses Regime des Landverkaufs hat sich als sehr erfolgreich erwiesen, indem es für einen großen Theil des Landes die Bildung von Latifundien ausschließt und die Ansiedlung kleiner bäuerlicher Wirthe ermöglicht, welche mit geringem Kapital einen Grundbesitz erwerben und ihn mit wenigen Hilfskräften nutzbringend bearbeiten können. In Oregon und Washington zeigt sich dies ebenfalls in einer schon jetzt erheblichen Zunahme der Einwanderung, obwohl das Land, zur Zeit und so lange die Northern Pacific nicht vollendet wird, nur schwer zugänglich ist. Die Zahl der Einwanderer im letzten Jahre allein wird auf 32 000 veranschlagt. Sie kommen zumeist durch die Möglichkeit leichten Erwerbes von Grundeigenthum angezogen, der insbesondre dem Deutschen und

dem Skandinavier begehrenswerth erscheint. Ich hatte davon ein Beispiel an einem Manne, der auf das Büreau des Konsularagenten kam, um eine Vollmacht aufnehmen zu lassen, und mit dem ich in ein Gespräch gerieth. Er stammte aus Württemberg und war vor Jahren nach Missouri ausgewandert, wo er sich ein kleines Grundeigenthum erworben hatte. Angeregt durch die Mittheilungen über das gute und billige Land in Oregon hatte er dasselbe vor 5 Jahren veräußert und mit dem Erlöse sich im Willámette Thal einen Besitz von 60 Acres gekauft, den er baar hatte bezahlen können und den er soweit mit Erfolg bewirthschaftet hatte, daß er kürzlich eine neue Fläche dazu zu kaufen im Stande gewesen war. Harte Arbeit hatte es allerdings gekostet, das Waldland zu roden und urbar zu machen; die Spuren davon konnte man auf seinem wettergebräunten, hageren Antlitz lesen, dem Sorge und Anstrengung tiefe Züge eingegraben hatten; allein er hatte eine innere Freude an seinem Grund und Boden und fast noch mehr daran, daß er nunmehr ein Team, ein Gespann Pferde, sein nennen konnte. Eine kleine Erbschaft aus der Heimath, wegen deren er auf die Agentur gekommen war, hatte ihm bei dem Erwerb geholfen; sie war durch die Kosten der Regulirung und der Uebermittelung aus Schwaben nach Oregon beträchtlich geringer geworden, als er sich vorgestellt hatte, indeß war diese Täuschung nicht schmerzlich genug um ihm die Freude an der Erfüllung seines Herzenswunsches, des Team, zu verderben.

Ich schließe diesen von den Grazien arg vernachlässigten Brief um Deine Geduld nicht über die Maaßen zu prüfen. Eine kleine Ruhe wird Dir und mir wohl thun.

XI.

Umgebung von Portland. — Nach Roseburgh. — Eugene University. — Schuleinrichtungen. — An den Puget Sound. — Tacoma. — Nach Vancouver Island. — Victoria. — Seattle. — Kohlenminen von New-Castle. — Olympia. — Die gesetzgebenden Körperschaften von Washington Territory. — Wissenschaftliche Erforschung des Landes.

Portland in Oregon, Oktober 1881.

Die Rasttage in Portland vor den Kreuzfahrten ins Land waren deren Vorbereitung und einer Umschau in der Umgebung der Stadt gewidmet worden, die täglich mit der Gunst des Wetters und bei näherer Bekanntschaft anmuthiger zu werden schien. Unsere landkundigen Wirthe vermittelten die letztere durch Ritte und Fahrten, die für die „Drohnen" der Party mit unermüdlicher Freundlichkeit arrangirt wurden. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich einer dieser Touren, die nach Markham Hill, einer Erhebung in der die Stadt umschließenden Bergkette mit trefflicher Aussicht, gerichtet war und bei welcher klarer Himmel weiten Ausblick auf das Land gestattete. Unten die Stadt, in grüne Gärten gebettet, von dem Willámette im Arme gehalten, darüber hinaus, durch waldiges Vorland geschieden, der Lauf des stolzen Columbia River in die Ferne sich wie ein schmales Band von Silber verlierend, und über alledem jene wunderbaren Schneeberge, die durch weite Entfernungen getrennt, wie Riesendome in den Himmel ragen und die dem Landschafsbilde grade durch die Besonderheit der Lage einen Charakter von eigenartiger Großartigkeit geben, wie in meiner Erinnerung ich Aehnliches nicht zu finden vermag. Sie gehören der Fortsetzung der Sierra Nevada an, welche sich nördlich vom Columbia zwar in gleicher Richtung nicht aber in gleicher Geschlossenheit und Höhe nach dem Puget Sound hinaufzieht, in welcher sie weiter südlich als die Westmauer der großen Hochebene sich behauptet. An Stelle der hier vorherrschenden festen und geraden Kammlinie tritt im

Norden eine gebrochene, zickzackartige Linie, in welcher mächtige Schneeberge vulkanischen Ursprungs jeder ein Gebirge für sich bilden, um welches sich andere niedere Kämme und Gipfel gruppiren, die in hohem Grade zerklüftet und zerrissen sind und in denen vulkanische Produkte die tertiären Schichten und Urgesteine fast völlig überdecken. Von diesen zur Zeit nicht thätigen Vulkanen sind vier, deren Gipfel innerhalb der hier auf 1500 Meter sinkenden Grenze ewigen Schnees liegen, von Markham Hill sichtbar, Mount Hood, der niedrigste (2880 Meter) aber nächste, die Mounts Adams und St. Helens und Mount Rainier, der höchste (4400 Meter) und entfernteste. Das Auge kann sich von dem Landschaftsbilde, welches sie beherrschen, kaum trennen; die weiten zwischenliegenden Entfernungen, für welche sie in ihrer Isolirung einen Maßstab geben, ihr Aufragen über die verhältnißmäßig niedrigen Höhenzüge, welche sie umgeben, die glänzenden Schneemäntel, welche den gigantischen Aufbau ihrer Felsenleiber umhüllen, das Alles vereinigt sich zu einem unbeschreiblichen Eindruck von Erhabenheit und Größe, insbesondere, wenn beim Untergang der Sonne die Flächen und Thäler in bläuliche Schatten sinken und das Licht auf den Hochgipfeln weilt, die schimmernde Wölkchen wie leichte Schleier umschweben.

Die Wege in der Umgebung der Stadt sind vom Stande der Chaussee theilweise noch ziemlich weit entfernt; doch kann man zu Wagen vermöge der Trefflichkeit des Materials und bei geschickter Lenkung der sehr verständig behandelten und deshalb gutartigen Pferde auf Punkte gelangen, wo man es kaum für möglich hält. Auf unserer Fahrt nach Markham Hill mußte eine im Umbau begriffene Straße passirt werden, die in dieser Beziehung besondere Schwierigkeiten bot. Sie wurde angelegt um einen neuen auf der Höhe gelegenen Kirchhof zugänglich zu machen, den eine Aktiengesellschaft ausführen ließ, ein Unternehmen, das die Nomenklatur der mir bisher vorgekom=

menen Aufgaben von Aktiengesellschaften um ein Novum bereicherte, welches ich Dir nicht vorenthalten will.

Den Reigen der weiteren Exkursionen eröffnete die Fahrt auf der Oregon und Kalifornia Eisenbahn im Thale des Willámette, das sich in einer Länge von 126 Miles von Süden nach Norden streckt und bis auf 40 Miles ausbreitet, meist von waldigen Bergen eingeschlossen, mit zahlreichen Seitenthälern, deren Bäche dem Willámette zufließen. Der Fluß, nächst dem Columbia der bedeutendste des Landes, ist von Portland, bis wohin er für Seeschiffe fahrbar, 51 Miles aufwärts bis Salem das ganze Jahr hindurch schiffbar, bei Hochwasser sogar bis Eugene City, 138 Miles von Portland. Ein Hinderniß der Fahrbarkeit bei Oregon City, 16 Miles oberhalb Portland, wo der Fluß über eine 40 Fuß hohe senkrechte Felswand abstürzt, ist durch einen mit Schleusen versehenen Kanal neuerdings überwunden. Die Eisenbahn auf dem rechten Ufer des Flusses berührt Salem die politische Hauptstadt des Landes und Eugene City; sie endet zur Zeit 200 Miles von Portland in Roseburgh. Eine zweite, westliche, Linie läuft von Portland am linken Ufer 97 Miles bis Corvallis und wird die östliche in Harrisburg treffen.

Die Fahrt durch das Thal gibt treffliche Gelegenheit, die Anfänge und die Entwickelung junger Ansiedlungen im Walde zu beobachten, den es hier gilt zu bekämpfen, damit er dem Ackerbau Raum gebe. Feuer und Axt theilen sich in die Vernichtungsarbeit. Auf langen Strecken sieht man die Wirkungen des Feuers in angebrannten und verkohlten Stämmen, die abgestorbenen und weißgebleichten Aeste wie Arme in die Luft streckend, ein Anblick der mich immer schmerzlich berührt. An anderen Stellen ist auf dem Waldboden schon gesäet oder frischer Graswuchs aufgeschossen; die Baumstümpfe stehen aber dazwischen und bleiben, selbst mitten in Obstgärten, weil die Mühe des Ausrodens den Werth des Bodens, den sie ein-

nehmen, übersteigt. Feuchtigkeit und Frost bringen sie auf natürlichem Wege zu allmäligem Verfall. Auffällig aber war es, wie wenig tief die Wurzeln mancher Bäume auf diesem Thalboden greifen. Umfangreiche Stämme von Nadelhölzern, die der Wind geworfen, zeigten, wie flachgründig der Stand gewesen; bei 20 Fuß Durchmesser des Bereichs der Wurzeln, hatten diese kaum einen Fuß tief in den Boden gefaßt. Ein zu politischen Betrachtungen geneigter Landsmann fand darin eine Analogie mit den Zuständen demokratischer Staatswesen, das in die Breite aber nicht in die Tiefe gehe.

Der Ueberfluß an Holz zeigt sich aber nicht blos in dessen Zerstörung, sondern auch in der Benutzung. Eine der ersten Arbeiten des Kolonisten ist die Einhegung seines Eigenthums, um es gegen Okkupation durch übergreifende Nachbarn und gegen fremdes Vieh zu sichern. Im Prairieland geschieht dies zur Zeit mittels Eisendrahtes, der an niedrigen Pfählen befestigt wird; hier werden Fenze aus Baumstämmen gemacht, die Festungsmauern gleichen. Roh gespaltene, dicke Holzstücke werden im Dreieck über einander geschichtet, schwer und klobig genug, um einer weiteren Verbindung nicht zu bedürfen und das Vieh vom Eindringen abzuhalten. Auch die Lokomotiven werden ausschließlich mit Holz geheizt, das in dicken Scheiten eingeworfen wird. Wir hielten häufig im Walde, wo zur Ersparung von Transportkosten die Depots sich befinden, um den rasch verzehrten Bedarf an Heizmaterial zu erneuern.

Der Waldboden des Willámette Thales ist für Weizenbau sehr wohl geeignet. Es war hier, wo in Oregon überhaupt Weizen zuerst gesäet worden ist und zwar im Jahre 1831 von flüchtig gewordenen Dienern der Hudson Bay Company. Es wird behauptet, daß der damals gepflügte Boden ohne Unterbrechung bis heute im Durchschnitt 35 Bushel per Acre bringe. Es gibt danach auch ältere Ansiedelungen als diejenigen, welche im Gefolge der Eisenbahn gekommen sind, insbesondere in den

weiten Ausbreitungen des Thales; so bei Gervais in der sog. French Prairie, einer Ansiedlung französischer Kanadier und oberhalb Harrisburg, wo der Wald schon früh gelichtet, dem Ackerbau weniger Hindernisse bereitete. Hier sind die Uranfänge der Kultur bereits überwunden. Das Blockhaus ist dem weiß getünchten Holzhaus gewichen, das manchmal in mehreren Stockwerken sich hebt und mit grünen Jalousien geschmückt ist. Das Fenz aus rohen Baumstämmen ist durch den Bretterzaun ersetzt; auf den Stoppeln weiden zahlreiche Fohlen, der Freiheit froh, und schwarzschwänzige Schafe. Man könnte zeitweise glauben unter süddeutschem Himmel zu sein. Gleichwohl wirkte es einigermaßen überraschend, als die Nähe von Eugene City signalisirt wurde, in welcher ein kurzer Aufenthalt gemacht werden sollte, um die Universität des Staates Oregon zu besichtigen. Eine Universität in diesem Thale, wo 1824 der erste Fruchtbaum gepflanzt wurde, in einem Lande, wo vor 1836 sich keine Buchdruckerpresse befand, ist nicht gerade das was man anzutreffen erwarten möchte. Allerdings handelt es sich auch hier nicht um eine Universität im deutschen Sinne, noch viel weniger als in Kalifornien; die Anstalt stellt vielmehr nur eine Mischung von Realschule und Gymnasium in unserem Sinne dar, die von der Universität nur den Namen hat. Da unser Zug etwas früher angekommen war, als in Eugene City erwartet wurde, glückte die Empfangsfeierlichkeit nicht so vollkommen, wie die Leiter der Anstalt im Sinne gehabt hatten; wir besahen aber die Anstaltsgebäude, denen es an waldiger Umgebung und frischer Luft nicht fehlt, und die Anfänge der naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche als Hilfsmittel des Unterrichts eingeführt werden sollen. Die Schule, die zur Zeit 186 Schüler und Schülerinnen zählt, — denn auch hier sind Knaben und Mädchen gleichmäßig zugelassen und werden gemeinschaftlich unterrichtet — umfaßt 2 Abtheilungen, die als Collegiate und English Preparatory Department bezeichnet

werden; die Letztere ist wegen des Mangels geeigneter Vorschulen im Staate eingerichtet und soll nur beibehalten werden, so lange dem Bedürfniß nicht anderweit abgeholfen ist. Das eigentliche College hat drei Kurse: the Classical, the Scientific und the Normal. In dem letzteren werden weder alte Sprachen noch neue — außer englisch — gelehrt, dagegen neben mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen auch Buchhaltung, Astronomie und die Verfassung. Der Classical und der Scientific Course unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß neben Latein in dem ersteren auch Griechisch gelehrt wird, in dem letzteren statt dessen die französische Sprache. Geschichte der Civilisation, Moralphilosophie und Internationales Recht sind Unterrichtszweige, die über die sonstige Begrenzung der Schule etwas befremdlich hinausgreifen. Der Unterricht im Deutschen ist in den Vorkursen für die realistische Abtheilung zwei Jahre hindurch obligatorisch. Prüfungen finden in allen Klassen am Schlusse jedes Semesters Statt, ebenso die Graduirung zum Bachelor of Art nach Absolvirung des Classical oder Scientific Course. Auch der Master of Art und der Doctor of Philosophy winken als Lohn weiterer unter Aufsicht der Fakultät betriebenen Studien. Der Unterricht ist hier nicht unentgeldlich; es ist vielmehr ein jährliches Schulgeld von 40 Dollars im College und von 30 Dollars in der Vorschule zu entrichten. Kost und Logis in Familien sind für 3—4 Dollars wöchentlich zu haben.

Neben der Universität in Eugene City bestehen in Oregon noch drei andere Anstalten, sodann vier als Colleges bezeichnete höhere Schulen, mit deren einer eine staatliche Ackerbauschule verbunden ist und eine höhere Mädchenschule in Portland, die der Protestantischen Episkopalkirche gehört. Auch Washington Territory hat eine Universität in Seattle mit der ein Seminar verbunden ist und die in 4 Abtheilungen 150 Studenten zählt. Die Mittel für diese Anstalten werden zum Theil gedeckt durch die früher erwähnten, vom Kongreß für Schulzwecke gewidmeten

Ländereien, zum größeren Theil aber durch eine direkte Vermögenssteuer von 3—4 Promille, welche von Staatswegen erhoben wird. Dafür hat Oregon bis jetzt 943 Schulhäuser mit 1314 Lehrern, Washington 326 Schulen mit 323 Lehrern. In Oregon bestehen neben den öffentlichen Schulen zahlreiche Privatschulen (142) und Colleges (12) unter Leitung religiöser Genossenschaften. Wie überall sind in beiden Staaten unter den Lehrern die Frauen stark vertreten, annähernd zur Hälfte. Die Besoldungen der Lehrer gehen von 33—45 Dollars monatlich. Die eigentliche Schulzeit dauert indeß im Jahre nur 4½ Monat.

Diese Erweiterung meiner Schulweisheit, die mir beiläufig zu Theil wurde, verabfolge ich Dir ebenso beiläufig. Ich kann sie nicht zurückhalten, weil ich stets mit Freude erfahre, wie das Volk in den Vereinigten Staaten den Erwerb von Kenntnissen hochhält, und für den Unterricht darin sehr erhebliche Opfer bringt. Es mag sein, daß der materielle Vortheil, den nützliches Wissen verschaffen kann, dabei das hauptsächliche Ziel ist; es mag auch sein, daß die Unterrichtsmethode deshalb und aus Mangel an geeigneter Schulung der Lehrer noch viel zu wünschen lassen mag, daß sie insbesondere in der Menge und Verschiedenheit der Lehrgegenstände, welche jede einzelne Anstalt bieten will, des Guten zu viel thut; gleichwohl besteht neben dem Irrthum so viel tüchtiges Wollen und praktisches Leisten, daß der Erfolg die angewendete Mühe lohnen muß. Die Auffassung, daß das Wissen eine Macht sei, nicht blos der Dollar, leitet allmälig und unwillkürlich zu der höheren über, daß das Wissen nicht blos der Macht und des äußeren Nutzens wegen zu erstreben sei, sondern um der Veredlung und Erhebung menschlichen Wesens willen und als die unentbehrliche Grundlage freier Sittlichkeit. Das ist der Segen, der auf richtiger Erkenntniß ruht.

Als wir die junge Schule in Eugene City verließen, hatten sich Studenten und Studentinnen längs des Eisenbahnzugs

aufgestellt, um uns einen Abschiedsgruß zu bringen. Der Rektor oder Präsident der Schule, deren Unterhaltung und Erweiterung Mr. Villard in liberalster Weise unterstützt, hielt eine Ansprache, die in Abwesenheit des Letzteren unser Professor aus Oxford als berufener Kollege erwiderte unter lebhaftem Beifall der Jugend, der noch nachklang, als der Zug weiter brauste, um uns wieder in die Primordien der Kultur des Bodens zurückzuführen.

Die Eisenbahn verläßt bei Eugene City das Thal des Middle Fork des Willámette und tritt in das des Coast Fork, dann des Paß Creek, das sich allmälig verengt und in welchem die alte Kalifornia Stage Road nach Süden führt. In Roseburgh, dem zeitigen Endpunkt der Bahn, das im Umpqua Thal in zerstreuten Ansiedlungen zwischen freundlichen Hügeln liegt, wendeten wir uns wieder nördlich und gelangten am anderen Tage, nachdem wir Corvallis zu Wagen erreicht hatten, von dort auf dem westlichen Ufer des Willámette nach Portland zurück. Der Charakter des Landes bot hier nichts wesentlich Verschiedenes von dem andern Ufer. Weizenfelder in Stoppel und frischer Saat, Waldverwüstung, zur Abwechselung nur einige Chinamen, die im Walde das Brennholz auf die Maschine warfen.

Nach knapper Rast traten wir die zweite Exkursion an, die in nördlicher Richtung an den Puget Sound ging, zunächst auf dem Wasserwege des Willámette und Columbia hinunter bis Kalama, von dort auf der der Northern Pacific Gesellschaft gehörigen Bahn im Thale des Cowlitz River über Tenino, von wo eine schmalspurige Bahn nach Olympia, der Hauptstadt des Territoriums abzweigt, nach Tacoma am Puget Sound. Obwohl die Eisenbahn bis zu letzterem Platze im Betriebe ist, verließen wir sie doch an der vorliegenden Station Lakeview, um den letzten Theil des Weges zu Wagen zurückzulegen. Er führt durch uralten Wald, in welchem noch Bär

Elk und Deer zu finden sind. Auf solche Begegnung war es nun zwar nicht abgesehen, noch war sie wahrscheinlich bei dem Geräusch der langen Reihe von Wagen; aber auch ohne dies war der Weg gar herrlich zwischen den hochragenden Föhren, Lärchen und Cedern, durch welche die Oktobersonne hier und da mit ihren Strahlen drang und deren würziger Duft die Luft erfüllte. Besonders köstlich war es als durch das Walddunkel die blaue Fluth des Puget Sound schimmerte und wir nun hinaustretend, den Ueberblick über die Landschaft gewannen. Ueber den breiten leicht bewegten Meeresarm, der jenen Namen führt, soweit das Auge reicht, waldbestandenes Hügelland, im Osten überragt von dem schneebedeckten Mount Rainier, der dem Monte Rosa an Höhe gleichkommt, im Westen von den blauen Höhenzügen der Olympic oder Coast Range, welche das Land zwischen dem tiefen von Norden nach Süden sich streckenden Einschnitt des Puget Sound und der Straße von San Juan de Fuca füllt und die in dem Mount Olympus bis zu mehr als 8000 Fuß sich erhebt.

In Tacoma, das sich unter dem ziemlich hohen Ufer entlang dem Wasser angesiedelt hat, erwartete uns Mr. Villard, der schon am Tage zuvor mit seinem Stabe eingetroffen war und bereits mit der Gemeindevertretung über die Eisenbahnfrage Verhandlungen gepflogen hatte. Von seinem feierlichen Empfange gab ein Velum Zeugniß, das über die breite Hauptstraße gespannt ein Welcome in riesigen Lettern zeigte; er war auch durch ein Musikkorps verherrlicht worden, das allerdings nicht zahlreich, aber dafür um so energischer, einen Triumphmarsch geblasen hatte, und das auch uns Spätlinge mit einer wohlgemeinten Huldigung in Blech begrüßte. Wir begaben uns nach Austausch von Höflichkeiten mit den Würdenträgern der Stadt auf den Dampfer, der uns nach Vancouver Island bringen sollte, und fuhren bei herrlich klarem Himmel auf den Puget Sound hinaus. Die Fahrt war wirklich wunderschön.

Der Puget Sound ist eine Verzweigung von Meeresarmen, die von dem östlichen Theil der Straße von San Juan de Fuca als eine Verlängerung des Golfs von Georgia, der Vancouver Island vom Festlande trennt, von Norden nach Süden 200 Miles tief in das Land eingreifen, das sie in mannigfachen Verschlingungen und Windungen zu zahlreichen großen und kleinen Inseln zerrissen haben. Es ist eine wahre Binnensee, die man, wenn auch mit wenig Berechtigung, the American Mediterranean genannt hat. Die Länge der Küsten, welche den Sund bilden, wird auf 1600—1800 Miles angegeben; seine Tiefe geht bis auf 100 Faden, und reicht überall auch für die größten Seeschiffe aus; er ist frei von Felsenriffen und Sandbänken und vor Stürmen selbst im Winter völlig gesichert: er ist also ein wahres Ideal von Meer. In der That fährt man auf ihm so ruhig und gleichmäßig wie auf einem mächtigen Strome, dem er auch darin gleicht, daß man nirgends die Ufer aus dem Gesicht verliert. Durchweg im Bereich der Gezeiten ist er doch bei jedem Wasserstande schiffbar. Nicht weniger als 50 Flüsse münden in ihn ein, welche ebenfalls zum Theil schiffbar sind und ihn auch vom Innern des Landes leicht zugänglich machen, ein Umstand, durch welchen der hohe Werth, den er als Transportweg hat, noch wesentlich erhöht wird.

Von großer Schönheit sind die waldigen Ufer und die waldbedeckten Inseln, deren Grün scharf an dem blauen Spiegel der Wasserfläche abschneidet. Es war schwer von Deck zu gehen und sich dem Schlaf zu Liebe von dem Bilde zu trennen, das in ruhiger Größe aus Wald, Himmel und Meer im Abendroth zusammenfloß und dem der aufgehende Vollmond bald noch einen neuen Reiz verlieh.

In der Frühe befanden wir uns in Victoria, der Hauptstadt von Vancouver Island und damit in Her British Majesty Dominions. Der Morgen war empfindlich kalt geworden, so daß das Wasser am Ufer, obwohl wir erst den 6. Oktober

hatten, dünne Eisschichten zeigte. Unterhalb der Landungsbrücke hockte eine Familie von Indianern am Boden an einem schwächlichen Feuer, an welchem sie ihr Fischfrühstück bereitet haben mochten. Sie stiegen dann in ein Kanoe, lang und schmal aus einem Stamme geschnitten, das der Mann mit einem Paddelruder trieb und lenkte, während die Squaw mit dem Baby sich in die Höhlung schmiegte. Ein Bärenfell war die einzige Kleidung der wetterfesten Rothhaut und auch diese ließ er bei der Arbeit des Ruderns trotz der niedrigen Temperatur der Luft sinken.

Victoria's Ursprung ist jungen Datums. Die Hudson Bay Company legte dazu erst 1843 den Grund, indem sie ein Fort baute und unter dessen Schutz Posten für ihren Pelzhandel errichtete, ohne sich um die Kolonisation weiter zu bemühen. Auch jetzt noch ist ein großer Theil des Landes in der Umgebung von Victoria in den Händen der Kompagnie, welche indessen nach wie vor dessen Bebauung und Ansiedlung wenig Eifer zuwenden soll. Gleichwohl hat die Stadt selbst einen frischen Aufschwung genommen, insbesondere seit 1871 British Columbia und Vancouver Island in die kanadische Konföderation aufgenommen worden sind und die kanadische Regierung sich die Förderung gemeinnütziger Einrichtungen angelegen sein läßt. Der Westen der britischen Besitzungen und mit ihm Victoria wird noch mehr gewinnen, wenn die kanadische Pacific Eisenbahn, deren Bau durch Kanada in Angriff genommen ist, vollendet und wenn die Northern Pacific mit ihren Endverzweigungen an den Puget Sound gelangt sein wird. Die weiße Bevölkerung von British Columbia wird zur Zeit auf etwa 25 000 angegeben, von denen 7—8000 auf Vancouver Island entfallen. Daneben leben etwa 40 000 Indianer, hauptsächlich vom Stamme der Songish, der sich durch Schmutz und Häßlichkeit auszeichnet, wenigstens soweit er an der Küste vertreten ist, während die mehr im Innern lebenden Stämme besseren

Ruf haben. Bemerkenswerth ist, daß die Indianer in den britischen Kolonien des Westens und in Kanada nie eine ernste Schwierigkeit bereitet haben und sich überwiegend friedlich verhalten. Man schreibt es der zweckmäßigen Behandlung zu, welche sowohl die Kolonialregierung als die Hudson Bay Company ihnen haben angedeihen lassen, insbesondere der Redlichkeit, mit welcher eingegangene Verträge gehalten und von den Indianern erworbene Rechte geachtet worden sind.

Das Land ist reich an Wald, aber auch fruchtbar und bringt bis zum 56. Grad der Breite Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln hervor. Als besonders ertragreiches Ackerland wird das Delta zwischen dem Frazer River, Barrards Inlet und Mud Bay gerühmt, sowie das eingedeichte Alluvialland an den zahlreichen Flußmündungen. Man berichtet, daß Land am Frazer River, vor 13 Jahren mit Timothy bestellt, seitdem unausgesetzt ohne neue Aussaat getragen habe und daß 3½ Tons per Acre geerntet worden seien.

Die tiefen Seearme und nicht minder die Flüsse sind auch reich an Fischen und anderem nützlichen Wassergethier, so daß auch hier die Industrie des Salmenfanges mit Erfolg sich ausbreitet. Die Hausfrau daheim interessirt es vielleicht in dieser Beziehung, daß ein Halibut, ein schmackhafter Seefisch, der Seezunge verwandt, der in Victoria in die Schiffsküche gebracht wurde, und der ein Gewicht von 50 Pfund hatte, 50 Cents oder per Pfund etwa 4 Pfennige kostete und daß der Preis des Rindfleisches auf 6 Cents per Pfund = 24 Pfennigen stand.

Victoria ist bei der Billigkeit des Bodens weitläufig gebaut und erfreut sich waldiger und wasserreicher Umgebung. Der Kommandant der britischen Streitkräfte am Platze, der dorthin vor einiger Zeit vom Kap der guten Hoffnung versetzt war, Oberst L. machte uns durch eine Umfahrt mit dieser Umgebung bekannt, die einem Parke gleicht, mit der Eigenthümlichkeit, daß die schmalen Wasserarme, an denen die vielfach ge-

schlungenen trefflich gehaltenen Wege entlang führen, Meeresarme sind. Als einen Beleg der von der Regierung dem Lande gewidmeten Fürsorge konnte er u. A. auf den Bau eines massiven Trockendocks hinweisen, mit dessen Herstellung man eifrig beschäftigt ist und dessen Kosten auf 450 000 Dollars veranschlagt sind. Auffällig ist, daß auch hier das chinesische Element eingedrungen ist. Nicht blos einzelne Arbeiter oder Handwerker, insbesondere Wäscher und Plätter, denen mit ihren Schildern und Affichen zu begegnen nicht überrascht, nein, bereits ein ganzes chinesisches Viertel hat die Stadt und es scheint, daß man hier mit dem Zuwachs billiger Arbeitskraft nicht unzufrieden ist. Gasbeleuchtung, Telegraphen, Wasserleitung machen es schwer zu glauben, daß an Stelle der Straßen, denen sie jetzt den Komfort der Großstadt verleihen, noch vor kaum 40 Jahren dürftige Pfade durch den Urwald führten, auf denen verkommene Indianer zum Fischfang schlichen, oder der Faktorei der Pelzhändler Biberfelle zutrugen.

Die Stadt ist der Sitz der Regierungsbehörden, an deren Spitze ein Lieutenant Governor steht, neben welchem drei Ministersekretaire funktioniren, sowie eine Provinzialvertretung von 25 Mitgliedern, welche alljährlich zwei Monate lang zusammentritt, um der Gesetzgebungsarbeit obzuliegen. Die Gebäude, in welchen dieser gesetzgebende Körper und die Behörden residiren, bilden einen Komplex von Häusern, die in japanisch-schweizerischem Style gebaut sind, inmitten der frischen Gärten aber, in denen sie liegen, sehr behaglich aussehen. Auch andere stattliche Gebäude, wie die City Hall, die Post, das Zollhaus, die zahlreichen Kirchen der verschiedenen religiösen Genossenschaften und zwei Tempel oder Hallen der Freimaurer können sich sehen lassen.

Wir verließen das gastliche Victoria gegen Mittag, um über Seattle nach Olympia zu fahren, das an der südlichen Bucht des Puget Sound liegt. Der Plan des Oberingenieurs

der Oregon Eisenbahn, eines wackeren Holsteiners, der seit 40 Jahren in Amerika ist, und von Chicago ab seine 1000 Miles Eisenbahn nach Westen gebaut hat, unser Schiff durch die „Narrows“ zu führen, d. h. einen schmalen Meeresarm, in welchem das Wasser von Felsen zusammen gedrängt wird, mußte aufgegeben werden, da wir die dafür günstige Fluthzeit verpaßt hatten. Dafür erschien die Insel San Juan in Sicht, die denselben Taufpathen hat, wie die Straße zwischen Vancouver Island und Oregon, einen griechischen Seemann Juan de Fuca, der im Dienste von Mexiko im Jahre 1592 zuerst seinen Kiel in diese Meerengen gelenkt hatte. Für uns Deutsche bietet sie dadurch ein Interesse, daß unser Kaiser den Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien über die Souverainität, der seit 1859 in der Schwebe war, als Schiedsrichter durch seinen Spruch im Jahre 1872 geschlichtet hat. Politisch ist sie zur Zeit noch nicht von besonderer Wichtigkeit, da sie kaum 300 Einwohner zählt. Doch besitzt sie gutes Weideland für Schafzucht und ist ein berühmter Jagdgrund für deer (Rothwild).

Seattle, das am Puget Sound auf dessen östlichem Ufer liegt, ist ein richtiger amerikanischer Platz, wo der Pionier des Hinterwaldes und die moderne Kultur dicht neben einander stehen. Es ist eine Stadt, die bereits 3500 Einwohner zählt, und die danach ringt, der westliche Endpunkt der Northern Pacific Eisenbahn zu werden und damit das Hauptemporium am Puget Sound. Rosige Hoffnungen knüpfen sich daran und wecken und erregen die solide Unternehmungslust wie die waghalsige Spekulation. Die Ansiedlungen liegen auf hügeligem Boden zerstreut im lichten Walde, doch hat der am Wasser liegende Theil ganz reguläre städtische Einrichtungen. Es gibt Saloons, eine „Alhambra“, ein bayerisches Bierhaus, wo jedes Mahl und jedes Nachtquartier 25 Cents kosten, und eine täglich erscheinende Zeitung; selbst Chinesen fehlen nicht. Mauer-

anschläge laden zum Besuch der landwirthschaftlichen Ausstellung in Victoria ein; ein Store kündigt sich mit langen Lettern als Miners camp Outfitting an, aber neben dem Hause des Lawyers, dessen Firma in goldenen Buchstaben glänzt, graset mitten in der Stadt friedlich das Rindvieh.

Die Hauptindustrie der Stadt ist Holzbearbeitung und Holzhandel, sowie die gewerbliche Thätigkeit, welche die aussichtreichen Kohlenminen der Umgebung erzeugen. Die ganze Umgebung des Puget Sound und das Land östlich davon bis an den Columbia River hat einen fast unerschöpflichen Reichthum an Bauholz aller Art; Wälder von Fichten, Tannen, Cedern, Lärchen bedecken es meilenweit, dazwischen aber auch Weißeichen, Ahorn, Kottonwood, Eschen und Erlen. Die Herrscher des Waldes sind die Fichte (fir) und die Ceder, ausgezeichnetes Material für Schiffsmasten und -Spieren. Yellow Firs sind normale Bäume, wenn sie die Höhe von 250 Fuß erreichen, Silberkiefern und Schwarztannen bei 150 Fuß. Es gibt Cedern von 63 Fuß Umfang und 120 Fuß Höhe, mit einem Inhalt brauchbaren Bauholzes bis zu 15 000 Kubikfuß. Die erste Sägemühle am Puget Sound wurde 1851 errichtet, die erste Dampfsägemühle in Seattle schon 1853. Jetzt sind deren am Sund 15, deren größte 200 000 Fuß täglich schneidet und hobelt. Die günstige Wasserverbindung erleichtert die Zufuhr und den Export, der nach Mexiko, Süd-Amerika, Australien, Japan und Europa geht.

Die in Betrieb genommenen Kohlenminen liegen etwa 30 Miles östlich von Seattle und sind mit der Stadt durch eine schmalspurige Eisenbahn verbunden. Sie sind jetzt im Besitz der Oregon Improvement Company, die sie für eine Million Dollars erworben hat. Man hat ihnen den vielversprechenden Namen von New-Castle beigelegt, den sie allerdings erst noch werden verdienen müssen. Ein Eisenbahnzug mit Miniaturwagen, entsprechend den schmalen Gleisen, brachte uns in etwa

zwei Stunden hin durch dichten Wald an zwei kleinen Seen vorüber und in die junge Ansiedlung hinein, die sich um die Gruben gebildet hat. Die geförderte Kohle ist eine ziemlich reine Holzkohle, die loco Grube für 4 Dollar per Ton verkauft wird, in Seattle mit Zuschlag der Fracht von 50 Cents per Ton. Sie wird aus zwei Flötzen gewonnen, die zusammen 11 Fuß mächtig in 1600 Fuß Tiefe liegen und 3 Miles lang sind. Die Förderung des Jahres 1880 wird auf 150 000 Tons angegeben. Eine Schwierigkeit bildet die Beschaffung der Arbeiter, deren Tagesverdienst sich auf 3—3½ Dollars stellt. Die hohen Löhne verleiten hier wie anderwärts die Arbeiter zu Luxus und Vergnügungssucht. Es waren Affichen zu lesen, die zu einem Dance in City Hall einluden. In dem wohl eingerichteten Store wurde bemerkt, daß die Miners theuere Parfüms lieben und daß sie Thee wünschen, der 1 Dollar das Pfund kostet. Daneben scheint jedoch auch für geistliche Bedürfnisse gesorgt, da der kleine Ort eine wohleingerichtete Kirche hat.

An der Eisenbahn waren zahlreiche Chinesen mit Reparaturarbeiten beschäftigt. Der Oberingenieur bemerkte, daß die Gesellschaft deren etwa gegen 3000 beschäftige und sich gut dabei stehe, da sie fleißig und friedlich sind. Früher lag die Vermittelung der Einwanderung der „Himmlischen" und ihre Gestellung als Arbeiter in den Händen von chinesischen Unternehmern, welchen die Einwanderer, die nach Portland zumeist aus dem südlichen China kamen, die vorgeschossene Fracht (51 Dollars per Kopf) und die Taxe allmälig abtragen mußten. Sie wurden in Abtheilungen — Gangs — von 40 Mann unter Vorarbeiter gestellt und der Lohn wurde an die Unternehmer gezahlt. Mehrere der Letzteren machten betrügerischen Bankerott; die Arbeiter warteten vergeblich auf Lohn und strikten. Seitdem wird mit den Gangs direkt verhandelt. Jeder derselben hat einen gewählten Vorarbeiter, einen Buchhalter und einen

Koch, welche letzteren von der Gesellschaft ebenfalls Tagelohn erhalten. Die Gesellschaft kontrahirt mit den Vorarbeitern und leistet an sie auch die Zahlung. Die Anstellung und Leitung der Arbeiter geschieht durch weiße Aufseher; sie werden zu Erd- und Mauerarbeiten und als Wagenführer verwendet und zeigen sich bei diesen Arbeiten anstellig und ausdauernd. Mr. Th. erzählte beiläufig, daß die Ausfuhr von Weizenmehl nach China sich im vorigen Jahre um 400 Prozent gesteigert habe; nach seiner Meinung werde die pacifische Küste vorwiegend nach Ostasien Weizenmehl ausführen im Wechselhandel mit Reis und Kolonialwaaren. Der Wohlthäter des Westens würde sein, wer es fertig bekäme, daß die Chinesen sich den Reis ab- und statt dessen den Weizen angewöhnten, und zwar nicht blos die, welche in den Vereinigten Staaten leben, sondern das ganze Reich der Mitte, dann sei der Pacific Slope geholfen. Vielleicht auch Anderen, die den Weizenreichthum der neuen Welt als eine Kalamität für die Landwirthschaft der alten beklagen.

In Seattle wurde bei der Rückkehr Mr. Villard von einem Komitee der Gemeindevertretung empfangen und nebst seinen Begleitern durch ein festliches Lunch geehrt, dessen Arrangement und Menu, das Getränk eingeschlossen, durchaus nicht von hinterwäldlerischer Einfachheit waren. Darauf folgte ein Meeting in dem Theater der Stadt, bei welchem der Mayor Mr. Villard einführte und eine Besprechung der Aussichten erbat, welche sich für die Stadt bezüglich des Durchbaues der Northern Pacific Eisenbahn eröffneten. Mr. Villard entsprach diesem Wunsche durch eine treffliche Rede, deren Inhalt den vollen Beifall der Hörer fand, ohne ihn selbst zu binden. Er hielt sie auf der Bühne, stehend, die Koulissen der letzten Aufführung hinter sich, ohne jedoch von der Kunst, welche auf dieser Scene sonst sich darstellt, irgend etwas zu entlehnen. Ich habe selten eine so glückliche Verbindung von Sachlichkeit, Einfachheit und gewinnender Form gehört, wie seine Darlegung sie bot.

Auch in Olympia, das wir in der Nacht nach glücklicher Seefahrt erreicht hatten, war festlicher Empfang vorbereitet, dieses Mal aber von der höchsten Vertretung des Landes, dem Governor und den gesetzgebenden Körperschaften, der Legislative Assembly, wie dies für die politische Hauptstadt des Territoriums angezeigt war. Die Stadt hat eine ausnehmend malerische Lage auf einer hohen Halbinsel, die zwei Miles in den Puget Sound vorspringt, begrenzt von einer amphitheatralischen Erhebung, die mit immergrünen Föhren bedeckt ist. Obwohl 200 Miles vom Ocean entfernt, ist sie doch für Seeschiffe zugänglich, die unbegrenzten und sicheren Ankerplatz finden. Das Kapitol, welches die Legislative Assembly und die Verwaltungsbehörden — executive chambers — sowie die Landesbibliothek beherbergt, liegt auf dem höchsten Punkte der halbrunden Erhebung und bietet eine großartige Aussicht auf den Sund, sowie auf die Olympic Range und die Cascade Mountains, welche der Mount Rainier himmelanstrebend überragt. Dort, d. h. nicht auf dem Mount Rainier, sondern auf dem Kapitol fand die Begrüßung statt, zuerst durch den Governor, Mr. Newell, der mit zwei Töchtern in der Bibliothek empfing, sodann von den beiden Häusern der Legislatur, die einträchtig in demselben Hause wohnen, der Senat — Council — im oberen, das Haus of Representatives im unteren Stockwerk.

Die Session der Assembly, die nur alle zwei Jahre zusammentritt, war vor wenigen Tagen eröffnet worden, und es verstand sich, daß Exemplare der Botschaft, welche der Governor der Assembly nach deren Konstituirung und vor dem Beginn der Arbeiten vorzulegen hat, uns als Ehrengabe gewidmet wurden. In der Unterhaltung, die sich daran knüpfte, erwähnte der Governor, um seine in der Botschaft vertretene gute Meinung von der Fruchtbarkeit des Landes zu belegen, eines ihm vorliegenden Briefes eines Farmers, in welchem dieser die beglaubigte Mittheilung machte, daß er von einem halben Acre

Land, auf welchem er 60 Pfund Hafer ausgesäet, 70 Bushel (à 36 Pfund) geerntet habe (= 6176 Pfund vom Hectar).

Der Senat besteht aus 12, das Repräsentantenhaus aus 24 Mitgliedern, jener unter dem Vorsitz eines Präsidenten, dieses eines Sprecher eigener Wahl. Im Senat, der seine Sitzung unterbrochen hatte, war die Begrüßung mehr kordial; der feierliche Akt war in das andere Haus verlegt, wo nach Einführung durch den Speaker der Governor eine Ansprache hielt, welche Mr. Villard erwiderte; auch zwei andere Mitglieder der Party sprachen über die Eisenbahn und deren Bedeutung für das Land, Professor Br. Namens der europäischen Amateurs, deren freundlich gedacht worden war, und zugleich als Member Parliament von England, das er in heiterem, mit Jubel aufgenommenem Vergleich dem von Washington Territory gegenüberstellte. Die Repräsentanten waren Männer aus dem praktischen Leben, meist Farmer mit harten arbeitgewohnten Händen, und ohne geschmeidige Formen, aber von offener und grader Art, auch ganz geübte Parlamentarier, wie die Einsicht in die „Drucksachen", die Protokolle der letzten Session, einen Band Gesetze, welche sie im Jahre 1879 geleistet hatten, wie in die Geschäftsordnung schließen ließ.

Beide Häuser wählen ihre Beamten, die vereidet werden, prüfen die Giltigkeit der Wahlen und versammeln sich nach der Konstituirung zu gemeinschaftlicher Sitzung, um die Verlesung der Botschaft des Governor zu hören, der feierlich eingeführt wird und dessen Botschaft, ein umfassender Verwaltungsbericht, Gegenstand der Diskussion wird. Die Arbeiten werden in Plenarsitzungen und in Ausschüssen besorgt, die ständige oder spezielle sind; von den ersteren hat der Senat 22, das Abgeordnetenhaus 19 von 3—5 Mitgliedern, so daß jedes der Mitglieder nothwendig verschiedenen Ausschüssen angehört, und unbeschäftigte Personen nicht vorkommen. Bei Differenzen zwischen beiden Häusern wird versucht, einen Ausgleich durch Ausschüsse beider herbeizuführen.

Etwas befremdlich war es, daß unter den Beamten, die an den parlamentarischen Versammlungen aktiven Antheil nahmen, auch Frauen waren. Im Repräsentantenhause versah Miß Haramon die Funktionen eines Engrossing Clerk oder Kanzlisten, im Senat war eine Dame Assistentin des Protokollführers, eine andere Messenger oder Botin.

Die Sitzungen beginnen in der Regel um 10 Uhr des Vormittags und zwar mit einem Gebet, das ein als Chaplain bestellter Geistlicher hält; um 12 Uhr wird auf zwei Stunden Mittagspause gemacht und dann die Arbeit fortgesetzt. Die Dauer der Session ist nicht begrenzt; doch sind die vom Kongreß dafür bewilligten Mittel begrenzt (20 000 Dollars jährlich). Als sie bei der letzten Session zur Bestreitung des entstandenen Aufwandes nicht ausreichten, wurde den Abgeordneten ein das Deficit deckender Abzug an den Diäten gemacht. Wie einfach und praktisch! Auch im Uebrigen finden sich in der Geschäftsordnung einige der Beachtung werthe Bestimmungen, so z. B. daß kein Mitglied mehr als zwei Mal zu derselben Frage sprechen darf, es sei denn mit besonderer Erlaubniß der Versammlung, und daß Verhandlungen, die in einer Sitzung nicht beendet sind, in der nächsten den Vortritt haben. Eigenthümlich ist auch die Vorschrift, daß bei Verletzungen der Ordnung nicht nur der Sprecher, sondern auch jedes Mitglied befugt ist, den Redner zur Ordnung zu rufen, und daß der so Gerufene sich sofort niedersetzen muß bis er die Erlaubniß zu einer Erklärung erhält, über welche der Sprecher, auf Berufung das Haus ohne Debatte, entscheidet. Fällt die Entscheidung zu seinen Gunsten, so darf er weiter sprechen, wenn nicht, so verfällt er zunächst der Censur des Hauses.

Außer dieser politischen Begrüßung erfreuten wir in Olympia uns noch einer zweiten, die äußerlich ungleich bescheidener war, aber in gewissem Sinne doch sehr bedeutungsvoll. Es kam ein junger Naturforscher aus der Olympic Range

herunter, wo er seit Monaten sich aufhielt, um Mr. Villard über den Fortgang der dortigen Arbeiten der „Survey“ zu berichten. Es ist dies eine Unternehmung, welche die Northern Pacific Company auf Anregung ihres Präsidenten beschlossen hat, um in ihrem und der ihr verbündeten Gesellschaften Interesse zunächst durch eine systematische wissenschaftliche Erforschung des Landes im Bereich der Eisenbahnen genaue Kenntniß seiner Beschaffenheit und seiner Hilfsquellen zu erhalten, welche für die Betriebseinrichtung der Eisenbahnen, für die Begründung gewerblicher Anlagen und für die Leitung der Einwanderung nutzbar gemacht werden soll. Sie wird von mehr als 20 Gelehrten und Technikern unter der oberen Leitung des bekannten Professors Pumpelly in Cambridge bei Boston geführt und ist in fünf Abtheilungen getheilt, welchen obliegt, ihre Untersuchungen auf das Klima, die Wasserverhältnisse, die Bodenbeschaffenheit, die Forsten, das Vorkommen von Mineralien und die Topographie auszudehnen. Die wissenschaftlichen Arbeiten sind im Jahre 1881 praktisch begonnen worden und haben bereits in der Aufschließung von Kohlen- und Erzlagern Erfolg gehabt. Da sie mit bedeutenden Mitteln ausgeführt werden (ich meine daß zunächst 30 000 Dollars jährlich dafür ausgesetzt sind), so wird bei der anerkannt tüchtigen Leitung das gewünschte Ergebniß nicht ausbleiben. Daß die Erforschung des bisher nur mangelhaft bekannten Landes auch für weitere Kreise, insbesondere für die geographische und physikalische Wissenschaft von Nutzen sein wird, steht außer Frage. Der liberale Sinn, welcher an der leitenden Stelle waltet, gibt die Bürgschaft, daß dabei engherzige und eigennützige Verwendung der Forschungsresultate ausgeschlossen sein wird.

XII.

Die Indianerschule in Forest Grove bei Portland. — Versuche zur Civilisirung der Indianer. — Auf dem Columbia River. — Walla Walla. — Dayton. — Die Flumes.

Portland in Oregon, Oktober 1881.

Bevor ich den im letzten Briefe abgerissenen Faden über die gemeinschaftlichen Exkursionen ins Land weiter spinne, schalte ich ein kleines Extragarn ein über den Besuch einer indianischen Schule in Forest Grove bei Portland, den ich an einem freien Tage zwischen den größeren Touren auf eigene Rechnung und Gefahr ausgeführt habe.

Die Indianer sind in dem großen Prozeß der Amalgamirung von Racen und Stämmen, aus welchem eine neue „Nation" in den Vereinigten Staaten hervorgehen soll, nur noch von geringer Bedeutung. Die Millionen rother Menschen, welche ehedem den nördlichen Kontinent Amerikas als Jäger und Nomaden bevölkerten, sind seit dem Eindringen der europäischen Ansiedler derart zusammengeschmolzen, daß ihre Zahl in den Vereinigten Staaten — abgesehen von Alaska — nur noch auf etwa 256 000 Köpfe veranschlagt wird. Sie sind zu Tausenden den Feuerwaffen der Ansiedler erlegen, zahlreicher vielleicht noch dem Branntwein und den Krankheiten, welche ihnen die Berührung mit den Europäern gebracht hatte. Ganze Stämme sind insbesondre von den Blattern dahin gerafft worden, die auch jetzt noch unter den gebliebenen Resten schwere Verheerung anrichten. Es ist eine traurige Geschichte dieses langsame Hinsterben und Hinsiechen eines ganzen Menschenstammes, eine Geschichte voll Gewaltthätigkeit, Verrath, Treulosigkeit und Blutvergießens auf beiden Seiten, die selten eine tröstliche Seite bietet. Jetzt ist sie in der Hauptsache geschlossen; der Schwächere ist dem Stärkeren unterlegen und der Untergang der noch verbliebenen kümmerlichen Trümmer ist nach der Meinung der

Meisten nur eine Frage kurzer Zeit. Inzwischen ist in den letzten Jahren doch eine Auffassung zur Geltung gekommen, die, jenen harten Schluß der öffentlichen Meinung bekämpfend, in der Behandlung der noch vorhandenen Indianer der Menschlichkeit wie der politischen Klugheit zu größerem Rechte zu verhelfen sucht. Besonderes Verdienst in dieser Richtung hat sich Carl Schurz erworben, während er das Ministerium des Innern, welchem die indianischen Angelegenheiten unterstehen, unter der Präsidentschaft von Hayes verwaltet hat. Man ist zu der Einsicht gekommen, daß es besser sei, die Indianer zu unterrichten, statt sie umzubringen und hat ausgedehnte Gebiete reservirt, auf denen sie ein Recht des Aufenthalts haben, ohne von jedem Okkupanten vertrieben werden zu dürfen. Solcher „Reservationen“ sind in den Staaten und Territorien westlich vom Mississippi gegenwärtig 102, auf denen sich etwa 224 000 Indianer befinden und die unter der Aufsicht von Agenten der Vereinigten Staaten Regierung stehen. Zum Zweck des Unterrichts sind Schulen innerhalb der Reservationen eingerichtet, von denen 60 sogenannte Boarding Schools d. h. solche sind, in welchen die Kinder nicht blos unterrichtet, sondern auch verpflegt und erzogen werden und 110 Tagesschulen; sie hatten im Jahre 1880 im Ganzen 7000 Schüler und wurden von 338 Lehrern geleitet. Als Direktive ist ausgesprochen, daß landwirthschaftliche und häusliche Arbeit ebenso zu pflegen seien, wie das Lernen in der Schule und daß die Entwickelung des Charakters sowie die Gewöhnung an die Sitten und die Uebung des häuslichen Lebens nicht minder wichtig seien wie die aus Büchern gewonnenen Kenntnisse. Dieses Ziel ist begreiflicher Weise in Boarding Schools besser zu erreichen als in Tagesschulen; doch ist beider Zahl noch unzureichend; mehr als 7000 Kinder entbehren noch jedes Unterrichtes.

Außer diesen Lokalschulen bestehen Anstalten, drei an der Zahl, welche nicht auf die Kinder der in der Reservation leben=

den Indianer beschränkt sind und für deren Unterhaltung der Kongreß besondere Mittel bewilligt, davon zwei im Osten, in Hampton und Carlisle mit 66 bez. 169 Zöglingen, und eine im Westen, die oben erwähnte Schule in Forest Grove, die einige Stunden von Portland an einer Station der Oregon und California Eisenbahn liegt.

Die Schule besteht seit dem Herbst 1879 und steht unter Leitung des Capitän Wilkeson, eines aktiven aber vom Dienst beurlaubten Offiziers, der sie ins Leben gerufen hat und ihr sein Leben widmet, bei Erfüllung seiner Aufgabe von seiner Gattin mit ebensoviel Geschick als Hingebung unterstützt. Ich fand ihn leider, als ich nach Forest Grove kam, nicht heimisch; er war nach dem Norden gereist um persönlich der Schule eine Anzahl neuer Zöglinge aus dem Stamme der Umatilla zuzuführen; ich wurde jedoch von seinem Assistenten Mr. Kelley aufs artigste empfangen und erhielt Gelegenheit, von der Einrichtung der Schule und der Ertheilung des Unterrichts Kenntniß zu nehmen. Die Schule zählt gegenwärtig 76 Zöglinge, 46 Knaben und 30 Mädchen, die 13 verschiedenen Stämmen angehören; nur eine kleine Anzahl von sogenannten Half Breeds (Mischlingen) sind darunter. Sie werden im Alter von 7 Jahren aufgenommen und bleiben bis zu 17 und 18 Jahren. Der Unterricht umfaßt die Elementarkenntnisse; daneben werden die Knaben in den Handwerken des Zimmermanns, Stellmachers Schlossers und Schusters, die Mädchen im Nähen und Schneidern unterwiesen.

Dem Capitän Wilkeson war zur Errichtung der Schule ein Stück Waldland überwiesen worden; er hat es gerodet und mit Hilfe einiger Arbeiter und seiner Zöglinge die drei wohnlichen Häuser, die jetzt darauf stehen, selbst gebaut.

Die Ertheilung des Schulunterrichts ist zwei Lehrerinnen übertragen, denen eine dritte für die Unterweisung in weiblichen Arbeiten zur Seite steht. Eine „Matrone" führt die Aufsicht

außerhalb der Schulstunden. Der Küche steht eine Köchin mit einem chinesischen Gehilfen vor; ein Chinese besorgt die Wäsche der Indianerkinder. Die Knaben schlafen gemeinschaftlich in größeren Sälen; sie machen nach der Hausordnung ihre Betten und halten die Räume rein. Die Mädchen haben je eines oder zu zweien besondere Zimmerchen, die sie in Ordnung halten und in denen naive Versuche zur Ausschmückung mit eigenen Arbeiten den Besucher freundlich anmuthen. Die Mahlzeiten werden von den Kindern gemeinschaftlich unter Aufsicht der Matrone eingenommen.

Zum Unterricht, der in den meisten Fächern gemeinschaftlich ertheilt wird, versammelten sich die Zöglinge in einem geräumigen und hellen Saale, Knaben und Mädchen mit einander, aber auf getrennten Sitzen. Es war eine eigenthümliche Schulstube voll dieser kleinen Wilden, die Lehre und Beispiel zu Menschen bilden soll, von denen sie bisher nichts hatten, als die leibliche Form und Gestalt. Unter den Knaben waren solche von 17—18 Jahren, stark und kräftig genug, um den Grizzley Bear zu bestehen oder auf flüchtigem Rosse den Büffel zu jagen; sie saßen mit ihren Büchern jetzt still auf der Schulbank; auch die älteren unter den Mädchen, in sauberen hellen Kleidern, die sie selbst verfertigen, hielten sich so wohlgesittet und ungezwungen, als wären sie von frühester Jugend an die Ordnung der Schule gewöhnt. Etwas schwerer kam es den jüngeren Knaben an; das ruhige Sitzen auf einer Bank war ihnen offenbar noch gegen die Natur; sie brachten zur Abwechselung gelegentlich ein Bein auf die Bank wenn nicht noch höher, oder machten Schwenkungen mit den Armen, welche das unabweisbare Bedürfniß der Streckung bekundeten; doch waren dies Ausnahmen. Nach der Mittheilung der Lehrerin, die ihres schweren Amtes mit sanfter aber fester Hand zu walten schien, finden die Kinder sich sehr bald in die neue Umgebung und deren Anforderungen; selbst die unbändigsten lernen es rasch

und ohne Zwang lediglich durch die Nachahmung. Ein kleiner Wildfang, meinte sie, der erst vor drei Monaten aufgenommen worden, sei schon jetzt ganz manierlich. In der äußeren Erscheinung war trotz der Verschiedenheit der Stämme doch eine große Aehnlichkeit; bei einem einzigen Mädchen verrieth röthliches Haar, bei anderen die etwas hellere Hautfarbe die Racenverschiedenheit der Eltern; im Uebrigen zeigte die bräunliche Farbe der Haut, der Bau des Gesichtes, das dunkle Schwarz der Augen und deren Stellung, die schlichten, blauschwarz scheinenden Haare, die bei den älteren Mädchen gut gepflegt und anmuthig geordnet waren, bei aller Verschiedenheit im Ausdruck, doch eine nicht zu verkennende Gemeinsamkeit der Abstammung. Alle waren sauber und von gesundem Aussehen; in der That kommen Krankheiten selten vor; seit dem Bestehen der Schule ist noch kein Kind gestorben.

Der Lektion folgten, wenigstens die älteren alle, mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie wurden zuerst in der Geographie geprüft und vermochten Fragen nach Meeren, Strömen und Gebirgen in Amerika wie in Europa mit ziemlicher Sicherheit zu beantworten, auch auf der Karte sich zurecht zu finden. Dann kam eine Uebung im Englisch Lesen, bei welcher die Mehrzahl mit guter Aussprache und richtigem Accent bestand; eine folgende Besprechung erwies, daß das Gelesene auch verstanden war. Wenn eines der jüngeren Kinder beim Lesen an ein fremdes oder schweres Wort kam, hielt es inne und wagte nicht es auszusprechen; es sah mit einem um Hilfe bittenden Blick zu der Lehrerin auf, die dann durch Vorsprechen die schüchterne Zunge löste. Den Schluß bildete ein vierstimmiges Lied, das unter Begleitung eines Klaviers sehr rein, mit deutlicher Aussprache und unter Abstufung der Stärke gesungen wurde, so daß ich mir im Stillen sagte, es würde in nicht vielen deutschen Dorfschulen gleich gut gelingen. Die Kinder sangen nach dem Gehör und meist auswendig. Wie die Lehrerin

bemerkte, haben sie für den Gesang besondre Liebe und ausgesprochenes Talent; sie singen außer der Schule die Worte für sich, auch wenn sie den Sinn noch nicht verstehen. Die Unterweisung in Handwerks- und weiblichen Arbeiten zeigte ebenfalls schon verhältnißmäßig gute Resultate; ich konnte mich davon durch die Besichtigung einiger Leistungen überzeugen, welche in Portland auf einer eben eröffneten Industrie-Ausstellung ausgestellt werden und welche am Abend des Tages dorthin abgehen sollten.

Ist die Erziehung der Zöglinge vollendet, so haben sie die Freiheit zu ihrem Stamme zurückzukehren, bei welchem sie dann ihrerseits als Lehrer und Vorbilder wirken sollen. Der Gefahr eines Rückfalles in die alten Gewohnheiten hofft man dadurch zu begegnen, daß nunmehr auch Mädchen in die Schule aufgenommen werden. Denn die Gefahr jenes Rückfalles liegt dann besonders nahe, wenn die Heimkehrenden sich mit Weibern ihres Stammes verbinden, die sie bald wieder in dessen rohe Lebensweise hinabziehen.

Das Weib soll auch hier Trägerin und Hüterin der Sitte werden. Während der Schulzeit selbst dagegen wird ein persönlicher Verkehr mit den Angehörigen möglichst hintangehalten. Nur vereinzelte Besuche werden zugelassen, um den Eltern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß ihre Kinder gut behandelt werden und nicht, wie das Gerücht unter den Stämmen verbreitet ist, Hungers sterben müssen.

Die Rückfahrt nach Portland hatte ich das Vergnügen mit Mrs. Wilkeson zu machen, die sich dorthin begab, um mit Hilfe eines sie begleitenden älteren Zöglings der Schule die von den Schülern für die Ausstellung gemachten Arbeiten daselbst persönlich aufzustellen. Sie theilte mit, daß ihre Reise durch die Krankheit eines jungen Pfleglings, der Tochter eines der angesehensten Häuptlinge aus dem Norden, sich verzögert hätte, die von einem typhösen Fieber befallen worden, und die sie in ihr eigenes Haus

aufgenommen hatte, um unausgesetzt sich ihrer Wartung widmen zu können. Ihre Genesung wäre in gewissem Sinne eine Lebensfrage für die Anstalt; stürbe sie, so würden die mißtrauischen und abergläubischen Indianer nicht mehr zu bestimmen sein, ihre Kinder weiter der Schule anzuvertrauen. Nach dem Urtheil der Aerzte wäre aber nunmehr zu hoffen, daß das Leben des Kindes gerettet würde, so daß sie hätte wagen können, es für einige Zeit fremder Pflege zu überlassen. Sie bemerkte dabei, daß die kleine Kranke ein ganz eigenthümliches Kind wäre, trotz ihrer Jugend von einer natürlichen Würde und Vornehmheit der Haltung und des Betragens und daß sie in Folge dessen von den übrigen Kindern ohne jegliche Einwirkung der Lehrer auch mit einer gewissen scheuen Ehrerbietung behandelt würde. Von dem Naturell der Kinder hatte Mrs. Wilkeson eine überwiegend gute Meinung; sie sind nach ihrer Erfahrung ehrlich, wahrhaft und verträglich, so daß fast nie Streitigkeiten vorkommen, ganz im Gegensatz zu Negerkindern, mit denen Mrs. Wilkeson sich zu befassen in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, und die sie im Durchschnitt diebisch, faul und streitsüchtig gefunden hatte. Bezeichnend ist es, daß die Anlagen der Kinder besser sind und ihre Bildsamkeit leichter ist, je weiter nördlich die Stämme leben, denen sie angehören, d. h. je weiter sie der Civilisation entrückt sind. Die inneren Stämme sind stolz und kräftig; den in der Nähe der Eisenbahn Wohnenden hat das Betteln und der Whiskey den Stolz und die Kraft gebrochen.

Wie hier die Schule Dank einer geschickten und wohlwollenden Leitung gute Erfolge verspricht, so scheint es auch mit den anderen vom Bunde unterstützten Indianerschulen der Fall zu sein. Wenigstens bestätigt der Bericht des Commissioner für das Jahr 1880 mit Genugthuung, daß durch die Schulen das Interesse an den Indianern geweckt und gewachsen sei, was sich u. A. darin bekunde, daß in Pennsylvanien und Massachusetts während des Sommers wiederum eine große Anzahl

von Kindern der dortigen Schulen in Familien freundlich aufgenommen worden; andererseits, daß die Indianer selbst, die Anfangs abgeneigt gewesen, jetzt nach der Schule drängen, nachdem eine Gesellschaft von neun Häuptlingen sich nach dem Besuch der Schulen von der Behandlung der Kinder aufs höchste befriedigt erklärt habe. Es sind dies erfreuliche und wohlthuende Wahrnehmungen, wenngleich das Bedauern nicht unterdrückt werden kann, daß die Humanität in der Behandlung der Indianer erst so spät zu ihrem Recht gekommen ist und daß auch jetzt noch die Mittel für die Erhaltung und Ausdehnung der Schulen mit einer gewissen Kargheit vom Kongreß bewilligt werden. Wenigstens aus der Finanzlage der Vereinigten Staaten läßt sich diese Knappheit nicht rechtfertigen, über welche gegenüber der in dem Bericht konstatirten Thatsache, daß noch die Hälfte der Indianerkinder zur Zeit jedes Unterrichts entbehre, mit Grund geklagt wird.

Wenn über die Zweckmäßigkeit der Erziehung der Indianerkinder im Ganzen erhebliche Meinungsverschiedenheit nicht besteht, es sei denn mit denen, welche überhaupt die Vertilgung der Race für eine Nothwendigkeit erklären, so sind dagegen die Ansichten im Uebrigen bezüglich der Ersprießlichkeit der Behandlung getheilt. Man hält die gegenwärtige Zahl der Reservationen für zu groß und deren Lage für zu zerstreut, als daß sie mit Sicherheit übersehen und verwaltet werden, als daß sie insbesondere gegen die Bestechungen und Betrügereien von Lieferanten und Agenten geschützt werden können. Bei der raschen Einwanderung im Westen sind sie überdies ein Hinderniß der Ansiedlung, weil die Ansiedler das Terrain in der Nähe der Reservationen meiden, oder in Konflikte mit den Indianern gerathen, welche der Regierung Verlegenheit bereiten. Es werde daher richtiger sein, die Reservationen auf 4—5 zu reduciren und die Indianer darauf zu vereinigen, dafür aber andererseits die Rechtstitel für das Grundeigenthum zu individualisiren

und zu schützen. Sie müssen ferner zur Arbeit in Ackerbau und Viehzucht, wozu sie unter gehöriger Anleitung vollkommen befähigt seien, angehalten und nicht mehr wie bisher mit Kleidung und Nahrungsmitteln auf Kosten der Regierung versehen werden, weil sie dies nur zum Faullenzen und Marodiren verleite. Der Branntwein sei ihnen unbedingt zu versagen. Die schon einigermaßen civilisirten Stämme sollen veranlaßt werden, ihre Stammesbeziehungen aufzugeben und eine Art Lokalregierung nach Art des County Government einzurichten.

Ob die Durchführung solcher Maßnahmen, welche theoretisch sich wohl vertheidigen lassen, praktisch möglich sein würde, wenigstens bei der lebenden Generation ist mehr als fraglich. Nicht zum geringsten Theil scheinen sie von dem Wunsche diktirt, das reservirte, zum Theil sehr fruchtbare Land in den Verkehr zu bringen und damit für das Gemeinwohl nutzbarer zu machen, als es unter der Hand der Indianer ist, die vorwiegend von Jagd und Fischfang leben und zu Ackerbau und Viehzucht sich nur ausnahmsweise verstehen. Erst wenn die Erziehung der heranwachsenden Kinder, die mit Geduld und Einsicht fortgesetzt werden muß, ihre Früchte trägt, läßt sich die Seßhaftmachung der besseren Stämme und ihre Gewinnung für die Civilisation erwarten. Es würde damit von dem Schilde der Vereinigten Staaten ein Fleck genommen, der kaum minder entstellend ist, als es ehedem die Sklaverei der Neger war.

Und nun, nachdem Du durch die indianische Frage Dich durchgearbeitet hast, nach Walla Walla und Wallula, Namen die Dir nach solcher Vorbereitung ganz vertraut klingen werden.

Die Ansiedlungen, welche sie tragen, sind zur Zeit die Endpunkte der nach Osten gerichteten Eisenbahnlinien, welche den Anschluß an die Northern Pacific suchen. Da die Eisenbahn von Portland den Columbia entlang nach Dalles noch nicht fertig ist, mußten wir den Wasserweg nehmen und zunächst bis zur Mündung des Willámette dann aber den

Columbia aufwärts fahren. Ich halte von allen Beförderungsweisen die mittelst Dampfschiffs auf einem Strome für die angenehmste, zumal wenn der Strom von solcher Mächtigkeit und von so eigenartiger Schönheit ist wie der Columbia River. Er fließt von der Einmündung des Willámette aufwärts fast ausschließlich durch Basalt, der an den Ufern in Klippen von bizarren Formen oder in schroff abfallenden Wänden zu Tage tritt, welche stellenweise bis zu 180 Meter ansteigen. Auf ihrer Höhe, oder wo sie zurücktreten auf dem Vorlande, drängt sich dichter Wald, in welchem die Riesenstämme der Ceder und Fichte vorherrschen, den aber in dem tiefer liegenden Bereiche Laubholz aller Art und Schlinggewächse verdichten. Zahlreiches Wassergeflügel belebt die Buchten und die Inseln, welche in dem Strome sich erhalten haben, wie dies schon die Berichte der ersten Entdecker besonders hervorheben. Der Strom durchbricht oberhalb Vancouver Point die Cascade Range, welche ihren Namen von den zahlreichen Wasserfällen hat, die von den steilen Abbrüchen niederstürzen; er hat die Arbeit des Durchbruches aber erst im Rohen durchgeführt; denn auf etwa 100 Miles weit bleiben noch die Stufen auszugleichen, über welche er abfällt und durch welche in Verbindung mit der Verengung des Stromes durch die zusammenrückenden Felswände Stromschnellen — rapids — entstehen, welche die Schiffbarkeit ausschließen. Werden diese Hindernisse beseitigt, so wird er von seiner Mündung bis zu den Kettle Falls aufwärts (225 Miles) schiffbar sein; oberhalb dieser Fälle ist er es noch auf weitere 150 Miles. An der untersten dieser Stromschnellen, den Cascades, fällt der Strom auf 4 Miles 300 Fuß; hier wird behufs der Umgehung bereits ein Kanal mit Schleusen von den Vereinigten Staaten angelegt; nach oben folgen dann The Dalles, welche den Strom auf 15 Miles unfahrbar machen, die Priest und die Buckland Rapids und die an der Mündung des Methow River liegenden Fälle.

Wir hatten an dem Morgen unserer Fahrt — 10. Oktober — trübes Wetter, das aber nicht so arg war, daß die Ufer verdeckt worden wären, obwohl die Breite des Stromes auf der Strecke bei Dalles von 900 Fuß bis 1$^{1}/_{4}$ Mile wechselt. Die herrlichen Pyramiden der Schneeberge waren allerdings unsichtbar, doch entschädigten für den Mangel des Erhabenen die wunderlichen Gebilde der Basaltfelsen, von denen einzelne, wie der Lone Rock, der Castle Rock, die losgerissen von der Ufermauer im Strome Hunderte von Fußen emporstarren, sich dem Gedächtniß einprägen. Einen merkwürdigen Felsen dieser Art, der aber unterhalb des Willámette liegt, haben die ersten Befahrer des Stromes Mount Coffin oder Sargberg genannt, weil auf ihm zu ihrer Zeit die umwohnenden Indianerstämme ihre vornehmsten Todten bestatteten, die Jäger mit Roß und Bogen, die Häuptlinge der am Strome lebenden in einem Kanoe mit Rudern und Fischspeeren. Geschenke für die Todten auf Stangen gehängt, umgaben den geheiligten Platz, an welchem die Freunde, insbesondere die Weiber, eine Zeit lang nach der Bestattung bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sich zusammenfanden, um Klagelieder zu singen.

Eine heitere Episode spielte sich ab, als wir an einer Uferstelle anlángten, wo ein Lager chinesischer Eisenbahnarbeiter sich befand. Die weißen kleinen Zelte standen unter Weidenbäumen, die eine vorgeschobene Sandbank leicht bedeckten; droben am Ufer wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen von den Chinamen, die an dem Eisenbahndamm schafften. An Bord befanden sich mehrere Chinesen, Vorarbeiter, Köche oder sonstige Beauftragte, die in Portland gewesen waren, um Einkäufe zu machen und die nun ihren Erwerb zurückbrachten. Als der Dampfer hielt, entwickelte sich nun ein sehr drolliges Treiben. Drunten wartete eine Anzahl der bezopften Blaukittel, um die Ladung in Empfang zu nehmen, die von der Mannschaft auf kürzestem Wege befördert wurde. Da flog was sonst nicht

fliegen kann: Filzschuhe, Regenschirme, Kochgeschirre, Ballen mit Reis, Körbe; Alles wurde geschickt aufgefangen. Allerdings purzelte hier und da Einer im Eifer in den Sand, was immer herzliches Gelächter hervorrief, aber die Sachen wurden geborgen und eiligst das Ufer hinaufbefördert. Dabei schwatzte die Gesellschaft durch einander mit einer Schnelligkeit und Lebhaftigkeit die kurzen harten Worte herausstoßend, als sei ein Schwarm von Dohlen im höchsten Eifer des Meinungsaustausches. Als der Dampfer schon eine ganze Strecke weiter wieder im Strom war, hörte man noch immer das Geschwirre der krächzenden Stimmen.

Bald darauf gingen wir selbst ans Land, um auf dem Eisenbahndamme in Erdwagen, die in aller Eile zu Personenwagen gestaltet waren, einige Miles weit in dickem Regen einem Abschnitt zuzufahren, an welchem die Bahn durch das Basaltgebirge durchgearbeitet werden muß und wo umfangreiche Sprengarbeiten ausgeführt wurden. Auch hier waren zahlreiche Chinesen beschäftigt, die Leitung und die eigentlich technischen Arbeiten jedoch wieder in den Händen von Weißen. Die Schwierigkeiten, welche dem Bau in der Cascade Range erwachsen, sind außerordentlich groß. Auf der Strecke von Portland bis Dalles müssen an Steinarbeiten 4 Millionen, an Uferbauten 5 Millionen Kubikyards ausgeführt werden und dabei ist das Gestein, das in Tunnels durchbrochen oder in Einschnitten abgesprengt werden muß, von ausnehmender Härte. Doch weiß man sich zu helfen. Wir passirten am Nachmittag eine Stelle, wo die Uferwand unmittelbar am Fluß senkrecht zur Höhe von 150—500 Fuß aufsteigt, ohne für den Fahrdamm Raum zu lassen. Es war daher ein Tunnel von 1500 Fuß Länge projektirt worden, um die Bahn hindurchzuführen. Ehe die Ausführung begann, kam jedoch der Ingenieur auf einen anderen Gedanken. Das Wasser längs der Felswand ist von sehr großer Tiefe, der Basalt, der sie bildet, spaltet bei

Anwendung starker Sprengmittel sehr leicht senkrecht. Es wurde daher beschlossen, die ganze obere Felswand bis auf die Höhe des Bahnplanum in einer Breite von 28—30 Fuß abzusprengen und auf diese Weise die Basis für die Bahn frei zu legen. Und dieser Gedanke ist mit glänzendem Erfolge ausgeführt worden. Die Sprenglöcher wurden von oben senkrecht und über dem Planum angebracht, so daß 5—25 Tons Pulver auf ein Mal explodirten und mit einer Sprengung Massen von 50—140 000 Kubikyards abgelöst wurden, die direkt in den Fluß fielen, ohne das Fahrwasser daselbst zu behindern. Ueber 200 000 Tons Gestein sind auf diese Weise in verhältnißmäßig kurzer Zeit beseitigt worden und zwar mit einem Kostenaufwande, der nur 1/3 desjenigen beträgt, den der Bau des Tunnels erfordert haben würde.

Von den Dalles ab gibt es wieder Eisenbahn bis Wallula Junction und von da eine Zweigbahn nach Walla Walla, die ein Pionier des Landes, Dr. Baker, vor etwa 10 Jahren aus eigenen Mitteln schmalspurig gebaut und in Betrieb gesetzt hat. Die hohen Frachten gaben reichen Ertrag, er hat dann die Bahn an die Oregon Co. verkauft und diese hat sie ihrem Netz einverleibt. Walla Walla, das unterhalb der Mündung des Snake River in den Columbia liegt, besteht seit 1859, hat aber bereits 4000 Einwohner und alle städtischen Einrichtungen. Man sagt, daß im Westen nur drei Dinge erforderlich sind, um eine Stadt zu gründen, ein Bar (Schänke), ein Store (Kaufladen) und eine Zeitung. Walla Walla hat noch Verschiedenes über diese Requisiten, ein Court House, von dessen Thurme man eine anmuthige Aussicht auf die Blue Mountains hat, verschiedene Banken und elegante Waarenmagazine. Selbst die Annoncen auf den Treppenstufen, die man von der Straße aus sehen kann, und die mir in Städten des Ostens wie ein Exceß der Reklame erschienen waren, kennt man bereits in Walla Walla.

Die Stadt liegt im Centrum der Weizenregion von Ost Washington und Oregon, die eigentlich Prairieland aber außerordentlich kulturfähig und ertragreich ist. Außer Weizen gedeihen Taback, Hopfen, Flachs, Gemüse und Früchte. In welchem Maaße, davon gab eine kleine Ausstellung von Bodenprodukten Zeugniß, welche in dem Land Office der Eisenbahn von einer kurz zuvor abgehaltenen landwirthschaftlichen Ausstellung zurückbehalten worden waren. Da war u. A. ein Krautkopf von 100 Pfund, eine Rübe von 22 Pfund, ein Kürbis von 84 Pfund Gewicht; daneben eine Haferrispe von 8 Fuß Höhe. Die Hauptfrucht ist jedoch der Weizen, der im Durchschnitt 35—40 Bushel per Acre geben soll. Der höchste bekannte Ertrag per Acre ist 85 Bushel per Acre gewesen. „40 Miles weit nordöstlich von Walla Walla," sagt der Governor von Washington Territ. in einem veröffentlichten Briefe, fährt man ununterbrochen und soweit das Auge reicht, zwischen Weizen- und Grasfeldern, auf einem Boden, der noch vor 5 Jahren für werthlos galt und nichts hervorbrachte als Sage Brush und Bunch Graß. Jetzt ist man überzeugt, daß wo Bunch Graß wächst, auch Weizen gedeiht."

Die Aussaat kann vom September bis Mai gleichmäßig gut geschehen, die Ernte vom Juli bis November. Das Stroh steht und hält das Korn, das sich durch Härte und Trockenheit auszeichnet. Der Düngung bedarf es nicht; man pflügt 4—5 Zoll tief und doch trägt der Boden ununterbrochen. Auch von sogenannten Volunteer Crops erzählte ein als glaubhaft geltender Mann, von „freiwilligen" Ernten, die ohne Arbeit auf jungem Boden reifen. Ist der Weizen geschnitten, so streut man auf die Stoppeln Körner und erfreut sich im nächsten Jahre ohne weitere Mühe einer Erndte von 20 Bushel per Acre. Von der Fülle des Erntesegens konnte man sich überzeugen, wenn man die Berge von Weizen in Säcken sah, die an der Eisenbahnstation in Walla Walla und an den Zwischen-

stationen, der Versendung harrend, aufgeschichtet lagen. Zu beiden Seiten der Bahn hohe Wälle von Säcken, hunderte von Schritten lang, auf denen sich spazieren ließ, in Walla Walla allein 11 000 Tons. Der Weizen stand zur Zeit daselbst 1 Cent per Pfund (22 Dollars für 1000 Kilogramm), die Fracht bis Portland 8 Dollars per Ton. Der Selbstkostenpreis des Farmers wurde per Bushel von 60 Pfund auf 23 Cents angegeben, so daß ihm per Pfund $^2/_5$ Cent bleiben würden; jedoch scheint Verzinsung des Anlagekapitals dabei nicht mitgerechnet zu sein. Gegenüber den niedrigen Weizenpreisen und vielleicht in Verbindung damit steht, der Jugend des Verkehrs entsprechend, der Kredit in hohem Preise. Der Bankzinssatz ist 3 Prozent im Monat, während in Oregon das Maximum auf 12 Prozent per Jahr zu stehen pflegt. Ein weiteres Zeichen der Unfertigkeit des Verkehrs ist die Ausdehnung des Kredits beim Waarenverkauf; die großen Stores in Walla Walla, welche die Zwischenhändler des Distrikts versorgen, verkaufen 80 % ihrer Waaren auf Kredit; der Preis wird dabei, abgesehen von der Verzinsung, angeblich nur um 10—15 Prozent höher berechnet, als gleichartige Waaren im Osten der Vereinigten Staaten kosten. Die letzteren sind überwiegend amerikanischen Ursprungs; Deutschland ist ostensibel nur durch Kammgarngewebe vertreten.

Der Nachmittag des Tages wurde zu einer Fahrt nach Dayton benutzt, einem Städtchen, das vor 4 Jahren durch einen Mr. Day begründet und jetzt etwa 600 Einwohner zählt. Ein Galawagen, der Mr. Villard zur Verfügung gestellt wurde, und ein Musikkorps, das allerdings etwas verspätet erschien, waren Merkmale für den bereits erreichten Grad der Civilisation. Auf die Straßen hatte sich dieselbe allerdings noch nicht völlig erstreckt, da dem herrlichen Bombenwagen auf dem Wege zum Bahnhof ein Rad brach, doch kann dies auch anderweit vorkommen. In dem Gasthofe an dessen Bar die Notabeln des Ortes zur Begrüßung sich versammelt hatten, tauchte unter den

Gästen ein Mann deutscher Zunge auf, der Träger eines adligen Namens, der hier nach einer abenteuerlichen Laufbahn Ruhe in der bescheidenen Stellung eines Hausknechts gefunden hatte. Er war 1848 herübergekommen, hatte in Kalifornien Gold gegraben, war abwechselnd reich und arm gewesen; ein Mal hatte er 100 000 Dollars besessen, die waren aber „wieder zum Teufel gegangen". Nun war wohl keine Chance mehr für Glück und Reichthum, obwohl die leichtsinnige Lebenatur noch immer sich regte. Zahlreich mögen die Genossen dieser Brüderschaft sein, die in stillen Winkeln ihr Dasein beschließen.

Die Nacht brachte Frost und Schnee, der aber bald wieder schwand. Wir fuhren nun, um eine im Bau begriffene Brücke zu sehen, auf welcher die Eisenbahn über eine breite Senkung geführt werden soll. Das Bauwerk war etwa 700 Fuß lang, in der Mitte über 100 Fuß hoch und bestand ganz und gar aus Trestle Work, d. h. aus hölzernen Balken, die in 3 Etagen übereinander gefügt waren, ohne besondere Fundirung am Boden und ohne Anwendung irgend welcher eiserner Verbindungen oder Stützen. Von weitem betrachtet sah das Ding so luftig und leichtsinnig aus, daß ein Geheimer Rath aus dem Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten bei der Zumuthung, über dieses staketartige Wesen einen Eisenbahnzug fahren zu lassen, schaudern würde. Hier ist man auf Grund der Erfahrung nicht so ängstlich. Die Dauer der Brücke wurde allerdings auf nur 10 Jahre angegeben; doch hat dies nichts auf sich, da die schadhaft gewordenen Stücke mit großer Leichtigkeit aus bereitliegendem Material ersetzt werden können, ohne daß der Betrieb eine Unterbrechung erleidet.

Ein anderes eigenthümliches Bauwerk, das nur der Waldreichthum möglich macht, wurde Nachmittags betrachtet, ein Aquadukt zum Flößen von Holz, Flume genannt. Solche Wasserleitungen sind ziemlich geräumige Holzrinnen, auf Pfählen in der Luft liegend und in einer solchen Neigung, daß das Wasser

beim Abwärtsfließen aufgegebenes Holz mit sich führt. Sie gehen gewöhnlich von den Schneideplätzen im Walde bis zu einem flößbaren Gewässer oder zur Eisenbahn. Die von uns besichtigte Flume war nicht weniger als 23 Miles lang und vermochte Stämme von 52 Fuß Länge zu flößen. An den Stützpfählen sind Vorrichtungen angebracht um auf die Höhe der Leitung steigen und etwaige Stockungen in der Flößung beseitigen zu können. Als der Kostenaufwand per Meile einer solchen Leitung wurde der relativ geringfügige Betrag von 1000 Dollars angegeben. In einer munteren Wagenfahrt ging es gegen Abend zurück über hügeliges Land, das auf den Höhen leichter Schnee bedeckte und das auf weite Strecken die langen Stoppeln von Weizen zeigte. Vor 11 Jahren war auf diesem Boden noch kein Pflug gegangen und unabsehbare Flächen harren noch seiner Schar, die sie zu reichtragendem Ackerland verwandeln wird.

In Wallula trennte sich die Gesellschaft; ein Theil derselben ging mit Mr. Villard nach Nordosten, um den bereits bis zum Pend d'Oreille See fertig gestellten Theil der Northern Pacific zu sehen; Andere, darunter Dein Briefsteller, strebten nach Portland zurück, um von da mit dem ersten Dampfer nach Süden zu gehen, und einen Ausflug nach Yosemite Thal zu machen, zu welchem das Nahen des Winters nur noch knappe Zeit ließ. Der Dampfer trug uns von Dalles bis nach den Cascades den Columbia hinunter an einem Morgen von herrlicher Klarheit. Alles was wir bei der Auffahrt an Fernsicht verloren hatten, holte dieser Morgen nach. Mount Hood, das mächtige Wahrzeichen der Landschaft, etwas ferner die Schneegipfel des Mount Adams und des Mount Helens, von denen der letztere noch im Jahre 1840 sich durch Aschenauswurf als thätiger Vulkan legitimirt hat, beherrschten den Horizont in immer neuen Verschiebungen zu einander und durch die wechselnden Silhouetten ihrer Kegel das Auge fesselnd. Auch in der Nähe entdeckte es Schönheiten, die erst das Sonnenlicht zu Tage

brachte, in den Schluchten der Basaltfelsen, die in scharfer Linie gegen den Himmel sich abhoben, wie in dem Grün des Waldes, das heut alle Düsterheit verloren hatte. Es war über alle Beschreibung angenehm, in dem Pilotenhause zu sitzen, das hoch-auf über das Schiff ragte und von dort in freiem Ausblick die Ufer vorbeigleiten zu sehen. Der Kapitän des Schiffes, zugleich sein Steuermann, aus Kappeln an der Schley, wußte von dem Strome, den er seit Jahren befahren hatte, vielerlei zu erzählen, daß er alljährlich mit seltenen Ausnahmen auf eine Woche bis einen Monat zufriert, wie seine Fahrtiefe wechselt, wann seine Hochwasser kommen und was dergleichen ein Schiffsmann einem neugierigen Fremden zu sagen weiß. Drunten auf dem freien Deck vergnügten sich mehrere Offiziere und Musterschützen der Vereinigten Staaten Truppen, die zu einem Probeschießen nach Portland fuhren, ihre Rifles an Wildenten zu erproben, die in Ketten über das Wasser strichen, oder in kleinen Familiengruppen darauf herumruderten, glücklicherweise ohne jemals zu treffen. Die Fahrt war am frühen Nachmittag viel zu früh für den Genuß, den sie bereitete, zu Ende; mit ihr ist es auch der Aufenthalt in Oregon, der nur erfreuliche Erinnerungen hinterläßt. Du hörst wieder von mir, wenn ich über Yosemite berichten kann.

XIII.

Rückfahrt von San Francisco. — Das Yosemite Thal. — Die Big Trees oder Mammuthbäume.

San Francisco, 31. Oktober 1831.

Die Rückfahrt von Portland nach San Francisco, zu der ich mich anschickte, als ich zuletzt schrieb, ist nicht so glatt gegangen, wie einige Wochen vorher die Hinfahrt. Oregon schien die geehrten Gäste mit einer besondereren Zärtlichkeit festhalten

zu wollen. Gleich am Morgen nach der Abfahrt blieb der tiefgehende Seedampfer in Gesichtsweite der Stadt auf einer Sandbank sitzen und als er von dort nach einigen Stunden abgekommen, gönnte er sich am Nachmittag jenseit der Mündung des Willámette in den Columbia bereits eine zweite Rast, der er erst am Nachmittag des nächsten Tages entrissen wurde, als der Dampfer, der mit Mr. Villard den Columbia R. herabkam, sich vorspannte. Mit kräftigem Hurrah waren die Retter in der Noth bedankt worden; es dauerte aber nicht lange, so saßen wir zum dritten Male fest gegenüber dem kleinen Ort St. Helens, und zwar so gründlich, daß weder ein Rücken noch Rühren möglich war. Es ist ein ganz abscheuliches Gefühl, wenn das zähe, knirschende Geräusch hörbar wird, welches dem Festfahren vorangeht; durch alle Planken des Schiffes zittert die Erschütterung, welche der Kiel, der über den Grund sich hinschleift, dabei erleidet. Noch ein letzter, verzweifelter Versuch, dann hat der tückische Schlick das stolze Schiff gefangen und wie einen Vogel im Garn. Auf dem Flusse angesichts der Ufer und bei der weichen Beschaffenheit des Flußbettes hat die Sache keine Gefahr, aber langweilig kann sie über die Maßen werden, wenn die Ufer unwegsam sind, oder unendlicher Regen jegliche Stunde regnet, so daß auch auf Deck nicht zu bleiben ist. Da es Sonntag war, hielt ein mitreisender Geistlicher einen Gottesdienst mit Predigt im Salon, zu welchem die Passagiere sich zusammenfanden, ohne sich durch die profane Ausstattung des Raumes mit Gläsern und Flaschen oder dadurch stören zu lassen, daß der Redner während der Predigt die Hände unbefangen in die Hosentaschen steckte. Wenigstens schienen sie erbaut, was auf eine starke Fähigkeit, von Aeußerem zu abstrahiren, schließen ließ. Am Abend sangen die unter dem Namen „Jubiläumssänger" auch in Deutschland bekannten schwarzen Minstrels, welche in Portland konzertirt hatten, einige Lieder; das Schiff blieb aber auch dabei fest. Erst am Mittag

des nächsten Tages, d. h. des dritten nach der Abfahrt, nachdem drei kräftige Schleppdampfer, die aus Portland telegraphisch requirirt waren, sich vorgelegt hatten, wurden wir mit einem hörbaren Ruck frei und machten bis Abend unseren Weg bis Astoria. Diese Untiefen des Stromes, nicht minder die Barren an seiner Mündung in den Ocean, sind Hindernisse der großen Schifffahrt, die bei niedrigem Wasserstande eintreten und den Verkehr sehr empfindlich beeinträchtigen. Jedoch wird angenommen, daß die ersteren ohne große Schwierigkeit zu beseitigen sein werden, da der weiche Grund die Bildung einer Fahrrinne erlaubt, welche mittelst der Schraube eines dazu geeigneten Dampfschiffes gebildet und offen erhalten werden könne und daß auch die Barre, äußersten Falls durch Anlegung vorspringender Dämme, nach Art der an der Mündung des Mississippi in den Golf von Mexiko erbauten Jetties, sich besiegen lasse. Daß die letztere gegenwärtig noch gefährlich ist, sahen wir am nächsten Morgen, als wir sie mit der Fluth passirten; ein englisches Schiff war Tages zuvor ashore gegangen, da es keinen Lootsen genommen oder gefunden hatte und lag nun am Strande mit gebrochenen Masten, nachdem ein Theil der Mannschaft in den Wellen sein Grab gefunden hatte.

Die Fahrt über den Ocean war vorwiegend regnerisch und stürmisch; erst als wir dem Golden Gate uns näherten, hellte der Himmel auf und übergoß mit goldenem Lichte die schönen Kontoure der Berge, welche die Einfahrt einschließen. Ich begreife völlig, wie die Seefahrer, die nach langer Fahrt über den stillen Ocean in den ersehnten Hafen einlaufen, ihre Freude in dem stolzen Namen der Einfahrt ausgedrückt finden. Schon nach so kurzer Küstenfahrt begrüßte auch ich sie freudig und wieder ergriffen von dem ausnehmend schönen Flusse der Linien, in welchen die Berge und die Bucht zusammenfließen. Wie viel schöner noch mag das Bild im Frühling sein, wenn frisches

Grün die Hügel bekleidet, die jetzt nur graubraunes Gras tragen, das allerdings wie in der Prairie auch dann noch zur Weide taugt, wenn es von der Sonne getrocknet ist. Auffällig ist die große Zahl von Möven (seagulls), welche die Bay beleben; zu Hunderten bedecken sie das Wasser oder gleiten in wechselndem Fluge durch die Luft, von deren tiefem Blau ihr weißes Gefieder sich anmuthig abhebt. Sie sind aber ein wenig friedliches Völkchen; mißgünstig machen sie einander die Beute streitig, mag es ein Fisch sein, oder Auswurf der Schiffe, in deren Kielwasser bei der Einfahrt sie mit Vorliebe sich sammeln, ebenso wie sie dieselben viele Meilen weit hinaus in See begleiten. Ihre schrille, kreischende Stimme hängt vielleicht mit dieser Gemüthsart zusammen, wenn sie nicht Folge chronischer Erkältung ist. Trotzdem sind sie dem Schiffsmann willkommen, der sie als Begleiter liebt und dem sie die Nähe des Landes verkünden.

In San Francisco waren die nächsten Tage der Vorbereitung für die Reise nach Yosemite Thal gewidmet. Ganz in Parenthese nur erwähne ich der Entdeckung eines trefflichen kleinen Restaurant, das den spaßhaften Namen „Poudle Dog", jedoch eine ausgezeichnete französische Küche führte, welche gegen die öde Handwerksmäßigkeit der amerikanischen Hotelküche wohlthuend abstach. Auf die Gefahr hin Dir als Gourmand verächtlich zu werden, muß ich eine wilde Ente — Canvas back duck — namentlich citiren, bei der Zartheit und Duft des Fleisches durch die Trefflichkeit der kulinarischen Behandlung zur höchsten Geltung kamen. Das liebwerthe Geschöpf soll sich nur von wilder Sellery nähren, was jedenfalls sehr bekömmlich ist. Der Erwähnung werth sind auch die San Francisco Austern, den englischen an Feinheit und Süßigkeit des Geschmackes ähnlich, aber von einer Kleinheit, daß sie das Format des Nickels durchschnittlich nicht übersteigen. Um mich in der Meinung Deiner Frau ein wenig zu rehabilitiren bemerke ich,

daß ich im „Deutschen San Francisco Verein" ein Klavierkonzert von Joseffy hörte und die deutsche Jugend tanzen sah, nicht viel anders als etwa in Arnims Hotel unter den Linden; nur schien mir das Tempo etwas lebhafter und die Jugendgrenze nach oben nicht so scharf gezogen, wie in der blasirten heimischen Gesellschaft. Und nun nach diesen kleinen Konfidenzen wieder zur Hauptsache.

Das Yosemite Thal wird so vielfach besucht, daß es selbst in Deutschland wohlbekannt ist. Ich hatte zuerst durch Dr. K. in Berlin davon gehört und von dem Reize seiner Schilderung bestrickt, mir vorgesetzt, es auf alle Fälle zu sehen. Und wie knapp auch die Zeit war, ich danke dem wirsamen Rathe einen großen Genuß. Der weitverbreitete Ruf, den die Tour bekommen, hat Unternehmungen ins Leben gerufen, welche die Spedition der Reisenden in Pausch und Bogen besorgen und da die Konkurrenz sich der Sache bemächtigt hat, nicht zu deren Schaden. Die Tour ist mit der Besichtigung der sogenannten Big Trees oder Mammuthbäume kombinirt, welche in der Sierra Nevada in mehreren Gruppen sich finden und welche östlich und westlich vom Yosemite Thal liegen. Es sind demnach mehrere Routen im Gange, bei denen allen Eisenbahn und Kutschen zusammenwirken, um die Entfernung, welche etwa 300 Miles von San Francisco beträgt, zu überwinden und deren jede von ihren Entrepreneurs natürlich als die unvergleichlich beste gerühmt wird. Mit den beiden Genossen der Party, welche die Expedition mitmachten, wählte ich die Route über die nach Los Angeles führende Southern Pacific Eisenbahn, bis zur Station Madera (185 Miles von San Francisco), von wo eine Beförderung mittelst Stage Coach nach Clarks und von da nach dem Yosemite Thal eingerichtet ist, so daß einschließlich eines Nachtquartiers etwa 50 Stunden für die gesammte Tour erfordert werden. Die erste Nacht wurde Kraft der durch das Rundreise Ticket dazu erworbenen Be-

rechtigung in dem Schlafwagen der Eisenbahn verbracht, welchen der am Nachmittag von San Francisco abgehende Eisenbahnzug in Madera zurückließ. Die Landfahrt mit der Kutsche begann am folgenden Morgen in aller Frühe. Diese Kutsche war ein ähnliches Fahrzeug, wie das vom Mount Washington, welches ich Dir früher beschrieben habe, mit vier Pferden bespannt, allseitig offen, ein leichter Plan darüber, mit wenig bequemen Sitzen für 15 Personen, aber auf leidlich guten Federn. Mir war der Eckplatz auf dem dreisitzigen Bock beschieden, der ohne Rücklehne und ohne erreichbares Trittbrett keinen Halt bot außer einer dünnen, niedrigen, eisernen Lehne zur Seite. Der Weg führte zunächst etwa 30 Miles weit über ebenes Prairieland, ehe er das hügelige Vorland der Sierra erreichte, meist entlang einer Flume, die 60 Miles weit vom Gebirge her Holz an die Eisenbahn bringt. Er ist übel berufen wegen des argen Staubes, der in der heißen Jahreszeit auf ihm liegt und die Reisenden nach kurzer Fahrt inkrustirt. Davon hatten wir nicht zu leiden. Schon als wir abfuhren stiegen am östlichen Horizont schwere, schwarze Wolken auf, die das Gebirge bald völlig verhüllten und mit ängstlicher Geschwindigkeit sich ausbreiteten. Der erfahrene Kutscher prophezeite baldigen, dicken Regen und er hatte Recht. Es verging keine halbe Stunde, so entluden sich die Wolken mit einer Gewalt, die alle bisherigen Erfahrungen übertraf. Die Tropfen schienen mir so groß wie Hühnereier und schlugen auch entsprechend auf. Trotz dickem Ueberzieher, Regenrock und Plaid rann mir nach einer halben Stunde das Wasser am Körper herunter, daß es sich in den Stiefeln sammelte. Gut noch, daß es nicht kalt war. Allein trotzdem war es keine angenehme Situation auf dem schmalen Sitze, den die Korpulenz des Kutschers und meines Nachbars auf bedeutend weniger als das legitime Drittel reduzirte und den ich nur mit Mühe be-

haupten konnte, da das Viergespann fortdauernd in vollem Galopp über die Ebene sauste. Als wir nach sechs Stunden den ersten längeren Halt in einem Gasthause am Wege machten, das ein Deutscher aus Hamburg hält, war ich von jener Anstrengung des Balancirens so ermüdet, daß ich „stoppen" wollte. Da intervenirte ein Passagier aus dem Interior der Kutsche, der sich als Berliner entwickelte und dem mein etwas ramponirter Zustand das Herz bewegte. Er machte das Anerbieten eines Platzwechsels und in Anbetracht seiner blühenden Gesundheit und nachdem der biedere Hamburger ihn mit einem warmen Flauschrocke ausgestattet hatte, nahm ich es dankbar an. Sein Edelmuth wurde dadurch belohnt, daß die Regengüsse seltener wurden je weiter aufwärts wir kamen, erst durch lichten Wald, der zwischen zertrümmertem Granitgestein sich durchgearbeitet hat, belebt von unzähligen Quails, einer Art Wachtel, die mehr läuft als fliegt und zwar mit ausnehmender Geschwindigkeit, sowie von Rabbits und deren Feinden, einer kleinen Falkenart; dann im Laufe des Nachmittags durch dichten Hochwald, in welchem die immergrüne Eiche allmälig den Cedern und Pines die Herrschaft einräumt. Das nasse Wetter erschwerte das Fortkommen, obwohl auch bergan immer in schnellster Gangart gefahren wurde, so daß wir Clarks, das Ziel der ersten Tagesfahrt und von Madera 90 Miles entfernt, statt um 7 Uhr erst nach 9 Uhr Abends erreichten; doch war die Zeit nicht lang geworden. Der Landsmann, der inzwischen in einen frei gewordenen Platz im Wagen eingerückt war, wußte sie durch heitere Erzählungen zu kürzen. Er hatte den Feldzug von 1870/71 als Gardefüsilier mitgemacht und es konnte nicht fehlen, daß die Erinnerungen sich dahin am häufigsten wendeten. Auch manches deutsche Lied wurde angestimmt zur stillen Ueberraschung der amerikanischen Reisegefährten, denen es nicht recht einleuchten mochte, wie verständige Menschen ihre Lungen anstrengen konnten, ohne alle Noth und während der Wagen in

der dichten Finsterniß über Stock und Stein dahin rasselte. So sind aber diese Deutschen!

In dem Hotel zu Clarks wurden wir erwartet und gut logirt, allerdings etwas kalt, da das Thermometer am Abend auf 8 ° R. gesunken war und Heizvorrichtungen in den Schlafzimmern des Hotels, das am 31. Oktober geschlossen wird, nicht bestehen. Am Morgen ging es von Neuem in die Kutsche, jedoch nur bis zu der Eleven Miles Station, wo wir Pferde nahmen, um mittelst eines Seitenweges auf die Höhe des Randes des Yosemite Thales und über diesen in das Thal hinab zu gelangen. Auch diese Pferde stellte die Unternehmung, der wir uns anvertraut hatten, auf Wunsch und gegen eine Extravergütung; Vollblutpferde waren es aber nicht; sie hatten dafür eine wohlthuende Aehnlichkeit mit den Schweizer Bergpferden, von denen sie nicht durch ihr Temperament, sondern nur durch die sogenannten mexikanischen Sättel sich unterschieden, welche mir hier zuerst begegneten. Insbesondere zeichnete sich mein Klepper durch eine Ruhe des Gemüths aus, die jedem Versuch zu einem Trabe beharrlich widerstand. Gleichwohl war der Ritt ausnehmend lohnend. Wir waren etwa eine Stunde im hohen Walde aufwärts geritten, als sich Spuren von Schnee zeigten, welcher auf den Bäumen hing; weiterhin begann er auch den Boden zu decken, allmälig bis zur Höhe eines Fußes. Weich und dicht lag er auf den Zweigen der mächtigen Cedern und Sugar Pines, deren frisches Grün nur an den Rändern hervorsah. Als auch die Sonne durchbrach und mit siegreicher Kraft die leichten Nebel niederwarf, die sich aus den Schluchten des Gebirges herausgedrängt hatten, war die Wirkung von überraschender Schönheit. Nach dreistündigem Ritt, während dessen die von dem Führer gewiesenen frischen Spuren eines Grizzly Bear die Gemüther in einige Spannung versetzt hatten, machten wir mitten im Walde Halt. Die Pferde durften nicht weiter gehen, da hier die Grenze des United States Land

lag, als welches das Yosemite Thal deklarirt ist und da die Licence der dem Partikular Staate Kalifornien angehörigen Pferdevermiether mit dieser Grenze endete. Wir mußten daher den Weg zu Fuß fortsetzen und thaten dies nach einem Frühstück aus freier Hand mit gutem Muthe, obwohl das Marschiren in dem weichen, hohen Schnee sich nicht als sonderlich angenehm erwies, da wir Aussicht hatten, das Ziel des Marsches, den Sentinel Dome, in einer guten Stunde zu erreichen. Dies geschah auch, aber die Mühe war verloren, da am Nachmittag sich wieder ein dicker Nebel bildete, der jede Aussicht verdarb. Wir erkletterten zwar die breite, granitne Kuppe des Dome, die etwas mehr als 4000 Fuß über der Thalsohle liegt, allein es war nichts zu sehen, als das wogende Meer der Nebelmassen, die das ganze Thal füllten und nur selten, von einem Windstoß zerrissen, einen flüchtigen Blick in die Tiefe frei gaben. Auch auf dem Glacier Point, einem berühmten Aussichtspunkte, den wir noch besuchten, trafen wir es nicht wesentlich günstiger, obwohl bisweilen einzelne Felswände und Spitzen oder der schmale Wasserfaden klar wurden, als welcher der im Grunde fließende Merced River von der Höhe erscheint.

Um ein Nachtquartier zu gewinnen, galt es nun die 4000 Fuß in das Thal hinabzusteigen, auf einem Pfade, der, zwar gebahnt aber von Nebel und Regen schlüpfrig geworden, bei der Steilheit des Abfalls und bei der zunehmenden Dunkelheit nichts weniger als bequem war. Für seine Benutzung wurde am Ausgang in das Thal eine Gebühr erhoben. Von den drei Gasthäusern, welche das Thal bietet, wählten wir das nächste, Leidig's Gasthaus, das seinen guten Ruf durch freundliche Aufnahme bei aller Einfachheit der Einrichtung rechtfertigte. Der Wirth deutschen Ursprungs, wenn auch der deutschen Sprache nicht mehr mächtig, da er als Kind nach Amerika gekommen war, hatte eine Schottin zur Frau und eine Kinder=

schaar von so ungewöhnlicher Frische und Schönheit, daß ich es erwähnen muß. Ich weiß nichts im Bereich des natürlich Schönen, was die unbefangene Schönheit eines Kindes übertreffen möchte.

Was der letzte Tag Uebles an uns gethan, das machte der nächste Morgen glänzend gut. Der Nebel und Regen hatte im Lauf der kalten Nacht sich als Schnee niedergeschlagen und völlig wolkenlos blaute der Himmel über dem Thale, an dessen Wänden der Schneemantel der Höhen in langen Fransen herunterhing. Du kennst solche Morgen aus unseren Alpen, wenn nach langem Regen endlich die ersehnte Botschaft kommt, „daß es droben schniebe". Jim, der schwarze Kutscher, legte seine 4 kräftigen Gäule vor die Coach und brachte sie mit seinem munteren „Get up" und einem gelegentlichen Schmitz der Peitsche bald wieder in den gewohnten Galopp, so daß zwar nicht Kies und Funken stoben, aber die dünne Eisdecke, mit welcher der Nachtfrost die Lachen der Straße überzogen hatte, und zeitweise auch deren dicker nicht gefrorener Satz. So ging es das Thal abwärts, an dessen hohem Rande wir uns Tags zuvor aufwärts gearbeitet hatten und es enthüllte sich bei dieser Beleuchtung und Luft in seiner ganzen großartigen Schönheit.

Das Yosemite Thal, eine Schlucht von etwa 6 Miles Länge und einer Breite, die zwischen einer halben und einer Mile wechselt, ist in den Granit des Gebirges eingeschnitten, derart, daß die fast ebene Sohle 3—4000 Fuß senkrecht unter dem allgemeinen Niveau des anstoßenden Gebirges liegt. Es ist fast genau in der Mitte der Sierra Nevada, die hier etwa 16 geographische Meilen breit ist, gelegen, in der Richtung fast rechtwinkelig zu dem Streichen des Gebirgszuges. Die Thalwände ragen gleich Mauern auf, streckenweise beinahe senkrecht, meist glatt und ohne Trümmerreste zwischen sich, außer dem Abfall, der als Produkt der Verwitterung erkennbar ist,

so daß das ganze Thal wie eine Kluft erscheint, die durch das Zerreißen des Granitmassivs entstanden ist. Es wird in seiner ganzen Länge von dem Merced River durchflossen, der dem San Joaquim zustrebt und seine Quellen oberhalb des Thales auf der Höhe der Sierra hat. Er kommt in einer der drei Schluchten herunter, in welche das Thal nördlich sich verzweigt und die wie ungeheuere Treppen erscheinen, welche zu dem Niveau des Gebirges aufsteigen, und über welche von dem letzteren Wasserläufe in Kaskaden niederspringen, welche den Merced verstärken.

Unter den Felswänden, welche das Thal bilden und den kuppelartigen Erhebungen, in welchen der Granit sich über denselben aufwölbt, sind besonders El Capitan, sowie der North Dome und der Half Dome bemerkenswerth; der erste ein schroffer Granitfelsen, der fast senkrecht zu einer Höhe von 3300 Fuß aufsteigend, seine mächtige Flanke in das Thal etwa in dessen Mitte vorschiebt, so daß er fast von allen Punkten in demselben sichtbar wird, die beiden Dome auf beiden Seiten des Thales an dessen nördlichem Ende emporgebaut bis zu einer Höhe über der Meeresfläche von 9000 bezw. 7765 Fuß, oder über der Thalsohle von 5000 bezw. 3725 Fuß, der Half Dome an der dem Thal zugekehrten Seite mitten in der Wölbung nach der Tiefe zu so jäh abgebrochen, daß man sich versucht fühlt, die andere Hälfte auf der entgegengesetzten Seite zu suchen. Anderen Formationen hat ihre wirkliche oder phantastische Aehnlichkeit bei Führern und Touristen zu entsprechenden Namen verholfen, wie Cathedral Spires, der schon erwähnte Sentinel Dome, ein hochragender vorspringender Fels, oder die Three Brothers, drei geneigte Felshaken, welche die Indianer mit besserer Naturbeobachtung nach ihrer Gestalt die drei Frösche genannt haben.

Neben diesen Felsgebilden von ungeheueren Dimensionen sind dem Thale charakteristisch die zahlreichen Wasserfälle, in

welchen von allen Seiten die Wasseradern abfallen, die auf der Höhe in den Senkungen der Granitmassen sich zusammenfinden. Die Zeit ihrer Pracht und Herrlichkeit ist der Frühling und Sommersanfang, wo der schmelzende Schnee sie füllt, daß das Thal von dem Donner der Fälle erdröhnt; die Trockenheit des Sommers und Herbstes läßt sie mehr und mehr zu dünnen Fäden schwinden, die kaum den Weg zum Thale finden; zwei von ihnen sind aber auch in winterlicher Zeit noch reich genug, um Namen und Ruf zu verdienen; das ist der Bridal Veil und die Trias der Yosemite Falls. Der erstere fällt über eine glatte Felswand 600 Fuß und dann noch über gebrochenes Gestein weitere 300 Fuß zur Tiefe und hat seinen Namen von der Gestalt die er annimmt, wenn ein kräftiger Wind von der Seite weht, der das lange Band des oberen Falles hebt und die flüchtigen zersprengten Tropfen wie einen wehenden Schleier seitwärts trägt. Die Yosemite Falls beanspruchen den Vorrang in der Höhe unter den bekannten Wasserfällen der Welt, da die ihrige 2600 Fuß beträgt, allerdings in drei Absätze gebrochen, deren oberster aber immer noch 1500 Fuß senkrecht mißt. Auch der Merced River bildet in der Schlucht am Nordende des Thales, aus welcher er hervorbricht, Fälle, die bei wechselnder Höhe eine Mile aufwärts sich erstrecken.

Aehnliche Gegensätze bietet die Vegetation in den verschiedenen Jahreszeiten. Im Frühling soll das Thal ein weiter Garten sein voll Blumenduft und unerschöpflicher Farbenpracht; jetzt waren alle Blüthen dahin; selbst die Eichen, die in dichten Gruppen an den Ufern des Merced stehen, hatten das saftige Grün ihrer Blätter hingeben müssen, das herbstlichem Rothbraun gewichen war; allein die mächtigen Cedern und Fichten hatten dem Wechsel Stand gehalten und trugen den Schnee des Winters mit gleicher Frische wie die sommerliche Sonne. Sie gedeihen in dieser Lage zu einer ungewöhnlichen Stärke und Höhe, die allerdings winzig erscheint, wenn man sie an

den Felswänden mißt, an deren Fuße sie auftreten. „Sie schwinden bei diesem Vergleich zu daisies — Gänseblümchen — neben einer Fichte," sagt ein amerikanischer Schriftsteller.

Einen weiten und ausnehmend schönen Ueberblick über das Thal hat man von der Höhe, auf welcher sich der Weg nach Clarks hinaufzieht von einem Punkte, der Inspiration Point genannt wird. Die gewaltige Kante des Capitan, gegenüber der Schleierfall, im Hintergrund die Dome und das endlose Massiv der schließenden Berge, aus denen Zacken und Riesenhörner sich recken, auf weiten Flächen von Schnee bedeckt: wer es ein Mal gesehen, wird das Bild im Gedächtniß tragen so lange dieses überhaupt vorhält.

Der Kongreß hat, wie schon vorher angedeutet, den guten Gedanken gehabt, durch ein Gesetz vom Jahre 1864 das Yosemite Thal sowohl wie die Mariposa Grove of Big Trees dem Staate Kalifornien unter der Bedingung zu schenken, „daß sie zum öffentlichen Nutzen, Vergnügen und Erholung gehalten werden, und für alle Zeit unveräußerlich sein sollen". Es ist damit eine Sicherheit geschaffen, daß sich die Privatspekulation in einer ihrer zahlreichen häßlichen Formen der Sache nicht bemächtige und eine der großartigsten Naturschönheiten nicht lediglich für Geldzwecke ausbeute. Noch vor 30 Jahren war es ein Schlupfwinkel der Indianer, die sich dahin nach Raubzügen zurückzogen und lange unfindbar waren, bis es einer Militairabtheilung im Jahre 1851 gelang, den Zugang zu finden. Sie hatten es Yosemite genannt, welcher Name durch seinen sanften Wohllaut sich erhalten hat, obwohl die Bedeutung dem milden Klange des Wortes nicht entspricht, denn es heißt „Large grizzly bear".

Der schwarze Jim hatte uns noch vor Mittag auf diese Höhe gebracht und gönnte hier seinen Rossen und Passagieren einige Rast. Er war ein lustiger, kräftiger Bursche, mit dem der Race anscheinend eigenen Kutschertalent, mittheilsam, doch

mit einem gewissen Bewußtsein seines Werthes, wie ich als sein Nachbar auf dem Kutschersitz merken konnte. Mit Genugthuung wies er insbesondere eine Taschenuhr, deren Zifferblatt im Dunkeln leuchtete, wie die modernen Feuerzeuge und Lichthalter auf den Nachttischen und deren Nutzen bei nächtlichen Fahrten er rühmte; gewiß ein Beweis von Civilisation.

Nach einer ausgiebigen Ruhe in Clarks war noch Zeit genug, die Mariposa Grove der Riesenbäume zu besuchen, die ich als Public Land oben bereits erwähnt habe und die von Clarks nur einige Miles entfernt ist.

Diese Big Trees sind eine Spezialität Kaliforniens, in dessen Hochgebirge allein sie noch eine Heimath haben und auch hier nur in einem nach Höhe über dem Meere und Breitenlage beschränkten Distrikt, der sich zwischen 5000 und 7000 Fuß erhebt und durch den 36. und 38. Breitegrad begrenzt wird. Die Botaniker haben sie Sequoia —, andere auch Wellingtonia oder Washingtonia gigantea, Riesenceder oder Mammuthbaum, genannt. Ob die verschiedenen Namen dieselbe Species treffen, lasse ich dahingestellt und will die Wissenschaft nur durch die Bemerkung bereichern, daß das unklassische Sequoia von dem Namen des Indianerhäuptlings herrühren soll, der mit seinem Stamm in der Sierra Nevada sich aufhielt, als die Bäume zuerst entdeckt wurden, was im Jahre 1850 geschehen sein soll. Das Beiwort „gigantea“ verdanken sie dem Riesenhaften ihres Wuchses nach Höhe und Umfang, sowie dem unvordenklichen Alter ihrer Senioren, das nach Jahrtausenden rechnet. Eine verwandte Species ist die Sequoia sempervirens, volksmäßig redwood genannt, die in den Küstenwäldern Kaliforniens in dichten Beständen auftritt, aber nicht gleiche Maaße aufzuweisen hat wie die gigantea, die ihrerseits nicht rein vorkommt, sondern mit anderen Waldbäumen, namentlich Zuckerföhren und Libocedrus gemischt. Nach Professor Whitney, der bei der geologischen Landesaufnahme von Kalifornien auch

mit der Topographie der Big Trees sich beschäftigt hat, ist die Zahl der Gruppen oder Haine, in welchen sie innerhalb der obigen Grenzen vorkommen, auf acht, und der Flächenraum, welchen sie bedecken, auf zwei geographische Quadratmeilen anzunehmen. Die bekannteste der Gruppen, welche von sehr verschiedener Ausdehnung sind, ist der Calaveras Hain, in der Nähe des Stanislaus Flusses gelegen, mit im Ganzen etwa 1000 jungen und alten Bäumen, deren größter eine Höhe von 325 Fuß haben soll, sodann die Mariposa Grove mit etwa 800 Bäumen, unter denen 125 von mehr als 40 Fuß im Umfang.

Diese Mariposa Grove, der wir jetzt entgegen fuhren, besteht eigentlich aus zwei, etwa ½ Mile von einander entfernten Gruppen auf Flächen, welche zusammen 2 Squaremiles oder 5 Quadratkilometer groß sein mögen. Der Weg dahin zweigt von der Straße nach Clarks ab, ein richtiger Waldweg, eben breit genug für unsere Coach und über leichte Wellungen des Bodens zwischen alten und hohen Bäumen sich hinziehend, deren Größe aber die Erwartung des Kommenden schon mit einer gewissen Geringschätzung beurtheilt. Damwild in kleinen Rudeln, das ruhig auf Lichtungen weidet und neugierig nach unserem Wagen äugt, ohne sich schrecken zu lassen, beschäftigt vorübergehend die Aufmerksamkeit. Bald aber schimmert durch die grauen Stämme der Föhren die röthliche Rinde der ersten Riesen, welche an beiden Seiten des Weges Wache stehen und sich, ragenden Säulen gleich, gerade und fest über den dunkelen Grund erheben. Bald folgen andere in kleinen Gruppen, dicht gedrängt oder durch andere Bäume getrennt, die wie schwächliche Epigonen neben den Heroen der Vorzeit erscheinen. In dem Wuchse der Sequoia liegt etwas ganz Einziges; eine unwiderstehlich drängende Urkraft scheint sie aufwärts getrieben zu haben, die ausgestorben ist; auch in dem Nachwuchs junger Bäume scheint sie erloschen zu sein, worüber allerdings erst in einem späteren Jahrtausend unserer Zeitrechnung wird geurtheilt werden

können. Die Stämme sind rund wie Säulen, glattrindig, sehr allmälig nach oben sich verjüngend; die Aeste beginnen in der Regel hoch am Stamme, über den anderen Bäumen des Waldes, sind aber verhältnißmäßig kurz und sperrig; die Krone ist nicht geschlossen. Bei den alten Bäumen weitet sich der Stamm über dem Boden, als würde er von Strebepfeilern getragen; es sind Wurzeln, die aber der Struktur des Stammes folgen, als hätte er sie gezwungen, mit ihm aus dem Boden nach oben zu ringen. Wie gewöhnlich in Landschaften, welche von Touristen in Heerden besucht werden, den Gegenständen Namen gegeben werden, die mehr oder minder thöricht sind, so ist es auch hier geschehen. Da gibt es Palaces und Temples, ein Faithful Couple u. s. w. und zwar nicht blos im Munde der Führer, sondern groß geschrieben auf weißen Tafeln, welche an den Bäumen befestigt sind. Einer der größten Bäume ist the grizzly giant getauft worden, weil er sich zu einer Höhe von 272 Fuß (beinahe die dreifache Höhe des Berliner Schlosses) erhebt bei 94 Fuß Umfang und 31 Fuß Durchmesser. Der erste seiner Aeste, der 200 Fuß über dem Boden aus dem Stamme tritt, hat noch einen Durchmesser von 6 Fuß. Ein Baum der Calaveras Grove, soll ihn an Höhe noch um 54 Fuß überragen, wogegen die Bäume der Mariposa Grove durchschnittlich von größerem Umfange sind. Noch mächtiger müssen Stämme gewesen sein, die Sturm oder Blitz geworfen hat, oder die von Brand verzehrt worden sind und deren Reste noch den Boden decken. Der Torso einer solchen verbrannten Riesengestalt bringt das Ungeheuere der Dimensionen der Vorstellung noch näher, da man mittels einer sprossenreichen Leiter aufsteigen muß, um auf den liegenden Stamm zu gelangen. Forstleute berechnen aus den Maaßen des Vorhandenen, daß der lebende Baum eine Höhe von 400 Fuß und einen Durchmesser von 40 Fuß gehabt haben müsse. Am meisten augenfällig wurde das Kolossale der Verhältnisse an einem Baum, der den indianischen

Namen Waywohna (Big Tree) führt, und durch welchen eine thorwegartige Oeffnung von 9 Fuß Breite geschlagen worden ist, durch welche man mit dem Wagen fahren kann. Unsere Kutsche nahm diesen Weg und als der Wagen, der 5 Sitze hatte, hinten mit dem Rande des Baumes abschnitt, ragten eben nur die Köpfe der vorderen Pferde unseres Viergespanns vorn aus der Oeffnung hervor. Trotz dieses Tunnels durch seinen Leib befand sich Waywohna in erfreulicher Gesundheit. Leider sind viele Bäume durch Feuer arg beschädigt; mäßige Spuren davon zeigt auch der Grizzly Giant und in anderen ist der untere Theil des Stammes tief ausgebrannt, man sagt von den Indianern, welche in der dadurch gewonnenen Höhlung den Winter zu verbringen pflegten, sicherlich besser davon beschützt, als ihre leichten Wigwams es leisten können. Es gibt solche Höhlungen, in welchen nach meiner Schätzung 30—40 Menschen bequem liegen können.

Wenn man unter diesen Bäumen wandelt, die aller Wahrscheinlichkeit nach bereits grünten, als die Pharaonen die ersten Pyramiden bauten und die noch heute leben und wachsen, so drängt sich wohl die Frage auf, welche jetzt versiegte Lebenskraft ihre ersten Keime getrieben und in ihnen fortgewirkt habe, welcher Zufall sie gerade an dieser Stelle erhalten, warum sie die einzigen noch lebensfähigen Organismen einer Epoche geblieben, von deren Lebewesen uns nur die Versteinerung oder das Eis Sibiriens kümmerliche oder zertrümmerte Reste erhalten haben. Aber Jim weckt den Träumer mit einem munteren Peitschenknall und wieder von dannen rasselt die Kutsche in den Nebel hinein, der sich gegen Abend feucht und kalt über den Wald gesenkt hat.

Am andern Tage in aller Herrgottsfrühe ging es auf den Rückweg nach San Francisco; es war regnicht und trübe, aber nicht böse genug, um den Humor ernstlich zu stören, was mir von dem alten Porter in Clarks die anerkennenden Worte ein=

trug: you are a happy man, you have a good temper. Der Lohn dafür kam auch bald, denn die Sonne brach durch die regenspendenden Wolken und wir vollendeten die Wagenfahrt nach Madera bei herrlichem Wetter, das der Landschaft, die durch den Regen erfrischt war, ein ganz anderes Aussehen gab, als sie bei der Wasserfahrt auf dem Kutschbock gehabt hatte.

Nach der Rückkehr kam das Abschiednehmen von lieben und freundlichen Menschen, die ich hier kennen gelernt oder wiedergefunden hatte; immer ein hartes Ding, weil die Hoffnung auf Wiedersehen gering ist, wenn einige tausend Meilen sich dazwischen legen. Doch habe ich auch hier von Neuem erfahren, wie bisweilen Begegnungen sich machen, an welche man nimmer hätte glauben mögen. Ich fuhr vor einigen Jahren zwischen Straßburg und Karlsruhe in der Eisenbahn mit einem Ehepaar zusammen, dessen freundliche Weise zu einer Unterhaltung führte, die bald lebhaft und heiter wurde, so daß ich bedauerte, daß sie in Karlsruhe endete. Ich hatte bei dem Gespräch erfahren, daß meine Reisegefährten in Amerika lebten, daß sie ihre Söhne in Karlsruhe erziehen ließen und daß die Frau in Mexiko geboren wäre. Aber weder Name noch Wohnort war mir bekannt geworden oder geblieben, ebensowenig wie ich mich genannt hatte. In San Francisco nun wurde ich im deutschen Verein verschiedentlich vorgestellt, u. A. auch einem Herrn M. und Frau, bei deren Begrüßung mir eine Erinnerung auftauchte, die ich nicht unterbringen konnte; sie war selbst nicht soweit klar, daß ich eine Frage darauf hin hätte stellen können. Erst als ich zu Hause war, kam es mir wie ein Blitz, daß und wo ich Beide bereits gesehen und zu beiderseitigem Vergnügen ergab sich später, daß es Herrn M. auf dem Heimwege ebenso gegangen war. Solche Erfahrungen erleichtern sanguinischen Gemüthern in etwas die Trennung.

Daß ich hier, wo der Spiritismus in Blüthe steht, ein Medium besucht habe, referire ich vor Schluß nur noch kurz

und aus purer Gewissenhaftigkeit. Die Zeitungen wimmeln von Einladungen solcher Vermittlerinnen mit der Geisterwelt und ich ließ mich mit einem jungen Deutschen bestimmen, eine davon aufzusuchen. Es war eine mittelalterliche Frau, um welche in einem matterleuchteten Hinterstübchen eine Anzahl Personen versammelt waren, mit denen sie in Flüsterton sprach. Wir erweckten ihr offenbar Mißtrauen bezüglich unserer Gläubigkeit und hatten bald das Gefühl, daß wir die Gesellschaft gründlich störten. Sie fuhr gleichwohl, nachdem wir den einzig freien Sitz, auf dem Bett, eingenommen hatten, fort, einem dicken Farmer zu beschreiben, wie es auf seiner Farm aussehe und ihm verschiedene Hoffnungen auf glückliche Ereignisse zu machen. Dies wurde aber bald äußerst langweilig und wir überließen die kuriosen Narren ihrer engeren Gesellschaft.

Morgen geht es nun wieder gen Osten; ich werde aber nicht früher schreiben können als von St. Louis.

XIV.

Salt Lake City in Utah. — Der große Salzsee. — Die Mormonen. — Das große Tabernakel. — Entstehung und Entwickelung des Mormonismus. — Glaubenssätze und Organisation.

St. Louis, November 1881.

Die Rückfahrt von San Francisco nach dem Osten erfuhr eine angenehme Variante durch einen Abstecher nach Salt Lake City, der Mormonenstadt, sowie dadurch, daß wir von Cheyenne nicht auf dem früheren Weg über Omaha, sondern über Denver und Kansas City dem Mississippi zustrebten, um hier in St. Louis „den Vater der Gewässer“ zu erreichen. Indeß war auch der erste schon bekannte Theil der Fahrt bis Ogden nicht ohne neuen

Reiz, da mit dem Vorrücken der Jahreszeit die Bergreihen auf der großen Hochebene sich mit Schnee bekleidet hatten und dadurch bei dem hellen Wetter, das uns begünstigte, die ganze Landschaft einen Schimmer von Frische bekam, der die Oede der Wüste fast vergessen machte.

Die Eisenbahn nach Salt Lake City zweigt von Ogden in südlicher Richtung ab nach dem Thale des Großen Salzsees, dessen östlichem Ufer entlang zwischen dem See und dem Wahsatch Gebirge sie hinführt. Dieses Gebirge theilt den Staat Utah in zwei ziemlich gleichgroße Theile. Zwei Fünftel des Landes sind von rauhen Bergen bedeckt; 20000 Sqaremiles von Alkali Wüste; zum Ackerbau sind nur die schmalen Streifen Landes längs der Flüsse geeignet, neun Zehntel der Gebirgsthäler mögen als Weideland benutzbar sein.

Immerhin konnten die Mormonen nach ihrem Zuge durch die Wüste das Thal des „Großen Salzsees" als das Land der Verheißung begrüßen. Zur Zeit besteht das Utah der Mormonen aus einer schmalen Linie von Niederlassungen um die Mitte des Landes, selten mehr als 10 Miles breit, aber beinahe 700 Miles lang, von Oneida in Idaho bis zum Rio Virgen in Arizona. Die von ihnen in das vorher wüste Thal gebrachte Kultur offenbart sich in zerstreuten Ansiedlungen und wohlbebauten Weizenfeldern, die sich zwischen Gebirge und See längs der Eisenbahn breiten.

Der Große Salzsee ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen des großen Beckens, das in weiten Flächen von Salz durchtränkt ist und zahlreiche salzhaltige Seen aufweist; er bedeckt zur Zeit eine Fläche von einer Längenausdehnung, nach der geringeren Annahme von 34 Miles, bei 17 Miles Durchschnittsbreite, während Andere seine Länge auf 75 Miles bei 30 Miles Breite angeben. Dagegen ist die Tiefe durchweg gering; sie erreicht auf weiten Strecken kaum einen Meter und soll 11 Meter nirgend übersteigen. Nach den Bodenverhältnissen ist anzu=

nehmen, daß ein Auffüllungsprozeß seit langer Zeit sich vollzieht; es wird behauptet, daß der See in der Zeit von 1852 bis 1868 sich um 4 Meter gehoben und sich um die Hälfte der Fläche vergrößert habe, daß er aber seit 1868 nur unbedeutende Schwankungen zeige. Er erhält bedeutende Zuflüsse aus dem Osten und Süden durch den Jordan River, welcher die in den südlich gelegenen Salzseen von Utah gesammelten Wasser ihm zuführt, ist aber selbst ohne erkennbaren Abfluß. Das Wasser hat nach den Ermittelungen von L. D. Gale ein spezifisches Gewicht von 1,17, und 22,4 feste Bestandtheile, von denen 20,2 aus Kochsalz bestehen; es ist also eine natürliche Soole von außergewöhnlicher Dichtigkeit mit Eigenschaften, von denen nach der Bemerkung eines Beobachters Niemand, der es nicht gesehen hat, sich eine Vorstellung machen kann. Ein Mann kann darin auf dem Rücken schwimmen, indem er die Beine an die Kniee gezogen, Kopf und Hals und die Arme bis zu den Ellbogen vollständig außer Wasser hat. Nimmt er eine sitzende Stellung ein mit ausgebreiteten Armen, so ragen die Schultern aus dem Wasser. Das Schwimmen ist jedoch nicht ohne Schwierigkeit, vermöge des Bestrebens der Gliedmaßen, auf die Oberfläche zu kommen; der Salzgehalt ist so stark, daß beim Verschlucken von Wasser die Gefahr der Erstickung eintritt, und daß ein Tropfen, der ins Auge dringt, heftige Schmerzen verursacht. Ein Bad im Wasser des Sees mit Vorsicht gebraucht, ist stärkend und erquickend, doch muß der Körper demnächst in süßem Wasser abgewaschen werden.

Auf der Fahrt sieht man den See nur aus wechselnder Entfernung, indem seine Ufer streckenweise weit von der Bahn zurücktreten. Salt Lake City selbst ist etwa 12 Miles von dem Südostufer des Sees entfernt, am Fuße eines Ausläufers des Wahsatch Gebirges, das sich zu einer durchschnittlichen Kammhöhe von 3000 Meter erhebt und wie eine steile Mauer gegen das Ufer des Großen Salzsees und des Utah Sees abfällt.

Unzählige kleine Wasseradern, die aus seinen Flanken das Schmelzwasser des Schnees unmittelbar in das Längenthal führen, bilden für dieses das befruchtende Element, ohne welches es unbewohnbar sein würde.

Man nähert sich der Stadt mit der Empfindung einer besonderen Neugier, die vornehmlich auf die sozialen Verhältnisse der Bewohner gerichtet ist. Auf Grund der Annahme, daß jeder Mormone mehrere Frauen habe, glaubt man schon in dem Aeußeren der Stadt etwas Absonderliches erwarten zu dürfen, was die Verschiedenheit des Familienlebens erkennen lasse, vielleicht auch im Vorübergehen einen verstohlenen Blick in das Innere der Haushaltung werfen und von der schwierigen Kunst, mehrere Frauen zu regieren, etwas profitiren zu können. Diese Erwartung wird jedoch nicht erfüllt, wenigstens nicht bei flüchtigem Besuche. Zunächst ist die Voraussetzung, daß jeder Mormone mehrere Frauen habe, nicht zutreffend; nur eine Minderzahl kann sich diesen Aufwand gestatten; die Mehrzahl begnügt sich, wie anderwärts wo Polygamie erlaubt ist, z. B. in der Türkei wegen Mangels an Vermögen oder auf Grund der Erfahrung, daß eine Frau gerade genug unter Umständen schon zu viel sei, mit einer Frau und lebt daher auch in entsprechender häuslicher Einrichtung. Sodann sind nicht alle Bewohner von Salt Lake City Bekenner des Mormonismus, vielmehr ist ein wachsender Prozentsatz der Bevölkerung Gentils oder Heiden. Jedenfalls merkt man an der äußeren Einrichtung der Stadt und deren Gebäude zunächst und ohne besondere Belehrung nichts, was sie von anderen christlich-amerikanischen Wohnplätzen unterschiede und ebensowenig an dem Wesen und Verkehr der Bevölkerung. Eingeweihte machen darauf aufmerksam, daß manche Häuser unter demselben Dache auffallend viele Hausthüren oder besondere Eingänge haben, was damit erklärt wird, daß die Gatten einer Pluralität von Ehefrauen diese Einrichtung zur Erhaltung des Hausfriedens für vortheilhaft

halten; unbefangenen Gemüthern aber würde ohne besonderen Hinweis dies nicht auffällig sein.

Bei der Wahl des Platzes für die Stadt und bei ihrer Anlegung ist mit großer Umsicht verfahren. Die Hauptstraßen sind von stattlicher Breite — über 100 Fuß —, alle Wege mit Bäumen besetzt und von lebendigem Wasser in Rinnen durchflossen. Bei der Vertheilung des Landes sind die einzelnen Loose so reichlich bemessen, daß für jedes neben dem Hause Raum für einen Obstgarten blieb. Da nach den Vorschriften des Mormonismus Früchte die Hauptnahrung seiner Bekenner bilden sollen, ist die Obstzucht Gegenstand besonderer Sorge und trotz der hohen Lage der Stadt, welche 4200 Fuß über dem Meere liegt, von günstigem Erfolge belohnt. So kommt es, daß die Stadt in einem einzigen Garten zu liegen scheint, dessen Laub ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit noch nicht gänzlich gefallen war. Die Straßen sind reinlich gehalten und machen einen sehr freundlichen Eindruck. Die meisten Häuser sind von Adobes — ungebrannten Ziegeln — aber sauber; doch fehlt es auch nicht an stattlichen Gebäuden von Stein; namentlich sind die größeren Waarenhäuser von massivem Bau. Viele der Stores und offenen Geschäfte waren am Abend mit elektrischem Licht beleuchtet.

Das Gebäude, welches in erster Linie das Interesse des Fremden in Anspruch nimmt, ist das „Tabernakel", der „Tempel der Heiligen der letzten Tage", in welchem sie zum Gottesdienst, zu Vorlesungen und sonstigen Versammlungen sich zusammenfinden. Der Bau hat schon von Weitem das Auge gefesselt durch die eigenthümliche Konstruktion des Daches, das die Gestalt eines in der Länge halbirten Eies hat, und auf hohen Sandsteinpfeilern (46 an der Zahl) ruht, die es tragen und vor den Wänden des gleichfalls eiförmigen Gebäudes vortreten. Das Dach wie das ganze Gebäude im Uebrigen ist von Holz; das Innere ist schmucklos; nur eine Orgel von ungewöhnlicher

Größe erinnert an die geistliche Bestimmung des Saales, welcher einschließlich der breiten Gallerie, die ihn umgibt, für mehr als 12000 Personen Sitzplätze enthalten soll. Merkwürdig ist die Akustik des Raumes, der eine Länge von 250 Fuß bei 150 Fuß größter Breite und 70 Fuß Höhe hat. Wird auf der Erhöhung vor der an dem einen schmalen Ende stehenden Orgel, wo die Stühle der Prediger oder sonstigen Redner stehen, auch nur mit gewöhnlicher, nicht lauter Stimme gesprochen, so ist in allen Entfernungen bis an das andere Ende des Saales, ja bis auf die letzte Bank der Gallerie, also auf einen Abstand von mindestens 200 Fuß jedes Wort klar zu verstehen; worauf dies beruht, auf der ovalen Form des Daches, der Resonnanz des Holzes, der Stellung der Redner im Brennpunkt der Ellipse lasse ich dahingestellt; aber zu wünschen wäre, daß die Baumeister von Parlamenten und Kirchen sich darum kümmerten, um gleiche Wirkung zu erreichen. In der Nähe des Tabernakel steht ein anderes einfaches Gebäude von nicht minder ernster Bestimmung, das Endowment House, in welchem die „Ansieglungen“ alias Trauungen und sonstige Akte von religiöser Bedeutung vorgenommen werden, das aber der Fuß eines Ungläubigen nicht betreten darf. Ich kann daher über das Innere nicht berichten. Obwohl am Ende der Tage das „neue Jerusalem“ nicht hier, sondern in Jackson Ohio errichtet werden soll, hat Brigham Young doch einen neuen Tempelbau begonnen, nicht weit von dem Tabernakel, aus Granit mit Mauern von ungewöhnlich mächtiger Stärke. Doch ist dieser Bau bisher kaum zur halben Höhe gediehen und es soll bei den enormen Kosten, welche er verursacht, und der behaupteten Erschütterung des Mormonismus wenig Aussicht bestehen, daß er jemals werde vollendet werden. Brigham Young's, des verstorbenen Präsidenten, Haus ist ein zweistöckiges schmuckloses Holzgebäude mit allerdings vielen Nebenhäusern und Dependenzen, unter welchen Amelia Palace, das Haus seiner Lieblingsfrau, in

welchem gegenwärtig sein Nachfolger John Taylor residirt, mit Vorliebe gezeigt wird.

Der Freundlichkeit des Höchstkommandirenden der Bundestruppen in Utah, General Cook, verdanke ich einen angenehmen Ausflug nach Camp Douglas, das einige Miles von der Stadt etwa 300 Fuß höher liegt und eine schöne Uebersicht über die Stadt und das ganze Thal gewährt. Der General, der in New-Mexiko gekämpft hat, zeigte interessante Erinnerungen an seinen Aufenthalt daselbst, insbesondere einen prächtigen mexikanischen Sattel, der mich im Hinblick auf die beabsichtigte Reise dorthin und etwaige Reitübungen anzog und den Kriegsschmuck eines Comanche Indianers, der ihm von dessen Ueberwinder verehrt worden war. Derselbe bestand aus Federn aller Farben, meist vom Adler, die senkrecht dicht neben einander auf eine Unterlage von Thierhaut gestellt sind, welche über den Kopf und Rücken gelegt wird und so lang ist, daß sie hinten in einen langen Schwanz ausgeht. Die Vorstellung davon wird erleichtert, wenn man den bayerischen Raupenhelm sich in jener ausgiebigen Weise verlängert denkt und an Stelle der bürstenartigen Roßhaare bunte Federn setzt. Ein fröhlicher Reisegefährte von hoher Statur und kriegerisch schönem Antlitz, O. v. E., legte ihn an und überzeugte so von der hohen Wirksamkeit des Schmuckes. Der großen Schönheit der Landschaft wurden wir auf der Rückfahrt inne, als die Sonne hinter den westlichen schneebedeckten Bergreihen sank und aus dem leichten Nebel, der über dem Thalboden sich hob, der Spiegel des Großen Salzsees leuchtete.

Die Gründung von Salt Lake City und die Besiedlung des Thales datiren vom Jahre 1847, wo die Mormonen unter Führung von Brigham Young aus Nauvoo am Mississippi in die Wildniß zogen, um eine neue Heimath zu suchen, nachdem der Stifter der Lehre Joseph Smith mit seinem Sohne Hyram im Jahre 1844 in Carthago im Gefängniß ermordet worden

war und ihre Niederlassung in Nauvoo sich gegen die Feindseligkeit der Umgebung als nicht haltbar gezeigt hatte. Sie waren vorher — 1837 — schon ein Mal von den ersten um das Jahr 1831 in Ohio und Missouri begonnenen Ansiedlungen vertrieben worden. Zur Zeit wird der Bestand der Sekte auf etwa 150 000 geschätzt; von der Bevölkerung von Utah, welche nach dem Census von 1880 auf rund 143 000 sich beläuft, sollen etwa 110 000 ihr angehören. Die Absicht Brigham Young's, die Heiligen of the latter Days weitab in eine Wildniß zu führen, wo sie außer dem Bereiche der Macht des modernen Staates und geschützt vor der Berührung mit Ungläubigen im Verborgenen zum Zion des Herrn emporwachsen könnten, hat eine radikale Störung durch Erbauung der Pacific Eisenbahn erlitten, welche Utah durchschneidet und ihren eisernen Arm bis an die Pforte des Tabernakels ausstreckt. Sie brachte alsbald andere Einwanderung, welche vornehmlich der in den Bergen aufgenommene Minenbetrieb anzog. Während im Jahre 1869 in Utah nur etwa 1000 Nichtmormonen waren, wuchsen die Ungläubigen schon im nächsten Jahre auf mehr als 4000 an und haben, als der Bergwerksbetrieb lohnender wurde, in einzelnen Distrikten, wie in Tovele County die Mormonen allmälig verdrängt. Die Einwanderung hat letztere jedoch nicht allein numerisch in Nachtheil gebracht, sie bewirkt auch, daß durch den Verkehr mit den Heiden der Glaube erschüttert wird und daß innerhalb der Gläubigen sich Spaltungen zeigen, welche gefährlicher werden mögen, als die Anfechtungen der Gentils. Den systematischen Angriff haben in erster Linie die verschiedenen christlichen Religionsgesellschaften, deren Vertreter in Utah sich niedergelassen haben, sich zur Aufgabe gemacht, indem sie nicht blos durch Missionäre und Schulen zu bekehren suchen, sondern auch auf gesetzliche Maßnahmen zur Unterdrückung des Mormonismus drängen. Es sind dies außer der Episkopalkirche vornehmlich Methodisten, Kongregationisten

und Presbyterianer; die Letzteren haben die Führung übernommen. Sie haben es bereits auf 24 kirchliche Niederlassungen mit 22 Kirchen und Kapellen und ebensovielen Predigern und auf 25 Missionsschulen mit 54 Lehrern gebracht und werden es voraussichtlich, da das Schulwesen bei den Mormonen vernachlässigt ist, rasch weiter bringen, wenn sie es über sich vermögen sollten, sich nicht gegenseitig zu verfolgen und anzufeinden. Die Mormonen ihrerseits reizen zum Kampfe durch die Unduldsamkeit gegen alle anderen, insbesondere die protestantischen Religionsgenossenschaften, indem sie lehren, daß die von ihnen gebildete „Church of Christ“ die alleinige sei und daß Gott alle anderen höchlichst mißbillige. Die äußere Handhabe für den Angriff ist die Polygamie, welche die Mormonen zulassen und unter Berufung auf die Patriarchen des Alten Testaments für Gott wohlgefällig halten, obwohl sie in den ursprünglichen Offenbarungen und in den grundlegenden Religionsbüchern nicht besprochen wird. Sie soll erst seit 1836 von J. Smith eingeführt und vertheidigt worden sein. Als sittliche Kompensationen machen sie geltend, daß sie den Ehebruch streng ahnden und öffentliche Häuser in ihren Gemeinden nicht dulden. Ob die Frauen selbst sich wohl dabei befinden, ist schwer festzustellen. Für die Bejahung scheint zu sprechen, daß bei einem neuerlichen Versuche, für eine Petition gegen die Vielweiberei Unterschriften zu gewinnen, keine der Mormonenfrauen zur Betheiligung hat bestimmt werden können. Daß die Kinder aus solchen Verbindungen geistig und leiblich gedeihen, wird dagegen im Allgemeinen in Abrede genommen. Das schon hervorgehobene geringe Maaß des Interesse für die Schulen hängt damit vielleicht zusammen. Unter den Mormonen selbst, sowohl in Salt Lake City als da, wo sie sonst mit Andersgläubigen mehr in Berührung kommen, macht sich übrigens eine Reaktion gegen die Polygamie geltend, derart, daß eine Sekte der Mormonen unter dem Namen der „Reorganisirten Kirche

Christi“ ein Pamphlet an den Kongreß gerichtet hat, in welchem der Satz vertreten wird, daß Polygamie ein Verbrechen, nicht eine Religion sei und daß sie mit dem wahren Mormonismus in Widerspruch stehe. Anders freilich sieht es in zwei kleineren Ortschaften aus, die im Süden von Salt Lake City auf dem Wege zu den Minen gelegen sind und die selbst in Utah einzig in ihrer Art sein mögen: Taylors Ville und Win Ville. Die beiden Patriarchen Elder Taylor und Elder Win haben jeder zahlreiche Frauen und von ihnen zahlreiche Söhne und ihrem Beispiele folgte jeder der Söhne. Das Ergebniß sind jene zwei Ortschaften, in deren einer alle Einwohner Taylor's sind, während in der anderen alle Win heißen. Die Ersteren sind vor den Letzteren um einige Nummern voraus.

Hier setzen nun die Gegner in neuerer Zeit mit Erfolg ein. Die protestantischen Secten, welche sich die Aufgabe der Bekehrung gestellt haben, fordern alle ihre Glaubensbrüder in den Vereinigten Staaten mit allen Mitteln der Publicität, von der Kanzel und in der Presse auf, daß sie ihnen helfen, das Aergerniß aus der Welt zu schaffen. Sie verlangen, daß der Kongreß ein Gesetz votire, welches schon das thatsächliche Zusammenleben als Polygamie bestrafe, ohne daß es des Beweises einer Eheschließung bedürfe, und welches die Frauen als Mitschuldige behandle. In der That hat die Botschaft des Präsidenten der Union gesetzliche Maßregeln in Aussicht genommen, welche mit Rücksicht auf die Polygamie die Mormonen von Ausübung des Wahlrechts und von dem Rechte Geschworne zu sein, ausschließen, und Polygamie sowohl wie das Zusammenleben mit mehr als einer Frau mit Strafe ahnden sollen. Die betreffende Bill ist im Senat auch bereits verhandelt und mit einigen Abänderungen angenommen worden. Da die Mormonen auch ihrerseits in Washington nicht unthätig sind, so steht noch dahin, ob die Bill Gesetzeskraft erhalten wird.

Ueber die Entstehung und die Glaubenssätze des Mor-

monismus kann man das Wesentliche am besten aus einem Katechismus entnehmen, der von dem Aeltesten John Jaques herausgegeben ist; er ist jedenfalls leichter zu lesen als das Book of Mormon, das auf mehr als 600 engbedruckten Seiten die wunderliche Geschichte enthält, welche Joe Smith erfunden hat, um sie als Offenbarung Gottes zur Grundlage seiner neuen Religion zu machen. Es erzählt von Völkerstämmen, den Jarediten, welche vom Thurm von Babel ausgingen, und von Kolonieen, welche Jerusalem vor 2400 Jahren oder etwa 600 Jahre vor Christi Geburt verließen und von denen Nephi, der Sohn Lehi, mit seiner Familie über das große Wasser nach Amerika gelangte. Seine und seines Volkes Geschichte ist auf metallene Platten geschrieben worden, welche vor 1400 Jahren in einem Hügel, Cumorah, in der Nähe des heutigen Palmyra N. Y. verborgen niedergelegt worden sind. Die Nachkommen der alttestamentlichen Einwanderer sollen die Indianer Nord-Amerikas sein. Jene Platten aufzufinden war im Jahre 1820 Joseph Smith beschieden, der in Manchester N. Y. lebte. Ueber die ihm gewordene Offenbarung lehrt der Katechismus, daß er, von der Unzulänglichkeit der vorhandenen Religionen ergriffen, Gott angefleht habe, ihm die wahre Religion zu lehren. Darauf habe in einer Vision sich der Himmel geöffnet, Gott Vater und Jesus Christus seien niedergestiegen und Gott Vater habe ihm gesagt, daß alle Religionsgesellschaften auf Erden unrichtige Lehren predigten und daß er an keine von ihnen sich binden sollte. Einige Zeit später erschien ihm der Engel Moroni zu drei verschiedenen Malen und überbrachte ihm die Mission, jene Platten ans Licht zu bringen. Der Weisung folgend fand er die Platten in einer Steinhöhlung zugleich mit einem Brustharnisch und zwei Steinen in silbernen Bügeln, in alter Zeit Urim und Thummim genannt, durch welche wie durch eine Brille möglich war, die auf den Platten eingegrabenen Zeichen zu lesen und zu verstehen. Er durfte jedoch die Platten nicht

alsbald heben, sondern mußte noch vier Jahre warten, während deren er alljährlich ein Mal mit dem Engel zusammenkam und neue Offenbarung erhielt. Nach Ablauf der Zeit und zwar am 22. September 1827 hob er endlich den Schatz. Die Platten waren 8 Zoll zu 7 Zoll groß; etwas dünner als gewöhnliches Zinn und durch drei Ringe zusammengebunden, welche durch sie völlig hindurch gingen. Zusammen waren sie nur 6 Zoll stark und mit feinen Hieroglyphen bedeckt, in einer damals unbekannten Sprache, dem Reformed Egyptian. Joseph Smith machte sich daran sie zu übersetzen, was ihm mit Hilfe der Wunderbrille gelang, nicht ohne daß er viele Anfechtung erfuhr von frommen Leuten, welche ihn einen Betrüger nannten. Er zeigte deshalb die Platten zu wiederholten Malen Zeugen, welche sie prüften und ihr Zeugniß über den Befund verlautbarten. Im Jahre 1830 war das Werk der Uebersetzung vollendet; sie wurde mit jenen Zeugnissen als das Book of Mormon gedruckt. Die Platten, von denen ein Theil zusammengesiegelt war, wurden dem Engel Moroni zurückgegeben; die versiegelten waren nicht eröffnet und nicht übersetzt worden. Schon vor der Veröffentlichung des Buches und zwar bereits am 15. Juni 1829 war Joseph Smith und sein Gehilfe Oliver Cowdery durch Johannes den Täufer zu „Aaronitischen Priestern" geweiht; sie hatten sich dann gegenseitig getauft und ordinirt. Demnächst empfing Smith die höhere Weihe des Melchisedek Priesters durch die Apostel Petrus, Jacobus und Johannes in eigener Person und schritt nunmehr am 6. April 1830 mit sechs Genossen dazu, Christi Kirche in Fayette, Seneca County N. Y. zu begründen.

Der dogmatische Theil der neuen Religion ist eine Komposition aus verschiedenen Religionen: Buddhismus, Judenthum, Islam und Christenthum, deren jeder Etwas entnommen ist. Joseph Smith hat die Glaubensartikel seiner Kirche dahin formulirt:

1) Wir glauben an Gott, den ewigen Vater und an seinen Sohn Jesum Christum und an den heiligen Geist.

2) Die Menschen werden bestraft werden für ihre eigenen Sünden und nicht für Adams Uebertretung.

3) Vermittelst des Opfers Christi können alle Menschen gerettet werden durch Gehorsam gegen die Gesetze und die Gebote des heil. Geistes.

4) Diese Gebote sind: Glaube an den Herrn Jesus Christus, Buße, Taufe durch Untertauchen zur Nachlassung der Sünden, Auflegung der Hände zur Mittheilung des heil. Geistes.

5) Ein Mensch muß von Gott berufen werden durch Gabe der Weissagung und durch Handauflegung Seitens derer, welche das Amt haben, den heil. Geist zu predigen und seine Anordnungen auszuführen.

6) Die Organisation ist die gleiche, welche in der ersten Kirche bestand, nämlich Apostel, Propheten, Pastoren, Lehrer, Evangelisten.

7) Wir glauben an die Gabe der Zungen, Weissagung, Offenbarung, Visionen, Heilung, Auslegung der Zungen u. s. w.

8) Wir glauben, daß die Bibel das Wort Gottes ist, so weit sie richtig übersetzt ist, wir glauben, daß auch das Buch Mormon Gottes Wort ist.

9) Wir glauben an Alles, was Gott offenbart hat und was er gegenwärtig offenbart, sowie daß er noch viele große und wichtige Dinge, die zu dem Königreich Gottes gehören, offenbaren wird.

10) Wir glauben an die buchstäbliche Sammlung Israels in der Wiederherstellung der zehn Stämme, daß Zion auf diesem — amerikanischen — Kontinent wird erbaut werden, daß Christus persönlich auf dieser Erde herrschen wird und daß die Erde erneuert werden und empfangen wird ihre paradiesische Herrlichkeit.

11) Wir fordern das Recht, Gott den Allmächtigen nach den Vorschriften unseres Gewissens zu verehren; wir räumen allen Menschen dasselbe Recht ein und lassen sie Gott dienen wie, wo und worin sie es vermögen.

12) Wir glauben, daß wir Königen, Präsidenten, Gesetzgebern und Richtern unterthan sind, indem wir dem Gesetz gehorchen, es ehren und aufrecht halten.

13) Wir glauben, daß wir redlich, wahrhaft, keusch, wohlwollend, tugendhaft sein und allen Menschen Gutes thun sollen; wahrhaftig, wir können sagen, daß wir der Mahnung des heil. Paulus folgen: „Wir glauben Alles, wir hoffen Alles, wir haben Vieles erduldet und hoffen, daß wir Alles zu erdulden im Stande sind. Ist Etwas tugendhaft, lieblich oder von gutem Namen oder preiswerth, wir suchen nach allem Solchen."

Diese Artikel erschöpfen jedoch die Glaubenslehre nicht, welche im Uebrigen außer im Book of Mormon in verschiedenen Schriften wie Doctrine and Covenants und Pearl of Great Price enthalten sind. Nach Anerkennung der Bibel versteht es sich, daß der Katechismus auch die zehn Gebote lehrt und zwar thut er es in der Form des lutherischen Katechismus, der das erste Gebot in zwei zerlegt und das neunte und zehnte zusammenzieht. Als Quellen der Erkenntniß Gottes werden Tradition, Vernunft und Offenbarung bezeichnet, welche letztere entweder durch Gott in Person, oder durch Engel, oder durch Träume und Gesichte geschehen kann. Gott hat sich so verschiedentlich im alten Testament offenbart, vornehmlich an Abraham, Moses, Johannes. Die wichtigste Offenbarung im neuen Bunde hat er Joseph Smith zu Theil werden lassen. Sie wird dieserhalb auch die Fullness of Times genannt, weil sie die letzte ist, in welcher die Fülle der Wahrheit verkündet worden.

Unter den weiteren Sätzen des Katechismus ist hervorzuheben, daß Gott die Gestalt eines Menschen habe, und daß die

Seelen der Menschen schon vor der Geburt vorhanden gewesen. Die Erde ist keineswegs aus Nichts geschaffen; auch ihre Elemente existirten schon vor der Schöpfung. Der Sündenfall im Paradiese wird als Grund für die Existenz der Menschen dargestellt und als die erste Stufe zu ewiger Erhebung und zum Glück des Menschen, da er ihn die Unterscheidung zwischen gut und böse gelehrt habe: Gott habe in seiner Weisheit ihn gewollt. Auffallend erscheint, daß der Katechismus auf Grund einer Schriftstelle (1. Korinther 8, 5) annimmt, daß es viele Götter gebe; jedoch lehrt er weiter, daß für uns nur ein Gott sei, der Vater der Menschen und der Schöpfer der Erde.

Die Taufe, welche durch Eintauchen in Wasser geschieht, wird an den Kindern erst vollzogen, wenn sie acht Jahre alt sind; die Handauflegung zur Mittheilung des heil. Geistes erfolgt später. Das Abendmahl wird in beiden Gestalten genossen. Es wird gelehrt, daß Christus alsbald nach der Auferstehung in Amerika unter den Nephiten erschienen sei und es dort persönlich eingesetzt habe. Ist kein geeigneter Wein vorhanden, so genügt Wasser.

Diese letztere Licenz gibt Anlaß einiger Lehren zu erwähnen, welche Gott seinem Volke zur Erhaltung von Leben und Gesundheit durch Joseph Smith am 27. Februar 1833 verkündet und welche dieser in dem „Word of Wisdom", das einen Abschnitt des „Book of Doctrine and Covenants" bildet, nicht als Befehl, sondern als Mahnung niedergelegt hat. Der erste Vers dieses Wortes der Weisheit lautet:

„daß es nicht gut ist, Wein oder starke Getränke zu trinken, ausgenommen bei des Herrn Abendmahl, und dann soll es heimischer Traubenwein sein;" ferner

„daß es nicht gut ist, hitzige Getränke zu trinken oder Taback zu kauen oder zu rauchen, da starke Getränke zum Waschen des Körpers dienlich sind und das Tabackkraut gut ist für Quetschungen und krankes Vieh, wenn mit Vorsicht ange-

wendet," oder wie es in einer weiteren Erläuterung bezüglich des Tabacks heißt, „da die Gewohnheit sehr schmutzig ist, der Taback giftiger Natur ist und der Gebrauch den Menschen erniedrigt."

Als Nahrung der Menschen sollen nach dem zweiten Verse hauptsächlich Pflanzen und Früchte dienen, insbesondere Weizen. Fleisch sollen Menschen nur zur Zeit des Winters, der Kälte oder einer Mißernte essen. Alle „Heilige", welche diesem Gebote folgen, „werden Gesundheit in ihrem Leibe haben und Mark in ihren Gebeinen und sie werden Weisheit und große Schätze des Wissens finden, selbst verborgene Schätze und sie werden laufen und nicht müde werden und gehen ohne zu ermatten und Ich der Herr verspreche ihnen, daß der Engel der Zerstörung an ihnen vorübergehen wird als den Kindern von Israel und sie nicht verderben."

Den praktischen Blick, den Joseph Smith bei Aufstellung dieser hygienischen Vorschriften gezeigt hat, wegen deren ich geneigt wäre auf mildernde Umstände bei der Anklage groben Betruges zu plaidiren, die bezüglich der Entstehung seines Book of Mormon gegen ihn erhoben werden möchte, hat er auch bei der äußeren Organisation der „Kirche Christi" bewährt, die auf geschickt konstruirten hierarchischen Grundlagen ruht. Die Priesterschaft vereint alle geistliche und weltliche Macht in sich und ist so zahlreich und derart abgestuft, daß für das Streben jedes Ehrgeizes breiter Raum gegeben ist. Sie theilt sich in zwei große Klassen, die Melchisedek Priesthood, die Oberpriester, und die Aaronic Priesthood, die untere Priesterschaft. Der Name der ersteren, die früher die Priesthood after the order of the Son of God genannt wurde, ist gewählt worden, um den Namen des Gottessohnes nicht unnütz zu brauchen. Ihr steht das Recht der Präsidentschaft, das Empfangen himmlischer Offenbarungen für die Leitung der Kirche und das Halten der Schlüssel zu allen geistlichen Segnungen zu. Sie umfaßt die Aemter der Apostel, der Siebzig,

der Patriarchen, der Evangelisten, der Hohenpriester und der Aeltesten. Den Aaronspriestern ist nach dem Vorbild der Leviten das Amt der Engel und die Besorgung auswärtiger Geschäfte übertragen; sie stufen sich in Bischöfe, Priester, Diakonen und Lehrer ab. Das Priesterthum wird durch Weihe mittelst Handauflegung von denen verliehen, welche nach den Ordnungen dazu berufen sind. Die erste Weihe ist, wie erwähnt, direkt vom Himmel gegeben worden. Der Priester jeder Stufe kann alle Handlungen vornehmen, zu welchen die der unter ihm stehenden Stufen befugt sind, aber keine der höheren Stufen. Behufs wirksamer und übereinstimmender Ausführung ihrer Obliegenheiten in der Kirche sind die verschiedenen Würdenträger in neun Kollegien formirt, des obersten Präsidiums, der zwölf Apostel, des Hohen Rathes, der Siebzig, der Hohenpriester, der Aeltesten, der Priester, der Lehrer und der Diakonen. Das oberste Präsidium besteht aus einem Präsidenten und zwei Räthen, welche aus den Hohenpriestern und Aposteln gewählt werden. Der Präsident ist berufen, der ganzen Kirche vorzusitzen und zu sein „ein Seher, ein Offenbarer, ein Dolmetscher und ein Prophet“. Die zwölf Apostel bilden unter der Leitung des Präsidenten einen ambulanten Hohen Rath, zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten der Gemeinden. Der Hohe Rath besteht aus zwölf Hohenpriestern und ist berufen, wichtige Schwierigkeiten, welche in der Kirche entstehen möchten, zu begleichen. So geht es weiter. Die Mittel für die Erhaltung dieser Hierarchie und zur Bestreitung des kirchlichen Aufwandes werden durch den Zehnten aufgebracht, den die Gläubigen zu entrichten haben. Ueber die Verwendung scheint nur unzulängliche Rechenschaft gegeben zu werden; es äußert sich daher manche Mißstimmung darüber unter den frommen Seelen, um so lauter da, wo die „Heiden“ darauf aufmerksam machen. Man spricht den Verdacht aus, daß die Machthaber einen nicht geringen Theil der Abgaben in ihrem Privatnutzen verwenden.

Die Vorkämpfer der christlichen Sekten, welche den Mormonismus befehden, behaupten, daß er sich ausdehne, wenn auch nicht in Utah, so doch in Idaho, Wyoming, Arizona und Süd-Colorado, daß er namentlich durch Zuzug aus Europa an Zahl der Anhänger gewinne. Gleichwohl muß er an Stärke verlieren, sobald seine Bekenner von Ungläubigen durchsetzt werden, um so mehr als die öffentliche Meinung, um nicht zu sagen das öffentliche Gewissen in den Vereinigten Staaten gegen die Duldung der Polygamie, mit welcher er identificirt wird, sich erhebt. Jedenfalls ist es um die politische Bedeutung geschehen, die er besaß, als Brigham Young wegen seines dominirenden Einflusses von der Unionsregierung zum Governor des Territoriums von Utah ernannt wurde und demnächst in offenem Kampfe gegen dieselbe erzwang, daß seine dekretirte Absetzung rückgängig gemacht und er in sein Amt restituirt wurde (1851—58). Für die historische Betrachtung gewährt die ganze Erscheinung des Mormonismus einen markanten Beweis, daß Selbstvertrauen und Kühnheit genügen, um auf religiösem Gebiet selbst mit plumpen Mitteln das Vertrauen der anderen Seelen zu gewinnen.

XV.

Denver in Colorado. — Prairiefeuer. — Kansas City. — Belleville bei St. Louis. — Die deutsche Einwanderung in Missouri und Illinois. — St. Louis. — Handel in Getreide und Mehl. — Die Elevators. — Die Produktenbörse. — Schifffahrt auf dem Mississippi. — Pläne für deren Verbesserung. — Porkpacking. Bierbrauerei.

St. Louis, November 1881.

Auf der Station in Ogden, wo wir den Through-Train nach dem Osten erwarteten, blüht ein schwunghafter Handel mit

Mormonenschriften, der sich die Neugier der Globetrotter, welche auf der Welteisenbahn vorüberfahren, zu Nutze macht. Ich erwarb einen dicken Traktat, in welchem in Form eines Gesprächs die Polygamie gegen die Monogamie vertheidigt wird, vermag aber über den Werth der Gründe für und wider nicht zu berichten, weil das Buch ins Kursiren und schließlich mir aus den Augen kam. Wenigstens von meinem Bachelorthum hätte ich mich gerne bekehren lassen.

Der rasche Flug der Eisenbahn, die gen Osten strebt, läßt das Thal des Großen Salzsees und mit ihm die Mormonen bald weit zurück und verdrängt selbst die Erinnerung daran durch die fesselnden Bilder, welche beim Aufsteigen durch Echo- und Weber Cannon sich bieten, schon gesehen aber doch wieder neu in ihrer eigenthümlichen Großartigkeit. Der rothe Granit, der die Wände der Schluchten bildet, zeigt die bizarrsten Formen, Erosionen, als hätten Wasserwirbel das Gestein weggewaschen und nur aus Laune einzelne Stücke stehen lassen.

Als wir auf die Höhe kamen, meldete sich ein rauher Wind, der trotz des blendend hellen Sonnenscheins davon überführte, daß der Winter seine Herrschaft nicht auf die schneebedeckten Berggipfel beschränken wollte. Die kleinen Wasseradern — Creeks — waren an den Rändern gefroren und es schien selbst dem harten Sage Brush kalt zu sein, da er noch grauer aussah als bei der Ausfahrt. Gleichwohl weideten Rinderheerden selbst noch in Höhen über 6000 Fuß ohne irgend welche Vorrichtungen zu ihrem Schutze. Die Bahn zieht sich in weitem Bogen um einen massigen Berg, der mit Wolken bedeckt dem Ararat gleich über die Hochebene ragte und fast den ganzen Tag über, mit einer seiner Seiten in Sicht blieb. Gegen Abend stiegen am südöstlichen Horizont in herrlicher Beleuchtung die hohen Schneeketten der südlichen Rocky Mountains auf, denen entlang die beiden fast parallelen Bahnen nach Colorado führen, welche in Cheyenne von der

Union Pacific Eisenbahn abzweigen. Wir fuhren auf der Colorado Division, welche von der Bergreihe weiter östlich abliegt und die Minenstadt Golden berührt. Als wir im Dämmerlicht von der Plattform des Wagens die Bergreihen betrachteten, auf deren Gipfel der scheidende Tag noch mit seinem letzten Schimmer rastete, erzählte Mr. Villard, daß vor 22 Jahren dort unten, wo jetzt Golden City liege, noch kein Haus gestanden habe. Er hatte damals als Verwalter der Kansas Eisenbahn den Weg zu machen und mußte den kleinen Fluß, der aus der Tiefe blinkte, zu Pferde kreuzen, da an eine Brücke noch nicht zu denken war. Der stark angeschwollene Fluß riß sein ermüdetes Pferd fort und trieb es mehr als 100 Yards abwärts, bis ihm gelang, an einer Wendung das Ufer zu gewinnen. Jetzt ist Golden City eine aufblühende Stadt mit einer Bergschule und zahlreichen Hüttenanlagen, in welchen die Erze benachbarter Goldminen erfolgreich bearbeitet werden. Die ragenden Schornsteine mit den feuerdurchglühten Rauchsäulen darüber geben davon auch nächtlicher Weile Zeugniß.

Denver selbst ist ein noch stärkeres Beispiel amerikanischer Schnellwüchsigkeit. Im Jahre 1859 war auf dem Platze, wo jetzt die politische und kommerzielle Hauptstadt von Colorado sich ausdehnt, ein Indianer Camp, in welchem über 4000 Indianer lagerten und ein einziges Blockhaus, von Weißen bewohnt, die als Nahrungsmittel nur Mehl hatten. Heut ist Denver eine Stadt von nahezu 60 000 Einwohnern, in welcher 5 Eisenbahnen münden, mit regelmäßigen Straßen, massiven Häusern und elektrischer Beleuchtung. Ein Theater mit reichem Façadenschmuck, das eine italienische Operngesellschaft aufnehmen soll, geht seiner Vollendung entgegen; ein reich gewordener Miner baut es auf seine Rechnung, mit einem Kostenaufwand von angeblich einer Million Dollars. Er hat auch ein Hotel errichtet, Windsor Hotel, das an Bequemlichkeit und Eleganz der Einrichtung es mit den besten Häusern von New-York auf-

nehmen kann. Ganze Stadttheile sind erst in den letzten zwei Jahren entstanden; 4 Millionen Dollars sollen allein im Jahre 1880 auf Neubauten verwendet worden sein.

Diese rapide Entwickelung hat ihren Grund hauptsächlich in dem Aufschwung der Bergwerksproduktion, deren Ertrag allein an Silber im Jahre 1880 auf 11½ Million Dollars geschätzt wird und für deren Handel Denver den Mittelpunkt bildet. Von den Silberminen liegen die reichsten um Leadville und um Gunnison City, beide südwestlich von Denver in den Rocky Mountains und mittelst schmalspuriger Eisenbahnen mit der Hauptstadt verbunden. Ein anderer Grund liegt in der Anziehung, welche die Colorado Springs und Parks, die von der südlich nach Pueblo führenden Eisenbahn erreichbar sind, als Heilquellen und vermöge der hochgerühmten Schönheit der parkartigen Landschaft ausüben. Leider schloß der einbrechende Winter den Besuch solcher Parke, wie der Manitou Springs und des Garden of the Gods aus. Auch Denver wird trotz oder vielmehr wegen seiner hohen Lage von mehr als 5000 Fuß über dem Meere ein klimatischer Kurort für Brustkranke aus dem Osten, die dort in wachsender Zahl den Winter verbringen. Leuten mit gesunder Brust will es nicht recht einleuchten, wie Kranke sich dort wohl befinden; ich wenigstens fand, daß die dünne trockene Luft das Athmen erschwerte, und die Haut spröde und reizbar machte, und daß dadurch im Ganzen ein entschiedenes Gefühl von Unbehaglichkeit erzeugt wurde.

Um so besser ist für das Auge gesorgt. Wenn man vor die Stadt geht, deren Terrain von dem Ufer des South Platte River allmälig ansteigt, so gewinnt man alsbald den Standpunkt für eine großartige Umschau über die Kette der Rocky Mountains, die in einer Länge von mehr als 200 Miles in einem weiten Halbkreise sichtbar wird. Bis an ihren Fuß dehnt sich in einer Breite von durchschnittlich 30 Miles Prairieland, das in Wellen

gegen das Gebirge hin gemach sich erhebend, hart vor demselben sich zu einem Hügelzuge aufwirft, der dem Hochgebirge vorlagert. Der ungeheure Wall dieses Gebirges führt den Namen der Front Range; felsige Gebilde hoch hinauf mit Wald bekleidet, doch an den oberen Graten kahl, soweit der Winter sie nicht mit Schnee bedeckt hat; etwa 20 Gipfel von mehr als 14 000 Fuß Höhe, darunter die vielgenannten Pike's Peak, Long's Peak und Grey's Peak, so genannt nach den Führern der Expeditionen, welche im Anfang des Jahrhunderts die erste Erforschung der westlichen Gebirgsregionen unternahmen, sind bei heiterem Himmel sichtbar. Gleichwohl ist der Eindruck nicht so überwältigend, wie man von einer solchen Vielzahl von Riesenbergen, welche sämmtlich den Montblanc an Höhe übertreffen, ihn erwarten möchte. Es liegt dies an dem weiten ebenen Vordergrunde, über dessen Ausdehnung die Klarheit und Dünne der Luft täuscht und an einer gewissen Einförmigkeit der Gebirgsgestaltung, die flachlinig und wegen der Starrheit der Richtung im Großen einen das Auge anregenden Wechsel nicht bietet, während die Entfernung zu groß ist, als daß die Einzelzüge der Struktur unterschieden werden könnten. Hinter dieser ersten Kette dehnen sich noch andere mit ähnlich hohen Gipfeln, durch breite, theilweise als Langthäler entwickelte Depressionen von einander getrennt, von denen die nächste den Namen Park Range führt, weil sie die merkwürdig abgeschlossenen Thäler der Naturparks gegen Westen hin begrenzt. Doch werden diese zurückliegenden Ketten durch die Mauer der Front Range dem Beobachter in Denver verdeckt.

Die Kansas und Pacific Eisenbahn, welche von Denver nach Osten führt, läuft mit der Union Pacific, von welcher sie mitverwaltet wird, ziemlich parallel und erreicht den Missouri bei Kansas City mit dem Kansas River, unter dessen Mündung die Stadt liegt und den sie auf mehr als 200 Miles Länge begleitet hat. Der Charakter der Landschaft

ist von demjenigen der mehr nördlichen Linie nicht wesentlich verschieden. Die Prairie, welche sich von den Rocky Mountains ab in langsamer Abdachung nach der großen Mulde des Missouri und Mississippi absenkt, ist ebenso gleichmäßig mit trockenem Büffelgras bedeckt, wie drei Grade weiter nördlich; die wellige Bodengestaltung mit dem immer gleichen Horizont ringsum, drängt hier wie dort die Erinnerung an das Meer auf. Nur selten bringt eine besondere Erscheinung etwas Abwechselung in die Oede, am Tage eine Heerde von Antilopen, die flüchtig wie ein Gedanke vorüber eilen, bei Abend das Feuer, welches das trockene Gras der Prairie verzehrt und das der Wind in langer, unregelmäßiger Linie vor sich her wälzt. Dieses Bild macht allerdings einen nachhaltigen Eindruck. Auf beiden Seiten des Eisenbahnzuges der hindurchbraust, sieht man so weit das Auge reicht, ein schmales glühendes Band über der Prairie, das sich langsam vorwärts bewegt, von leichtem Rauche überdeckt, zum Theil in hellen Flammen mit springenden Funken, hinter sich den Boden in tiefrother Gluth lassend, welche an den Graswurzeln und Stengeln noch haftet, bis der spröde Boden ihrer Gefräßigkeit ein Ziel setzt. Diese Brände werden in der Regel absichtlich unter Beachtung der Stärke und Richtung des Windes zu dem Zwecke angelegt, durch die Asche des verbrannten Grases den Boden zu düngen und für neuen Wuchs ergiebiger zu machen. Sie mögen diesen Zweck erfüllen; sie haben aber zugleich den Nachtheil, daß junges Holz, welches gedeihen und zur Erhaltung der Feuchtigkeit beitragen könnte, zerstört oder beschädigt wird, so daß es nicht aufkommen kann, und daß auch das Thierleben verarmt.

Am zweiten Tage der Fahrt führte der rastlose Zug aus dem Bereich der Prairie in den des Ackerlandes. Weizen- und Maisfelder erscheinen allmälig um vereinzelte Niederlassungen; bald mehrt sich auch der Busch und wird zum Walde, im Wechsel mit grünen Saatfeldern das Auge erquickend. Die

Luft hat die Schärfe verloren, mit der sie von den Schneegipfeln der Rocky Mountains über die Plains wehte, das Fremde, Exotische, das der Landschaft dort oben eigen war, ist zurückgetreten; sie sieht wieder vertraut aus, fast wie auf heimischem Boden.

Vielleicht war dieser letztere Eindruck empfunden im Vorgefühl der freundlichen Aufnahme, die ich hier in St. Louis bei deutschen Landsleuten in reichstem Maaße gefunden habe. — — —

Schon am Tage nach der Ankunft folgte ich der Einladung eines Gefährten unserer westlichen Fahrt, ihn in seinem Wohnsitz Belleville zu besuchen, das nur wenige Miles von St. Louis aber jenseits des Mississippi in Illionis liegt, welches der Mississippi von Missouri trennt. Ich kam dort in einen Kreis deutscher Familien, welche in den älteren Generationen deutsche Sprache und Sitte so bewahrt haben, daß ich inmitten herzlich gewährter Gastfreundschaft zu meinen versucht war, ich säße in der Rheinpfalz und nicht an den Wassern des Mississippi. Die südlichen Counties von Illinois, für welche, ehe Chicago seinen glänzenden Aufschwung nahm, das nahe St. Louis in Missouri das politische und kommerzielle Centrum war, sind mit letzterem von jeher das mit Vorliebe gesuchte Ziel deutscher Einwanderung gewesen und in ihnen wiederum war es vornehmlich Belleville und dessen Umgebung. Deutsche Familien aus der Schweiz siedelten sich schon 1818 in der Nähe an; 1832 folgten Landbauer aus Hessen-Darmstadt, welche den Anbau des Weizens in die Höhe brachten, 1833 Rheinpfälzer wie die Hilgard's und Engelmann's, denen neben vielen Anderen die Pflege des Weinbaues zu danken ist. Auch später war das County St. Clair ein Zufluchtsort vieler deutscher politischer Flüchtlinge, Mitglieder der deutschen Burschenschaft oder sonst mit den deutschen Verhältnissen Unzufriedener, die hier Sicherheit vor Verfolgung oder die Verwirklichung ihrer Ideale suchten, unter ihnen

viele hochgebildete und intelligente Männer, die einen reichen Schatz von Wissen und höherer ethischer Lebensauffassung mitbrachten. Diejenigen, welche außerdem auch materielle Mittel besaßen, begannen in der Regel damit, sich Land zu kaufen und es mit dessen Bebauung zu versuchen, ein Versuch der häufig nach einigen Jahren als verfehlt aufgegeben wurde, weil die rauhe Arbeit des Farmers mit der Gelehrtheit nicht zusammen gehen wollte. Die Ansiedelungen wurden in Anspielung auf diese Inkongruenz scherzweise „lateinische“ settlements genannt und es mag die oft gehörte Bezeichnung „lateinische Bauern“ damit zusammenhängen.

Von den Veteranen dieser Ansiedler lebt in Belleville Gustav Körner, der schon im Jahre 1833 von Frankfurt a/M. hierher kam und auf ein Leben voll Arbeit aber auch voll Ehre zurücksieht. Er war Jahre lang Mitglied des höchsten Gerichtshofes, dann Vicegouverneur des Staates und im späteren Verlauf des Secessionskrieges Gesandter der Vereinigten Staaten in Spanien. Noch jetzt übt er, ungebeugt von der Last der Jahre und in voller Frische des Geistes, die Thätigkeit des Anwaltes, die Muße die ihm verbleibt, zu literarischer Arbeit verwendend. Eine treffliche Frucht der letzteren ist insbesondere ein Buch, das er im Jahre 1879 veröffentlicht hat und in welchem Umfang und Einfluß des „deutschen Elements“ in den Vereinigten Staaten von Amerika in der Zeit von 1818—1848 dargestellt sind. Diese Beschränkung des Zeitraums, welche der Verfasser sich auferlegt hat, ist das Einzige, worüber ich mit ihm rechten möchte, wenngleich er das Leben und Wirken der Männer, welche vor 1848 im Lande einen nachhaltigen Einfluß geübt haben und deren er deshalb erwähnt, nicht mit diesem Jahre abbricht, sondern bis zum Ende ihres Lebens oder der Jetztzeit begleitet. Indessen auch so ist das Buch ausnehmend lehrreich und tröstlich. Es zeigt, wie in den verschiedenen Staaten der Union die deutsche Einwanderung Boden gewonnen, welche

Bedeutung sie durch ihre führenden Kräfte in dem merkwürdigen Werdeprozeß des amerikanischen Volkes geübt und wie tapfer und nachdrücklich sie an vielen Stellen gekämpft hat, um sich Sprache und Sitte zu erhalten, nicht minder, wie sie überall, wo die staatlichen Einrichtungen ihr politische Wirksamkeit und die Erreichung von Aemtern erlaubten, mit Rührigkeit und Erfolg auch in den öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde sich thätig erwiesen hat. Letzteres gelang insbesondere, wo, wie in Illinois bis zum Jahre 1848, die Staatsverfassung die Gewährung der staatsbürgerlichen Rechte nur von einem sechsmonatlichen Aufenthalt abhängig machte, ohne die vorgängige Naturalisation als amerikanischer Bürger zu fordern.

Von den Anstrengungen der Deutschen, um der Rechtsschmälerung der Einwanderer entgegenzuarbeiten, welche die Partei der American Natives in den Vorjahren sich zur Aufgabe gestellt hatte, gibt das Buch eine sehr anschauliche Darstellung, nicht minder, wie sie im Bereich des Unterrichtswesens und der Kunst, vornehmlich der Musik bahnbrechend und anregend gewirkt und wie sie dadurch auf das sociale Leben des Volks bestimmenden Einfluß geübt haben. Ich nannte dies tröstlich insofern, als es die oft gehörte Behauptung widerlegt, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten widerstandslos mit ihrer Nationalität auch deutsche Art aufgeben und in dem englisch-amerikanischen Wesen sich auflösen. Sicherlich ist dies in gewissem Umfange der Fall, insbesondere bei den Auswanderern, welche ohne höhere Schulbildung und ohne Kenntniß der englischen Sprache in Umgebungen kommen, wo sie inmitten von Anglo-Amerikanern leben und sich eine Stellung schaffen müssen. Das geistige und politische Uebergewicht zwingt sie zur Anpassung in Sprache und Sitte und der materielle Vortheil, der damit verbunden ist, macht diese Anbequemung begehrenswerth. Aber auch besser Gebildete unterliegen dem Einfluß, und wenn nicht sie selbst, so doch ihre Kinder und

weiteren Nachkommen. Zunächst erscheint er in der Sprache. Englisch ist in den Vereinigten Staaten die Sprache des Gesetzes, des Amtes, des Handels und Verkehrs, wohl auch der Schule, wo die Deutschen nicht so dicht wohnen, daß sie eigene Schulen mit deutscher Unterrichtssprache erhalten können. Selbst dann treibt der Umgang der Kinder mit Kindern englischer Zunge, zu welchem die Nachbarschaft unwillkürlich führt, und noch mehr die tägliche Berührung mit Arbeitern und Dienstboten englischer Abstammung dazu, die Sprache zu lernen und mit Vorliebe zu gebrauchen; noch stärker macht sich dies geltend im Verkehr der jungen Leute, bei welchem die Liebe ins Spiel kommt. Wahrscheinlich ist der Untergang der deutschen Sprache, wenn die Ehe Gatten verschiedener Nationalität vereinigt, besonders dann, wenn der Mann Deutscher ist. Aus Rücksicht und Zärtlichkeit gegen die Frau bedient er sich zunächst der Sprache, in welcher er um sie geworben hat und welche sie ohne Mühe versteht. Vielleicht macht sie den Versuch, auch seine Sprache zu erlernen doch nur ausnahmsweise mit Ausdauer und mit Erfolg. Der Einfluß der Verwandten, auch der Dienstboten, welche sie zweckmäßig aus denen wählt, welche sie verstehen, bewirkt, daß sie in ihren Bemühungen bald nachläßt. Daß die Mutter dann mit ihren Kindern zunächst in ihrer Muttersprache rede, wird man nur natürlich finden. Sehr selten gelingt es einem energischen deutschen Manne, dessen Frau nicht seinem Volke angehört, die deutsche Sprache als Haus- und Familiensprache durchzusetzen; mancher wird dazu einen Anlauf nehmen, aber dem fortgesetzten unwillkürlichen Widerstande gegenüber allmälig ermatten. Noch eher vermag eine deutsche Frau mit Liebe und Geduld ihre Muttersprache im Hause zur Geltung zu bringen, wenigstens so lange als die Kinder nicht die Schule besuchen, wo sich dann das Englische allmälig einschleicht; aber auch diese Fälle sind selten.

Eine Bestätigung dieser Erfahrungen fand ich in Belleville

im Hause meines Gastfreundes, kerndeutsche Eltern, die mit einander und mit den Kindern deutsch sprachen; die letzteren aber unter einander und mit ihren Freunden zogen es vor, englisch zu sprechen, so entschieden, daß der englische Accent sich bereits in der Aussprache des Deutschen geltend machte. In einem anderen Hause war das Familienhaupt der Sohn deutscher Eltern, wenn auch in Amerika geboren, seine Frau Amerikanerin; von den sechs Kindern sprach keines auch nur ein deutsches Wort. Und in Belleville ist ein Drittel der Bevölkerung deutschen Ursprungs; wie viel schwerer mag es sein, wo die Deutschen isolirt leben! In diesen Dingen muß man sich hüten zu verurtheilen ohne genaue Kenntniß der Verhältnisse, die mächtiger sind als der Wille und Wunsch des Einzelnen, andererseits aber um so mehr alle Bestrebungen anerkennen, die darauf gerichtet sind, der Sprache in Unterricht und Presse Geltung zu schaffen und zu erhalten, um wenigstens in der Literatur den geistigen Zusammenhang herzustellen. Ueber Eines übrigens dürfen wir beruhigt sein. Der Grund, aus welchem früher wohl der Deutsche in Amerika seine Nationalität nicht wahrte oder gar verleugnete, die Schwäche und Zerrissenheit seines Vaterlandes, an dem er keinen Rückhalt hatte und das ihm keinen Schutz gewährte, dieser Grund besteht nicht mehr. Seit dem Jahre 1870 hat der deutsche Name einen anderen Klang und die Deutschen im Auslande, welche das Deutsche Reich hinter sich wissen, bekennen sich mit mehr Selbstgefühl zu demselben, als es vielfach in der Heimath geschieht. Zäher als die Sprache erhält sich im Allgemeinen die Sitte und Gewohnheit im Hause und im Familienleben. Vieles selbst davon ist in die englische, an sich ausschließende und Fremdes abweisende, Lebenshaltung übergegangen; der deutsche Tannenbaum am Weihnachtsabend z. B. wird keinesweges nur in deutschen Häusern angezündet.

Das Richtige wird wohl sein Geben und Nehmen. Die

deutschen Einwanderer, die amerikanische Staatsbürger geworden sind, können und dürfen nicht daran denken, sich als Deutsche von ihren amerikanischen Mitbürgern zu trennen und eine Besonderheit aufrecht halten zu wollen, die sie zu einem Staat im Staate machte. Politisch und social ist dies weder möglich noch wäre es rathsam. Aber was sie thun können und sollen, das ist die Erhaltung dankbarer und treuer Gesinnung gegen das alte Vaterland, das ist Wahrung der Sprache, damit ihnen das zugänglich bleibe, was die geistige Arbeit in Deutschland hervorbringt, und dadurch die geistige Gemeinschaft, die am festesten verbindet, sich erhalte, das ist Fleiß, Ernst und Rechtschaffenheit in Geschäften, das ist uneigennützige und selbstlose Thätigkeit in Angelegenheiten des Gemeinwesens, das ist Ehrbarkeit und Treue im Familienleben, das ist endlich die Freude am Schönen in Natur und Kunst, welche das Leben dem blos materiellen Genusse enthebt. Nicht als ob alle diese Strebungen und Dinge ein ausschließlicher Besitz des deutschen Stammes wären, aber ein gewisses Vorwalten der idealen Richtung räumt man ihm über den Erdball hin ein, und es will mir scheinen, daß es wohlgethan wäre, wenn Deutsche überall wo sie leben, diesem Rufe gerecht zu werden suchten.

Auch in St. Louis fand ich viele freundliche Menschen, die mich herzlich aufnahmen und mir die Wege ebneten um mich davon zu unterrichten, was mein Interesse besonders in Anspruch nahm: in erster Linie der Handel, sodann die Schuleinrichtungen.

Als St. Louis im Jahre 1804 mit Louisiana von Frankreich an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, war es ein Handelsposten der Pelzhändler mit etwa 900 Einwohnern. Die Stelle des Geldes versahen Whiskey, Pelzwerk, Schmucktand für die Indianer, etwas Zucker, Wachs und Decken. Nach dem Census von 1880 zählte es 350 000 Einwohner und der Umsatz seines Handels berechnet sich nach Milliarden. Wie die

Vereinigten Staaten im Allgemeinen ihr in der Geschichte beispiellos rasches Wachsthum an Volkszahl und Wohlstand dem Umstande verdanken, daß die Jugend ihrer Entwickelung in die Zeit der Dampfschiffe, der Eisenbahnen und der Telegraphen fällt, so ist auch der Aufschwung von St. Louis vornehmlich auf diese Faktoren zurückzuführen, welche es ihm möglich machten, die Gunst seiner natürlichen Lage so erfolgreich auszunutzen. Er datirt seinen Beginn von dem Anfang der Dampfschifffahrt auf dem Mississippi in den dreißiger Jahren und seine Erstarkung von der Erbauung der Eisenbahnen, deren erste im Jahre 1851 die Stadt erreichte und deren zur Zeit achtzehn in sie einmünden. Dazwischen lag die Entdeckung von Kalifornien und der Zug der Auswanderung dorthin, in Folge deren St. Louis zu einem Stapelplatz für den Handel des Westens mit dem Osten wurde und zwar der ausschließliche, so lange eine direkte Schienenverbindung nicht bestand. Die Gunst der natürlichen Lage besteht darin, daß sie eine centrale ist in der großen Mulde des Mississippi, zugleich in der Mitte zwischen den oberen und untern schiffbaren Flüssen, welche „den Vater der Gewässer" nähren, dessen Entwässerungsgebiet als das größte auf der Erde gilt. Den Werth dieser Wasserstraße, die durch 30 Breitengrade und alle Zonen reicht und mit der See an Ursprung und Mündung verbunden ist, kann man nicht leicht überschätzen. Der Strom wird in St. Louis auch entsprechend gewürdigt und als die wesentliche Basis des Handels zur Zeit und für die weitere Entwickelung auch in der Zukunft betrachtet. Hochstrebende Pläne knüpfen sich daran; sie möchten aus St. Louis nicht allein eine Metropole des Handels, sondern auch den politischen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten machen; die Centralregierung aus Washington müsse dorthin verlegt werden, wenn der Zerfall der Union vermieden werden solle.

Zur Zeit liegt der Schwerpunkt noch im Handel des

Platzes, der sich hauptsächlich in Getreide, Vieh und Baumwolle bewegt. Auch die Industrie, soweit sie für den Welthandel arbeitet, basirt bis jetzt noch wesentlich auf den ersten beiden Landesprodukten, indem sie ihm Mehl, Bier und Fleisch in großen Mengen zuführt.

Im Getreideexport, dessen Umfang in St. Louis in den letzten zehn Jahren sich mehr als verdoppelt hat, spielt der Weizen die erste Rolle. Mais oder Indian Corn, steht, obwohl die Produktion bedeutend umfangreicher, erst in zweiter Linie; er ist mehr die Frucht für den inneren Konsum des Landes, den man an Weizen per Kopf auf 6—7 Bushel (à 60 Pfund), an Mais auf 27 Bushel (à 56 Pfund) veranschlagt. Um die relative Bedeutung dieses Exports klar zu machen, lege ich einige Uebersichten bei, welche ich offiziellen Angaben des statistischen Büreau der Vereinigten Staaten entnommen habe und welche die Weizen- und die Maisproduktion der Vereinigten Staaten, die Vertheilung derselben auf die einzelnen Staatengruppen und den Umfang der Ausfuhr nebst Angabe der Bestimmungsländer ersehen lassen*). Vielleicht wirfst Du bei dem Interesse, welches die Zunahme des amerikanischen

---

*) **I. Ernte in den Vereinigten Staaten von**

im Jahre	Mais. Bushels	Weizen. Bushels
1875	1 321 069 000	292 136 000
1876	1 283 827 500	289 356 500
1877	1 342 558 000	365 094 800
1878	1 388 218 750	420 122 400
1879	1 547 901 790	448 756 630
1880	1 717 634 547	498 539 968

Getreideexportes vermöge ihrer Rückwirkung auf die heimische Landwirthschaft auch in Deutschland erweckt, einen Blick darauf.

Was die Zuverlässigkeit anlangt, nach welcher zu fragen ein Statistiker nicht unterlassen darf, so ist sie bei den Zahlen über die Ausfuhr am wenigsten zu bezweifeln. Minder sicher sind die Angaben über die Produktion, die beim Mangel an

---

II. Von der Ernte des Jahres 1880 entfielen auf

die	Mais. Bushels	Weizen. Bushels
Nordoststaaten	8 171 050	1 063 132
Mittelstaaten	104 403 420	38 693 928
Südstaaten	467 025 489	55 301 786
Weststaaten	1 130 056 836	346 712 302
Pacifischen Staaten	7 968 752	56 769 720
Zusammen	1 717 625 547	498 540 868

III. Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten an

im Jahre	Weizen.	Weizenmehl.	Mais.	Maismehl.
		A. Ueberhaupt		
	Bushels	Faß	Bushels	Faß
1875	53 047 177	3 973 128	28 858 420	291 654
1876	55 073 122	3 935 512	49 493 572	354 240
1877	40 325 611	3 343 665	70 860 983	447 907
1878	72 404 961	3 947 333	85 461 098	432 753
1879	122 353 936	5 629 714	86 296 252	397 160
1880	153 252 795	6 011 419	98 169 877	350 613

amtlichen Erhebungsorganen mehr oder minder auf bloßen Schätzungen beruhen. Man nimmt jedoch an, daß sie von der

im Jahre	Weizen.	Weizenmehl.	Mais.	Maismehl.
B. Davon gingen				
a) nach Belgien				
	Bushels	Faß	Bushels	Faß
1875	2 081 744	19 418	137 500	12
1876	2 190 282	22 806	2 500	15
1877	1 410 610	13 325	315 308	5
1878	3 633 778	16 933	904 614	10
1879	9 037 297	44 437	1 341 946	—
1880	13 418 016	49 261	2 474 934	189
b) nach Frankreich				
1875	127 009	1020	346 456	—
1876	521 041	19	246 629	—
1877	874 642	140	1 363 281	—
1878	4 337 091	445	2 872 784	—
1879	42 147 558	27 075	2 564 226	30
1880	43 601 291	9933	8 573 845	—
c) nach Deutschland				
1875	373 818	7929	957 322	—
1876	516 156	14 113	741 176	10
1877	990 067	10 874	2 136 388	401
1878	33 573	8261	1 968 879	994
1879	422 242	11 233	3 894 311	90
1880	1 223 279	11 911	7 589 858	—
d) nach Großbritannien und Irland.				
1875	42 057 004	1 231 324	23 387 367	4016
1876	42 256 652	1 345 185	42 452 240	279
1877	31 202 296	918 283	55 466 435	9492
1878	54 664 732	1 615 479	65 915 851	7088
1879	57 419 292	2 629 665	64 506 311	4808
1880	79 068 075	3 645 952	55 635 347	17 434

Wirklichkeit nicht sehr abweichen und soweit dies der Fall, daß die Angaben eher zu niedrig als zu hoch sind. Ganz so wie anderwärts machen die Producenten auch hier nicht gern Angaben über ihre Erträge aus Besorgniß, daß sie die Wahrheitsliebe durch Erhöhung der Taxes büßen müssen, oder daß durch Angabe der vollen Ernte die Preise möchten gedrückt werden.

St. Louis selbst liegt in einer als fruchtbar bekannten Niederung am Mississippi, dem sog. Bottom, der etwa 7 Miles breit und durch die Eisenbahndämme gegen Ueberschwemmungen besser als früher geschützt ist. Der Alluvialboden des Bottom ist theilweise für Weizen zu üppig, wogegen Mais vortrefflich gedeiht. Als Durchschnittsertrag von Weizenland werden 25 Bushel per Acre angegeben; gedüngt wird selten oder gar nicht. Fruchtwechsel findet nur vereinzelt statt und wenn es geschieht, ist Hafer die Wechselfrucht. Gleichwohl trägt, wie mein Belleviller Gastfreund aus eigener Erfahrung versicherte, der Acker seit 25 Jahren beständig Weizen ohne bemerkbare Abnahme. Die Ernte wird im Juni geschnitten, dann wird der Acker gepflügt, im Herbst gewendet und im Oktober eingesäet. Der Weizen reift in wenigen Tagen und muß geschnitten werden, sonst fällt er aus. Eine Verspätung der Aussaat hilft nicht, da die starke Hitze bei späterer Reife die Ernte hindert. Dampfpflüge und Erntemaschinen werden in ausgedehntem Umfange gebraucht, von den letzteren meist Reapers, welche verstellbar sind, um das Stroh in gewünschter Höhe zu schneiden; in der Regel wird es so kurz geschnitten, daß es untergepflügt werden kann. Durchschnittlich neun Zehntel des Strohes werden verbrannt. Das Dreschen geschieht meist auf dem Felde; man begnügt sich, nachdem die Stoppel abgeschnitten sind, ein Tuch auf den Boden zu legen, auf welches die Körner fallen. Auf den Verlust einiger Bushel der letzteren kommt es nicht an; man treibt nach dem Ausdrusch Hühner oder Schweine auf den Fleck. Der Kaufpreis von Weizenland bewegt sich nach

der Lage von 75—100 Dollars per Acre. Die Geldpacht beträgt durchschnittlich 6 Dollars per Acre, doch sind auch Naturalpachtverträge üblich, bei denen der Pächter ein Drittel des Ertrages abgibt und jährlich 1 Dollar per Acre zahlt, aus welchem die Steuern und die Reparaturen der Gebäude gedeckt werden. Die Pachtverträge werden in der Regel nur auf ein Jahr geschlossen.

Ein wichtiges Hilfsmittel für den Getreidehandel ist die Errichtung der sogenannten Elevators, umfangreicher Gebäude zur Aufnahme und zeitweiligen Lagerung von Getreide, zugleich Depots mit öffentlichem Glauben. In St. Louis bestehen solcher Elevators zur Zeit sieben — meist im Besitz von Aktiengesellschaften — welche insgesammt eine Aufnahmefähigkeit von $6\frac{1}{2}$ Millionen Bushel haben und in denen im Jahre 1880 35 Millionen Bushel behandelt worden sind. Vier neue sind im Bau, durch welche die Gesammtkapacität auf 10 Millionen Bushel gebracht werden wird. Sie liegen am Strome, so daß die Schiffe unmittelbar anlegen können und stehen auf der Landseite mit der Eisenbahn in Verbindung. Ihre große Höhe und die Besonderheit ihres ausgedehnten aber plumpen und ungestalten Baues macht sie zu typischen Erscheinungen hier wie anderwärts.

Ich hatte Gelegenheit den Elevator der St. Louis Co., der mit einem Kapital von 500 000 Dollars erbaut ist und 2 Millionen Bushel aufnehmen kann, unter Führung des Präsidenten der Gesellschaft zu sehen und von den Einrichtungen Kenntniß zu nehmen. Das Gebäude, das ganz von Holz ist, hat eine Länge von 900 Fuß und bei einer relativ geringen Tiefe eine Höhe von 90 Fuß. Ein Schienenstrang der Eisenbahn führt durch das Erdgeschoß auf dessen Landseite in der ganzen Länge derselben, so daß die Eisenbahnwagen, in welchen das Getreide lose lagert, innerhalb des Gebäudes entladen werden. Die Entladung geschieht in das Souterrain, welches durch breite

Oeffnungen neben dem Eisenbahngleise zugänglich ist, mittelst einer sinnreichen Vorrichtung derart, daß der Wagen ohne unmittelbare menschliche Arbeit von seinem Inhalt geleert wird. Die Arbeit besorgt eine breite Schaufel, welche in den Wagen von oben eingebracht und von einem über Rollen gehenden Seile von bestimmter Länge mittelst Dampfkraft bewegt, das Getreide von den Ecken des Wagens her nach der Oeffnung in dessen Seitenwand drängt und so aus dem Wagen befördert. Ein Arbeiter, der außerhalb steht, hat nur durch Anziehen eines Seiles dafür zu sorgen, daß die Schaufel in gehöriger Richtung gehalten werde. Aus dem Souterrain heben durch Dampf bewegte Schöpfwerke (Paternosterwerke) das Getreide in das gewünschte Stockwerk, wo es in mit Holz getäfelten Räumen zur Lagerung kommt. In ähnlicher Weise werden die Barkschiffe, welche auf der Wasserseite anlegen, entleert, indem Schöpfwerke durch die Luken des Schiffes eingeführt werden, und hier das lose liegende Getreide, das den Schöpfgefäßen durch Schaufeln mittelst Handarbeit zugescharrt wird, aufnehmen. Das Schöpfen geht so rasch, daß an einem Schöpfwerk 12 Mann mit Schaufeln zu thun haben. Die Leistung ist per Stunde 3000 Bushel; wenn die Schöpfgefäße breiter sind, als in dem von mir beobachteten Falle, erreicht sie 8000—10 000 Bushel. Noch einfacher ist die Entnahme des Getreides aus dem Elevator; aus den Lagerräumen führen hölzerne, geschlossene Rinnen — Spouts — die systematisch mit einander verbunden sind, abwärts und in ihnen fließt das Getreide, das der Oeffnung zugeschaufelt wird, vermöge seiner Schwere nach unten, wo die Rinnen unmittelbar, sei es in den Eisenbahnwagen, sei es in das Schiff, welche es zum Transport aufnehmen sollen, münden. Eine andere mechanische Art der Beförderung in horizontaler Richtung geschieht mittelst einer Schraube, welche in einem geschlossenen Kanale durch Dampfkraft gedreht wird und die Körner vorwärts bringt; doch gilt

sie für diese als zu langsam; nur bei Mehl wird sie mit Nutzen angewendet.

Das eingebrachte Getreide wird nach der Verwiegung von Beamten der Börse klassirt; über die Niederlegung wird ein Receit oder Warrant ertheilt, das in blanco indossirbar ist und umläuft. Die Identität des eingelegten Getreides wird dabei nicht festgehalten; das Receit garantirt nur eine bestimmte Quantität einer Klasse des Standard; dagegen wird, wenn die Ernte in der Qualität verschieden war, der Jahrgang unterschieden. Die unerläßliche Bedingung der Aufnahme in den Elevator ist die Trockenheit des Getreides; sie wird lediglich durch das Gefühl der Hand festgestellt. Die Niederlagsgebühren betragen 1 Cent per Bushel für Ein- und Ausladen und ½ Cent für je 10 Tage Lagerung oder weniger. Da das deponirte Getreide in der Regel vor Ablauf der ersten 10 Tage dem Elevator wieder entnommen wird, erweist sich das Geschäft für die Eigener der Elevators ebenso gewinnbringend, wie es für die Beweglichkeit und Sicherheit des Getreidehandels förderlich ist.

Hand in Hand mit der Entwickelung des Getreidehandels geht die Verarbeitung des Getreides zu Mehl und dessen Export, der mit Vortheil und in steigendem Umfang insbesondere nach Südamerika sich richtet, wo die Müllerei wenig entwickelt ist, obwohl auch nach Europa im Jahre 1880 allein von St. Louis beinahe eine Million Fässer direkt verschifft wurde. Im Anfange des Jahrhunderts hatte St. Louis drei Mühlen, die mit Pferden umgetrieben wurden; jetzt hat es 24 Dampfmühlen, die in 24 Stunden zusammen 11 750 Barrels Mehl liefern können. Das größte dieser Etablissements, die Atlantic Milling Co., leistet 1200 Barrels in 24 Stunden. Im Jahre 1880 wurden 2 077 655 Barrels hergestellt, der fünffache Betrag der Produktion von 1851. Auch für den Mehlhandel besteht die zweckmäßige Einrichtung, daß Seitens der

Börse über Klasse, Gewicht und Beschaffenheit (Condition) Certifikate ausgestellt werden, welche bei der Versendung den Schiffsdokumenten beigefügt werden können.

Seinen Mittelpunkt findet der Handel in Getreide und Mehl und in anderen Produkten an der Produktenbörse, die täglich von 11—1 Uhr abgehalten wird und der beizuwohnen auch für den Laien Interesse bietet. Das Gebäude ist vor einigen Jahren von einer Aktiengesellschaft mit einem Kostenaufwand von 1 900 000 Dollars erbaut worden und für 25 000 Dollars jährlich an die Börsenkorporation vermiethet. Derselben gehören 1305 Mitglieder an, welche einen Beitrag von je 25 Dollars entrichten. Der Eintritt ist gegenwärtig mit 250 Dollars zu erkaufen; 1882 soll die Eintrittsgebühr auf 500 Dollars, 1883 auf 1000 Dollars gesteigert werden, was eine eindringliche Mahnung für die Säumigen ist. Auch hier ist, wie in San Francisco, ein Caller auf erhöhtem Stande, den die Offerenten in einem länglich runden Raume umstehen, um welchen wieder außen drei erhöhte Stufen für die Käufer sich befinden. Er ruft die zum Abschluß gebrachten Geschäfte aus. Im Uebrigen füllen den Saal zahlreiche Tische mit Proben von Cerealien und Mehl, an deren jedem der Eigener seinen Namen und eine Box für die ihm bestimmten Briefe hat. An den Wänden hängen große Tafeln mit den neuesten Nachrichten über Zufuhr und Verschiffung von Weizen, Mehl, Mais, Roggen, Gerste, Hafer ꝛc. in Liverpool, New-York, New-Orleans, desgleichen über Schiffsmanifeste und Baumwollenpreise. Daß Post- und Telegraphenbureaux nicht fehlen ist selbstverständlich. Aber auch der Schmuck fehlt dem Saale nicht; ein plätschernder Springbrunnen in der Mitte desselben, das Geschenk eines Mitgliedes, gibt Kühlung in der Hitze des Sommers und der Aufregung; Portraits früherer Präsidenten des verwaltenden Board der Korporation an den Wänden bezeugen die Dankbarkeit der Lebenden für frühere Verdienste; inzwischen

nimmt er sich einigermaßen fremd aus und wie nicht recht verträglich mit dem Gewühl und Treiben der geschäftigen Händler.

Mit der Börse hängen, wie schon angedeutet, die Einrichtungen zusammen, durch welche das Klassiren von Weizen und Mehl besorgt wird. Alljährlich wird für beide ein Standard von einer Kommission der Börse festgestellt, nach welchem die Grain- und Flour-Inspektors die ihnen vorgelegten Sorten klassiren oder über bezügliche Streitigkeiten entscheiden. Bei Weizen geschieht die Klassirung gesondert für Winter- und für Frühlingsweizen, von denen der letztere kleiner aber härter ist, der erstere eine dünnere Schale aber mehr Kleber hat. Beim Winterweizen wird weißer und rother unterschieden, jeder in 4 Abstufungen: 1) Auslese in verhältnißmäßig geringer Quantität, 2) normale gute Marktwaare, 3) gute Waare, aber etwas leichter oder unrein, 4) brauchbar. Eine 5. Klasse wird mit rejected bezeichnet. Beim Frühlingsweizen trennt man Spring und Soft, den ersteren sodann ebenfalls in 5, den letzteren in 3 Abstufungen. Mais wird in weißen — für Mehl —, rothen — Viehfutter und Brennerei — und gemischten klassirt, ohne weitere Untertheilung; entscheidend ist die Trockenheit. Mehl wird in nicht weniger als 8 Klassen abgestuft und in Barrels à 106 Pfund gehandelt. Doch verkaufen einzelne hervorragende Müller nach ihren besonderen Marken. Was die Verwiegung angeht, so hat sich die Börse damit bisher nur insoweit befaßt, als ein von ihr bestellter Chief Weigher verpflichtet ist, die Waagen in den Elevators zu prüfen, Beschwerden zu untersuchen und allgemein die Elevatorwaagen zu überwachen. Doch liegt es in der Absicht, das gesammte Verwiegungsgeschäft einem Board of Exchange Weighers unter Aufsicht der Börse zu unterstellen, die alles bei den regulären Elevators ab- und zugehende Getreide verwiegen und darüber Certifikate ausstellen sollen.

Die Entwickelung des Handels in St. Louis war und ist

eng verbunden mit derjenigen der Schifffahrt auf dem Mississippi, dessen Verbesserung als Transportweg zur Zeit hier im Vordergrund der Interessen steht. Man braucht nur wenige Tage in St. Louis zu sein, so ist man durch die Presse und durch Besprechungen viva voce in die Frage eingeführt. Schon gegenwärtig allerdings hat die Rhederei in St. Louis einen achtbaren Umfang. 15 Schlepper und 96 Barken, die zum größten Theil im Besitz einer unter der Aegis von Gould in New-York stehenden Aktiengesellschaft, der St. Louis and Mississippi Valley Transportation Co., sind, können monatlich über 400 000 Bushel Getreide von St. Louis nach New-Orleans befördern; doch genügt dies dem strebsamen Unternehmungsgeiste nicht und er drängt mit großem Eifer auf die Beseitigung der Hindernisse im Strome, welche die Schifffahrt zur Zeit erschweren oder beschränken. Eines der erheblichsten dieser Hindernisse, die Verseichtung des Stromes an seinem Ausfluß in den Golf von Mexiko, welche die Seeschifffahrt völlig unmöglich zu machen drohte, ist durch die neuerliche Erbauung der sogenannten Jetties bereits beseitigt, welche der ingenieuse Captain Eades unterhalb New-Orleans in das Meer vorgetrieben hat, und durch welche erreicht worden ist, daß der Strom dort eine ständige Fahrtiefe von 26—27 Fuß hat. Aber auf dem Strome oberhalb New-Orleans bis nach St. Louis bestehen in der Ungleichheit der Fahrtiefe Hindernisse, die wenigstens in St. Louis aufs Schwerste beklagt werden. Durch sechs Monate im Jahr ist zwar auf 16 Fuß Fahrtiefe zu rechnen, in den übrigen Monaten aber, vom August bis zum Ende des Winters auf nicht mehr als 4—6 Fuß. Namentlich ist unterhalb Cairo eine seichte Stelle von 40—50 Miles Ausdehnung; der Aufstau von Treibeis über dieser Untiefe und das dadurch begünstigte Zufrieren des Stromes machen die Schifffahrt öfter auf 2—2½ Monate ganz unmöglich. Der Herstellung einer gleichmäßig tiefen Fahrrinne durch Korrektion des Strombettes gilt daher

in erster Linie die Agitation. Hochfliegende Pläne verlangen eine konstante Tiefe von 20 Fuß, bescheidenere Wünsche beschränken sich auf 9—10 Fuß; einig aber ist man darüber, daß der Kostenaufwand, der auf 30—40 Millionen Dollars veranschlagt wird, vom Bunde getragen werden müsse. Werde diese Verbesserung erreicht, so müsse St. Louis das Centrum des Getreidehandels für die Vereinigten Staaten werden. Die Eisenbahnfracht, deren geringst möglicher Satz 5 Mills oder $^1/_2$ Cent per Ton und Mile sei, betrage von St. Louis nach New-York 14—15 Cents per Bushel und stelle sich selbst 250 Miles östlich von St. Louis bis New-York noch auf 11 Cents, während die Wasserfracht von St. Louis nach New-Orleans nur 9 Cents per Bushel betrage und nach Beseitigung der Schifffahrtshindernisse auf 3 Cents werde ermäßigt werden können. Die Transportkosten von St. Louis nach Liverpool (England) würden dann nicht höher sein als die von St. Louis nach New-York. Auch die Zeit des Transportes sei nicht kürzer von Chicago über New-York nach England, als von St. Louis dorthin. Sie betrage im ersteren Falle bei dem Transport über die Seen 28, im letzteren 26—27 Tage. Die Annahme endlich, daß das Getreide bei dem Transport auf dem Mississippi und über den Golf von Mexiko durch die Hitze leide, sei durch die Erfahrung widerlegt. Aber abgesehen von Europa, welche Aussicht bietet sich nicht für den Handel des Mississippi nach dem Süden! Die kommerzielle Herrschaft der Vereinigten Staaten über den Golf von Mexiko über Westindien und Südamerika sei nur eine Frage kurzer Zeit. Der Golf sei das mittelländische Meer von Amerika; besonders wenn der Kanal von Panama fertig sein werde (was beiläufig nicht so ganz flink gehen wird) werde der Handel diesen Weg auch nach China, Indien, Australien gehen und der Golf der große Handelshafen der Welt werden; seine Hauptzufuhrstraße aber sei der Mississippi.

Es ist nicht ohne Interesse, zu beobachten, wie in diesen weiten und glänzenden Zukunftsbildern die Stellung ist, welche Europa in der Vorstellung vieler Amerikaner angewiesen wird. Daß sie von der europäischen Industrie allmälig für sich selbst unabhängig und daß sie dieselbe auch auf dritten Märkten schlagen werden, wird als der Erfolg ihres eigenen industriellen Wachsthums mit Sicherheit angenommen und ist in manchen Beziehungen schon jetzt eine auch bei uns empfundene Thatsache. Sie sind aber auch der Meinung, daß das altersmüde Europa verhungern würde, wenn nicht ihr Weizen, ihr Mehl und ihr Fleisch es ernährte und lassen sich in diesem Glauben wenig durch die verhältnißmäßige Jugend des Exports an Nahrungsmitteln beirren, vor welchem Europa sich auch so leidlich am Leben erhalten hat. Wächst ihre eigene Bevölkerung überdies in demselben Maaßstab fort, wie in dem letzten Jahrzehnt, so wird der heimische Konsum das zum Export übrige Quantum an Brotfrüchten trotz der großen für den Anbau noch offenen Fläche stark beschränken und zwar um so sicherer, als die Ernten nicht immer und nicht überall so gleichmäßig reich sind, wie in den letzten Jahren. Schon die von 1881 war um so viel geringer, daß in Weizen die Konkurrenz mit Rußland schwierig wurde. Ein europäisches Haus hatte deshalb, wie mir in St. Louis u. A. mitgetheilt wurde, seine Agenten von dort abberufen und sie nach Rußland dirigirt. Doch scheint mir gerathen, daß ich aus dem Bereich der Konjekturen, die etwas in der Luft schweben, wieder auf den festeren Boden der Thatsachen und der Gegenwart zurückkehre.

Die durchgehende Schifffahrt auf dem Mississippi wird vorwiegend mittelst Dampf betrieben. Für die Personenbeförderung hat sie nur noch geringe Bedeutung. Die Eisenbahnen, die östlich und westlich vom Strome in mehreren Parallellinien dem Golf zustreben, besorgen diesen Transport rascher und angenehmer. Die grausigen Wettfahrten der Passagierdampfer,

die ihre Kessel mit Baumöl und Petroleum heizten, um das äußerste Maaß der Schnelligkeit zu erreichen, haben nur noch in Romanen ihre Stelle; auch die Personenschiffe fahren jetzt solide. Den Gütertransport bewältigen fast ausschließlich Schleppdampfer, jedoch nicht ganz in der Art wie auf unseren Strömen. Die Barkschiffe, welche die Ladung führen, werden nicht, wie z. B. auf dem Rhein üblich, an Seilen hinter dem Schlepper hergezogen sondern mit dem Tug oder Schlepper je 2 oder 3 an einer Seite mittelst starker Hanftaue so fest verbunden, daß sie mit dem Tug gleichsam einen Schiffskörper bilden und dessen Steuer gehorchen. Der Tug trägt außer der Kohlenladung von 6—800 Tons keine Fracht. Er ist flachbodig mit einem Rad am Stern von 28 Fuß Durchmesser und 26 Fuß Breite, dessen Welle durch 2 Dampfmaschinen bewegt wird und mit 3 Steuerrudern, in der Mitte und zu beiden Seiten. Drei mit Dampf bediente Winden dienen zum Anziehen der Taue, durch welche die Barges befestigt werden. Der starke Unterschied der Temperatur im Sommer und Winter bringt es mit sich, daß für die Mannschaft eine Sommer- und eine Winterkajüte eingerichtet ist, erstere auf dem obersten Deck.

Auch die Barges haben eine besondere, dem Zweck angepaßte Einrichtung. Bei einer Länge von 225 Fuß und 36 Fuß Breite brauchen sie belastet eine Wassertiefe von 9 Fuß. Die Schiffswände sind von Eichenholz. Die Wand des Innenraumes, die von der äußeren 2 Fuß abliegt, ist von weichem Holze; der Raum ist in 2 Etagen getheilt mit geglättetem Boden und oben abgedeckt. Um die Feuchtigkeit abzuhalten liegt der unterste Boden 2 Fuß über dem Kiel und sind die inneren Räume zwischen den Längsbalken und Querrippen der äußeren Schiffswand mit Kochsalz gefüllt. Nach jeder Reise werden die Barken revidirt und gereinigt. Die Reinigung der Ladung geschieht auf sogenannten Floating Elevators in New-Orleans. Auf der Fahrt werden die Barges, die eigene Bemannung nicht

haben, vom Tug aus bei Tag und Nacht durch Patrouillen kontrolirt. Die Reise von St. Louis nach New-Orleans (1200 Miles) wird in der Regel in 7 Tagen zurückgelegt. Tritt Nebel ein, und dies ist nicht selten der Fall, so muß der Zug still liegen; in schmalem Fahrwasser werden die Barkschiffe nöthigenfalls gelöst und einzeln durchgeführt. Ein Tug mit 7 Barges befördert 9100 Tons; um dieselbe Ladung per Eisenbahn zu bewegen, würden 38 Züge von je 20 Wagen erforderlich sein.

Obwohl Du von der langen Wasserfahrt müde geworden sein wirst, lasse ich Dich doch noch nicht los, bevor wir nicht zwei Anlagen mit einander besucht haben, die zwar nur der leiblichen Ernährung dienstbar sind, die aber doch auch Geistern höherer Ordnung bei richtiger Erwägung ihres Werthes einer Betrachtung nicht unwerth erscheinen werden, ein Schlachthaus und eine Brauerei. Jedenfalls sind sie durch Umfang und Art des Betriebes Typen für St. Louis und als solche, wenigstens von einem Reisenden meiner Species, nicht zu ignoriren.

Welch große Bedeutung die Viehzucht und die Ausfuhr von Vieh und Fleisch in den Vereinigten Staaten hat, ist bekannt. Der Export von „Provisions", unter welcher Bezeichnung Speck, Schinken, Rindfleisch, Butter, Käse und Schmalz umfaßt werden, hat im Jahre 1880 einen Werth von 127 Millionen Dollars erreicht (gegen 16 Millionen im Jahre 1860) und davon haben die beiden ersten Artikel allein nahezu 51 Millionen ausgemacht. Den ersten Platz in der Herstellung derselben nahm früher Cincinnati ein; jetzt ist es von Chicago weit überflügelt und auch St. Louis behauptet, daß es mit der Leistung von 800 000 Schweinen, welche es jährlich schlachtet, Cincinnati übertreffe, also gleich nach Chicago rangire.

Ich widmete einen Morgen der Besichtigung eines der ersten Etablissements in St. Louis, dem Porkpacking House von

Bartle & Co., in welchem während der Kampagne, die im November beginnt und 90 Tage dauert, täglich im Durchschnitt 1500 Schweine geschlachtet werden. Da zur Zeit ein Pfund lebendes Vieh 5—6½ Cents gilt und das Durchschnittsgewicht eines Thieres 220 Pfund beträgt, ergibt sich die Höhe des während der Kampagne von diesem einzigen Hause anzulegenden Kaufpreises auf 1 620 000 Dollars. Das Material wird aus Missouri, Kansas, Illinois zugeführt, meist Berkshire Race oder polnische und Chinakreuzung; es ist am besten verwendbar im Alter von 12—14 Monaten. Die Aufzucht läßt die jungen Thiere die ersten sechs Monate auf Waldweide, wonächst sie mit Mais gemästet werden.

In dem Packing House ist neben dem Umfang des Betriebes auch die Raschheit des Prozesses, die Umsicht in der Disposition und die zweckmäßige Verwerthung der Abfälle und Nebenprodukte bemerkenswerth. Das erste Stadium des Schlachtens verlangt von dem Zuschauer etwas kräftige Nerven. Das Borstenvieh wird in den Schlachtraum durch einen engen Zugang getrieben und einzeln eingelassen. Das eintretende Stück faßt eine starke Hand am Hinterbein, über das im Nu eine Schlinge fährt um mit kräftigem Ruck das Thier in die Höhe zu ziehen, daß es, den Kopf nach unten, in der Luft schwebt. Eine nicht minder rasche Bewegung, welche durch Rollen auf einer oberen Schienenbahn vermittelt wird, bringt es in den Bereich des Schlächters, dessen Messer mit kurzem Schnitt die Kehle aufschneidet. Bis dahin hat das Opfer sein Schicksal durchaus nicht schweigend hingenommen, vielmehr durch ein Geschrei dagegen protestirt, das seinen ganzen Jammer kundthut. Die draußen harrenden Genossen, die ihr nahes Ende zu ahnen scheinen und durch das Drängen und den Blutgeruch wild gemacht sind, begleiten es mit einem Chorus, dessen Greulichkeit kein Wort ausdrücken kann. Der Stahl des Schlächters, der bis an die Knöchel im Blute steht, macht den unglücklichen

Solisten verstummen; aber schon wird sein Nachfolger in die Höhe gerissen und setzt seinerseits mit hoher Jammerstimme das Todesschreien fort. Das gestochene Schwein fällt in einen hölzernen Kanal und wird in diesem in den mit siedend heißem Wasser gefüllten Brühbottich geflößt, in welchem die Borsten in weniger als einer Minute sich lösen. Am Ausgang des Bottichs faßt ein eiserner raufenartiger Apparat das Thier und wirft es mit einer halben Bewegung um seine Achse auf einen langen Tisch, an welchem Arbeiter mit Schabeisen es mit großer Schnelligkeit von allen Haaren befreien. Demnächst hebt ein Arbeiter das Schwein und hängt es an ein durch die Flechsen der Hinterbeine gestecktes Holz, welches wiederum auf Rollen, die über Schienen an der Decke laufen, befestigt ist, mittelst derer es, da die Schienen etwas geneigt sind, durch die eigene Schwere abrollt. Immer sechs marschieren so miteinander ab. Der Zug hält im nächsten Raume vor Arbeitern an, die im Nu den Kopf vom Rumpfe trennen, den Leib aufschneiden und die Eingeweide herausnehmen; so erleichtert rollt er weiter. In dem Nachbarsaale haut ein Arbeiter den Körper auseinander, indem er mit gewandtem Hiebe das Rückgrat herausschält, das „in den Konsum der armen Leute geht", und so den Leib des Thieres in zwei Theile — Clairs — theilt. Damit schließt der erste Akt und der zweite, das Einsalzen, beginnt. Dabei werden Schinken, Long und Short Clairs und Bauchfleisch unterschieden, in welche jede Hälfte des Schweines zerlegt wird. Von dem Hintertheil wird der Fuß abgehackt und der obere Theil mit raschen und geschickten Schnitten zu einem schon jetzt appetitlich aussehenden Schinken gerundet; aus dem Langstück werden ebenso behende die Rippen mittelst eines langen Messers ausgelöst; bleibt die Schulter daran, (Long Clair) so wird der Schulterknochen mittelst einer sehr gewandten Operation herausbefördert, die mit dem Ausziehen eines Zahnes einige Aehnlichkeit hat. Der Arbeiter lockert zuerst mit einem Messer den

Knochen in seiner Lage; dann faßt eine Zange, die er an einer starken Schnur um den Hals trägt, den vorstehenden Theil des Knochens; der Arbeiter macht einen Ruck mit dem Halse nach hinten und der Knochen fliegt heraus. Demnächst zieht er den gelockerten Knochen des Vorderbeins heraus und das ganze Stück ist nun knochenfrei. Es heißt, wenn das Schulterstück abgetrennt wird, Short Clair. Nun geht es ans Einsalzen, wobei wiederum die Behandlung der verschiedenen Stücke verschieden ist. Mit den Einzelheiten dieser Operation will ich Dich nicht ermüden; daß zu der Salzlauge für die Schinken auch Zucker gehört, ist nicht neu, vielleicht aber, daß Schinken von St. Louis nach Westphalen geschickt werden, um von da nach der Räucherung als westphälische Schinken in die Welt zu gehen. Geräuchertes Fleisch wird von hier nicht exportirt, nur gesalzenes, weil jenes leichter schmierig wird. Das Räuchern geschieht zweckmäßiger am Ankunftsort.

Auf meine Frage nach Trichinen versicherte mir mein Führer, daß sie selten wären; es fände eine Untersuchung mittelst Mikroskop statt; in sechszehnjähriger Praxis aber wäre ihm nur ein Fall der Trichinose bei Schweinen bekannt geworden; er erklärte dies aus der gesunden Aufzucht und Nahrung der Thiere. Ich kann die Richtigkeit dieser Mittheilung nicht kontroliren. Ist die Sorgfalt in dieser Beziehung ebenso groß, wie sie in der Ordnung und Sauberkeit des Betriebes im Uebrigen zu Tage tritt, so ist die Richtigkeit wahrscheinlich. Als ein zulängliches Motiv für Anwendung derselben hob mein Gewährsmann das eigene Interesse des Fabrikanten hervor, der durch Versendung trichinosen Fleisches sein Geschäft sicher ruiniren würde.

Bezüglich der Abfälle bleibt noch zu erwähnen, daß das Blut unter dem Schlachtraum aufgefangen und mittelst Dampf getrocknet wird um zur Herstellung von Albumin verwendet zu werden. Herz, Lungen und Milz werden nebst den Bauchstücken

zu Fett (Lard) verarbeitet, die Därme zur Wurstfabrikation versendet, die Knochen endlich mittelst Dampf erweicht und als Dünger gebraucht. Ein guter Theil der Rentabilität beruht auf dieser klugen und systematischen Ausnützung der Abgänge.

Und nun genug des Pork wenigstens für heute. Wir gehen dafür in die Brauerei von Anhäuser und Busch. Nach dem vielen Salzfleische thut ein frischer Trunk vielleicht gut.

Das Bier hat in den Vereinigten Staaten eine specifisch deutsche Bedeutung. Seine Bereitung ist von Deutschen hauptsächlich eingeführt, das damit befaßte Gewerbe von jeher wie zur Zeit vorwiegend in deutschen Händen. Auch ist nicht zweifelhaft, daß der bei weitem größte Theil des Fabrikates, wenigstens im Verhältniß zur Kopfzahl, von Deutschen getrunken wird. Die Ausdehnung, welche der Brauereibetrieb gewonnen hat, ist ganz enorm. Der Beginn des Aufschwunges fällt mit dem des Bayerischen Bieres zusammen, in dessen Weise auch hier vornehmlich gebraut wird. Die Zunahme der Einwanderung, die Ausdehnung der Eisenbahnen und die im letzten Jahrzehnt eingeführte Versendung des Bieres in Flaschen haben nicht blos eine Zunahme des inneren Konsums, sondern auch eine wachsende Ausdehnung des äußeren Absatzgebietes zu Wege gebracht und damit eine stete Steigerung der Produktion. Die Bestrebungen der Temperancebewegung haben eine wesentliche Abschwächung bisher nicht bewirkt. Es gibt wohl kaum eine kleine Stadt in den Vereinigten Staaten, in welcher nicht „Bayerisch Beer Saloon" oder „Lager Beer" —, auf einem Aushängeschild prangte (beide Bezeichnungen sind in der englischen Sprache recipirt) und nicht weit davon kann man sicher sein auch bereits einen Konkurrenten zu finden. Ich kann diese Thatsache nicht mit ungemischter Freude registriren. Wenn die Bierkneipe auch immer noch besser sein mag als das amerikanische Bar mit seinen zahllosen starken Spirituosen, so ist sie doch weit entfernt davon, mir ein Grund nationalen Stolzes

zu sein. Ich besorge, daß sie vielfach ein Grund der Verbummelung ist, gerade wie in der Heimath. Viele Landsleute, denen harte Arbeit nicht schmeckt, oder weil sie sich für zu gebildet dafür halten, thun eine Bierstube auf, die kein besonders hohes Anlagekapital erfordert und versuchen als Bierwirthe ein möglichst behagliches Dasein zu führen. Der Reiz hierzu ist um so größer, als die Bierstube zugleich der Platz ist, wo sich die „Politiker“ sammeln und als der Bos (Baas) am Schänktisch leicht auch Bos bei den Wahlen und ein Mann von politischem Einfluß werden kann, wobei dann auch unter günstigen Umständen ein einträgliches Amt, das ebenfalls kein Schweißvergießen nöthig macht, abfällt. An Gästen fehlt es in der Regel nicht wo Gelegenheit zum Trinken geboten wird, Fleiß und Nüchternheit aber lassen sie häufig genug dort zurück auf Nimmerwiederfinden.

Es versteht sich, daß diese kleine Zornrede nur dem Uebermaaß gilt, durch das sich der Einzelne den eigenen Leib schädigt und das wegen der großen Anzahl solcher Einzelner auch dem deutschen Namen im Ganzen Schaden bringt, der durch die nationalen guten Eigenschaften nicht überall aufgewogen wird. Mäßigem Genuß des Bieres bin ich durchaus nicht entgegen: es ist von den alkoholhaltigen Getränken, deren der Kulturmensch nicht völlig entbehren zu können scheint, immer noch das wenigst schlimme, so lange der Genuß reinen Weines wegen der Seltenheit und Kostspieligkeit desselben nothwendig auf einen kleinen Kreis wohlhabender Leute beschränkt bleibt.

Die Brauerei von Anhäuser u. Busch, die in ihrer Firma den deutschen Ursprung bekundet, ist eine der größten und besteingerichteten nicht blos in St. Louis, sondern in den Vereinigten Staaten; sie beschäftigt durchschnittlich 700 Arbeiter, meist Deutsche, braut jährlich 180 000 Barrels à 1½ Eimer und wird im laufenden Jahre es voraussichtlich auf 250 000 Barrels bringen. Charakteristisch ist die Beschaffung alles Be=

darfs an Hilfsmitteln der Fabrikation durch eigene Herstellung und die dadurch erzielte Ersparung von Zeit und Kräften. In den Räumen der Brauerei selbst herrscht eine musterhafte Sauberkeit; alle neueren Verbesserungen des Betriebes sind in Anwendung gebracht, insbesondere die Kühlung des Biers durch Apparate, in welchen durch kupferne Schlangenröhren Eiswasser läuft, um die das Bier wie in einem Gradirwerk abläuft. Wo nur angänglich ist Dampfkraft und sind mechanische Hilfsmittel im Gebrauch, so beim Reinigen der gebrauchten Fässer, die auf Rollen über einer von Dampf bewegten Welle sich drehen, während vier Bürsten, denen fortwährend heißes Wasser zufließt, das Abputzen besorgen, oder beim Auspichen, wobei in ähnlicher Art durch Drehen der Fässer um ihre Achse die gleichmäßige Vertheilung des Pechs im Innern herbeigeführt wird oder beim Verkorken der Flaschen, das ebenfalls mittelst Dampfmaschine geschieht. Ein Vergnügen ist es auch, die rasche und sichere Bewältigung der Arbeit zu sehen, bei welcher die Hand noch nicht entbehrt werden kann. Da sitzen Boys, die schlingen Draht um die Flasche, decken eine Staniolplatte darüber, kleben ein Etikett auf jede Seite und verpacken die Flaschen in Fässer, und alle diese Prozesse werden mit einer Geschwindigkeit bewerkstelligt, daß in einer Minute 150 Flaschen besorgt sind. Andere bewirken mit der Hand die Verkorkung gewisser Flaschen, bei denen sich dies empfiehlt; ein jeder leistet 22 Stück in der Minute; wieder Andere bereiten den Draht zum Befestigen der Korke mittelst einer kleinen sinnreichen Vorrichtung, mit deren Hilfe je zwei von ihnen zwei Dutzend Schlingen im Raume von Sekunden fertig machen. Ueberall herrscht sichere und wohlgeordnete Thätigkeit.

Die Gerste zum Brauen liefert das Land, doch wird auch etwas Reis gebraucht. Der Hopfen ist zumeist amerikanischer, vornehmlich aus Kalifornien; der Flavor wird ihm durch Aufbewahrung in Eis erhalten. Uebrigens darf kein Faß die

Brauerei verlassen, dem nicht ein Stamp von 1 Dollar Werth aufgeklebt ist, sofern es nicht mehr als 31 Gallons faßt, oder von einem entsprechend geringeren Betrage, wenn es $^1/_2$, $^1/_4$ oder $^1/_8$ dieses Inhalts hat. Hält es mehr als 31 Gallons, so beträgt die Steuer 2 Dollars. In unser Maaß und Geld übersetzt, ergibt dies, da der Hektoliter gleich 26,417 Gallons ist, per Liter eine Steuer von 3,63 Pfennig. Diese Steuer hat in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880—81 13 237 000 Dollars eingetragen, wozu an Gewerbssteuer der Brauerei noch 195 000 Dollars traten. Umsonst ist danach nicht die Stillung des Bierdurstes weder des legitimen noch des illegitimen.

XVI.

Die Schuleinrichtungen von St. Louis.

St. Louis, November 1881.

Heut bekommt mein Freund zur Abwechselung mal wieder einen Schulbrief, eines meiner Hobby Horses, von denen ich eine wahre Czikos Post reite, vielleicht aber doch dem mit Kindern gesegneten Vater etwas annehmbarer als der über Vieh und Bier, den ich Dir neulich gestiftet habe.

Die Schuleinrichtungen von St. Louis erregten mein specielles Interesse wegen der Ausdehnung des deutschen Elementes in der Bevölkerung und des Maaßes seiner Berücksichtigung im Unterricht, sowie aus dem praktischen Grunde, weil die Bekanntschaft mit dem Prinzipal der Normal School, Herrn Soldan aus Frankfurt a. M., der seit 20 Jahren in St. Louis eine erfolgreiche Wirksamkeit übt, mir die erwünschte Gelegenheit bot, unter einsichtiger, mit großer Bereitwilligkeit gewährter Führung das System der Volksschule eines großen

städtischen Gemeinwesens in Zusammenhang kennen zu lernen. Ich verdanke seiner Vermittelung, daß ich in Schulen verschiedener Art dem Unterricht beiwohnen konnte und daß ich Einblick in die Berichte erhielt, welche über die Verwaltung und die Leistungen der Schulen alljährlich erstattet werden.

Das Unterrichtswesen ist eine ausschließliche munizipale Angelegenheit; weder die Regierung des Einzelstaates noch die Bundesregierung hat einen unmittelbaren Antheil an der Leitung oder Aufsicht. Die oberste Verwaltung besorgt ein Board of President and Directors of Public Schools, eine Behörde, deren 28 Mitglieder jährlich im Oktober bezirksweise von den Steuerzahlern der Bezirke (Wards) aus ihrer Mitte mit relativer Stimmenmehrheit gewählt werden. Sie verwalten ihr Amt unentgeltlich und werden auf Erfüllung der Pflichten desselben vereidet. Der Board wählt aus seinen Mitgliedern einen Präsidenten, Vicepräsidenten und die erforderlichen Beamten, wie Sekretär, Schatzmeister, Anwalt u. s. w. auf die Dauer eines Jahres und ist für die Besorgung der Geschäfte in 10 Ausschüsse getheilt. Die technische Leitung zugleich die spezielle Kontrole der Schulen liegt in den Händen eines Superintendent, den der Board gleichfalls nur auf ein Jahr wählt.

Die Zahl der städtischen öffentlichen Schulen betrug im Jahre 1880 73 in 103 Gebäuden mit 752 Schulräumen oder Klassen. Ihre Vermehrung auf diesen Stand hat sich vorwiegend erst seit der Mitte der sechziger Jahre vollzogen, nachdem der Bürgerkrieg, unter welchem St. Louis besonders hart gelitten hat, zu Ende geführt war. Noch 1870 gab es nicht mehr als 38 Schulen mit 453 Lehrern und 20100 Plätzen. 1880 ist die Zahl der Schulen verdoppelt, die der Lehrer auf 1044, die der Schulplätze auf 42600 gestiegen. Seit 1864 sind für Erweiterung bestehender und für Herstellung neuer Schulgebäude 1956000 Dollars ausgegeben worden, wobei der Grundsatz befolgt wird, die Gebäude nach einem solchen Plane zu bauen,

daß Anbauten von neuen Theilen leicht bewerkstelligt werden können.

In den Schulrollen werden die jungen Leute zwischen 6 und 20 Jahren geführt, deren Zahl 1880 106372 betrug; davon besuchten die Tagesschulen durchschnittlich 37877, während 2575 im Alter von 12—24 Jahren die Abendschulen benutzten.

Die Schulen stufen sich in Distriktschulen (Primary Schools) oder Elementarschulen, die High Schools, eine Art Mittelschulen, welche die Fortsetzung der Distriktschulen bilden und die Normal School, die Schule für Ausbildung von Lehrerinnen.

Unter den 69 Distriktschulen sind 12 für farbige Kinder bestimmt Fast die Hälfte derselben haben einen Kindergarten nach Fröbel'schem System als Vorschule. Die Aufnahme der Kindergärten in den Unterrichtsgang hat unter Beibehaltung des deutschen Namens wie anderwärts in den Vereinigten Staaten so in St. Louis und zwar so viel Beifall gefunden, daß ihre Ausdehnung auf die farbige Schulbevölkerung, in deren Schulen sie bislang nicht bestehen, verlangt wird und beabsichtigt ist.

Die Distrikt- (Primary) Schulen sind auf 8 Jahreskurse angelegt, deren Aufgabe die Beibringung der Elementarkenntnisse ist; doch werden auch Geschichte und Verfassung der Vereinigten Staaten sowie allgemeine Geschichte und Naturkunde gelehrt. Die Erlernung der deutschen Sprache ist fakultativ in den vom Board bezeichneten Schulen.

Die Aufnahme der Schüler in den Kindergarten geschieht nach vollendetem fünften Lebensjahre, in die Primary School nach vollendetem achten Lebensjahre; doch werden Kinder unter 7 Jahren nur aufgenommen, wenn alle älteren angemeldeten untergebracht sind. Obwohl man nach der Erfahrung annimmt, daß Kinder, die mit 5 Jahren aufgenommen worden sind, im Alter von 10 Jahren nicht mehr wissen, als die mit 6 Jahren

in die Schule gekommen sind, so wird doch der früheren Aufnahme wegen der besseren Erziehung und mit Rücksicht auf die vielfach mangelhafte häusliche Aufsicht der Vorzug gegeben. Die Zahl der Kinder unter sechs Jahren in den Distriktschulen beläuft sich auf 10 473; die der mehr als 14jährigen auf 4359; das Durchschnittsalter steht auf 9 Jahr 3 Monat; mehr als 68 % gehören den drei untersten Jahresstufen an.

Im Jahr sind 200 Schultage. Das Schuljahr beginnt mit dem 1. September und dauert von da ab mit einer Unterbrechung durch die Weihnachtsfeiertage 40 Wochen, welche in 4 Abtheilungen von je 10 Wochen getheilt werden. Der tägliche Unterricht fällt in die Stunden von 9—12 Uhr Vormittags mit einer Zwischenpause von 15 Minuten und von 1½—3¾ Nachmittags mit einer Erholungspause von 10 Minuten für die jüngeren Kinder; in den Kindergärten beschränkt er sich auf den Vormittag. Der Schulbesuch ist sehr regelmäßig; in den Distriktschulen für weiße Kinder 92 %, in denen für farbige 91 % durchschnittlich, und zwar wird eine Zunahme der Pünktlichkeit konstatirt. Dieses Ergebniß wird erreicht, obwohl kein Schulzwang besteht. Die Schulordnung bestimmt, daß ein Schüler, welcher aus der Schule bleibt aus irgend welchem Grunde, den Fall der Ueberweisung aus einer Schule der Stadt in eine andere allein ausgenommen, nur drei Tage in der Schulliste weiter geführt, mit Beginn des vierten Tages aber gestrichen werden soll, wenn er alsdann nicht zurückgekehrt ist. Die Wiederaufnahme ist nur auf besonderen Antrag mit Genehmigung des Superintendent zulässig. Diese Bestimmung genügt, um die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs zu erreichen. Es ist dies um so bemerkenswerther als 43 % der Kinder Handwerkern und Tagearbeitern angehören.

Eine öffentliche Prüfung findet vor Beendigung des Schuljahres in allen Schulen statt; in den oberen Klassen der Distrikt-

schulen am Ende jedes ersten Schulsemesters auch eine schriftliche Prüfung.

Die High School, welche einen Theil des öffentlichen Schulsystems bildet, hat 4 Jahreskurse; das Aufnahmealter ist auf 12 Jahre als Minimum bestimmt. Sie wird gegenwärtig von 436 Schülern, Knaben und Mädchen, besucht. Den Kern des obligatorischen Unterrichts darin bilden in den ersten beiden Kursen Mathematik, Rhetorik (was in unserer Sprachweise mit Grammatik wiederzugeben sein möchte), Zeichnen; im 3. Kursus Chemie und allgemeine Geschichte, im 4. englische Literaturgeschichte und Verfassung der Vereinigten Staaten. Bemerkenswerth ist die Freiheit der Wahl, welche den Schülern, insbesondere des 3. und 4. Kursus zwischen verschiedenen Unterrichtsgegenständen gelassen ist, so zwischen Latein, Französisch und Deutsch, zwischen Buchhalten und Physik, zwischen gewerblichem Zeichnen und Griechisch, zwischen höherer Mathematik und Psychologie u. s. w. Die Selbstbestimmung des jugendlichen Menschen, die ein typischer Zug amerikanischen Wesens ist, kommt hierbei wieder sehr zur Geltung. Am Schlusse jedes Schulhalbjahres finden Prüfungen statt, sowie eine Abgangsprüfung bei der Graduation.

Die Normal School endlich, die zur Vorbildung von Lehrerinnen für die Volksschule bestimmt ist, hat einen Kursus von einjähriger Dauer in vier Abtheilungen und zur Zeit 162 Schülerinnen. Die Aufnahme ist durch Absolvirung der High School oder ein besonderes Examen bedingt. Mit der Schule ist eine Uebungsschule, die Benton School, verbunden, in welcher die Schülerinnen unter Aufsicht des Prinzipal im Unterrichten praktisch unterwiesen werden. Zum Zweck der praktischen Ausbildung und aus ökonomischen Gründen ist außerdem neuerdings die Einrichtung getroffen, daß die Schülerinnen der ersten Klasse Lehrer in den Distriktschulen bei vorübergehenden Verhinderungen vertreten. Die Zöglinge der Normalschule müssen sich verpflichten, in der Schule bis zur Graduation zu bleiben,

sofern nicht unfreiwillige Entlassung erfolgt und nach ihrem Abgang von der Schule wenigstens zwei Jahre hindurch in dem öffentlichen Schuldienst von St. Louis thätig zu sein.

Was die innere Organisation der einzelnen Schulen und die Verhältnisse der Lehrer anlangt, so steht an der Spitze jeder Schule ein Prinzipal; ihm sind Hilfslehrer (Assistants) verschiedener Grade beigegeben, deren Zahl sich nach dem Umfang des Schulbezirks und der Menge der aus demselben der Schule zugewiesenen Kinder richtet. Nach der dadurch bedingten Zahl der Lehrer werden die Schulen in 7 Klassen getheilt, deren erste von den Schulen gebildet wird, welche 18 oder mehr Hilfslehrer haben, und deren siebenter die Schulen mit weniger als 4 Lehrern angehören. Als Arbeitsmaaß der Lehrer gilt, daß ein Hilfslehrer nothwendig ist für je 20 Schüler in der Normal School, für 30 in der High School, für je 50 in den 4 oberen und für je 60 in den 4 unteren Klassen der Distriktschulen. Zur Zeit übersteigt aber die Zahl der Lehrer dieses Maaß in den Distriktschulen nicht unerheblich, da in den Schulen der weißen Kinder nur 49, in denen der farbigen nur 40 Schüler auf einen Lehrer kommen. In den letzteren sind seit 1877 auch farbige Lehrer angestellt worden.

Im Ganzen sind 90 Prinzipale und 1044 Hilfslehrer angestellt, unter den ersteren 15, unter den letzteren 888 Frauen, davon 156 in Kindergärten. Die Assistants werden in Head Assistants, welchen die Vertretung des Prinzipal obliegt und in Assistants 1., 2. und 3. Grades unterschieden. Sie werden durch Majoritätsbeschluß des Board stets auf ein Jahr gewählt, sind aber bei Vernachlässigung ihrer Pflichten auch in der Zwischenzeit absetzbar. Ihrerseits haben sie das Recht, ihre Stelle mit vierzehntägiger Kündigung zu verlassen. Es ist dies ein Verhältniß, das manche Mißstände mit sich führt, da es eine die Unabhängigkeit und die Amtsfreudigkeit in einem gewissen Grade verkümmernde Unsicherheit zur Folge hat, die besonders

für die Leiter der Schulen und die älteren Lehrer drückend werden kann. Doch scheint die Wiederwahl tüchtiger Lehrer die Regel zu sein.

Die Gehälter der Lehrer bewegen sich zwischen 125 und 2600 Dollars jährlich. Weniger als 400 Dollars erhalten nur weibliche Lehrer; mehr als 850 Dollars nur 54 Lehrer und 23 Lehrerinnen; die Mehrzahl der Letzteren bekommt Gehälter zwischen 500 und 850 Dollars. Die Prinzipale der High School und der Normal School beziehen den höchsten Satz von 2200—2600 Dollars, die der Distriktschulen in 7 Klassen 600—1900 Dollars. Im Fall der Erkrankung wird das halbe Gehalt, aber nur auf die Dauer von 5 Wochen gewährt.

Behufs Erhaltung der Einheitlichkeit und zur Wachhaltung des Interesse der Lehrer versammeln sie sich in jedem Vierteljahr zu Konferenzen um den Superintendent, in welchen sie von diesem Mittheilungen und Instruktionen in Empfang nehmen und die Schule berührende Fragen, welche in der Zwischenzeit angeregt worden sind, zur Diskussion bringen.

Bezüglich der Schuldisciplin verpflichtet die Schulordnung die Lehrer, „strenge Ordnung und Zucht in ihren Schulen jeder Zeit aufrecht zu erhalten". Vernachlässigungen dieser Pflicht werden als zulänglicher Grund für die Entlassung erachtet. „Die Zucht soll so sein, wie sie ein guter und einsichtiger Vater in seiner Familie übt, stets fest und aufmerksam, aber vorsichtig". Die Lehrer „sollen suchen bei allen geeigneten Gelegenheiten den Seelen ihrer Zöglinge die Grundsätze der Sittlichkeit und Tugend einzuprägen, eine heilige Achtung vor der Wahrheit, Liebe zu Gott und zu den Menschen, Nüchternheit, Fleiß und Einfachheit. Jedoch soll der Lehrer in der Schule nie irgend einen sektirerischen Einfluß üben."

Die Wahl der Zuchtmittel ist in das Urtheil der Lehrer gestellt; körperliche Züchtigung ist nicht ausgeschlossen. Wird von den Eltern über die Anwendung körperlicher Strafen ge-

klagt, so soll die Beschwerde in jedem Falle nach dessen besonderer Beschaffenheit untersucht und beurtheilt werden. Um Mißbräuchen vorzubeugen, ist jeder Lehrer verbunden, die Fälle körperlicher Züchtigung unter Angabe des Namens des Schülers, sowie des Tages und des Grundes der Strafe in ein Verzeichniß einzutragen, welches vierteljährlich dem Superintendent einzureichen ist. Diejenigen Lehrer, welche ohne Anwendung körperlicher Züchtigung bei Beaufsichtigung ihrer Zöglinge am erfolgreichsten sind, sollen, hinreichende Befähigung im Uebrigen vorausgesetzt, durch die Verwaltung besonders belobt und bei Beförderungen und Anstellungen allen anderen vorgezogen werden.

Die Kosten welche die Schulen verursachen, haben im Jahre 1880, abgesehen von mehreren außerordentlichen Ausgaben, 770 789 Dollars betragen, wovon 585 416 Dollars auf Gehälter entfallen. Dieser Ausgabe steht ein ordentliches Jahreseinkommen von 821 450 Dollars gegenüber, welches zum Theil aus den Revenüen der Schulländereien und einem Staatszuschuß (zusammen 146 224 Dollars) fließt, in der Hauptsache aber durch eine Schulsteuer gebildet wird, welche 4 Mills von dem eingeschätzten Vermögen beträgt. Um die außerordentlichen Ausgaben für Schulbauten, welche in den letzten 10 Jahren ausgeführt worden sind, zu decken, hat eine Schuld aufgenommen werden müssen; zur Verzinsung und Tilgung derselben ist zwei Jahre hindurch ein Zuschlagsmill erhoben, jedoch seit dem Jahre 1877 auf 1/2 ermäßigt worden. Die Kosten des Unterrichts für jedes die Schule besuchende Kind stellen sich jährlich auf 15,60 Dollars, oder bei Zugrundelegung aller Kosten der Schulverwaltung auf 17,64 Dollars. Schulgeld wird in keiner Schule von den Schülern bezahlt, welche der Stadt St. Louis angehören; auswärtige dagegen entrichten 20 Dollars jährlich in den Distriktschulen und 50 Dollars in der High School.

Die große Ausdehnung der deutschen Bevölkerung in

St. Louis macht es erklärlich, daß schon früh eine Rücksichtnahme auf die deutsche Sprache beim Unterricht gefordert und genommen wurde, obwohl letzteres erst nach harten Anstrengungen und langem Kampfe erreicht worden ist. Bis 1879 wurde die deutsche Sprache von besonderen Lehrern gelehrt, welche in mehreren Schulen unterrichteten. Die Einrichtung erfuhr aber viele Anfechtung, weil man es nicht für billig hielt, für einen Zweig des Unterrichts Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu machen, von welchem nur ein Theil der Schüler Nutzen ziehen könnte. Es wurde daher eine Aenderung des Systems dahin beliebt, daß nach Maaßgabe des Bedarfs solche Lehrer angestellt werden sollen, welche beider Sprachen derart mächtig sind, daß sie den Unterricht in gewissen Gegenständen auch in deutscher Sprache geben können. Solcher Lehrer sind zur Zeit an 54 Schulen angestellt, welche in denselben in je vier Klassen abwechselnd in deutscher Sprache unterrichten. Es wird behauptet, daß diese Einrichtung sich nicht allein als finanziell, sondern auch für den Unterricht vortheilhaft erwiesen habe, obwohl die Zahl der Schüler, welche Deutsch lernen, sich seit jener Zeit um 3 % vermindert hat; sie ist von 20851 auf 19787 zurückgegangen. Von diesen sind 15455 oder 78 % Deutsch-Amerikaner. Unter den Anglo-Amerikanern ist die Erlernung des Deutschen in der letzten Zeit unpopulär geworden, soweit die Distriktschulen in Betracht kommen. Vielleicht trägt die Vorschrift dazu bei, daß Schüler, die sich einmal dafür entschieden haben, am deutschen Unterricht Theil zu nehmen, demnächst davon nicht wieder abspringen dürfen. Günstiger dagegen hat sich das Verhältniß in der High School gestellt, wo der Prozentsatz der Deutsch Lernenden von 13 auf 22 % gestiegen ist. Vergleicht man übrigens die gegenwärtige Zahl der Schüler, welche sich der deutschen Sprache befleißigen, mit der des Jahres 1866, wo sie nur 710 betrug, so kann man sich immerhin des Fortschrittes freuen.

Auf den Einfluß des deutschen Elementes in der Bevölkerung ist vielleicht auch die besondere Pflege zurückzuführen, welche die Musik in den Schulen erfährt. In der Normal und in der High School werden zwei, in den Distriktschulen wird eine musikalische Lektion wöchentlich gegeben; in letzteren aber wird täglich der Unterricht mit Gesang eröffnet und geschlossen. Als ich die Normal School besuchte, erfreuten mich die Schülerinnen durch den mehrstimmigen Gesang des Liedes: „Wohlauf noch getrunken", das sie ganz vortrefflich und anscheinend mit eigener Freude an der heiteren Melodie vortrugen.

Dieses Abschiedslied mahnt mich zu schließen; ich muß es einmal früher als gewöhnlich thun, damit Du nicht behufs der Lektüre meiner Briefe Urlaub zu nehmen brauchst.

XVII.

Chicago. — Lage und Handel. — Tarifwesen der Eisenbahnen. — Die Börse in Chicago. — Getreideproduktion der Vereinigten Staaten, ihre Einwirkung auf Europa. — Die Viehhöfe in Chicago. — Packing Houses. — Handel in Butter und Käse. — Pulman City. — Die Sleeping Cars.

Chicago, November 1881.

Ich schreibe aus Chicago, obwohl dies nicht auf meiner Route lag; ich konnte es aber nicht über mich bringen von St. Louis schlankweg nach Osten zu fahren, ohne von Chicago, dem „Marvel of the World" mehr gesehen zu haben, als ich in zwei Stunden auf der Fahrt nach San Francisco erhascht hatte. Deshalb lenkte ich den Flug nach Norden. Zugleich lag mir daran, dem deutschen Centrum, welches Milwaukee bildet, einen Besuch abzustatten und einen Vorstoß nach

Minnesota zu machen, um in Minneapolis die „größten Mühlen der Welt“ zu sehen. Dies ist jetzt durchgeführt. Man kann auf Reisen von Goethe's Rath an vielbeschäftigte Leute Nutzen ziehen, daß sie die Zeit behandeln möchten wie einen Koffer, in den man viele Sachen einzupacken habe; es gehe bei geschickter Benutzung des Raumes unglaublich viel hinein.

Die Fahrt von St. Louis nach Chicago nimmt 12—13 Stunden in Anspruch; sie geht zunächst über die lange Brücke, welche den Mississippi überspannt und dann durch das reiche Ackerland von Illinois, welches der Mississippi von Missouri scheidet. St. Louis lag an dem Morgen der Abfahrt unter den dichten Rauchwolken seiner Faktoreien. Der Strom, an welchem entlang die Eisenbahn führt, wälzte sein gelbes Wasser, dem auch die junge Morgensonne keinen Glanz abgewinnen konnte, in mächtigen Wogen gegen Süden; auf weite Flächen hatte er seine Ufer überschritten und das Land in einen See verwandelt. Weiterhin gab es freundlichen Ausblick auf endlose grüne Weizensaaten, nur hie und da unterbrochen durch Streifen von Laubwald, die Zeugen der Fruchtbarkeit und der hohen Entwickelung des Ackerbaues, durch welche Illinois an der Spitze der Weizenstaaten des ganzen Kontinents steht. Doch bietet die Landschaft im Ganzen wenig Abwechselung; eine Welle des Prairielandes folgt der anderen mit unmalerischer Gleichförmigkeit; vielleicht nur das Auge des Landwirths wird bei der Betrachtung nicht ermüden.

Der etwas düstere Eindruck, den Chicago bei der vorerwähnten flüchtigen Berührung in Folge des nassen Wetters und seiner Trauergewandung für Garfield gemacht hatte, wich bei längerem Aufenthalt und unter günstiger Beleuchtung, wenn auch weniger die Schönheit der Lage oder Bauart den Wandel bewirkte, als der Eindruck der räumlichen Größe und der riesigen Schaffenskraft, welche die Stadt selbst in Amerika charakterisirt. Lebt man einige Zeit inmitten solcher energi=

scher, auf die Produktion materieller Güter gerichteter Thätigkeit, so wird man unwillkürlich von dem Kultus des „Big“ ergriffen und geneigt, sie, wenn nicht ausschließlich so doch einseitig hoch zu schätzen, gerade wie sie in unserer Heimath wegen des Mangels an „Idealismus“ und der damit in Verbindung gebrachten Rückwirkung auf den Charakter der Menschen leicht unterschätzt wird.

Die Lage der Stadt am Strande des Michigan Sees, an welchem sie sich acht Miles weit ausdehnt, ist landschaftlich nicht bevorzugt. Das Terrain erhebt sich nur wenig über den Spiegel des Sees, der zwar vermöge seiner weiten Wasserfläche an das Meer erinnert, aber doch des Hauches und der Bewegung des Meeres entbehrt. Die gegenüberliegende Küste ist so weit, daß ich wenigstens sie nicht zu Gesicht bekommen habe. Wenn aber die Lage nicht besondere Reize bietet, so ist sie doch um so günstiger für Wachsthum und Bedeutung der Stadt geworden, die vor 40 Jahren noch nicht mehr als 4800 Einwohner hatte und deren jetzt über eine halbe Million zählt. Diese Lage am südwestlichen Ende des Sees, der auf der Westküste außer Milwaukee, keinen brauchbaren Hafen hat und der damit zusammenhängende Umstand, daß Chicago der End- und Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen geworden ist, hat es zu einem Emporium von solcher Bedeutung gemacht, daß es alle Handelsplätze der Union, New-York allein ausgenommen, überflügelt. Man sagt, daß in Chicago die Getreidepreise der Welt bestimmt werden. Außer dieser glücklichen Lage im Großen, welche es zu dem Schnittpunkte des Verkehrs von Westen und Nordwesten nach dem Osten und Nordosten macht und zum Eingangsthor des reichen Hinterlandes, das mit der Durchführung der Northern Pacific Bahn auch noch die Pacifische Küste umfassen wird, kommt ihm eine Gunst der örtlichen Lage in der besonderen Gestaltung des Chicago River zu Statten, und wie befremdlich es auch klingen mag, das große Unglück

der beiden Brände, welche die Stadt verheert, damit aber für eine zweckmäßige und entwickelungsfähige Neuanlage freien Boden geschaffen haben.

Der Chicago River erscheint vom See aus betrachtet, in den er und zwar im Herzen der Stadt, etwas nördlich vom Courthouse, mündet, wie eine Bucht des Sees, die etwa $^1/_2$ Mile in gerader westlicher Richtung in das Land tritt und dann in zwei Arme gabelt, die nach Norden und Süden gerichtet sind und den Ufern des Sees beinahe parallel laufen. Dadurch wird in der Stadt eine Wasserfront geschaffen, die eine Länge von 38 Miles hat und von welcher 28 Miles bereits dem Handel dienstbar gemacht sind. Die beiden Arme kommen von der flachen Wasserscheide herab, welche das Zuflußgebiet des Michigan Sees oder was dasselbe besagt, des St. Lorenz, von dem des Mississippi trennt, und welche so niedrig ist, daß der Chicago River mit dem Mississippi durch einen Kanal hat verbunden werden können, welcher dem Handel von Chicago auch die Wasserstraße nach dem Golf von Mexiko eröffnet.

Der Schwerpunkt des Handels liegt, wie in St. Louis, auch in Chicago in Getreide, Mehl und Provisions, jedoch ist er noch bei weitem umfangreicher und intensiver. Nachdem ich in dem Briefe aus St. Louis mich über Weizen und Schweine so weitläufig ausgelassen habe, daß Du Dich von der Lektüre noch kaum erholt haben wirst, kann und werde ich mich heute kürzer fassen, indem ich nur Besonderes hervorhebe.

Nach dem Bericht der Handelskammer für 1880/81 sind in diesem Jahre in Chicago über 165 Millionen Bushel Getreide angekommen und zum größten Theil weiter expedirt worden. Auch hier spielen die Elevators eine bedeutsame Rolle als Depots und Förderungsmittel der Expedition; die Kapazität der Elevators in Chicago berechnet sich auf $19^1/_2$ Millionen Bushel. Für die große Ausdehnung mechanischer Hilfsmittel

und der Anwendung von Dampfkraft spricht, daß auch die größten derartigen Anlagen nicht mehr als 20 Arbeiter brauchen.

Einen bedeutenden Antheil an der Bewegung des Getreidehandels hat die Schifffahrt auf den Seen, die in Chicago am südlichsten Punkte ihren Brennpunkt haben, sowie auf dem Mississippikanale. Der Hafenverkehr des letzten Jahres umfaßt mehr als 13 000 Schiffe, die angekommen und eben so viele, die abgegangen sind. Der Werth dieser Schifffahrtsbewegung ist auch mittelbar sehr zu schätzen, da sie die Tendenz der Eisenbahnen, die Frachten zu treiben, durch ihre Konkurrenz im Zaume hält.

Dieses Tarifwesen hier zu Lande ist ein merkwürdiges Kapitel. Weder durch Bundesgesetz noch durch die Bedingungen in den von den Staaten ertheilten Konzessionen wird den Eisenbahnen bezüglich der Tarife eine Schranke auferlegt; in einzelnen Staaten ist zwar durch die Gesetzgebung eine Maximalhöhe vorgesehen, doch hat die Anordnung praktisch geringen Werth. Thatsächlich ist die Bestimmung der Frachttarife lediglich den Unternehmern überlassen, welche sich dabei an keine andere Beschränkung binden, als diejenige, welche durch die Konkurrenz ihnen aufgezwungen wird, wo eine solche bereits besteht. Im Uebrigen entscheidet nur die Rücksicht auf den Vortheil der Aktionäre, oder, was nicht immer dasselbe sagen soll, der Direktoren. Die Folge davon ist, daß die Tarifsätze häufig wechseln, und daß sie nicht gleichmäßig angewendet werden. Sind sogenannte Normaltarife bekannt gemacht, so werden sie doch nicht inne gehalten. Für größere Sendungen oder an gewisse mit den Verhältnissen vertraute Personen werden Ausnahmetarife — special rates — bewilligt, von welchen nur die Betheiligten wissen und über welche eine Mittheilung zu erhalten sehr schwierig ist. Die Eisenbahnfracht von Chicago nach New-York hatte nach dem Bericht der Handels-

kammer im Jahre 1880 betragen für Mehl per Barrel im Januar 80 Cents, in den Sommermonaten 60 Cents, im Frühling und Herbst 70 Cents; für Getreide per 100 Pfund in denselben Perioden 40, 30 und 35 Cents; sie steht zur Zeit, d. h. im November 1881 für Getreide auf 25 Cents. Die Steigerung in den Wintermonaten erklärt sich daraus, daß während dieser Zeit die Schifffahrt ruht; ihre gegenwärtige Höhe ist ebenfalls nach der Wasserfracht regulirt, welche auf 20 Cents per 100 Pfund gehalten wird. Die große Zahl der Kompetenten in der Schifffahrt erschwert es den Eisenbahnen, mit ihnen über die Höhe der Fracht sich zu verständigen; dagegen geht dies eher mit konkurrirenden Eisenbahnen, häufig allerdings erst nach einem Kampfe, in welchem so lange durch Unterbietungen gerungen wird, bis der Schwächere erschöpft ist und sich zum Ziele legt. Dann einigt man sich über bestimmte Instradirungen oder Theilung bestimmter Einnahmen, verbunden mit einer Erhöhung der Tarife, welche die Wunden, die im Kampfe geschlagen wurden, möglichst wieder heilt. Ein solcher Konkurrenzkampf spielt sich sowohl auf dem Felde der Güterfrachten als der Personentarife ab. Ich selbst erfuhr davon einen prägnanten Beweis bezüglich meiner eben absolvirten Fahrt von St. Louis nach Chicago. Ich hatte in einem der Offices, welche sich mit dem Verkauf von Eisenbahnbillets beschäftigen, ein Billet für den gewöhnlichen Preis von 8 Dollars 75 Cents gekauft, erhielt aber zugleich einen Revers, daß mir binnen 2 Stunden nach der Ankunft in Chicago 4 Dollars 75 Cents zurückgezahlt würden, wenn ich die ganze Tour auf der betreffenden Linie zurücklegte. Dies geschah denn auch. Das Personengeld von Chicago nach New-York, das in der Regel 20 Dollars beträgt, war im Laufe dieses Jahres in Folge eines Konkurrenzstreites zeitweise auf 5 Dollars herabgegangen.

Es mag sein, daß dieses Regime den Gewohnheiten und

Anschauungen des Landes entspricht und daß ohne diese Freiheit von jeglicher gesetzlichen oder staatlichen Einwirkung auf das Tarifwesen die Eisenbahnen sich nicht so rasch und eigenartig entwickelt haben würden, wie es zum Nutzen des Landes geschehen ist; es mag auch sein, daß diese staatliche Einwirkung in Staaten, wo das Regiment alle 2 oder 4 Jahre wechselt und von Parteien und persönlichen Interessen stark beeinflußt wird, entweder nicht sachgemäß oder nicht unparteilich geübt werden und dann ein noch größeres Uebel hervorbringen möchte, als die Schäden, welche mit dem Privilegium oder mit dem Konkurrenzkampf verbunden sind: gleichwohl wird, was Anfangs ein Segen gewesen sein mag, bei der gegenwärtigen Ausdehnung des Eisenbahnwesens für überwiegend nachtheilig erachtet und es erheben sich mehr und täglich lautere Stimmen, welche nach Abhilfe rufen, wenn auch der Weg der sicher dazu führe, nicht bezeichnet werden kann. In dieser Beziehung ist ein Ausspruch bemerkenswerth, welchen ich in dem schon erwähnten jüngsten Bericht der Handelskammer von Chicago finde, und den ich wegen der Deutlichkeit und Schärfe, mit welcher er die Situation zeichnet, wörtlich einschalte:

„Die großen Eisenbahnkorporationen zehren rasch die kleineren oder schwächeren auf, die einen als Theile ihres Systems, die anderen durch vernichtende Konkurrenz Nachdenkende Männer stehen bestürzt, wenn sie Glied nach Glied geschmiedet und festgeschweißt sehen in der großen Kette, welche wenige Individuen halten, und so erfolgreich kontroliren, daß sie eine beständige Drohung für das Gedeihen des Handels im Lande sind, und für dessen beste und höchste Interessen. Inzwischen werden Anstrengungen, dem unbilligen Eingriff Widerstand zu leisten, gelähmt; ein schwacher Protest oder eine warnende Bemerkung läßt sich dann und wann im Lande vernehmen; die Ansichten irgend eines hervorragenden Staatsmannes, Advokaten, Kaufmannes oder Eisenbahnmagnaten werden veröffentlicht, viel-

leicht einige Tage lang diskutirt und dann ist Alles wieder still; die Arbeit der Verbreitung, Vertiefung und Stärkung einer Macht, welche mächtiger ist als Regierungen, bewegt sich ruhig aber stetig vorwärts, während die Gesetzgebung in Staat und Bund in den Traum, daß Alles gut stehe, gelullt, oder auch an der Kehle von einer gepanzerten Hand gehalten wird, welche mit der Fähigkeit der Ausführung politische Vernichtung androht, wenn die erste Bewegung gemacht werden sollte, sich in den Fortgang der Pläne für die Aufzehrung des Volksvermögens einzumischen oder in irgend einer Beziehung diejenigen zu geniren, welche, nachdem sie den Thorweg des Handels in Besitz genommen haben, den Anspruch erheben, alle Vortheile der Lage, zu denen sie nach ihrer eigenen Anschauung von Recht und Gerechtigkeit sich befugt halten zu genießen."

Es bleibt abzuwarten, ob diese Klagen eine Aenderung des bestehenden Zustandes herbeiführen werden. Bei der Macht, welche die Leiter der großen Eisenbahnunternehmungen besitzen und nach den Verhältnissen der Bundes- und Staatenverfassung in den gesetzgebenden Vertretungen sehr nachdrücklich geltend machen können, ist dazu jedenfalls eine nahe Aussicht nicht vorhanden; doch tröstet man sich mit der Erfahrung, daß in dem Staatswesen der Union die öffentliche Meinung eine Macht ist, die wenngleich langsam doch mit schließlichem Erfolge Reformen zu erzwingen vermag, welche lange undurchführbar schienen. Die Eisenbahnen haben trotz des Tarifunwesens so viele nützliche Dienste geleistet, daß ihnen die Abhängigkeit, in welcher sie den Verkehr halten, nicht zu schwer angerechnet wird. Man findet es immerhin noch besser, daß den Tarifen Gleichheit und Stetigkeit fehle, als daß die Eisenbahnen fehlen, ohne welche die Entwickelung der Produktion und des Handels zu dem jetzigen Umfang einfach unmöglich gewesen wäre und geht aus diesem Grunde um so weniger streng ins Gericht, als auch unter den Handeltreibenden viele und gerade die einflußreicheren

von der jetzigen Ungebundenheit der Eisenbahndirektoren Vortheil zu ziehen verstehen. Es läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus die Meinung vernehmen, daß unter den bezeichneten Mißbräuchen, welche die Handhabung des Tarifwesens im Einzelnen aufweise, nicht der Verkehr im Großen leide, insbesondere nicht die Produktion, sondern nur ein Theil der die Vermittelung besorgenden Geschäftsleute. Denn thatsächlich befördert würden die Produkte und zwar zu raisonnablen Frachten, wenn man den Durchschnitt der wechselnden Sätze ziehe, was man bei Beurtheilung der Gesammtwirkung zu thun denn doch verpflichtet sei. —

Von dem Umfange der Leistungen des Handels erhält man die beste Vorstellung auch hier durch einen Besuch der Produktenbörse, neben welcher die Stockbörse in den Hintergrund tritt. Ihre äußere Einrichtung ähnelt der in St. Louis; jedoch hat sie besondere Stände für den Handel mit Getreide und den mit Mehl; für beide sind aber auch hier Inspektionen, welchen die Klassirung der Waare durch Feststellung ihrer Qualität obliegt, geordnet. Indessen ist das Geschäft hier unverkennbar lebhafter und umfassender; seine für den Weltverkehr maßgebende Bedeutung manifestirt sich in den zahlreichen Offices, welche die Telegraphengesellschaften im Börsensaale selbst unterhalten; es gibt Häuser, die während jeder Börse 20 und mehr Kabeltelegramme empfangen; von allen wichtigen Getreidemärkten beider Hemisphären bringt der elektrische Draht die Preise und Bestände des Tages.

Inmitten dieser kolossalen Häufung von Brodstoffen, von welchen eine erhebliche Quote in konstanter Steigung nach Europa ausgeführt wird, drängt sich unwillkürlich die in der Heimath vielbesprochene Frage auf, welche Wirkungen die Zuführung dieser Massen von Getreide und Mehl auf die Preise und folgeweise auf den Ackerbau und die bezüglichen landwirthschaftlichen Gewerbe üben werde. Daß eine solche

Einwirkung stattfinde, steht außer Zweifel und ist im Laufe des letzten Jahrzehnts insbesondere in England empfunden worden, das von amerikanischem Getreide und Mehl mehr empfängt, als das übrige Europa zusammen (im Jahre 1880 Mehl 3 645 952 Barrels, Weizen 79 068 075 Bushel, Mais 55 635 347 Bushel), wenn auch ein Theil dieser Importe anderweit wieder abfließt. In England hat im letzten Jahrzehnt das mit Getreide bebaute Land um 668 000 Acres ab- und das ständige Weideland um fast 2 Millionen Acres zugenommen; im Jahre 1880—81 allein hat sich die Fläche des mit Weizen bestellten Ackers um 103 000 Acres vermindert. Die in England weit verbreitete Annahme, daß dieser Rückgang durch die amerikanische Konkurrenz verursacht sei, geht darin zu weit, daß sie diese Ursache als die ausschließliche ausgibt; innere wirthschaftliche Mängel, die Ungesundheit der Pachtverhältnisse, deren kurze Dauer und unbillige Regelung bei der Beendigung intensive wirthschaftliche Verbesserungen ausschließen und den Pächter zur Aussaugung des Bodens drängen, mögen die tieferen Gründe des behaupteten Verfalls sein, die in Folge der amerikanischen Konkurrenz aus dem Zustande der Latenz getreten und offenkundig geworden sind; gleichwohl ist diese Konkurrenz thatsächlich von solchem Umfang, daß ihr eine tiefgehende Mitwirkung nicht abgesprochen werden kann. Um über die Nachhaltigkeit derselben sich zu unterrichten, ordneten die englischen Behörden im Jahre 1879 Sachverständige ab, welche den Zustand der Landwirthschaft in den Vereinigten Staaten und in Kanada untersuchen und darüber berichten sollten. Dieser Bericht ist erstattet und auch in Deutschland veröffentlicht worden. Er ist insofern nicht erschöpfend, als die Kommissarien ihre Untersuchung auf die zum Theil erst neu erschlossenen Gebiete im Westen der Rocky Mountains nicht erstreckt haben und als die Frage der Produktionskosten die Betrachtung und Beurtheilung zu ausschließlich beherrscht. Im Ganzen sind sie zu dem Schluß gekommen,

daß den Vortheilen der amerikanischen Produktion: billiges frisches Land, Ebenheit des Terrains, welche die ausgedehnte Anwendung von Maschinen gestattet, und eine wenig kostspielige, allerdings zum Raubbau führende Behandlung des Bodens, erhebliche Nachtheile gegenüber stehen, als harte Winter, gefährliche Dürre, schädliche Insekten und Mangel an Wasser, und daß diese Nachtheile, zumal in Verbindung mit den hohen die Arbeitslöhne steigernden Eingangszöllen, jene Vortheile mindestens theilweise aufwiegen. Sie finden, daß die Produktionskosten des amerikanischen Farmers durchschnittlich so hoch seien, daß auf dem englischen Markte bei nicht besonders günstigen Konjunkturen der Absatz nicht lohnend sein würde; in Summa herrscht der Eindruck vor: Bange machen gilt nicht. Hier ist man mit diesem Urtheil nicht einverstanden. Die Handelskammer führt aus, daß die natürlichen Nachtheile, von welchen die englischen Kommissarien reden, in ihrer Wirkung von ihnen überschätzt werden, da sie nur lokal und nicht regelmäßig seien. Nicht minder seien die Produktions- und Transportkosten überschätzt, von denen hier die ersteren per Bushel auf 70 Cents, die letzteren bis Liverpool auf 55 Cents veranschlagt werden, während die Kommissarien sie auf 84 Cents und bezüglich $59^3/_8$ Cents berechnet haben.

Wenn in England zweifelhaft sein mag, in welchem Umfange die amerikanische Produktion den heimischen Ackerbau beeinflusse, so verdienen die Vorgänge in den Vereinigten Staaten selbst, welche eine Analogie zu bieten geeignet sind, um so mehr Aufmerksamkeit. Die Oststaaten der Union mit kargem Boden, mit einem Klima, von dem Großbritanniens nicht erheblich verschieden, und mit einer relativ alten Kultur befinden sich mit ihrem Ackerbau der Weizenproduktion der Mittelstaaten und des Westens gegenüber in einer ähnlichen Lage wie England, mit dem zu ihrem Nachtheil gereichenden Unterschiede, daß die Kosten des Seetransportes, welche die Ausfuhr nach England

belasten, in Wegfall kommen. Die Neu=England=Staaten (Maine, New=Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut) produziren nach dem Bericht des Statistical Department nur einen geringen Bruchtheil der Getreideproduktion der Vereinigten Staaten insgesammt, da ihre Ernte im letzten Jahre zu der Gesammternte sich verhalten hat in Weizen wie 1 : 498, in Mais wie 1 : 215. Die der sog. Middle States (New=York, New=Jersey, Pennsylvanien, Delaware) verhielt sich wie 1 : 13, beziehentlich für Mais wie 1 : 10, 6. Das in diesen Zahlen sich ausdrückende Uebergewicht der westlichen Staaten in der Menge der Produkte korrespondirt mit der größeren Gunst der Produktionsbedingungen. Ein mit den Verhältnissen der östlichen Staaten vertrautes Mitglied der Party äußerte sich über die Frage dahin, daß die Farmer dortselbst die Konkurrenz des Westens nicht ertragen können; sie gehen zum Gemüsebau oder zur Milchwirthschaft über, welche insonderheit in der Umgebung der großen Städte besser rentiren als der Getreidebau; es stehen aber auch viele Farmen verlassen. Damit steht nicht im Widerspruch, wenn officielle Stimmen in Abrede nehmen, „daß die Weizenkultur sieche, weil die östlichen Länder erschöpft und unfruchtbar geworden“. Ihre Behauptung, daß die östlichen Felder mehr als die westlichen tragen, mag richtig sein; die Statistik ergibt, daß der Durchschnittsertrag im Osten per Acre auf 15,5 Bushel sich stellt, während er im Durchschnitt der Vereinigten Staaten auf etwa 13 Bushel per Acre berechnet wird; der Ackerbau im Osten bringt ein solches Erträgniß aber nur auf unter dem Einfluß der Röhrendrainage, der Wechselwirthschaft und bei intensiver Bearbeitung, d. h. unter Aufwendung von Betriebskosten, deren Höhe die der westlichen Farmer und zwar derart übersteigt, daß die Kosten des Transports vom Westen geringer sind als die Differenz der Produktionskosten und daß der Anbau von Weizen nicht genügende Rechnung läßt.

Deutschland nimmt von dem Ueberschuß der Vereinigten Staaten an Weizen und Mais in direkter Zufuhr einen relativ nur geringen Theil auf; im Jahre 1880 erhielt es von der Gesammtausfuhr nach Europa an Weizen noch nicht voll 1 Prozent (0,85), an Mehl etwa ¼ Prozent (0,26). Indessen ist dies allein nicht maaßgebend. Der Zufluß zu den englischen, belgischen und französischen Märkten und namentlich zu den ersteren, der dort die Preise bestimmt, regulirt sie mittelbar auch für die übrigen kontinentalen Märkte und ist daher für diese indirekt deutlich fühlbar. Ob diese Einwirkung nur vorübergehend sein oder ob sie dauernd bleiben werde, ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage, insbesondere nicht für den einzelnen Beobachter, der nicht Landwirth ist. Bei der Beantwortung kommt es überdies nicht allein auf die Menge und die Bedingungen der Produktion in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika an, sondern auch auf die Richtung, welche ihr Handel nimmt und welche von der Eröffnung neuer Verkehrswege oder neuer Märkte bestimmt wird, sowie auf den konkurrirenden Einfluß, den andere Gebiete, wie Indien und Chile, die Weizen in steigendem Umfange exportiren, gewinnen werden. Es wird sich auch darum handeln, ob die Landwirthschaft in Europa und speziell in Deutschland bereits ihr letztes Wort gesprochen hat, oder ob nicht Verbesserungen des Betriebes eine Steigerung der Erträge und eine Minderung der Erzeugungskosten herbeiführen können, welche die natürliche Kargheit des Bodens und die Ungunst des Klimas derart ausgleichen, daß amerikanisches Getreide nicht konkurriren kann. Soviel ich die Sache übersehe, werden wir allerdings auf eine Reihe von Jahren hinaus mit dieser Konkurrenz zu rechnen haben, jedoch ohne daß eine erhebliche Steigerung zu erwarten steht. Das Weizen und Mais tragende Gebiet ist, wie große Flächen auch für den Anbau noch bereit liegen, doch ein begrenztes; das rapide Wachsthum der Bevölkerung, von der man in Amerika

zu sagen liebt, daß sie am Ausgang des Jahrhunderts bereits 100 Millionen zählen werde, verlangt wachsende Mengen für den eigenen Bedarf; die Verarmung des Bodens, die, mit Ausnahme von Bottomland und besonders bevorzugten Distrikten, bei einer Bewirthschaftung, welche dem Boden weder Ruhe läßt noch ihm Ersatz durch Dünger zuführt, die unausbleibliche Folge sein muß, wird die Erträge mindern, die auch gegenwärtig schon im großen Durchschnitt des Landes geringer sind als die bei rationeller Wirthschaft in Europa gewonnenen. Tritt aber, wie das im Osten und in den Mittelstaaten in starkem Fortschritt geschieht, an Stelle des Raubbaues eine ökonomische Behandlung des Bodens, dann werden die Betriebskosten sich so steigern, daß sie die Ausdehnung des Exportes nothwendig beschränken. Auch die Möglichkeit von Mißernten ist in Betracht zu ziehen, wenigstens auf einzelnen Theilen des Kontinents, in Folge deren die Ueberschüsse der davon verschonten Gebiete jenen zunächst zugeführt werden, nicht minder die Erschließung neuer Absatzgebiete durch die Zunahme der Bevölkerung und der Eisenbahnen in den subtropischen Ländern von Mittel- und von Süd-Amerika und die Eröffnung des Kanals von Panama. Ich beschränke mich auf die Andeutung dieser Momente, da ich im Rahmen dieses Briefes nicht weiter gehen kann. Recht zweckmäßig aber will es mir scheinen, wenn von Deutschland aus eine genauere Ermittelung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten und deren muthmaßlicher Entwickelung angestellt würde, welche einer Anzahl sachverständiger Männer übertragen werden sollte, die planmäßig vorgehend durch eine längere Reise im Lande sich darüber gründlich zu unterrichten hätten. Für legislative Maßnahmen irgend welcher Art fehlt der Boden ohne eine solche Unterlage, für welche ein Ersatz weder durch Lektüre der allerdings zahlreichen, aber häufig mangelhaften, widersprechenden und unzuverlässigen Statistiken noch durch Information einzelner

Reisender, auch wenn sie sachkundig sind, geschaffen werden kann.

Der zweite große Zweig des Handels neben dem in Brodstoffen ist der in Provisions. Auch hierin ist Chicago im Lauf des letzten Jahrzehnts, Dank seiner günstigen Lage und der Rührigkeit seiner Kaufleute „the leading city“ geworden. Neben dem Pork Packing, worin es Cincinnati, das früher den Namen Porkopolis führte, und St. Louis weit überflügelt hat, wird auch Rindvieh in großen Mengen geschlachtet und in bearbeiteter Gestalt ausgeführt; jedoch hat auch der Export frischen Fleisches erheblich zugenommen. Das Commercial Bulletin läßt ersehen, daß im Jahre 1880 an Hogs (Schweinen) 5 752 191 Stück in den Packing Houses verarbeitet worden sind; die Zahl der zu gleichem Zweck geschlachteten Rinder wird auf 468 537 angegeben. Weit erheblicher noch ist die Menge des auf den Chicago-Markt gebrachten Viehs, insbesondere des Rindviehs, von welchem im Jahre 1880 den Stock Yards (Viehhöfen) 1 382 477 Stück zugeführt wurden.

Die Einrichtung dieser Viehhöfe und der Verkehr auf denselben ist von besonderem Interesse, wenngleich ich zartbesaiteten Gemüthern den Besuch nicht empfehlen möchte. Die Union Stock Yards liegen einige Miles außerhalb der Stadt, mit der sie durch Eisenbahn und Tramway verbunden sind, und bedecken eine Fläche von großer Ausdehnung, da sie für annähernd 150 000 Stück Vieh Unterkunft gewähren. Alle in Chicago einmündenden Eisenbahnen stehen mit ihnen in direkter Verbindung; das ganze Terrain ist drainirt und reichlich mit fließendem Wasser versehen durch eine Leitung, deren hochragender Thurm weithin sichtbar ist.

Mein Führer durch diese Flur der Hekatomben war ein origineller Deutsch-Amerikaner, ein kleiner energischer Mann, jüdischer Abstammung, aus Hohenzollern-Hechingen, dessen Lebensgang mit dem, was sich vor mir entwickelte, in engem

Zusammenhange gestanden hatte, und selbst ein richtiger self made man. Er war als Knabe herübergekommen, nachdem sein Vater alle seine Habe durch ein Brandunglück verloren hatte, im Vertrauen auf sein Wissen, denn die Mutter, „die vom Bodensee stammte und vier Sprachen verstand“, hatte ihre Kinder „erklärt und neu“ erzogen. Er hatte als Laufbursche oder Aufwärter eines Bar in einem kleinen Viehhofe, der vor 30 Jahren den Anfang des heutigen Marktes gebildet hatte, mit 6 Dollars monatlich begonnen, dann einen kleinen Viehhandel unternommen und allmälig solchen Erfolg gehabt, daß zur Zeit sein Vermögen auf 6—8 Millionen Dollars geschätzt wird. Dieser Erfolg hält ihn aber nicht ab, sein Geschäft nach wie vor unermüdlich selbst zu betreiben, indem er den Genuß des Reichthums und die Bildung seiner Familie überläßt, die in einer den Vermögensverhältnissen entsprechenden Villa bei Chicago wohnt. Doch läßt die Art nicht so leicht. Mit Genugthuung erzählte er, daß sein erst zehnjähriger Sohn die Häupter des Rindviehes nach ihrer Herkunft bereits mit völlig sicherem Blick unterscheiden könnte. Er nahm mich in sein Buggy, das er selbst leitete, und zeigte mir auf einer Umfahrt das Leben und Treiben der Yards.

Die Yards, in welchen außer Rindvieh und Schweinen auch Pferde und Schafe zu Markte gebracht werden, sind durch leichte Bretterzäune in Divisions und Blocks getheilt und werden an die Händler vermiethet. Zwischen den einzelnen Abtheilungen liegen rechtwinkelig Wege, die nur zu Pferde oder Wagen für den passirbar sind, der nicht mit Wasserstiefeln ohne Ende versehen ist. In den Yards der einzelnen Händler pflegt das Vieh nach der Herkunft gesondert zu werden. Von Cattle oder Rindvieh ist das von Illinois am meisten geschätzt, weil es am fettesten ist: auch Utah und Arizona bringen gute Waare; die nordwestlichen Staaten, wo meist deutsche und skandinavische Ansiedler wohnen, bieten keine werthvollen Racen von Schlacht-

vieh, aber gute Milchkühe; doch werden letztere nur in geringer Zahl zu Markte gebracht. Fast ausschließlich bilden junge Stiere die Zufuhr, die wöchentlich zur Zeit etwa 35 000 Stück beträgt. Sie wird durch die Eisenbahn vermittelt, deren zweckmäßige Einrichtungen zum Ein- und Ausladen, sowie zum Tränken es ermöglichen, daß Rindvieh aus weiten Entfernungen herangebracht wird. Oefter wird es 500 Miles getrieben, ehe es die Eisenbahn erreicht, auf der es dann noch 5—8 Tage auszuhalten hat. Die Verluste beim Transport sind gering, jedoch kommt das Vieh im Nahrungsstande zurück von dem Tage ab, an welchem es aus der Ruhe gebracht wird. Einige Opfer erfordert regelmäßig das Ausladen, bei welchem Thiere verunglücken: ich zählte an einer Rampe fünf Leichen von Stieren, welche an diesem Morgen beim Abladen ihr Ende gefunden hatten.

Das Bild der Yards ist außerordentlich lebensvoll. Die Gehege für Rinder sind nicht bedacht, da in der Regel das Vieh, das an den Aufenthalt im Freien gewohnt ist, nur einen Tag darin bleibt. Man übersieht daher weithin die Räume, in welchen die Thiere lagern, beim Mahle, oder der Arbeit des Wiederkäuens obliegend, in allen Arten und Racen Zeugniß gebend von dem Reichthum des Landes; dazwischen und in den Gängen die Händler und die Treiber oder Besitzer, Farmer aus den Staaten des oberen Mississippi bis an die Felsengebirge, auch von allen Staaten und Stämmen, hier wetterbraune, lange Hinterwäldler, mager, sehnig, das englische Blut nicht verleugnend, dort blonde Norweger und Schweden oder behagliche Deutsche, an der Hürde lehnend, die Händler erwartend oder mit ihnen feilschend; zeitweise schiebt eine Heerde Thiere, grunzendes Borstenvieh oder breitstirnige Rinder, von berittenen Treibern gedrängt, sich durch die schmalen Gänge zwischen den Umzäunungen. Erst am Nachmittag wird es stiller, wenn das Kaufgeschäft vorüber ist. Dieses vollzieht sich im Großen an der

Viehbörse, die innerhalb der Yards liegt und ein ansehnliches massives Gebäude ist mit einem Versammlungssaal und zahlreichen Offices der Händler und Packing Men. An sie schließt sich ein geräumiges Restaurant mit einfacher Ausstattung, aber mit „däftiger" Nahrung; ein hufeisenförmiger hoher Tisch mit hölzernen Drehschemmeln auf der äußeren Seite für die Gäste, während im Innern die Waiters hantieren, ist das Mobiliar. An Gästen und Appetit ist begreiflicher Weise kein Mangel, denn die Luft draußen ist rauh und die Fleischgerichte sind aus erster Hand. Nur die Reinheit der Atmosphäre läßt Einiges zu wünschen.

Von den großen Packing Houses steht in erster Linie das von Armour & Co., das, ebenfalls von einem Self Made Man begründet, darauf eingerichtet ist, täglich 1000 Ochsen und 6000 Schweine zu schlachten und täglich durchschnittlich 120 000 Dollars zum Ankauf von Vieh bedarf. Ich habe die Armour'schen Schlachthäuser besichtigt; doch will ich Dich nicht zum zweiten Male mit der ausführlichen Beschreibung eines Hergangs quälen, dessen Produkte zwar ganz achtbar sind, der aber an sich außer für Schlächter überwiegend greulich ist. Das letztere gilt insbesondere von der Art, die Stiere zu tödten. Sie werden hier je zu zweien in schmale, oben offene Gänge an der einen Wand des Schlachthauses getrieben, und dort mittelst eines Winchester Rifle von einem darüber stehenden Manne, der ihnen die Kugel in das Genick jagt, daß sie an der Stirn herausdringt, aus unmittelbarer Nähe getödtet. Der Tod erfolgt fast augenblicklich. In anderen Schlachthäusern geschieht die Tödtung durch einen ins Genick geführten Stich, der das Opfer bewußtlos macht und demnächst durch Einschlagen der Stirn mittelst eines Hammers.

Die große Schweineschlächterei von Armour ist, was das Schlachten betrifft, womöglich ein noch tollerer Höllenbreughel, als die in St. Louis; im Wesentlichen aber sind die Ein=

richtungen gleich. Nur schließt sich eine ausgedehntere Verarbeitung des Fleisches und der Abfälle, sowie eine Lard Refinery an, bei der außerordentlich sinnreiche mechanische Einrichtungen operiren; auch hält das Haus einen sehr gesuchten Detailverkauf, in welchem täglich für etwa 2000 Dollars abgesetzt wird.

Die Preise im Viehhandel werden auch hier nach dem lebenden Stück gerechnet; sie nehmen mit dessen Größe per Pfund zu und bewegen sich zur Zeit für Rinder zwischen 2,75 –5 Dollars, für Schweine zwischen 5,75 und 6,45 Dollars per 100 Pfund. Im Großhandel bringt die Spekulation oft starke Schwankungen hervor, die das Geschäft unsicher machen. Eines der ersten Häuser machte vor einigen Jahren einen „Corner", wie man derartige Operationen nennt, der ihm 2 Millionen Dollars gekostet haben soll; ein neuer Schlag im folgenden Jahre brachte ihm 4 Millionen Dollars Profit.

Auch noch in einem anderen Bereiche der Produktion und des Handels mit Provisions, der mit der Viehzucht in Verbindung steht, weiset das letzte Jahrzehnt einen beachtenswerthen Aufschwung nach, in dem Handel mit Butter und Käse, für welche England der Hauptabnehmer ist. Der Werth der Ausfuhr beider Artikel aus den Vereinigten Staaten im Jahre 1880 hat beinahe 19 Millionen Dollars erreicht. Chicago bildet einen Mittelpunkt dieses Handels. Wichtig für die Hebung desselben ist insbesondere eine Vereinigung der Producenten, die unter dem Namen der „National Butter, Cheese and Eggs Association" im Jahre 1874 begründet worden ist und gerade in diesen Tagen eine Versammlung in Cedar Rapids (Jowa) hält, welche von 22 Staaten beschickt worden ist. Ihr Zweck ist Verbesserung der Produkte, Abwehr der zahlreichen und frechen Verfälschungen und Eröffnung neuer Absatzwege. In der ersteren Beziehung hat die Fabrikation von Butter nach dem Cooperationsplan guten Erfolg gehabt, welcher darin besteht, daß benachbarte Farmer die Milch an eine gemeinschaftliche Fabri=

kationsstätte zusammenbringen und sich in den Reinerlös aus dem Fabrikat theilen. Auch die von der Association eingeführte Erzeugung von Sahnenbutter wird als nutzbringend bezeichnet.

Neben der kräftigen Entwickelung des Handels geht in Chicago ein rasches Wachsthum industrieller Thätigkeit, die insbesondere im Maschinen- und Brücken-Bau, in der Zubereitung von Bauholz, das die Schifffahrt auf den Seen zuführt, im Buchdruck und in den Bekleidungsgewerben stark ist. Fast ein Fünftel der Bewohner ist darin thätig.

Unter den Maschinenbauwerkstätten hat den weitesten Ruf Pullman's Anstalt für Bau von Eisenbahnwagen, namentlich Schlafwagen, die vor einigen Jahren aus der Stadt verlegt und einige Miles von derselben an der Illinois Central Eisenbahn unter dem Namen „Pullman City" neu errichtet worden ist. In dankbarer Erinnerung an die Annehmlichkeiten, durch welche Pullman's Sleeping Cars mir die langen Fahrten über den Kontinent erleichtert hatten, beschloß ich den Besuch ihrer Fabrikationsstätte, zu welcher mir kraft einflußreicher Empfehlung in zuvorkommendster Weise der Zutritt in Aussicht gestellt war.

Die neue Anlage ist auf Prairieland aufgebaut; sie bedurfte keiner Anlehnung an Vorhandenes, da sie eine Stadt für sich bildet, in welcher alle Arbeiter und Bediensteten der Anstalt wohnen und für deren bürgerliche Bedürfnisse gesorgt ist. Sie umfaßt daher auf der 8000 Acres großen Fläche, welche ihr gewidmet ist, nicht blos alle Werkstätten, sondern auch die massiven Wohnhäuser der Arbeiter und Beamten, eine Kirche, Schulgebäude, eine Gasanstalt, Hotels u. s. w. Aus der Ferne möchte man den Komplex umfangreicher und geschmackvoller Bauten, die sämmtlich aus rothen Ziegeln aufgeführt sind, und welche ein hoher Thurm überragt, für eine Universitätsstadt halten. Man hält es jedenfalls für glaublich, daß das Grundkapital der Gesellschaft, welche sie er-

richtet hat, 17 Millionen Dollars beträgt, um so mehr, als die innere Einrichtung des Etablissements noch nicht vollendet ist und noch eine zweite Anlage für Eisen- und Metallfabrikation einige Miles von der Wagenbauanstalt entfernt und von ähnlichem Umfang wie diese im Aufbau begriffen ist. Die Anstalt steht unter der oberen technischen Leitung eines badischen Ingenieurs, bei welchem ich freundliche Aufnahme fand und der für die Besichtigung aller Werkstätten die nöthige Führung vermittelte.

Die Sleeping Cars sind in den Vereinigten Staaten bereits seit 1858 in Gebrauch, in ihrer jetzigen verbesserten Gestalt seit 1864, wo Pullman auf ihre Herstellung ein Patent erhielt. Wir haben in Deutschland auch Schlafwagen, die sich aber noch nicht recht haben einbürgern können, sei es weil so lange Eisenbahnstrecken nicht zu durchfahren sind, wie in den Vereinigten Staaten, sei es, daß die Einrichtung nur wenig größere Bequemlichkeit bietet, als die gewöhnlichen Koupés. In den Vereinigten Staaten sind die Sleeping Cars eine Nothwendigkeit. Das demokratische Prinzip schließt die bei uns übliche Abstufung der Wagenklassen aus; die Eisenbahngesellschaften stellen nur eine Klasse von Wagen, die an sich ganz zweckmäßig sind und mehrere gute Einrichtungen haben. Das System ist das in der Schweiz und auf einigen süddeutschen Bahnen angenommene, keine Scheidung in Koupés, Sitze auf beiden Seiten für je zwei Personen mit beweglichen Lehnen, schmaler Gang in der Mitte, der Eingang über Platforms an den Stirnseiten; nur sind die amerikanischen Wagen beträchtlich länger, 60 Fuß und darüber. Zu den guten Einrichtungen daran zähle ich die zweckmäßige Ventilation der Wagen durch verstellbare Seitenöffnungen in dem hohen Laternendach, die unbeschränkte Gewährung von in Eis gekühltem Trinkwasser, das Vorhandensein besonderer Waterclosets für Männer und für Frauen in jedem Wagen, endlich die ausreichende Heizung durch Oefen. Das

Alles erleichtert die Fahrt bei Tage. Die Fahrt bei Nacht aber in diesen Wagen ist eine Tortur. Die Sitze, für 2 Personen knapp berechnet, sind nicht lang genug, um sich nur halbwegs darauf auszustrecken und bieten an der Seite in den schmalen eisernen Lehnen keine geeignete Unterlage. Die Rücklehne aber reicht nur bis an die Schultern, so daß man den Kopf nach hinten nicht anlegen kann. Ein solcher Sitz ist selbst bei Tagfahrten von längerer Dauer, zumal bei heißem Wetter, äußerst unbequem, für nächtliche Fahrten aber geradezu unerträglich, so daß die Auffindung einer Abhilfe unerläßlich wurde. Die Pullmanschen Wagen gewähren dieselbe in einem Maaße, daß allen billigen Ansprüchen genügen kann. Sie stimmen in der Konstruktion mit den gewöhnlichen Wagen im Allgemeinen überein und werden gleich diesen auch bei Tage benutzt. Der Wagenkörper ruht auf 12 Rädern, die in zwei gesonderte selbständig bewegliche Gruppen von je 3 Achsen getheilt sind, so daß der Wagen, ungeachtet seiner Länge auch starke Kurven ohne Schwierigkeit überwinden kann; ein System von Federn ist so konstruirt, daß die seitlichen und die vertikalen Stöße möglichst ausgeglichen werden. Das Innere des Wagens enthält auf jeder Seite 5 Sektionen, jede für 4 Personen jedoch ohne Zwischenwände, zu deren jeder zwei Berths (Schlafbetten) gehören, außerdem in der Regel noch eine abgeschlossene Berth (Stateroom) für 4 Personen, und Waschräume sowie Waterclosets für Gentlemen und Ladies, derart getrennt, daß sie an den entgegengesetzten Enden des Wagens liegen. Die innere Ausstattung des Wagens ist in besonderer Weise elegant und zweckmäßig. Die Wände mit feiner Holztäfelung bedeckt, oft mit eingelegten Verzierungen; zwischen den Fenstern und an den Thüren der „Toilets“ Spiegel, im Mittelgang und in den Separaträumen Teppiche, doppelte Fenster mit Vorhängen, welche von Federn in beliebiger Höhe gehalten werden, die Sitze mit rothem Sammtplüsch bezogen, Hängelampen von Neu=

silber, reiche Dekoration in Malerei und Vergoldung an den Decken, zwischen je zwei Sitzen ein Klapptisch, der an der Wagenwand befestigt ist und mittelst eines unterzuschlagenden Fußes leicht aufgestellt werden kann; in den Waschräumen Waschtische von Marmor mit zufließendem Wasser, saubere Handtücher über Rollen laufend, und die nöthigen Reinigungsmittel an Bürsten, Seife u. s. w., in den Closets zweckmäßige Einrichtungen zur Beseitigung übler Gerüche durch Anbringung von Seife und Porzellanplatten an gewissen Abflußstellen u. s. w. Wie werthvoll alle diese Dinge sind erfährt man erst bei sehr langen Reisen und Du wirst daher die etwas minutiöse Beschreibung auf Rechnung eines dankbaren Gemüthes setzen. Doch kommt das Wichtigste erst am Abend. Von den Berths sieht man bei Tage nichts. Sie werden am Abend in zwei Etagen hergestellt; die untere entsteht durch Einschieben einer Verbindung zwischen den zwei Sitzen einer Sektion, die obere, die in der halbrunden Deckenwölbung eingelassen ist, so daß sie bei Tage einen Theil der Decke bildet, durch Niederlassen des in Metallbändern hängenden Bodens aus der Decke, welcher dadurch genügenden Halt bekommt, daß die gegliederten Tragebänder in den eisernen Balken der Wagenwand befestigt sind. Jede Berth wird mit einer Matratze, zwei Kissen und Decken versehen, die bei Tage unter den Sitzen und an der Decke hinter der oberen Berth verwahrt werden und die mit weißem Ueberzug täglich frisch bedeckt werden. Vor den beiden Schlafstätten, deren obere mittelst einer kleinen Treppe erstiegen werden muß, wird ein dicker wollener Vorhang befestigt, der sie nach dem Mittelgang abschließt; die Fenster werden ebenfalls verdeckt, und es entsteht so eine Lagerstelle, auf der man sich leidlich bequem und in Nachtkleidern ausstrecken kann. Die Aufmachung besorgt der Porter des Wagens, in der Regel ein Schwarzer oder Mulatte, dem auch die Reinigung der Kleider und die Reinhaltung der Räume obliegt. Außerdem

ist jedem Wagen ein Conductor beigegeben, der die Bremse handhabt.

Solche oder ähnlich eingerichtete Wagen laufen auf den meisten Eisenbahnen, wenigstens auf den großen Through Lines. Die Preise stufen sich nach der Länge der Fahrt ab; sie betragen für eine Berth einen bis zwei Dollars per Nacht, wofür der Reisende auch bei Tage zwei Sitze benutzen kann. Daneben wird an die Eisenbahn das gewöhnliche Fahrbillet bezahlt. Das Verhältniß zu den Eisenbahnen ist so, daß diese die Wagen, jedoch ohne Uebernahme des Risiko, umsonst befördern; mit einigen bestehen aber auch Verträge, wonach die Eisenbahnen gegen einen Antheil ($^1/_3$) am Gewinn für außerordentliche Beschädigungen aufkommen, wogegen Pullman die regelmäßige Instandhaltung der Wagen besorgt.

Außer diesen Schlafwagen läuft auf mehreren Bahnen noch eine besondere Gattung von Wagen, die eine Art erster Klasse bilden, aber nur dem Tagesgebrauch dienen, unter dem Namen Chair Carriages, Drawing Room, oder Palace Carriages. Sie werden ebenfalls von Privatunternehmern gestellt, und die Plätze werden an die Eisenbahnpassagiere gegen besondere Bezahlung vermiethet. In der Bauart des Wagenkörpers sind sie den Schlafwagen ähnlich, haben aber keine Bänke, sondern gepolsterte Lehnstühle als Sitze, 16 in zwei Reihen auf jeder Seite und an den Wagenenden Divans für je zwei Personen. Die Stühle haben einen eisernen Fuß, auf dem sie um die halbe Achse drehbar sind und eine derart verstellbare Lehne, daß drei verschiedene Lagen hergestellt werden können, eine aufrechte, eine mittlere und eine halbliegende. Ein Ausstrecker an der Vorderseite des Sitzes als Ruhelager für die Beine und ein verstellbares Fußbrett unter dem davor befindlichen Sessel als Stützpunkt für die Füße vervollständigen die Accommodation des Stuhles, der im Ganzen Aehnlichkeit mit dem Operationsstuhl eines Zahnarztes hat. Teppiche, neusilberne Spucknäpfe,

Spiegel und Toilets sind im Uebrigen selbstverständlich. Der Zuschlagspreis für einen Sitz im Palace Carriage beträgt in der Regel einen Dollar per Tag oder kürzere Zeit.

In Pullman City werden Eisenbahnwagen beider Arten aber auch Güterwagen gebaut und werden dabei 3—4000 Arbeiter regelmäßig beschäftigt. Eine Dampfmaschine von 8000 Pferdekraft, die auf der Philadelphia-Ausstellung prämiirt worden ist, gibt die Dampfkraft für das ganze Etablissement. Von den Einzelheiten der Fabrikation in den verschiedenen Werkstätten zu berichten, dispensire ich mich mit Deiner Zustimmung. Es ist begreiflicher Weise eine lange Reihe von Ateliers, die zusammenwirken müssen, ehe das künstliche Gebilde eines Wagens fertig gestellt ist. Merkwürdig ist dabei namentlich der erste Beginn des Baues, der mit dem eines Schiffes auf dem Kiel in dessen ersten Stadien Aehnlichkeit hat. Die Anbringung von eisernen Verstärkungen in den Seitenwänden und von eisernen Rundstangen zwischen den Rädern, welche in Folge der großen Dimensionen des Wagens nöthig werden, mögen dem Techniker besonderes Interesse bieten. Von Interesse war auch für mich, den Laien, die Herstellung der Räder aus Papier, auf welchen die Schlafwagen laufen und welche als unzerbrechlich und bei weitem dauerhafter als eiserne Räder gelten. Das dazu verwendete Papier aus Stroh wird in runden Scheiben (mit einer Oeffnung in der Mitte für die Achse) auf einander gelegt, zwischen die einzelnen Lagen ein Brei von Mehl und Wasser gebracht und demnächst die Masse mittelst hydraulischer Pressung zur äußersten Dichtigkeit zusammengedrückt. Die so gewonnenen Scheiben werden durch sechs Wochen in warmer Luft getrocknet, dann abgedreht, mit Oelfarbe bestrichen, in die gußstählernen Tires (Radreifen) eingebracht und zuletzt auf beiden Seiten mit eisernen Platten belegt, welche mittelst durchgehender Bolzen verbunden werden. Das fertige Rad wiegt 20 Prozent schwerer als ein gegossenes Rad

von gleichem Maaße. Einige Genugthuung bereitete es mir, daß die Tires von Friedrich Krupp in Essen bezogen waren; sie können nach der Bemerkung meines Begleiters in gleicher Güte weder in den Vereinigten Staaten noch in England gemacht werden. Das Stück stellte sich einschließlich Zoll (45 Prozent des Werthes) und Transport auf 100 Dollars.

Die Pullman Co. hat außer der Centralanstalt bei Chicago noch Zweigetablissements in Detroit und Elmere. Wagen von ihr laufen auch in England und auf italienischen Linien; auch hat sie eigene Etablissements in beiden Ländern. In Deutschland steht der Einführung ähnlicher Wagen schon deren großes Profil entgegen, sie sind auch dort neben den gepolsterten Koupés kein dringendes Bedürfniß.

XVIII.

Milwaukee. — Deutsche Niederlassungen. — Die städtische Feuerwehr. — Das Urkundenamt. — Soldier's Home bei Milwaukee. — Nach St. Paul Minnesota. — Stores. — Minneapolis. — Mühlenindustrie. — Thanksgiving's Day.

Chicago, November 1881.

Der Winter kommt nun langsam über das Land. Schon bei der Fahrt nach Pullman City gab es Schneegestöber und dann harten scharfen Nordwind, der auf den Wegen zwischen den Werkstätten arg empfindlich war. Auch auf der ganzen Fahrt nach Milwaukee und nach Minnesota war das Wetter von winterlicher Rauheit.

Milwaukee zog mich vornehmlich an, weil es ein Mittelpunkt der deutschen Niederlassung ist. Der Census von 1870 registrirte etwa die Hälfte der Bevölkerung als Ausländer. Der Census von 1880 hat festgestellt, daß Milwaukee unter

seinen 115 572 Einwohnern 31 483 hat, welche im deutschen Reiche geboren sind (der ganze Staat Wisconsin 184 328). Die von deutschen Eltern in Amerika geborenen Kinder sind dabei nicht mitgezählt, so daß die Zahl der als Deutsche im weiteren Sinne anzusprechenden Einwohner erheblich höher sich stellen wird und mein amerikanisches Reisehandbuch wohl Recht haben mag, wenn es die Hälfte aller Einwohner von Milwaukee als Deutsche bezeichnet. Es fügt hinzu, daß der deutsche Einfluß im geselligen Leben überall sichtbar sei und bemerkt zum Erweise dessen nicht ohne Ironie weiter: „Breweries, Lager Beer Saloons, Gardens, „Gasthausen", Musikhalls und Restaurants abound and on the streets one hears German spoken quite as often as English, eine Bemerkung, die in ihrem ersten Theile allerdings einen wunden Fleck trifft.

Die Stadt liegt am Michigan See an der Einmündung des Milwaukeeflusses, der sie in mehreren Armen durchfließt, 85 Miles nördlich von Chicago, von wo es in drei Stunden mittelst Eisenbahn erreichbar ist. Der Vorsprung, den Chicago, das im Jahre 1840 nicht viel mehr Einwohner zählte als Milwaukee, vor letzterem gewonnen hat, wird in Milwaukee vornehmlich auf die früheren weitreichenden Eisenbahnverbindungen Chicagos und auf die Güte seines Hafens zurückgeführt. Die neuerliche Erweiterung des Eisenbahnnetzes, durch welche Milwaukee in direkte Verbindung mit Minnesota, Dakota und dem Südwesten gebracht wird, erweckt dort die Hoffnung, daß das Uebergewicht Chicago's werde gebrochen werden. Ueberdies ist der Bau eines Zufluchthafens auf Kosten des Bundes in Angriff genommen, durch welchen den Mängeln abgeholfen werden soll, welche gegenwärtig die Schifffahrt beeinträchtigen.

Handel und Industrie sind denen in Chicago verwandt. Getreide, Mehl, Bauholz, Porkpacking und Bierbrauerei sind die Hauptzweige. Ein reich ausgestattetes Börsengebäude, das Mr. Mitchell, ein Self made man, der einer der sogenannten

Eisenbahnkönige geworden und zu den reichsten Männern in den Vereinigten Staaten gerechnet wird, auf eigene Kosten erbaut und der Börsenkorporation billig vermiethet hat, bildet den Mittelpunkt des Getreidehandels. Der Eintrittspreis beträgt 1000 Dollars; er wird so hoch gehalten, um ausgesprochenermaßen, wie dies auch anderwärts die Absicht ist, die Konkurrenz hintanzuhalten. Eine bemerkenswerthe Erscheinung in verwandter Richtung ist eine Association der Müller, welche den Ankauf alles Mahlgetreides, dessen sie benöthigen, gemeinschaftlich durch ein gewähltes Exekutivkommittee bewirken lassen, um sich nicht gegenseitig im Preise zu treiben. Das Kommittee beschließt über den Ankauf und vertheilt das gekaufte Mahlgut auf die einzelnen Mühlen nach deren Leistungsfähigkeit.

Von besonderer Bedeutung für Milwaukee ist die Bierbrauerei, die auch hier zumeist in deutschen Händen liegt und in Folge davon der große Bedarf an Gerste, sowie der lebhafte Handel darin. Die Gesammtproduktion an Bier im Jahre 1880 hat einen Werth von mehr als 6 Millionen Dollars gehabt. Eine der umfangreichsten und bestgeleitetsten Brauereien ist die von Best, deren Bier weit über den Kontinent verbreitet ist und aus der jährlich 300 000 Fässer Bier hervorgehen. Daß es an freundlicher Aufnahme an einem Orte nicht fehlte, wo so viele Landsleute leben, versteht sich. Ich habe durch Vermittelung des trefflichen Konsuls, welcher deutsche und österreichische Interessen hier im besten Einklange vertritt, mehrere derselben kennen gelernt und an Fabriketablissements und öffentlichen Einrichtungen gesehen, was die Jahreszeit und günstige Gelegenheit zu sehen erlaubten.

Die Stadt ist recht anmuthig; breite Straßen, fast durchweg mit Bäumen besetzt, in den äußeren Stadttheilen meist Landhäuser mit Gärten, der weite Blick über den Michigan See von dem hohen Ufer, auf welchem die Stadt sich breitet, das Alles ist gewiß geeignet, den Aufenthalt angenehm zu

machen, zumal im Sommer, wo nicht ein so scharfer Wind weht, wie er jetzt von den Kanadiern herüber kam.

Von den öffentlichen Einrichtungen boten die städtische Feuerwehr, das Urkundenamt des County, und das in der Nähe der Stadt gelegene Soldier's Home für Kriegsinvaliden Eigenthümliches, das mitzutheilen sich vielleicht verlohnt.

Die Feuerwehr scheint mit besonderer Vorliebe gepflegt. Sie ist eine munizipale Einrichtung, die mit einem Kostenaufwand von 85 000 Dollars jährlich unterhalten wird und ist 95 Mann stark. Die Stadt ist in 7 Sektionen getheilt, in deren jeder ein Depot sich befindet, welches durch elektrische Vorrichtungen mit den anderen sowie mit den Feueranmeldestellen in den einzelnen Blocks oder Stadtvierteln verbunden ist. Es ist bestimmt, welches Depot bei Ausbruch eines Feuers auf das erste Lärmzeichen auszurücken hat und welche Depots demnächst bei einem zweiten oder dritten Zeichen und mit welchen Geräthschaften behufs der Hilfsleistung zu folgen haben. Jedes Depot ist mit einer Dampfspritze, einer Schlauchpumpe, einer Rettungsleiter u. s. w. versehen. Die Leiter wird aufgerichtet auf einem Radgestell gefahren und trägt bei der Fahrt auf Seitentrittbrettern 5 Mann; auf dem Schlauchwagen finden außer dem Kutscher 5 Mann Platz. Die Bereitmachung geschieht in außerordentlich kurzer Zeit nach der Feuermeldung vermittelst besonderer anscheinend sehr zweckmäßiger Einrichtungen. Kommt das Lärmzeichen, so öffnen sich die Thüren des Stalles, in welchem die Pferde stehen, durch eine mit dem Meldeapparat in Verbindung stehende elektrische Vorrichtung von selbst; die Pferde, darauf abgerichtet, springen eiligst heraus und stellen sich in die Deichsel; die Geschirre hängen darüber; sie werden ebenso wie die Ziehgurte an den Wagen mit einem Griff durch Haken, welche mit Bajonetverschluß versehen sind, befestigt; die Mannschaft sitzt auf und das Depot kann ausrücken. Ich habe dies, so wie ich es beschrieben, in dem Depot,

welches ich ohne vorgängige Ankündigung besuchte, mit angesehen. Der wachthabende Kommandant gab das Lärmzeichen, dessen Eintreffen auf einer Kontroluhr, die demnächst stehen blieb, sich markirte; es ergab sich, daß 11 Sekunden später das Depot zum Abfahren bereit war. Nicht viel mehr Zeit erfordert die Mobilmachung bei Nacht. Die Mannschaften schlafen in dem oberen Stockwerk des Depot; jeder Mann hat vor dem Bett die steifen Stiefel von Gummi und die Hosen darin so stehen, daß er nach dem Weckruf mit einer Bewegung hineinfahren kann; dann rutscht er, um nicht durch Hinabsteigen über die Treppe Zeit zu verlieren, neben dieser an einem glatten Klettermast in das Erdgeschoß hinab und langt fast gleichzeitig mit den Pferden an seinem Geräth an, über welchem der Rest seiner Kleidung, Rock und Hut bereit hängen.

Auch persönlich ist für die Mannschaften gut gesorgt; ihre Betten in dem Schlafsaal sind sauber und bequem, sie haben gute Waschräume, eine Badezimmer, ein Lesezimmer und eine Bibliothek; selbst ein Pianino ist vorhanden, das aber aus privaten Mitteln beschafft ist. Der Chef, welcher vom Mayor für dessen Amtsdauer gewählt wird, erhält ein jährliches Gehalt von 2500 Dollars, sein erster Assistent 1500 Dollars, jeder der Feuerleute 600 Dollars. Wenn die praktischen Leistungen der Feuerwehr der anscheinenden Trefflichkeit der Organisation entsprechen, so ist die Sicherheit der Stadt nicht gefährdet.

Das Urkundenamt des County umfaßt das Civilstandsregister, und die Eintragung von Urkunden, insbesondere von Besitztiteln — deeds im engeren Sinne — sowie von Hypotheken — mortgages.

In das Civilstandsregister werden Geburten, Heirathen und Sterbefälle gesondert eingetragen. Zur Anzeige der Geburten sind ärztliche Personen, wenn solche zugegen waren, binnen 30 Tagen, anderenfalls die Eltern verpflichtet. Die Ehedaten registrirt die Person, welche die Eheschließung vor-

nimmt (Friedensrichter oder Geistliche einer Religionsgesellschaft) in ein Record und gibt binnen gleicher Frist ein Certifikat davon an das Urkundenamt. Gleiches gilt bei Todesfällen von den ärztlichen Personen, welche beim Tode zugegen waren; eine Verpflichtung der Angehörigen zur Anzeige besteht nicht, jedoch darf keine Leiche ohne Todtenschein des Arztes oder des Board of Health beerdigt werden. Die Eintragung in das Civilstandsregister geschieht kostenfrei; für Ausfertigungen erhält der Registrar je 25 Cents. Die Unterlassung der Anzeige von ärztlichen Personen und denjenigen, welche Eheschließungen vornehmen, steht unter Geldstrafe von 25 bez. 50—100 Dollars; doch werden Strafen selten verhängt, obwohl die Anzeigen nicht vollständig geschehen.

Das Grundbuch ist der französischen Einrichtung mehr ähnlich als dem deutschen Grundbuch. Es enthält lediglich die Angabe, welche Besitztitel in Bezug auf ein Grundstück vorhanden und welche Hypotheken darauf eingegangen sind. Es ist in Anschluß an die Vermessung der Vereinigten Staaten, über welche ich aus Portland Mittheilung gemacht habe, nach Sektionen und deren Unterabtheilungen geordnet, für die Städte nach Blocks und Lots. Ein Zwang zur Eintragung besteht nicht, jedoch gibt die frühere Eintragung ein Vorrecht. Die zum Recorder gebrachten Urkunden werden hier kopirt und wird nunmehr bei dem betreffenden Lot vermerkt, wo sich die Abschrift befindet, die Deeds — auf das Eigenthum bezügliche Urkunden — auf der einen, die Pfandrechte auf der gegenüberstehenden Seite, jedoch ohne nähere Angabe des Inhalts, insbesondere auch ohne Angabe, ob die Urkunde sich auf das ganze Grundstück oder nur auf einen Theil desselben bezieht. Ueber den Status des Grundstücks kann man sich daher nur durch Einsicht der Urkunden selbst, die vor Notar und Zeugen aufgenommen werden, unterrichten. Obwohl die bei dem Urkundenamt hinterlegten Abschriften derselben von Jedermann eingesehen

werden können, ist es doch nicht Jedermanns Sache, sich daraus zu vernehmen, um so weniger als der schwülstige und umständliche Styl der englischen Urkunden auch in der Praxis der Vereinigten Staaten angenommen ist. Die bezüglichen Ermittelungen sind daher ein besonderes Geschäft, das von den sog. Abstractors betrieben, jedoch auch von den Recorders selbst besorgt wird. Die Kosten für eine solche Information bewegen sich zwischen 10 und 100 Dollars. Die Gebühren für die Eintragung belaufen sich auf 10 Cents für 100 Worte, mit einem Minimalbetrag von 50 Cents. Ein Besitztitel kostet im Durchschnitt einen Dollar; für Abschriften werden 25 Cents entrichtet. In großen Gemeinden sind die Recorders fest besoldet und die Gebühren fließen zur Gemeindekasse. Die Abschriften wurden in Milwaukee von Frauen besorgt, deren Sorgfalt und Zuverlässigkeit der Recorder, unter dessen Aufsicht sie arbeiten, sehr rühmte.

Nicht mehr zulänglich wie die Eintragung ist auch die Kartirung. Nur bei der ersten Eintragung wird eine Karte vorgelegt, welche der Landmesser aufgenommen hat; sie wird beim Recorder kopirt und die Kopie wird von ihm verwahrt; jedoch finden Nachtragungen bei Theilungen, Abverkäufen u. s. w. nicht statt; die Zutheilung oder Nachweisung bei Verkäufen besorgt der Landmesser an Ort und Stelle.

Das Militär-Invalidenhaus Soldier's Home, oder mit seinem eigentlichen Titel „The North western National Asylum for disabled soldiers“ wird von der Union unterhalten und ist für Invaliden aus den Kriegen der Vereinigten Staaten bestimmt, während die regulären Invaliden der Armee in einem besonderen Hause in Washington Aufnahme finden. Die Stadt Milwaukee, von der es etwa 3 Miles entfernt ist, hat zu den Kosten der Errichtung einen Beitrag von 120 000 Dollars gegeben. Wir fuhren an einem hellen Morgen hinaus, der nicht so hart winterlich war, wie die der vorangegangenen Tage

und an welchem die landschaftliche Umgebung der Stadt trotz der vorgerückten Jahreszeit sich anmuthig darstellte. Das Asyl liegt inmitten eines Naturparkes auf hügeligem Terrain und zeigt sich als ein schloßartiger Bau, von Thürmen mit Mansardendächern an den Ecken flankirt, und mit einem hohen gleichartigen Thurme über dem Eingang, von welchem das Sternenbanner wehte. Wir meldeten uns zunächst bei dem Kommandanten, einem General, der in einer der Schlachten des Secessionskrieges einen Schuß durch das Rückgrat bekommen hat und von dieser Verwundung augenscheinlich noch leidet. Er gab uns einen einarmigen, noch ziemlich jung aussehenden Sergeant als Führer, der sich seiner Aufgabe mit Höflichkeit und Sicherheit entledigte. Das Haus hat zur Zeit 630 Inmates, welche in vier Kompagnien nach Alter und Krankheit geschieden und daher von ungleicher Kopfstärke sind. Der älteste Mann zählt 91 Jahre; das Durchschnittsalter ist etwa 60. Die Einrichtung und Ausstattung scheinen reichlich; die Schlafzimmer sind rein und luftig; jeder der Inmates hat neben seinem Bett, deren 9—16 in einem Saale stehen, einen verschließbaren Schrank. Im Souterrain befindet sich ein Billard= und ein Rauchzimmer, auch eine Bibliothek und ein Lesezimmer mit vielen, darunter auch deutschen Zeitungen. Ein größerer Saal ist für Versammlungen und Aufführungen bestimmt. Außerdem sorgt für die Unterhaltung ein Musikkorps, das im Sommer im Park außerhalb konzertirt, der dadurch zu einem beliebten Ziele der Spaziergänger von Milwaukee geworden ist. Die Nahrung ist nach amerikanischen Begriffen einfach aber ausreichend. Zwei Mal mindestens gibt es täglich Fleisch, früh Kaffee, Mittags und Abends Thee, dazu gutes Weißbrot in so reichlichen Portionen (22 Unzen oder 624 Gramm per Kopf und Tag), daß es in der Regel nicht aufgezehrt wird. Die Speisen werden in einer Dampfküche bereitet, deren Geruch durch einen großen Theil des Hauses wahrnehmbar war; hier

wie in allen übrigen Beziehungen werden die Arbeiten des Hauses von den Inmates besorgt; kein Frauenzimmer insbesondere erhält Zutritt. Die Invaliden bekommen außer Wohnung und Kost auch noch die volle Militärpension; obwohl der Zweck der letzteren durch die freie Verpflegung erreicht wird, hat der Kongreß es doch wiederholt abgelehnt, Anträgen auf Wegfall der Geldpension zuzustimmen. Für die häuslichen Arbeiten, an welchen sie sich betheiligen, werden sie außerdem noch besonders bezahlt, so der Koch mit 25 Dollars per Monat. Sie sind zu keiner Arbeit verbunden, können Besuche empfangen und sich frei bewegen; weder zum Tragen der Uniform besteht eine Verpflichtung noch scheint sonst militärische Zucht gehandhabt zu werden. Gleichwohl erzählt man, daß die Inmates immer unzufrieden sind und sich aus dem Asyl wegsehnen. „Wenn ein Engel vom Himmel käme", bemerkte der Koch, ein deutscher Invalide, „und kochte für sie, sie würden doch raisonniren".

Der Eindruck, den ich bei dem Durchgehen des Hauses erhielt, widersprach der Mittheilung nicht. Die alten Krieger waren meist auf den Korridoren des Souterrain, die nicht sehr hell und freundlich sind und in dem Rauch- und Lesezimmer; wenig heitere Gesichter waren darunter aber manche verwegen aussehende Gestalten, für die ein Leben voll Wagniß und Abenteuer im Invalidenhause einen trüben Ausgang hatte; Neger waren nicht dabei, obwohl auch sie in den Armeen des Nordens mitgekämpft haben. Offenbar besteht eine große Verschiedenheit der Bildung unter den Insassen des Hauses, die in Verbindung mit dem Mangel an Beschäftigung Vielen das Zusammenleben erschweren mag; daher der düstere, gelangweilte Zug und der Wunsch nach Vereinigung mit der Familie oder Anverwandten. Besser mag es im Sommer sein, wo der weitläufige und geräumige Park Gelegenheit zum Spazieren und zu gärtnerischen Arbeiten im Freien gibt. Selbst jetzt im Winter war es erfreulich darin zu wandeln.

Nach St. Paul, der jungen Hauptstadt des Staates Minnesota, führen zwei Eisenbahnen in 17—20 Stunden. Die Landschaft, welche sie durchschneiden, ist von derjenigen nicht wesentlich verschieden, durch welche man von Chicago nach Burlington am Mississippi fährt: fruchtbares Prairieland, jedoch etwas baumreicher als jener südlichere Trakt, Weizensaat auf weiten Flächen aber auch viele unbebaute Striche. Letzteres ist großentheils die Folge davon, daß die Farmer in Wisconsin und Minnesota mit Vorliebe große Flächen kaufen, die sie aber erst nach und nach in Kultur nehmen. Dabei sind sie der Theilung des Besitzes unter die Kinder abgeneigt; die älteren Söhne wandern weiter nach Westen; nur einer, in der Regel der jüngste, der das Grundeigenthum übernehmen soll, bleibt beim Vater. Auch auf diesen Gebieten hat die Erfahrung dargethan, daß der Ertrag aus Neuland allmälig zurückgeht; er ist auf 6—7 Bushel per Acre gesunken gewesen und hat sich erst neuerdings durch Aenderung der Bewirthschaftung wieder auf 12 bis 13 Bushel im Durchschnitt gehoben. Fruchtwechsel ist jetzt die Regel; man baut zwei Jahre Weizen, dann Klee; letzterer wird im dritten Jahre umgebrochen und untergepflügt. Statt Klee kommt im Wechsel auch Gerste ins Feld, dann wieder Weizen; jedoch wird regelmäßig gedüngt. Die letzte Ernte war hier geringer insbesondere in Frühlingsweizen wegen großer Trockenheit im Sommer und starker Regengüsse zur Erntezeit; ein Theil der Frucht hat auf dem Felde gelassen werden müssen.

Minnesota ist reich an Seen und im nördlichen Theile auch an Wald, der etwa $^1/_3$ der Gesammtfläche bedeckt. Die Seen, deren gegen 8000, allerdings von sehr verschiedener Größe, von wenigen Ruthen bis zu 40 Miles Durchmesser gezählt werden, nehmen über $2^1/_2$ Millionen Acres ein. Von der ganzen Fläche des Landes ist aber erst der 12. Theil (im Jahre 1880 nach der Botschaft des Governor 4 503 716 Acres) unter dem Pfluge,

von welchem etwa 68 Prozent mit Weizen bestellt werden. Jedoch nimmt die Ansiedlung in starkem Maaße zu. In den beiden letzten Jahren sind nach derselben Quelle nicht weniger als 3 600 000 Acres an Public Lands vom Staate, von der Union und von den Eisenbahnen verkauft worden, und zwar in der zweckmäßigsten Form der kleinen Farmen, deren im Jahre 1879 beinahe 7000 neu angelegt worden sind und deren Zahl im ganzen Lande auf rund 75 000 mit durchschnittlich je 60 Acres an bebautem Lande angegeben wird. Das Hauptkontingent der Einwanderer stellen Schweden und Norwegen, denen nach dem Census von 1880 mehr als 100 000 der Einwohner entstammen: in zweiter Linie steht Deutschland, das etwas über 66 000 seiner Kinder abgegeben hat. Bezeichnend für die Jugend und Gesundheit der Bevölkerung ist, daß im Jahre 1879 auf 23 474 Geburten nur 8777 Todesfälle (37 Prozent der ersteren) kamen, und daß unter den Geburten noch nicht voll 1 Prozent (1:130) unehelich war.

Die Hauptstadt St. Paul hat an diesem Wachsthum entsprechenden Antheil insbesondere durch die Erweiterung des nordwestlichen Eisenbahnnetzes (seit 1879 um 600 Milles), das in ihm seinen Mittelpunkt hat und dessen Bedeutung für die Stadt die Vollendung der Northern Pacific noch wesentlich erhöhen wird. Man nimmt an, daß die Bevölkerung seit 1869 sich verdreifacht hat, und daß sie seit dem vorjährigen Census sich schon wieder um 15 000 vermehrt habe. Die ausnehmend günstige Lage erklärt dies. St. Paul ist der natürliche Handelsplatz für Dakota und für die kanadische Provinz Manitoba und ebenso der geeignetste Punkt für den Waarenaustausch zwischen Montana und dem Osten, zwischen dem Seengebiet und dem Südwesten und zwischen dem nördlichen Grenzlande des Westens mit dem unteren Mississippithal. Die Stadt liegt auf beiden Ufern des Mississippi, der hier, 2200 Miles oberhalb seiner Mündung, doch schon eine stattliche Breite hat.

Der ältere und größere Theil breitet sich amphitheatralisch auf dem rechten, erhöhten Ufer des Stromes aus, dessen Lauf das Auge weit abwärts verfolgen kann; zur Zeit der einzige Reiz der Landschaft, die der Winter bereits in seinen Bann zu zwingen beginnt. Er verhinderte mich, einige Punkte der Umgebung zu besuchen, die durch ihre Eigenthümlichkeit oder Schönheit Ruf haben, wie die Carver's Höhle mit einem See darinnen, oder den Bald Eagle Lake, oder die Minnehaha Fälle, die Longfellow so hoch gepriesen hat. Ein harter schneidender Norwind, der unendlichen Staub durch die Straßen trieb, schnitt jedes Gelüste zu solchen Extratouren ab; er hielt in der Stadt, die ungeachtet ihrer Jugend schon ansehnliche öffentliche und private Gebäude aufzuweisen hat und wies darauf hin, durch Belehrung in geschützten Räumen die Freuden zu ersetzen, welche im Freien zu suchen das rauhe Wetter verbot. Einen für Umfang und Art des Zwischenhandels instruktiven Besuch machte ich in einem großen Store mit deutscher Firma: Schurmeyer, Warner & Co., in welchem alle Arten von Dry Goods (Manufaktur- oder Schnittwaaren), kurzen Waaren und fertigen Kleidungsstücken zum Verkauf gehalten wurden. Die letzteren wurden zum großen Theil in dem Store selbst gefertigt auf Nähmaschinen, die mit Dampf betrieben wurden und an denen 200 Näherinnen thätig waren. Es handelte sich dabei nicht um Konfektions im Style des Printemps in Paris, oder von Gerson in Berlin, sondern vorwiegend um Kleider, welche der Farmer braucht, derbe Hosen und Westen von dickem Stoff und wollenes Unterzeug, wie es der nordwestliche rauhe Winter nöthig macht. Selbst für die Pferde muß durch Anzüge von wetterfestem Zeuge gesorgt werden. Der Fall ist nicht selten, daß der Farmer, vom Schneegestöber überrascht, das schützende Dach zur Nacht nicht mehr erreichen kann, und unter freiem Himmel kampiren muß.

Damit das Pferd sich dann am Boden lagern kann, bedarf es einer schützenden Hülle; zwischen seine Beine kauert sich der Reiter, den des Thieres Lebenswärme vor dem Erstarren schützt und über die Füße legt sich der Hund wärmend und wachend bis der Morgen anbricht.

Der freistehende Store enthielt in 5 Stockwerken und einem Souterrain, die mittelst Elevators (Lift oder Aufzug) verbunden sind, in Sälen, die von allen Seiten Fenster haben, Mengen von Waaren aller Art, besonders von Dry Goods, deren Stapelplatz für den Nordwesten St. Paul ist und deren Bezug durch Agenten in New-York vermittelt wird. Von deutschen Fabrikaten vermochte ich darunter keine zu entdecken; es findet mit Deutschland kein oder wenigstens kein direkter Verkehr Statt.

Eigenthümlich ist die Weise, in welcher dem Detaillisten der Einkauf erleichtert wird. In zwei langen Reihen stehen Tische, durch niedere Querwände von einander abgetheilt, auf welche die Käufer zusammentragen, was sie in den verschiedenen Sälen ausgewählt haben, bis ihr choice beendet ist. Es sieht fast aus wie eine Weihnachtsbescheerung. Zwischen den beiden Reihen liegen Eisenbahnschienen, auf denen ein fahrbares Pult für zwei Clerks steht, von denen der Eine die gekauften Waaren in sein Buch einträgt, während der Andere die Rechnung ausschreibt. So fahren sie von Tisch zu Tisch. In demselben Raume neben den Tischen stehen Kisten zur Verpackung für die Käufer bereit. Der den Detaillisten gewährte Kredit läuft 60 Tage. Demnächst werden 10 Prozent Zinsen gezahlt. Bei früherer Zahlung wird vom Verkäufer ein Rabatt gewährt, der bei Zahlung innerhalb 10 Tagen 6 Prozent beträgt. Im Allgemeinen werden die Fristen pünktlich eingehalten. Ein ähnlicher Store, wie der vorbeschriebene wird demselben gegenüber eben erbaut.

In gleich kräftiger Weise wie St. Paul geht auch die

Schwesterstadt Minneapolis voran, die 10 Milles oberhalb am Mississippi liegt und deren Bevölkerung die von St. Paul an Zahl um etwas übertrifft. Sie ist das Centrum des großen Mehl- und Holzhandels für den Nordwesten. Für die Mehlproduktion gibt das starke Gefälle des Mississippi, der hier die St. Anthony Falls bildet, eine unvergleichliche Wasserkraft. Die Mühlen von Minneapolis haben im Jahre 1880 2 180 000 Barrels Mehl gemahlen und für 1881 wird die Leistung auf 3 Millionen Barrels geschätzt. Der Gastfreund, der mir hier lebt, Mr. P., ein Genosse der Oregon Party, der an der Spitze eines der größten Mühlenetablissements steht, empfing mich auf das wohlwollendste. Obwohl durch einen schmerzlichen Krankheitsfall in der Familie schwer bedrückt, ließ er es sich doch nicht nehmen, mich in die Umgebungen der Stadt, die durch Wald und Seen sehr anmuthig sind, und in die Mühle zu führen, die zwar eine Wassermühle ist, aber in sehr anderem Style, als die in Schubert's „Müllerliedern" besungene. Eigentlich ist es ein Komplex von 5 Mühlen, die täglich 7500 Barrels Mehl leisten und jährlich 10 Millionen Bushel Weizen verarbeiten können. Während in meiner Jugend in unserer Heimath die „amerikanischen" Mühlen in Aufnahme kamen, ist jetzt hier seit einigen Jahren die ungarische Feinmüllerei eingeführt und sind alle neueren Etablissements mit deren Einrichtung versehen worden. Der harte Frühlingsweizen des Landes Nr. 1 soll dabei ein ausgezeichnetes Mehl geben.

Noch mehr dankbar als für die Erweiterung meiner Mühlenkenntnisse war ich Mr. P., daß er mich in den Kreis einer befreundeten Familie einführte, um mit ihr die Feier des Thanksgiving's Day zu begehen. Es ist dies ein nationaler Festtag kirchlichen Gepräges, bestimmt, Gott für die Wohlthaten des Jahres, insbesondere der Ernte, zu danken, der regelmäßig

im November und zwar vermittelst einer Verständigung der verschiedenen Staaten-Regierungen an demselben Tage (in diesem Jahre der 24. November) gefeiert wird. Es ist zugleich in dem Sinne ein Familienfest, als an diesem Tage die Familienangehörigen und Verwandten sich bei dem Familienhaupt versammeln, um an einem Mahle sich zu erfreuen. Das Leid in seinem Hause schloß aus, daß Mr. P. selbst der Festgeber war; ich wurde aber auch bei seinen Freunden so herzlich aufgenommen, daß ich vergessen konnte, daß ich der einzige Fremde in dem einander vertrauten Kreise wäre. Gewisse Gerichte sind an diesem Tage herkömmlich: Austernsuppe, Chicken Pie und vor Allem der Turkey, Truthahn, von dem man sagt, daß er mehr der nationale Vogel sei als der Adler. Jedenfalls ist er schmackhafter als sein heraldischer Vetter. Es herrschte bei Tische eine harmlose, herzenswarme Heiterkeit, die sehr wohlthuend war, obwohl nicht ein Tropfen Wein oder anderer geistiger Getränke gereicht wurde. Ich hätte ohne mein eigenes Zeugniß nicht geglaubt, daß man bei Thee so vergnügt sein könnte.

Das rauhe Wetter hielt mich ab weiter nach Norden zu gehen; ich bin auf einen nächtlichen Kamp mit Pferd und Hund nicht eingerichtet. Ich muß zu früh für meinen Wunsch nach New-York zurück, will aber noch Cincinnati und Pittsburg berühren als Blumen, die am Wege blühen.

XIX.

Cincinnati. — Taback und Spiritus. — Branntweinbrennerei. — Spiritussteuer. — Pflege der schönen Künste. — Pittsburg. — Steinkohlen. — Metall- und Glas-Industrie.

New-York, Dezember 1881.

Ueber amerikanische Städte Neues zu schreiben hat einige Schwierigkeit. Sie haben eine so frappante Familienähnlichkeit, daß ein Reisender, der nur die Außenseite sieht, sagen könnte: wer eine gesehen, hat sie alle gesehen. Da gibt es nicht Bauten, die Zeugen vergangener Jahrhunderte waren und der Menschengeschlechter wechselnde Schicksale sahen, da gibt es keine Reste von Stadtmauern mit Zinnen und Thürmen, keine Thore mit steinernen Wappen und Standbildern oder den Spuren alter Zugbrücken, keine gewundenen, engen Straßen und Gäßchen, wie sie der Umschnürung der Befestigungswerke sich anfügen mußten, keine Rolandssäulen und kühlen Rathskeller: kurz nichts Historisches, keine Romantik, wenig Individuelles. Fast alle Schöpfungen des letzten Jahrhunderts, meist der letzten Jahrzehnte, habe sie alle dasselbe Gepräge des Zweckmäßigen und Praktischen; gerade, rechtwinkelige Straßen, häufig mit Zahlen bezeichnet statt mit Namen, Gebäude von einer Gleichförmigkeit der äußeren Formen und der inneren Einrichtung, daß sie fabrikmäßig hergestellt sein könnten, selten und nur vereinzelt künstlerischer Schmuck in öffentlichen Bildwerken oder an Bauten; dafür Firmenschilder, Annoncen und Reklamen in zudringlichen Farben und Lettern bis an die Dächer hinauf. Das Nützliche, Bedürfnißmäßige drängt sich überall hervor; das Gefällige, Schöne ist nicht ans Licht getreten, oder noch tief in der Knospe.

Cincinnati, wohin ich aus dem Norden enteilte, gibt mir keinen besonderen Grund zu diesem Stoßseufzer, von dem ich schon anderwärts mich hätte erleichtern können. Er soll übrigens auch keinen Vorwurf enthalten, da die Amerikaner für ihre

Jugend nichts können und jedenfalls sie nicht als Nachtheil empfinden. Aber der alte Kulturmensch kann sich der Erinnerungen nicht erwehren, ja er bedarf ihrer gelegentlich, um in den amerikanischen Umgebungen den Maßstab für den Werth der Dinge nicht zu verlieren.

Die Hauptstadt von Ohio liegt am Flusse dieses Namens wohl 10 Miles weit gestreckt auf Terrassen, die sich zum Fuße der Hügelreihen, welche den Fluß begleiten, in Absätzen erheben. In dem am Flusse liegenden Theile der Stadt bewegt sich ihr reges Geschäftsleben; in den oberen Theilen, die sich reinerer Luft erfreuen und von der Sommerhitze, die unter dem 39. Breitengrade bereits sehr drückend werden kann, weniger leiden, sind die Wohnungen der vermöglichen Leute. Es ist dies um so mehr der Fall, seit die Verbindung zwischen beiden Stadttheilen, deren Höhenlage nicht unbeträchtlich verschieden und ziemlich unvermittelt ist, durch Seilbahnen erleichtert wird.

Unter den Bewohnern ist das deutsche Element sehr stark vertreten; man schätzt es auf ein Drittel. Es konzentrirt sich hauptsächlich in dem Theile der Stadt nördlich vom Miami Kanal, der deshalb der Rhein genannt wird. Ein Beweis, daß es sich zur Geltung zu bringen weiß, läßt sich daraus entnehmen, daß die wichtigeren Staatsschriften, wie der jährliche Verwaltungsbericht des Staatssekretärs und der statistische Bericht, noch zur Zeit zugleich in deutscher Sprache veröffentlicht werden.

Das gewerbliche Leben von Cincinnati, das sich rasch und vielseitig entwickelt, ist insbesondere auf zwei Gebieten von Interesse, in welchen der Staat Ohio mit in erster Linie steht und in denen der Handel in Cincinnati mit besonderer Lebhaftigkeit betrieben wird, das ist Taback und Spiritus. Ich fand und benutzte die Gelegenheit in beiden Industrien hervorragende Fabriken zu besuchen und was mich speziell interessirte, die Operationen praktisch wirken zu sehen, welche die Verwaltung des Internal Revenue vornimmt, um die Steuern — Taxes —

welche auf Taback und Spiritus ruhen, zu erheben. Ein zulängliches Motiv für dieses Interesse bietet der große Ertrag, den beide Steuern in den Vereinigten Staaten abwerfen in Verbindung mit der Tendenz, die indirekten Steuern zu erweitern und einträglicher zu machen, welche im Deutschen Reich zur Zeit sich geltend macht. Weniger zulänglich sind die Gründe, aus denen ich mit den Ergebnissen meiner Beobachtungen den Brief an meinen gelehrten Freund beschwere. Nachdem Du aber bereits Weizen, Mehl und Provisions so reichlich genossen hast, mußt Du auch etwas Taback und Spiritus noch in Geduld hinnehmen. Frau Ina erhält Dispens von der Lektüre.

Die Einnahmen, welche die Union aus den verschiedenen Taxes für Distilled Spirits und Taback bezieht, haben allerdings etwas für einen Finanzminister außerordentlich Wohlgefälliges. Die ersteren brachten im Fiskaljahre 1880/81 einen Bruttoertrag von 67 153 974 Dollars, die letzteren von 42 854 991 Dollars (zusammen 110 008 975 Dollars oder 462 037 653 Mark). Sie stellen etwa 81 Prozent des gesammten Internal Revenue, dar, welches außerdem noch auf gegohrenen Getränken (13 700 241 Dollars), den Banken (3 762 708 Dollars) und auf einer Reihe verschiedener Gegenstände wie Checks, Zündhölzchen, Patentmedizinen und Schönheitsmittel (7 758 496 Dollars) ruht.

Die Vereinigten Staaten erzeugen den Taback, den sie verbrauchen, fast ausschließlich auf eigenem Boden. Die Einfuhr ist verhältnißmäßig gering, was der Höhe des Eingangszolles (35 Cents per Pfund für Havanna Rohtaback, 40 Cents per Pfund für südlichen Taback, 2 Dollars 50 Cents von Cigarren und Cigaretten per Tausend und 25 Prozent des Werthes) beizumessen ist, der etwa 75 Prozent des Durchschnittswerthes beträgt und außer welchem noch die innere Steuer zu entrichten ist; sie besteht in der Hauptsache aus Cigarren und Tabackblättern aus Cuba. Auch die Ausfuhr ist nicht bedeutend, wenigstens nicht im Verhältniß zu Baumwolle, Brodstoffen und Provisions;

denn während der Werth dieser Ausfuhrartikel und des Mineral=öles im Jahre 1880/81 sich auf 662 834 607 Dollars belief, wurde der Werth des exportirten Tabacks auf nur 18 442 273 Dollars geschätzt. Ohio ist an der Produktion von Rohtaback nicht unbeträchtlich betheiligt und steht in der Fabrikation von Cigarren nur hinter New=York und Pennsylvania zurück. In Cincinnati ist der Mittelpunkt des Handels in Rohtaback in regelmäßigen Märkten an bestimmten Tagen. Man bringt den Taback in die Markthalle meist in sehr großen hölzernen Fässern, in denen er so verpackt ist, daß, wenn die Fässer oben abgehoben werden, der festgepreßte Inhalt frei stehen bleibt. Dies Abheben der Faßhülle ist eine Kraftleistung von riesigen Negern, welche darin eine ganz besondere schwer zu erwerbende Geschicklichkeit haben. Es geschieht, um den Taback von allen Seiten betrachten und Proben daraus entnehmen zu können. Der Verkauf erfolgt dann im Wege der Auktion.

In den Tabackfabriken war mir die Bereitung des Kautabacks neu; ich kann jedoch nicht sagen, daß die Kenntniß davon die Sache appetitlicher mache. Die Arbeiter sind meist Neger oder Farbige, die in dem stark erwärmten Raume, in welchem die Arbeit geschieht, kaum halb bekleidet ihr Werk im Schweiße ihres Leibes verrichten. Die ausgerippten Blätter werden mit einer aus Lakrizen und feinem Zucker komponirten Sauce getränkt (gesüßt), dann mit der Hand in lange Holzformen gepreßt und in die gehörigen Stücke — Plugs — geschnitten. Nachdem sie darauf mit der Handelsmarke versehen sind, werden sie in hydraulische Pressen gebracht und sind nach der Pressung zum Gebrauch fertig. Die Menge des in den Vereinigten Staaten fabrizirten Kautabacks ist über Erwarten groß. Nach dem Berichte des Commissioner of Internal Revenue sind im Fiskaljahre 1880/81 nicht weniger als rund 90 Millionen Pfund Plugs und außerdem etwa 17 Millionen Pfund an „Fine Cut“ fabrizirt worden, etwa das Dreifache des

Rauchtabacks, was auf die Ausdehnung des Konsums schließen läßt. In den östlichen Staaten soll die schmutzige Sitte neuerdings etwas abgenommen haben, aber im Westen und Süden kann man, insbesondere auf Eisenbahnen und Schiffen, etwas davon erleben, was man nicht leicht vergißt. Auffallend ist die relativ große Menge von Zucker und Lakritzen, welche bei der Fabrikation zugethan werden; der erwähnte Bericht gibt sie von jedem der beiden Stoffe auf mehr als 11 Millionen Pfund an, zusammen also auf etwa 20 Prozent von dem Gesammtgewicht des Fabrikats. Vielleicht liegt darin das mir unerklärliche Geheimniß seines Wohlgeschmackes; es scheint besonders denen ein Bedürfniß, welche in der Einsamkeit schwere, einförmige Arbeit zu verrichten haben. Das einzige Moment für seine Vertheidigung möchte ich darin finden, daß der Gebrauch das Sprechen erschwert, daher unnützes Reden verhütet. Manche Eigenthümlichkeiten der Yankeeaussprache sind vielleicht darauf zurückzuführen.

Von der Tabacksteuer erwähne ich nur, daß sie zur Zeit 16 Cent per Pfund des fertigen Fabrikats beträgt, während bis zum 1. Mai 1879 32 Cents und 34 Cents per Pfund erhoben wurden Cigarren zahlen 6 Dollars per Tausend; Cigaretten, wenn das Tausend mehr als 3 Pfund wiegt, den gleichen Betrag, wenn das Gewicht geringer ist 1,75 Dollar per Tausend. Die Erhebung geschieht mittelst Stempelmarken, die um die Kisten oder Packete umgeschlagen werden, bei Cigarren in Theilbeträgen für 25, 50 und 100 Stück. Kein Händler darf andere als gestempelte Kisten oder Packete verkaufen; doch soll es wegen der zahlreichen Malversationen in der Absicht liegen, fortan jede einzelne Cigarre mit einer Stempelmarke zu versehen. Die Wahrung des fiskalischen Interesse wird durch ein minutiöses System von Kontrolen und strengen Strafen angestrebt. Näheres darüber kann ich mir sparen, da Du im Falle der Wißbegier aus den Verhandlungen über die Einführung des Tabackmonopols im deutschen Reiche es besser entnehmen kannst,

bei denen auch die ausländischen Besteuerungen erörtert worden sind.

Etwas mehr Ausführlichkeit darf ich mir dagegen mit Rücksicht auf die Frage der Fabrikatsteuer von Branntwein, deren Einführung in Deutschland ventilirt wird, über die Erhebung der Steuer von der Brennerei und deren Produkten gestatten, wie schwer es auch ist diesem Thema eine anmuthige Seite abzugewinnen.

Die Fabrikation von Spiritus hat sich in den letzten fünf Jahren nahezu verdoppelt. Sie wurde im Jahre 1877 auf 59 912 263 Gallons, im Jahre 1881 auf 117 728 150 Gallons*) angegeben. Die Vermehrung ist im Wesentlichen den reichen Ernten von Mais zuzuschreiben, welche die letzten Jahre ausgezeichnet haben. Er ist das haupsächlichste Material für die Brennerei (beinahe 75 Prozent), in welcher er am nützlichsten verwerthet wird. Nach ihm folgen Roggen (etwa 15 Prozent) und Malz (7,8 Prozent). In derselben Periode hat sich auch die Ausfuhr, wenngleich nicht in demselben Verhältniß gehoben. Bis 1878 hat sie 5 Millionen Gallons nicht überschritten; in jedem der letzten drei Jahre hat sie 14 Millionen Gallons überstiegen. Etwa die Hälfte davon geht in spanische Häfen, etwa ein Viertel nach Frankreich. Nach Deutschland waren 1880/81 541 269 Gallons zur Ausfuhr deklarirt. Auch in der Qualität des Produkts sollen erhebliche Fortschritte gemacht sein. Der allegirte Bericht versichert, daß in den großen und besser eingerichteten Brennereien Alkohol so rein erzeugt werde, daß er ohne weitere Behandlung für wissenschaftliche Zwecke brauchbar sei. Der Betrieb wird dadurch erleichtert und gewinnbringend, daß er fast überall mit der Mästung von Rindvieh und Schweinen verbunden wird. Neben

*) gleich bez. 2 267 943 und 4 456 529 Hektoliter, da 1 Hektoliter = 26,417 Gallons.

der Brennerei (Destillary) besteht als besonderes Gewerbe die Raffinirung (Rektifikation), der etwa die Hälfte des Rohprodukts unterworfen wird. In der Raffinirung ist Ohio der „führende“ Staat.

Die Brennerei, welche ich besucht habe, liegt in Sedlamville, einige Miles von Cincinnati und gehört zu den umfangreichsten der Umgebung. Die Taxes, welche ihr Eigenthümer, ein Ungar mit deutschem Namen, der das Geschäft sehr intensiv betreibt, jährlich davon zu entrichten hat, beziffern sich auf 2½ Millionen Dollars. Er arbeitet mit einem kontinuirlichen Apparat mit der patentirten Einrichtung von Perin und Hoban Mc Coen, der in 24 Stunden 2400 Bushel Mais verarbeitet und nach seiner Meinung den in Deutschland gebrauchten kupfernen Brennapparaten vorzuziehen ist.

Die Taxes, welche auf dem Spiritus ruhen, sind theils Specialtaxes, Gewerbsteuern, welche von dem Betriebe des damit befaßten Gewerbes entrichtet werden, theils eine von dem fertigen Produkt erhobene Fabrikatsteuer. Die ersteren sind von Raffineuren, von Groß- und Kleinhändlern mit Branntwein und von den Fabrikanten von Brennereiapparaten zu entrichten und bewegen sich nach dem Umfange des Geschäftsbetriebes zwischen 25 und 200 Dollars jährlich. Die letztgenannten Fabrikanten müssen außerdem jeden ausgeführten Brennapparat mit 20 Dollars versteuern. Der Ertrag dieser Specialtaxes betrug im Fiskaljahre 1880/81 4 911 257 Dollars, oder etwa 8 Prozent des Gesammteinkommens aus den Spiritusauflagen. Er wurde zum überwiegenden Theile (4 741 111 Dollars) von den Branntweinhändlern, deren im Ganzen 174 752 (170 640 Detaillisten, 4112 Großhändler) angemeldet waren, aufgebracht, während der Rest auf die Raffineure &c. entfällt.

Die eigentliche Spiritussteuer betrug bis zum Jahre 1875 für die Gallon Proof Spirit 70 Cents und ist seitdem auf 90 Cents erhöht. Unter Proof Spirit wird nach der Defini-

tion des Gesetzes jede alkoholhaltige Flüssigkeit verstanden, welche die Hälfte ihres Volumen an Alkohol von einem spezifischen Gewicht von 0,7939 bei 60 Grad Fahrenheit*) gemessen enthält. Die Steuer wird erhoben bevor der Spiritus in den Verkehr gebracht wird und zwar mittelst Stempelmarken, welche auf dem Fasse, in welchem er enthalten ist, in dem entsprechenden Betrage befestigt werden. Um die Erhebung zu sichern und Defrauden auszuschließen ist eine äußerst komplizirte Kontrole über den Betrieb gelegt, welche ihn schon vor dem Beginn erfaßt und alsdann auf Schritt und Tritt derart begleitet, daß jedes Faß gleichsam ein Individuum wird, welches die steuerliche Aufsicht von der Entstehung bis zu seinem Ende nicht aus den Augen läßt. Und die Befolgung der bezüglichen Vorschriften wiederum ist unter ein System von Strafen von ganz ungewöhnlicher Härte gestellt.

Die Kontrole fängt an bereits bei dem Fabrikanten der Brennereiapparate; er ist verpflichtet, von jedem Destillirkolben, jedem Kessel, oder jeder Blase vor der Abholung eine Anzeige zu erstatten, aus welcher der Besteller und der Ort sowie die Zeit der beabsichtigten Aufstellung ersichtlich sind.

Der Unternehmer einer Brennerei sodann muß vor der Anlegung detaillirt über die beabsichtigte Einrichtung und den Betrieb berichten. Die Apparate werden nach der Aufstellung, nach Ort, Eigenthümer und Beschaffenheit genau registrirt und bedürfen für die Inbetriebnahme der vorgängigen Genehmigung des Collektor, der eine Besichtigung der Anlage auch zu dem weiteren Zwecke vornimmt, um deren Leistungsfähigkeit in einer bestimmten Zeit nach gesetzlich vorgeschriebenen Normalen festzustellen. Unzulässig ist die Aufstellung von Brennereiapparaten „in Wohnhäusern oder eingehegten Räumen, die mit

---

*) gleich 12 Prozent Reaumür, also der auch in Deutschland angenommenen Temperatur.

Wohnhäusern in Verbindung stehen oder an Bord eines Schiffes oder Bootes, oder in einem Gebäude, wo Bier oder andere gegohrene Flüssigkeiten oder Weinessig oder Aether produzirt werden, oder wo Zucker oder Syrup raffinirt wird, oder wo Flüssigkeiten irgend einer Art im Kleinhandel verkauft werden, oder wo irgend ein anderes Geschäft betrieben wird, oder innerhalb 600 Fuß direkten Abstandes von Orten wo Spiritus rektificirt wird."

Um das Grundstück, auf welchem die Brennerei liegt, darf keine Mauer oder kein Zaun angelegt werden, welche höher als 5 Fuß sind und welche einen leichten und bequemen Zugang hindern würden. Die Aufsichtsbeamten müssen die nöthige Anzahl von Schlüsseln zu allen Thoren und Thüren erhalten und sind zum Zutritt in alle Räume der Brennerei jeder Zeit sowohl bei Tage als bei Nacht berechtigt.

In jeder Brennerei müssen zwei oder mehrere Sammelbassins (Cisterns) angebracht werden, jedes mindestens so groß, daß es allen Spiritus aufnehmen kann, der innerhalb 24 Stunden gebrannt wird. Sie müssen so eingerichtet und mit den Brennapparaten so verbunden sein, daß in sie aller in den letzteren destillirte Spiritus eingebracht werden muß und dies jeder Zeit kontrolirt werden kann. Behufs dieser Kontrole steht der Raum, in welchem die Bassins sich befinden, unter Gewahrsam und unter Schloß und Siegel eines damit beauftragten Beamten. Sodann muß jeder Brenner auf eigene Kosten für ein Ware House sorgen, welches einen Theil der Brennerei zu bilden hat und ausschließlich für die Lagerung des Spiritus seiner eigenen Produktion bestimmt ist, so lange bis die Steuer dafür entrichtet worden. Dieses Ware House darf kein Wohnhaus sein und in den Wänden desselben dürfen keine Thüren oder Fenster oder andere Oeffnungen angebracht werden, welche in die Brennerei oder in irgend ein anderes Gebäude führen. Nach der Genehmigung seiner Einrichtung

durch den Commissioner of Internal Revenue in Washington wird es für ein „Bonded Ware House der Vereinigten Staaten" erklärt und steht unter Leitung und Aufsicht des Collector und unter spezieller Gewahrsam eines Beamten — Store Keeper — den der Commissioner dafür bestimmt.

Am dritten Tage nach Einlaß des Spiritus in die Bassins wird derselbe unter Aufsicht des Gauger und in Gegenwart des Store Keeper auf Fässer gezogen, welche direkt in das Ware House gebracht werden müssen; zu früherer Verbringung bedarf es besonderer Genehmigung des Collector. Das Ware House steht unter gemeinschaftlichem Verschluß des Store Keeper und des Eigenthümers; es muß sicher verschlossen gehalten werden und darf zu keiner Zeit geöffnet werden oder geöffnet bleiben außer in Gegenwart des Store Keeper oder seines gesetzlichen Stellvertreters. Keine Gegenstände dürfen hineingebracht oder daraus verabfolgt werden es sei denn auf schriftliche, an den Store Keeper gerichtete, von dem Collector vollzogene, Anweisung.

Die Fässer, in welche der Spiritus aus den Cisternen gefüllt wird, dürfen nicht weniger als 20 Gallons Winemaaß enthalten und müssen zur Feststellung ihres Inhalts von einem Beamten (Gauger) gemessen und geaicht sein. Er vermerkt das Ergebniß der Messung durch einen Einschnitt, welcher die Größe des Innenraumes nach Wine- und Proof Gallons angibt und brennt es zugleich auf dem Boden des Fasses in Buchstaben von mindestens ein Zoll Länge ein; außerdem wird die handelsübliche Bezeichnung der Art des Spiritus (Whiskey Alkohol, Reye u. s. w.), welcher in das Faß gebracht werden soll, in gleicher Weise angegeben. Die gefüllten Fässer werden von dem Cisternenraume unmittelbar in das Ware House gebracht und der Gauger befestigt hier in Gegenwart des Store Keeper auf dem Boden eines jeden Fasses eine gedruckte Stempelmarke, welche von beiden Beamten und von dem Collector

vollzogen ist und in welcher er die Zahl der in dem Fasse enthaltenen Proof Gallons, den Namen des Brenners, den Tag der Einbringung in das Warehouse, und die Reihennummer jedes Fasses in der Folgeordnung einträgt, in welcher die Fässer dorthin aus der Brennerei gebracht werden. Die Fässer werden für jede Brennerei besonders fortlaufend numerirt; die Nummer 1 hat das erste Faß erhalten, welches nach dem 20. Juni 1868 deponirt worden ist; nie dürfen zwei Fässer in einer Brennerei dieselbe Nummer tragen.

Das Recht des Brenners zur Niederlegung des Spiritus im Ware House, während deren die Zahlung der Steuer suspendirt bleibt, dauerte bis zum Jahre 1878 ein Jahr, seitdem ist es auf die Dauer von drei Jahren erweitert, eine Erweiterung, durch welche die Menge des im Ware House befindlichen Spiritus außerordentlich gesteigert worden ist.

Zur Entnahme von Spiritus aus dem Ware House bedarf es eines detaillirten Gesuchs an den Collector und der Berichtigung der Steuer, nach deren Bezahlung der Store Keeper Anweisung wegen der Ausantwortung von dem Collector erhält. Bevor sie erfolgt, befestigt der Store Keeper auf dem Boden des Fasses eine Stempelmarke, in welcher die Zahl der Proof Gallons, für welche die Steuer bezahlt ist, die Ordnungsnummer des Fasses, der Name des Steuerzahlers und die Person, an welche, sowie der Ort, an welchem das Faß abgeliefert werden soll, angegeben werden. Auch dieser Stempel trägt die Unterschrift des Collector, des Store Keeper und des Gauger. Dem Gauger liegt außerdem ob, bei Befestigung der Marke auf dem Faß, den Namen des Brenners, des Steuerdistrikts, den Tag der Steuerzahlung, die Zahl der Proof Gallons und die Nummer des Stamp einzubrennen oder einzuschlagen. Unmittelbar nach diesen Proceduren muß das Faß verladen werden und darf nicht innerhalb des Bereichs der Brennerei bleiben.

Bevor ich das Faß, das hiermit seine Freiheit noch nicht bekommt und nach der Natur der Sache noch nicht bekommen kann, auf seiner weiteren Laufbahn verfolge, will ich die ergänzenden Kontrolen und anderen Hilfsmittel nachtragen, welche bis zu diesem Zeitpunkt die Steuerbehörde zur Sicherung der Steuer für nöthig erachtet. Sie bestehen in einer Ueberwachung des Brennereibetriebes im Ganzen, in einem System sehr detaillirter, mit einander korrespondirender Buchungen und in Berechnungen der Produktion auf Grund vom Gesetz aufgestellter Normen und Vermuthungen, welche zur Korrektur des durch die direkte Beobachtung gewonnenen Resultats angewendet werden. Behufs des ersteren Zweckes macht der Store Keeper tägliche Vermerke über alle Stoffe zur Spiritusgewinnung, welche in die Brennerei eingeführt werden, unter Angabe des Verkäufers und des Datums der Ablieferung, über alles zur Feuerung gebrauchte Material, und dessen Herkunft, über alle Reparaturen in der Brennerei und die Personen, durch welche sowie die Zeit, in welcher sie ausgeführt werden, über alle Personen, welche in der Brennerei oder wegen derselben beschäftigt werden, nach Beschäftigung und Wohnort, über die Stoffe, die aus den Vorräthen in die Maischbottiche gebracht oder anderweit zur Erzeugung von Spiritus verwendet werden, über die Zeit, in welcher ein Gährbottig von der reifen Maische geleert wird, über allen Spiritus, der aus den Sammelbassins gezogen wird, und die Zeit des Abzuges u. s. w.

Entsprechend genaue Buchungen muß der Eigenthümer der Brennerei täglich über den ganzen Prozeß derselben machen, auf Grund deren er am ersten jedes Monats oder binnen fünf Tagen darauf dem Collector eine Rechnung vorzulegen hat, welche die Menge und die Art der Materialien ergibt, die täglich zur Produktion von Spiritus gebraucht worden sind, sowie die Zahl der Wine Proof Gallons, die erzeugt und in das Ware House gebracht worden sind. Die Richtigkeit dieser An=

gaben muß er eidesstattlich versichern. Auch der Gauger muß täglich dem Collector eine Nachweisung aller der Gegenstände einsenden, welche er geaicht, geprüft oder inspizirt hat, und für wen dies geschehen, sowie der Stamps, die er verwendet hat. Desgleichen hat der Storekeeper über alle an jedem Tage vorgekommenen Eingänge in das Ware House, sowie über alle Ausgänge Buch zu führen und täglich und monatlich Rapporte darüber an den Collector zu erstatten. Von den täglichen Berichten dieser Beamten wird ein Duplikat gleichzeitig an den Commissioner of Internal Revenue in Washington gesendet.

Als eine Art Gegenkontrole dient die Berechnung der Produktion nach gewissen Normalsätzen. Dabei gilt bezüglich der Dauer des Betriebes die Vermuthung, daß der Betrieb einer Brennerei spätestens am Mittage des dritten Tages nach Ertheilung der Genehmigung dazu begonnen habe und daß er unausgesetzt stattfinde, abgesehen von gewissen gesetzlich vorgesehenen und unter besondere Kautelen gestellten Unterbrechungen und von Störungen durch nachweisbare Unglücksfälle. Eine gezwungene Unterbrechung findet statt von Sonnabend Abend 11 Uhr bis Montag 1 Uhr Morgens, in welcher Zeit jede Einmaischung sowie jeder Gebrauch eines Destillirapparates untersagt ist.

Ergibt sich bei der Prüfung der vorgelegten Nachweisungen und Buchauszüge, daß die Menge des erzeugten Spiritus geringer ist als 80 Prozent der nach den gesetzlichen Normen von vornherein festgestellten Leistungsfähigkeit der Brennerei, so wird auf das Deficit eine Nachsteuer nach dem Satze von 90 Cents per Gallon gelegt. Ebenso wird, wenn sich herausstellt, daß mehr als das gesetzlich angenommene Quantum von Rohmaterial verwendet worden ist, der aus dem Ueberschuß präsumtiv gewonnene Spiritus nach demselben Satze gesetzlich besteuert. Endlich ist der Collector, wenn ihm die Annahme begründet erscheint, daß weniger Spiritus, als wirklich produzirt, in den

Nachweisungen angegeben worden, ermächtigt, eine Untersuchung über die Größe des wirklichen Produktes zu veranlassen und nach dem Ergebniß eine entsprechende Zuschlagssteuer zu erheben.

Ist der Betrieb bis hierher mit einem Netz von Kontrolen überdeckt, durch dessen enge Maschen, die Redlichkeit der Beamten und gehörige Handhabung vorausgesetzt, der Brenner schwerlich entschlüpfen kann, so wird doch der Zweck noch nicht erreicht, da die Fässer, deren Inhalt versteuert ist, und welche die entsprechende Stempelmarke tragen, nach der Entleerung wieder gebraucht werden könnten, ohne von Neuem Steuer zu zahlen. Dies scheint die schwache Seite des ganzen Systems bezüglich der Möglichkeit der Hinterziehung der Steuer und es hat daher hier die Gesetzgebung mit besonderer Schärfe eingesetzt. Zwar ist die Stempelmarke über dem Ausflußloche jedes Fasses so angebracht, daß sie bei der Oeffnung desselben zerrissen wird; es mag jedoch nicht allzu schwierig sein, auf ein Faß, das im Uebrigen alle Merkmale der Versteuerung trägt, nach anderweiter Füllung eine neue mit der zerrissenen übereinstimmende, falsche Marke anzubringen. Um dies zu verhüten, ist vorgeschrieben, daß, wer ein gestempeltes Faß leert oder leeren läßt, verpflichtet sei, alle darauf befindlichen steuerlichen Vermerke auszutilgen, insbesondere auch die von dem Gauger vor der Entnahme aus dem Ware House darauf eingeschnittenen oder eingebrannten Vermerke durch einzuschneidende oder einzubrennende Linien auszustreichen. Die Verpflichtung ist auf alle Eisenbahnen und andere Transportführer ausgedehnt und ihre Nichterfüllung, außer mit Strafen, mit Konfiskation der Transportmittel selbst, d. h. der Eisenbahnwagen, Schiffe ꝛc., auf welchen gebotwidrige Fässer sich finden, bedroht. Außerdem aber nöthigt das angenommene System zu einer weiteren direkten Ueberwachung, insbesondere der Raffineure und der Händler. Diese Gewerbtreibenden dürfen Spiritus in größeren Quantitäten als 20 Gallons überhaupt nicht kaufen und in

Empfang nehmen, außer von autorisirten Brennern, Raffineuren oder Großhändlern. Jeder Raffineur und jeder Großhändler ist verpflichtet, an dem Tage des Empfanges von Spiritus aus fremder oder eigener Brennerei, vor Vornahme irgend welcher Aenderung daran, zu buchen: das Datum des Empfanges, den Namen des Verkäufers, den Ort, von wo der Spiritus gekommen, von wem er destillirt bez. raffinirt worden ist, und die Ordnungsnummer jeder Emballage, die Zahl der Wine Gallons, und der Proof Gallons, die Zahl der darauf befestigten Stempelmarke u. s. w. Aehnlich ist jeder Ausgang zu registriren. Am 10. jedes Monats ist sodann eine vollständige Abschrift dieser Buchungen für den vorangegangenen Monat dem Collector unter eidlicher Versicherung der Richtigkeit einzureichen. Jedes Faß mit raffinirtem Spiritus, welches die Raffinerie verlassen soll, muß vorher von dem Gauger mit einem Stempel versehen sein, der das Datum des Ausgangs und die darin enthaltene Menge von Proof Gallons angibt.

Neben der Steuer, der eigentlichen Tax, auf Spiritus ruht auf dem Betrieb noch eine Menge von Stempelabgaben, welche mehr den Charakter einer Gebühr haben, und als Entgelt für die einzelnen amtlichen Operationen erscheinen, welchen der Spiritus unterworfen ist. Sie betragen je 10 Cents für jedes Faß und sind zu entrichten für die Verbringung aus der Brennerei in das Ware House, bei Einbringung in die Raffiniranstalten oder zum Großhändler, bei der Ausfuhr ins Ausland, bei der Einfuhr von fremdem Spiritus u. s. w.

Alle Stempelmarken, die für Spiritusbesteuerung verwendet werden, sind in Buchform gestochen und werden von dem Commissioner of Internal Revenue an die Collectors nach Bedürfniß verabfolgt. Jede Marke hat einen Block, von welchem sie losgetrennt wird, und welcher im Buche verbleibt; derselbe hat die gleiche Ordnungsnummer wie der Stamp und wird nach

dessen Abtrennung mit allen Vermerken versehen, welche in den letzteren bei der Verwendung eingetragen worden sind.

Ich habe oben die Strafen, welche die Durchführung des Gesetzes sichern sollen, als außerordentlich hart bezeichnet. Sie bewegen sich zwischen 500 und 5000 Dollars, daneben in Freiheitsstrafen von 6 Monat bis 3 Jahr, verbunden mit einer Konfiskationsbefugniß, welche nicht blos die Produkte und Apparate des Brennereibetriebes, sondern unter Umständen auch alles persönliche Vermögen des Uebertreters umfaßt, das innerhalb der Anlage sich befindet. Um die Beitreibung der Strafen zu erleichtern, besteht überdies eine weitreichende Verpflichtung zur Sicherheitsbestellung — bond — durch Bürgen, welche der Collector für annehmbar erachten muß, und welche für die Erfüllung aller gesetzlichen Vorschriften, denen Brenner und Raffineure unterworfen sind, sowie für die Bezahlung aller verhängten Strafen haften. Der Brenner muß auch dafür Sicherheit bestellen, daß während des Betriebes weder das Brennereigrundstück noch einer der Apparate mit Pfandrechten oder anderen Verpflichtungen werde belastet werden.

Was nun die Wirksamkeit des ganzen Gesetzes anlangt, so rühmt der Verwaltungsbericht des Commissioner of Internal Revenue, daß im Allgemeinen Bereitwilligkeit zur Zahlung der Steuer vorhanden sei, daß die Beamten keinen Widerstand finden, und daß die heimliche Brennerei sowie der heimliche Verkauf durch Hausirer im Verschwinden sei. Gegen Beamte andererseits würden wegen Uebertretung ihrer Befugnisse selten Prozesse angestrengt, und es bestehe zwischen den Beamten des Bundes und den Staatenbeamten sowie mit den einsichtigen Bürgern ein gutes Verhältniß. Es läßt sich damit nicht recht in Uebereinstimmung bringen, daß nach demselben Bericht innerhalb der letzten 5 Jahre 4769 heimliche Brennereien aufgehoben und 8615 Personen wegen Uebertretung der Steuervorschriften verhaftet, sowie daß bei Ausübung ihres Amtes

26 Beamte getödtet und 64 verwundet worden sind. Für die optimistische Auffassung des Berichtes spricht allenfalls nur, daß das letzte Fiskaljahr sich günstiger stellt als seine vier Vorgänger. Daß die Beamten Versuchungen ausgesetzt und zugänglich seien, könnte aus der Maßnahme gefolgert werden, daß sie alle 60 Tage versetzt werden. In Cincinnati erzählte man mir, daß die volle Einhebung der Steuer bezweifelt werde. Spiritus koste im Markte 2 Cents per Gallon weniger, als die Produktionskosten und die Steuer zusammen sich berechnen und es lasse sich kaum anders denken, als daß die letztere verkürzt werde, wenn dies auch nicht auf Unredlichkeit der Beamten, sondern mehr auf Geschicklichkeit im Betriebe der Brennerei zurückzuführen sei.

Wirthschaftlich haben die Höhe der Steuer und die Modalität der Erhebung die Wirkung, daß sie zum Großbetriebe drängen, und daß derselbe vermöge der Kostbarkeit der Anlagen und der Höhe und Ausdehnung der Sicherheitsbestellungen nur von vermögenden Leuten unternommen werden kann. Die Gesammtzahl der Brennereien, welche aus Getreide Spiritus destilliren, beträgt in den Vereinigten Staaten nur 1240, von denen jede im Durchschnitt jährlich rund 44 000 Dollars Steuer zahlt. Die Brennereien, welche Spiritus aus Früchten (Aepfeln, Birnen, Weintrauben) gewinnen, genießen gewisse Erleichterungen, insbesondere bezüglich der Kontinuität des Betriebes; sie sind an Zahl den Getreidebrennereien um mehr als das Doppelte überlegen, bringen aber zusammen nicht voll 3 Prozent der Steuer auf, so daß sie eine relativ geringe Bedeutung haben. Andererseits hat die hohe Steuer nicht die Wirkung, daß sie den Branntweingenuß einschränke. Die bereits erwähnte Verdoppelung der Produktion in den letzten 6 Jahren, von welcher im letzten Jahre nur 13 Prozent exportirt wurden, spricht für die Ausdehnung des Verbrauchs, und wenn auch ein namhafter Theil davon für industrielle Zwecke Verwendung finden mag,

so wird doch aus der großen Zahl der Detailhändler geschlossen werden dürfen, daß der überwiegende Theil des Produkts dem menschlichen Genusse dient. Die Temperancebewegung kämpft dagegen nicht ohne Erfolg an, scheint aber zunächst nur die besseren Klassen zur Enthaltsamkeit zu führen. Als ein wirksames Repressiv bezeichnete mir ein mit den Verhältnissen vertrauter Amerikaner — das Bier, dessen Verbreitung den Branntweinsoff ersichtlich einschränke. Auffällig ist und zugleich charakteristisch für die Erwerbsverhältnisse, daß dies nicht durch die hohen Preise geschieht, welche für Branntwein im Detailverkauf gezahlt werden. Man rechnet, daß im Ausschank das Gallon, welches dem Händler 2 Dollars bis 2,50 Dollars kostet, ihm 5,70—8,55 Dollars bringt, je nachdem er das Glas für 10 Cents oder 15 Cents verkauft; in den meisten Fällen wird der 10 Cents Whiskey aus Rohsprit gemacht und kostet dem Verkäufer, „when smooth and ready for customers“ dann nicht mehr als 1,25—1,75 Dollars per Gallon. Sogenannter „honest whiskey“ kommt ihm per Gallon 3—3,75 Dollars zu stehen; er wird per drink für 15—20 Cents verkauft, bringt also, da 57 Gläser aus dem Gallon verschänkt werden, 8,55—11,40 Dollars per Gallon oder einen Profit von etwa 285 Prozent.

Doch nun genug von dem unseligen Schnaps!

Ich würde aber Cincinnati und mir Unrecht thun, wenn ich Dich unter dem Eindrucke ließe, als beschränkte sich, was hier Theilnahme erweckte, lediglich auf Taback und Spiritus, oder als sei der Scherzname „Porkopolis“, den die Stadt wegen ihres lebhaften Schweinehandels erhalten hat, ein Charakteristikum ihrer ausschließlich materiellen Richtung. Dem ist nicht so; vielmehr ist Sinn für die schönen Künste reichlich vorhanden und wird auch praktisch reichlich bethätigt. So besteht seit 3 Jahren in opulenter architektonischer Ausführung eine Music Hall, deren Hauptsaal 5000 Personen aufnehmen

kann, in welcher regelmäßige Aufführungen klassischer Musik stattfinden, und mit welcher eine wohl eingerichtete, musikalische Schule verbunden ist. Für ein Museum der bildenden Künste sind 300 000 Dollars von Privaten gewidmet und ist der Bau vorbereitet. Umfangreiche und gewählte Privatsammlungen von Gemälden sprechen für Geschmack und edle Anwendung erworbenen Reichthums. In dem Landhause von Mr. Longworth, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, fand ich neben Knaus und A. Achenbach eine Reihe der erlesensten Lessing's, welche ihr Eigener nicht blos hat um sie zu besitzen, sondern die er täglich, wie er ohne alle Ostentation bemerkte, mit Liebe und Freude betrachtet. Als die Studien und Skizzen des verstorbenen Meisters in Deutschland zum Verkauf kamen, hat Mr. Longworth, wenn ich recht unterrichtet bin für 10 000 Dollars, sie telegraphisch erkauft, um sie dem neuen Museum in Cincinnati zu schenken.

In Verbindung hiermit gedenke ich mit Vergnügen eines Besuches, den ich einer Anstalt zu machen Gelegenheit fand, welche unter der Leitung der Tochter von Mr. Longworth steht und von ihr im Wesentlichen unterhalten wird. Es ist eine Kunsttöpferei in Rockwood, bei deren Anlage sie das Ziel verfolgt, für Thongefäße, welche dem häuslichen Gebrauche dienen, edlere Formen einzuführen und den Geschmack in deren Dekorirung zu bilden. Die junge und anmuthige Frau, welche glücklich verheirathet ist, widmet einen großen Theil ihrer Zeit der Anstalt, in welcher sie täglich leitend und unterrichtend thätig ist. Die Arbeiter sind meist Mädchen und Frauen, die zum Modelliren und Malen angeleitet werden, und deren Leistungen zum Theil schon recht treffliche sind. Das Material ist ein vorzüglicher Thon, dem sich beim Brennen ohne Zusatz eine schöne tiefbraune Farbe geben läßt. Man sagt, daß die Begründung und Erhaltung der Anstalt der Stifterin schon etwa 35 000 Dollars gekostet habe. Auch wenn sie vom ge=

schäftlichen Standpunkt nicht rentabel werden sollte, was nicht in der Absicht liegt, so gibt sie doch eine wirksame Anregung auf einem bisher vernachlässigten Gebiete des Kunstgeschmackes und ist ein anerkennenswerthes Vorbild persönlicher Arbeit, die noch mehr besagt, als die Geldopfer, welche dafür gebracht werden. —

Ich habe nun noch über das zweite Blümchen an meinem Wege, über Pittsburg, zu berichten, obwohl das Wort stark deplacirt ist bei der Stadt, welche in Amerika die „Iron City“ oder auch die „Smoke City“ genannt wird. Auf der Hinfahrt war ich an ihr nächtlicher Weile vorüber gerollt; ich sah auch jetzt am Morgen erst etwas davon, als ich darin war; denn von der Eisenbahn aus ist in der Rauchwolke, die sie ständig überlagert, bei der Annäherung, wie man mir vorausgesagt hatte, nichts zu unterscheiden. Die Stadt ist ein Brennpunkt der Industrie insofern auch im allerwörtlichsten Sinne, als das schaffende Feuer hier niemals ruht; sie ist es aber auch im übertragenen Sinne, da in wenigen Städten in Nord-Amerika, die gewerbliche Thätigkeit in solchem Umfange, mit solcher Energie und mit solchem Erfolge betrieben wird. Mit Stolz rühmt die Handelskammer in ihrem jüngsten Bericht, daß Pittsburg den Eisenbahnen jährlich so viel Fracht gebe, wie irgend ein anderer Platz in den Vereinigten Staaten und daß wohl kein Haus im ganzen Westen sei, in welchem nicht ein Artikel der Pittsburger Industrie gefunden werden möchte. Die ebenso rasche als starke Entfaltung dieser Industrie ruht auf dem Reichthum an Erzen und Kohle, der Pennsylvania auszeichnet und auf der sehr günstigen Lage der Stadt. Sie liegt an dem Zusammenflusse des Monangahela und des Alleghany River, welche durch ihre Vereinigung den Ohio bilden und zwar auf dem Landdelta zwischen beiden Strömen. In diesen hat sie außer reichen Betriebskräften Wasserwege, welche 20 000 Miles westlich von den Alleghanies reichen und eine

billige Verbindung mit den Fundorten der Kohle und Erze, wie mit dem Mississippi und dem Golf von Mexiko herstellen.

Das Gebiet der Kohle in Pennsylvania umfaßt etwa 14 000 Quadratmiles und zeichnet sich ebenso durch Vorzüglichkeit des Produkts wie durch leichte Zugänglichkeit aus. Die Kohle steht an den Hügeln des Ohiothales über Tage und an den Uferbänken des Stromes an, so daß es nirgend kostspieliger Tiefbauten zur Gewinnung bedarf. Von besonderem Werth ist das Lager bituminöser Kohle, das südöstlich von Pittsburg in einer Länge von beiläufig 40 Miles und in einer Breite von 8—12 Miles sich erstreckt, und von dessen Kohle ein Coke gebrannt wird, das ebenso vorzüglich zur Gasbereitung, wie zur Verhüttung von Eisenerzen sich eignet. Etwa 8000 Cokeöfen sind nahe bei Pittsburg im Betriebe, mit einem entsprechenden Beitrage zu dem qualmenden Rauche. Ihre Produkte gehen den Mississippi hinunter und in den Westen so weit, daß die Fracht den Cokepreis um das Zwanzigfache übersteigt. Die Produktion der drei hauptsächlichsten Kohlenbezirke bei Pittsburg gibt mein Bericht auf mehr als 10 Millionen Tons an.

Eine nicht minder kräftige Ausdehnung hat die Produktion von Eisen, neuerlich auch die von Stahl genommen, die in den Vereinigten Staaten im letzten Jahrzehnt um fast 100 Prozent gewachsen ist. Pennsylvania allein bringt von der Gesammtproduktion etwa 50 Prozent auf und zwar hauptsächlich in und bei Pittsburg. Nicht ohne Interesse ist es, daß in der Stadt der erste Hochofen im Jahre 1792 durch einen Mann deutschen Ursprungs, George Anschütz, errichtet worden ist.

Die Stahlgewinnung in größerem Umfange ist in den Vereinigten Staaten sehr jungen Datums; sie gehört dem letzten Jahrzehnt an, hat sich aber seit 1870 um mehr als das Vierzigfache — auf 985 208 Tons — vergrößert. Die Hauptwerke, Edgar Thomson Steel Works, liegen einige Miles von

Pittsburg. Insbesondere wird Bessemer Stahl gemacht, und zwar wie der Bericht behauptet, so gut, wie in irgend einem Lande der Welt, und zu allen Zwecken, insbesondere zu Eisenbahnschienen verarbeitet. Nur in der Herstellung feinen Stahls für Messerschmiede wird Englands Uebergewicht noch anerkannt.

Außer dem Eisen spielt in der Metallindustrie Kupfer eine Rolle, welches aus den reichen Erzen gewonnen wird, die von dem Lake Superior herangebracht werden. An die Erzeugung des Rohmetalls hat sich nach und nach eine vielgestaltige Verarbeitung desselben angesetzt, die alle Arten von Maschinen, Geräthen und Waaren für den Hausgebrauch, in welchen Eisen, Kupfer oder Messing einen Bestandtheil bildet, in großer Ausdehnung hervorbringt. Specialitäten sind Nägel aller Art und die zur Befestigung der Schienen auf den Schwellen dienenden Langnägel (tie spikes) sowie die tanks und andere Apparate für die Gewinnung und Bewahrung des Petroleum, dessen reichste Quellen in der Nähe von Pittsburg fließen, und von welchem im letzten Jahre 866 467 Barrels in rohem, und 848 559 Barrels — à 50 Gallons — in raffinirtem Zustande nach Pittsburg gebracht worden sind. Auch das Petroleum ist einer von den reichen Schätzen, welche die Natur den Vereinigten Staaten so freigebig geschenkt hat; der Werth der Ausfuhr im Jahre 1880 allein wird auf mehr als 36 Millionen Dollars angegeben.

Einer besonderen Erwähnung neben diesen dominirenden Großindustrien verdient noch die Glasmanufaktur, welche aus kleinen Anfängen, die vom Ende des vorigen Jahrhunderts datiren, sich zu einer sehr ansehnlichen Industrie herausgearbeitet hat; sie beschäftigt in 75 Hütten fast 7000 Arbeiter. Flaschen, Lampencylinder und Gefäße von gepreßtem Glas sind die Hauptartikel, von denen namentlich die letzteren sich durch geschickte Behandlung und große Billigkeit auszeichnen.

Dank den guten Empfehlungen, die ich mitgebracht hatte, und die hier wie überall auf das prompteste honorirt wurden, habe ich eine ganze Reihe von Fabriken, insbesondere in der Eisen-, Stahl- und Glasbranche besucht. Da ich mit gutem Gewissen versichern konnte, daß ich kein Techniker wäre, fand ich nirgend eine Schwierigkeit, wie sie denen, welche als Sachverständige vermuthet werden, erklärlicher Weise entgegengestellt wird, vielmehr überall das höflichste Entgegenkommen. Ich will Dich aber mit meinen Beobachtungen nicht behelligen; es hieße Deine Langmuth mißbrauchen. Nur eine kleine, charakteristische Geschichte mußt Du zum Schluß noch hinnehmen, wenn sie mit meiner technischen Rundreise auch nur äußerlich zusammenhängt. Einer meiner amerikanischen Adressaten hatte mir einen Deutschen, der während meines Besuches zufällig in das Office kam, als Führer mitgegeben, um mich ohne Zeitverlust in einige Fabriken zu geleiten, die ich zu sehen vorhatte. Es ergab sich bei der Unterhaltung, daß er eines Glasmachers Sohn, seines Zeichens Buchhalter, zur Zeit aber ohne Stellung, und als Musikus des Abends, als Politician der demokratischen Partei bei Tage thätig war. Das Gespräch kam unterwegs auf Deutschland und dessen politische Zustände. „Wissen Sie," sagte er, „was wir nicht begreifen können, daß Sie nicht das Tabackmonopol drüben angenommen haben, obwohl Bismarck es doch so sehr gewünscht hat; dem Manne, der so viel für Deutschland gethan hat, hätten Sie das schon zu Gefallen thun können."

XX.

Boston. — Die Safe deposit Vaults. — Das Schulwesen. — Harvard University in Cambridge. — William Lloyd Garrison, der Vorkämpfer der Antisklavereibewegung.

Boston, Dezember 1881.

Endlich bin ich in Boston, das ich im Herbste und zwar bei Nacht umfahren habe, das aber zu sehen ich wie eine Pflicht fühlte, ehe ich mich gen Süden wende. Die Stadt hat einen besonderen Ruf über die Vereinigten Staaten hin, den sie theils dem Umstande verdankt, daß Erinnerungen an wichtige Ereignisse der amerikanischen Geschichte sich an die alte Ansiedelung in Massachusetts knüpfen, vornehmlich aber einer besonderen Pflege geistigen Lebens und feiner Sitte, die sie von Alters her geübt, und die ihr den Namen „der Stadt der Intelligenz" eingetragen hat. Die hohe Ausbildung des Unterrichtswesens, deren Boston sich rühmen kann, insbesondere die Bedeutung von Harvard University in dem benachbarten Cambridge, das von Boston aus begründet als die hervorragendste der Universitäten in den Vereinigten Staaten gilt, legt von der Bevorzugung idealer Güter, welche jenen Ruf begründet hat, Zeugniß ab, wie sie andererseits den Sinn dafür im Wechsel der Generationen erhalten und vertieft hat.

Es ist erst eine Woche, daß ich hier bin, aber ich fühle mich bereits so heimisch, wie bisher in keiner anderen amerikanischen Stadt und ich glaube, daß, wenn ich in den Vereinigten Staaten leben sollte, und den Aufenthalt mir wählen dürfte, ich auf Grund dieses wenngleich kurzen Eindruckes Boston wählen würde. Außer der Sympathie, welche der Ruf der Stadt von vornherein erweckt hat, mag dazu beitragen, daß ich von Freunden, die ich auf der Tour nach dem Westen gewonnen habe und die hier seßhaft sind, in gütigster Weise aufgenommen worden bin, nnd daß ich daher die Empfindung

des Fremdseins, die auch den abgehärteten Reisenden in einer neuen Umgebung bedrückt, hier kaum in den ersten Stunden gehabt habe.

Die Stadt liegt an der Westseite der Massachusetts Bai, in ihrem alten Theile auf einer Halbinsel von hügeligem Boden, weshalb sie von den ersten Ansiedlern Tremont genannt wurde. Das alte Boston hat theilweise enge Straßen, die sich dem Terrain anpassen und deshalb nicht gerade laufen. Es ist eine Erholung darin zu gehen, in Abwechselung gegen die regelmäßigen, rechtwinkeligen Straßen, welche alle jüngeren amerikanischen Städte in Quadrate theilen, wie die Felder eines Schachbrettes, was sehr praktisch ist, aber durch die Einförmigkeit langweilig wird. Von dem neuen Stadttheil, der meist dem sumpfigen Boden der Küste durch Aufhöhung abgewonnen ist, wird die alte Stadt durch die Public Gardens getrennt, welche auf einem Theil des Common Park angelegt sind, den die weitblickenden Ansiedler schon im Jahre 1634 für das öffentliche Wohl reservirten. Blumenparterres im Wechsel mit Gebüsch und kleinen Seen machen die Public Gardens zu einer Anlage von großer Anmuth, gleich förderlich für die Gesundheit der Bewohner wie angenehm zur Erholung. Auch die weitere Umgebung der Stadt, in deren Weichbild in neuerer Zeit mehrere ländliche Orte der Nachbarschaft eingezogen worden sind, ist von großem landschaftlichem Reize; sie erscheint wie ein weiter Park mit zahlreichen Landhäusern in wohlgepflegten Gärten, die von Geschmack wie von Reichthum zeugen, auf den Terrainerhebungen mit weiter Aussicht über die Bay und von trefflich gehaltenen Wegen durchzogen. Selbst der trübe Himmel, der über der Landschaft lag, als ich mit einem meiner Gastfreunde eine Rundfahrt machte, ließ, wenn er auch die Fernsicht verdarb, von der Frische und dem Wechsel der Natur noch genug erkennen, um auf ihre Schönheit in heiterer und milder Jahreszeit schließen zu lassen.

Daß Boston auch eine bedeutende Handelsstadt ist, brauche ich kaum zu sagen. Es folgt im Werthe seines Einfuhrhandels unmittelbar nach New-York, während in demjenigen der Ausfuhr aus seinem Hafen außer letzterem Platze noch Baltimore und New-Orleans ihm vorgehen. Doch lasse ich diese Seite der Bedeutung im Ganzen außer Betracht, nachdem ich Deine Geduld anderweit so viel dafür in Anspruch genommen habe. Nur eine Einrichtung will ich beschreiben, die mir durch ihre Eigenthümlichkeit aufgefallen ist und die ich, wenn sie auch anderswo in ähnlicher Art sich findet, doch nirgend so vollständig kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe; es sind dies die „Security Safe deposit vaults", Depots zur feuer- und diebessicheren Verwahrung von Geld- und Werthsachen, welche von Bankiers für ihre Kunden und in besonderer Vollendung von einer zu diesem Zweck gebildeten Aktiengesellschaft in dem sog. Equitable Building gehalten werden.

Für die Sicherheit der Depots ist Alles gethan, was die Geschicklichkeit des Baumeisters und des Schlossers vereint für den Zweck leisten kann. In der Privatbank, die ich zu sehen bekam, ist das Safe im Erdgeschoß des ganz massiven Hauses von dicken Hausteinen aufgeführt, durch einen schmalen Gang ringsum isolirt und gegen Durchbrechung von dem Nachbargebäude aus noch besonders geschützt. Es wird durch massive eiserne Doppelthüren geschlossen, welche außer mit Schlüsselschlössern mit zwei Combinationsschlössern verschlossen werden, derart, daß nur mehrere Personen, die gleichzeitig agiren müssen, sie öffnen können; außerdem sind sog. Chronometer oder Time Locks an der Innenseite der Thüren angebracht, die nur zu bestimmten Zeiten innerhalb der Geschäftsstunden aufgeschlossen werden können. Der Zugang zu dem Safe ist durch starke eiserne Gitter abgeschieden, welche ebenfalls verschlossen gehalten werden und vor denen beständig bewaffnete Wächter patrouilliren, deren Wachsamkeit durch elektrische Uhren kontrolirt wird.

Direkte telegraphische Verbindung mit der nächsten Polizeistation und besondere elektrische Alarmsignale verstärken den Schutz gegen gewaltsame Angriffe.

Das Gewölbe in dem Equitable Building besteht aus zwei Etagen, deren untere, für Werthsachen bestimmt, auf dem Fundament des Hauses steht und von Granitblöcken hergestellt ist, die durch schmiedeeiserne Querriegel verbunden sind. Darüber ist das zweite Gewölbe, dessen Wände aus wechselnden Lagen von Stahl und Eisen von großer Dicke bestehen, zusammengehalten durch von innen vernietete Stahlbolzen. In dem Gewölbe sind Safes von allen Größen, welche vermiethet werden; in diese werden Kisten — boxes — von Zink geschoben, in welche der Miether seine Werthpapiere legen kann; er allein hat dazu den Schlüssel und während der Geschäftsstunden jederzeit Zutritt. Sie werden auch von Geschäftsleuten benutzt, welche ihre baaren Bestände zur Nachtzeit nicht in ihren Offices lassen wollen.

In der Nähe der Safes befindet sich eine Reihe verschließbarer Räume, wie Badezellen neben einander, in welchen die Kunden ihre boxes öffnen, Papiere einlegen und herausnehmen, Coupons abschneiden können u. s. w. und in denen sie völlig abgeschlossen und ungestört sind. Sie sind mit Schreibpult, Stuhl, Beleuchtung und Schreibgeräthen bequem ausgestattet. Für Ladies in besonderer Abtheilung. Daß Wasch- und Toiletteuräume dabei nicht fehlen, ist selbstverständlich. Die jährliche Miethe für ein Safe beträgt nach der Größe desselben 10—100 Dollars. Für die Verwahrung von Silber, Diamanten, Uhren, Gemälden, Statuen, werthvollen Büchern und Kleidungsstücken, welche in verschlossenen Koffern oder Kisten angenommen werden, wird eine Gebühr von 1 Prozent des Werthes nach der Schätzung des Eigenthümers berechnet.

Die Equitable Buildings Company bietet ihren Kunden außer diesen Leistungen in ihrem Hause noch die Benutzung

eines Leseraumes und anderer Räume, welche für Versammlungen, Besprechungen, zum Schreiben u. s. w. eingerichtet sind. Der Leseraum ist ein prächtiger großer Saal mit glänzender Ausstattung zugleich mit guter Ventilation und gutem Lichte. Alle täglichen Finanzblätter Bostons und anderer Städte der Vereinigten Staaten liegen aus; was sonst an Zeitschriften und literarischen Hilfsmitteln für Bankiers und Kapitalisten von Interesse ist, bietet die Bibliothek. Ein im Saale einlaufender Papierstreifen bringt ununterbrochen von allen Börsenplätzen der Vereinigten Staaten telegraphische Nachricht über alle wichtigen Vorkommnisse und Wendungen des Geldmarktes. Charakteristisch ist, daß unter den zahlreichen ausländischen Zeitungen zwar Blätter aus China und Neu-Seeland sich finden, aber nicht ein einziges aus Deutschland.

Dies wäre ein glimpse auf das kaufmännische Boston; einen anderen, der Dir anmuthender sein wird, lasse ich auf das musikalische fallen. Am 16. Dezember, Beethovens Geburtstage, war zu dessen Feier ein Konzert. Ein Billet für die Aufführung konnte ich nicht mehr erhalten, da Alles vergriffen war; nur für die Generalprobe — rehearsal — die am Mittage Statt fand, vermittelte mir die Sorglichkeit meiner Freunde Zutritt. Unter Henschel's Leitung wurden die Egmont-Ouvertüre, das G-dur Konzert für Klavier und die C-moll Symphonie aufgeführt. Dazwischen Beethovensche Lieder von der Frau des Dirigenten, einer Amerikanerin, gesungen. Ich hatte an der Leistung meine herzliche Freude, nicht blos wegen der recht trefflichen Ausführung, sondern auch ob der lebendigen und warmen Theilnahme bei den Hörern. Auch für die Probe waren alle Plätze genommen, zumeist von Damen; der Beifall des aufmerksamen Auditoriums, begeistert und doch wohl abgewogen, gab Zeugniß nicht minder von musikalischer Empfänglichkeit, wie von richtigem Verständniß. Ich kann kaum sagen, wie wohlthuend diese Huldigung für den edelsten, musikalischen Genius mir war.

Auf einen etwas längeren glimpse mache Dich nun aber gefaßt, der dem Schulwesen von Boston gilt; die Schule ist nun einmal meine Liebe. Boston ist darin allzeit voran gewesen. Das System in seinen Schulen ist im Allgemeinen dem von St. Louis, über welches ich von dort geschrieben habe, ähnlich; es baut sich aus Elementar- (407) und Grammar- oder Mittel- (50) Schulen auf, über denen noch die höheren Anstalten der Latin- und High Schools (10) stehen. Durch eine Normal School (Seminar) ist auch hier für die Ausbildung von Lehrerinnen Sorge getragen. Außer diesen 467 Schulen mit 1117 Lehrern, für welche 51 407 Schüler eingeschrieben sind, bestehen noch mehrere Special- und Abendschulen mit mehr als 3000 Schülern.

In den Elementarschulen, welche die Kinder bis zum 9. Jahre behalten, und in den Grammar-Schools, welche von ihnen bis zu 16 und 17 Jahren besucht werden, ist der Unterricht für Knaben und Mädchen gesondert; in den letzteren, in welchen über 55 Prozent aller Schüler sich befinden, sind mehr als 8 Prozent über 15 Jahr alt. Auch von den zehn höheren Lehranstalten sind je zwei allein für Knaben und für Mädchen, wogegen in den übrigen sechs die Kinder gemeinschaftlich den Unterricht empfangen. Von den beiden höheren Mädchenschulen ist die eine (mit 552 Schülerinnen) ein High School, also unseren Realschulen ähnlich, die andere (mit 140 Schülerinnen) eine Latin School, die unserem Gymnasium nahe steht. In den sechs gemischten High Schools überwiegen die Mädchen der Zahl nach (356 von 625 Schülern). Die Neigung, Mädchen höhere Geistesbildung zu gewähren, spricht sich nicht blos in diesen Zahlen, sondern auch in der Dauer des Unterrichts aus; in den Girls High-Schools sind 182 Schülerinnen älter als 18 Jahre und das Durchschnittsalter ist $16^2/_3$ Jahre, während es für alle High Schools sich auf $15^3/_{12}$ Jahre stellt; in der Normal School sind alle Schülerinnen über 18 Jahre alt.

Vielleicht hängt damit der Ruf zusammen, welchen die Bostonierinnen wegen ihres Wissens und ihrer feinen Haltung überall in den Vereinigten Staaten genießen; man erkenne sie, wird gesagt, schon an der Erscheinung.

Ungeachtet der Trennung der Geschlechter in den Schulen überwiegen unter den Lehrern die Frauen, deren (unter 1117) 947 sind, vornehmlich (908) an den Elementar- und Mittelschulen, während an den höheren Lehranstalten, wenigstens der Knaben, nur Männer lehren.

Ich habe mehrere Schulen der verschiedenen Arten in Begleitung des verdienten Superintendent des Unterrichtswesens Mr. Seaver, besucht. Sehr zweckmäßig sind überall die äußeren Einrichtungen: keine Ueberfüllung der Räume, 30—40 Kinder in einer Klasse, für jeden Schüler ein verschließbares freistehendes Pult mit festem Stuhle, Licht von beiden Seiten. Die Kinder, auch in den Elementarschulen, welche zum Theil niederen Ständen angehören, durchweg sauber, von gutem Aussehen und aufgeweckt; manche farbige (colored, Mischlinge) sind darunter, ohne daß das Zusammensein Anstand oder Schwierigkeit findet. Der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern ist freundlich, fast heiter; die Antworten werden meist frisch und sicher gegeben. Um zu erreichen, daß alle Schüler daran kommen, sind ihre Namen auf Karten geschrieben, welche der Lehrer oder ein als Famulus neben ihm sitzender Schüler zieht, den gezogenen Namen aufrufend. Erwähnenswerth ist eine Einrichtung, welche ich in der Everett School für Mädchen sah: körperliche Uebungen mit musikalischer Begleitung sowohl im Stehen als im Sitzen ausgeführt, ganz nach Schreber, aber in Beschränkung auf den Oberkörper; sie sind eine gute Gewöhnung an den Rhythmus und zugleich eine gesunde und erfrischende Bewegung des Leibes. Die Kinder hatten offenbar große Freude daran.

Als bezeichnend für die Methode des Unterrichts lasse Dir

folgende kleine Geschichte gefallen. Wie ich schon früher hervorgehoben habe, ist der Geschichtsunterricht in erster Linie auf die Geschichte der Vereinigten Staaten gerichtet. An die besprochenen Thatsachen knüpfen sich Diskussionen, bei denen über widerstreitende Ansichten von den Schülern abgestimmt wird. In einer Klasse der Grammar School, deren Zöglinge etwa im Alter von 12—14 Jahren standen, bemerkte die Lehrerin, daß in der Geschichtsstunde am Morgen der Aufstand in Boston, welcher in Folge der vom englischen Parlamente gegen den Einspruch der Kolonien auferlegten Theezölle im Jahre 1773 ausgebrochen war und zur Vernichtung von Theeladungen geführt hatte, besprochen worden und daß dabei auch der Thatsache Erwähnung geschehen wäre, daß einer der englischen Zollbeamten angegriffen und sein Haus demolirt worden war. Ueber die Bedeutung dieser letzteren Thatsache wären die Schüler veranlaßt worden sich auszusprechen und es wäre die Frage gestellt worden, ob der Angriff Recht oder Unrecht gewesen wäre. Die Mehrzahl hatte sich bei der Abstimmung dafür entschieden, daß er ein Unrecht gewesen. Der Superintendent wünschte auf die Diskussion zurückzukommen und die Gründe der Votanten zu hören. Ein kleiner pausbäckiger Junge von 12—13 Jahren, der Amanuensis der Lehrerin, kam zuerst an die Reihe. Er hatte für „Unrecht" gestimmt und gab als Grund an, daß, da der Zollbeamte lediglich im Auftrage seiner gesetzmäßigen Regierung gehandelt hätte, er es nicht für Recht hätte finden können, ihn für die Erfüllung seiner Amtspflicht an seinem Körper und Vermögen zu schädigen. „Der Grund läßt sich hören," sagte der Superintendent, „welche weitere Gründe hattest Du für Dein Urtheil?" Der Krauskopf zögerte ein wenig; dann sagte er mit einem schlauen Lächeln: „ich ziehe vor, damit zu warten, bis ich die Argumente meiner Gegner gehört habe."

In der obersten Schulverwaltung der Stadt ist man für

eine Reform der Unterrichtsmethode thätig, von welcher Uebungen wie die erwähnte, bereits ein Ergebniß zu sein scheinen. Im Allgemeinen ist, soweit meine Betrachtung reicht, der Unterricht auf Erweckung des Nachdenkens nicht eingerichtet. Text Books, in welchen die Lehrgegenstände in Frage und Antwort abgehandelt sind, bilden in den Schulen aller Grade die hauptsächlichste Grundlage des Unterrichts und die Lehrer lassen sich genügen, wenn die Antworten auswendig gelernt und fließend hergesagt werden. Was davon aufgenommen ist und ob das Kind sich bei dem Satze, den es auf die dem Text Book wörtlich entnommene Frage herunterleiert, etwas denke, scheint eine nebensächliche Sorge. Dem tritt hier die Unterrichtsverwaltung entgegen. Sie setzt an den Textbüchern aus, daß sie nur abstrakte Definitionen geben, die unverstanden bleiben und dringt darauf, daß die Kinder angeleitet werden, darüber nachzudenken und sich den Sinn selbstthätig zu eigen zu machen. „Nur erziehlicher Unterricht ist guter Unterricht" ist als der leitende Grundsatz hingestellt. Es wäre ein segensreicher Wandel, wenn danach verfahren würde.

Ueber diese breiten und wohlfundirten Unterschichten der Volks- und mittleren Bildung hebt sich nun wie die Spitze der Pyramide Harvard University, dessen bestimmenden Einfluß auf das geistige Leben von Boston ich schon oben angedeutet habe, ebenso wie es seinerseits Glanz und Kraft der werkthätigen Theilnahme Bostons verdankt. Die Fürsorge meiner Freunde in Boston vermittelte, daß ich bei dem Präsidenten der Universität, Mr. Elliot, eingeführt wurde, welcher der Universität seit zwölf Jahren vorsteht und dessen hohe Verdienste in deren Leitung unbestrittene Anerkennung finden. Er hatte die Güte, mich mit den Einrichtungen der Universität theils persönlich, theils durch seine Beamten bekannt zu machen, soweit dies in einigen Tagen möglich ist, wofür ich ihm besonderen Dank weiß.

Cambridge, der Sitz der Universität, liegt in gerader Linie

etwa $2^1/_2$ Miles von Boston am Charlesflusse, der in die Massachusetts Bay mündet und über den zwei Brücken Behufs der Verbindung mit Boston geschlagen sind. Es ist fast ebenso alt wie Boston selbst, dessen erste Anfänge auf das Jahr 1632 zurückgeführt werden und sollte nach der Absicht des Gouverneurs von Massachusetts Bay, der es unter dem Namen New-Town begründet hat, die Hauptstadt der Kolonie werden. Der Court General der letzteren setzte im Jahr 1636 400 £ zur Begründung einer Schule daselbst aus; jedoch konnte dieselbe erst ins Leben treten, nachdem John Harvard, ein nichtkonformistischer Geistlicher aus England, der ein Jahr zuvor nach dem benachbarten Charlestown gekommen war und daselbst 1638 starb, ihr die Hälfte seines Vermögens im Belauf von etwa 800 £ und seine Bibliothek von 300 Bänden letztwillig zugewendet hatte. Zum Dank für diese Zuwendung wurde der jungen Schule sein Name beigelegt und bald darauf auch New-Town in Cambridge umgetauft, angeblich weil die Mehrzahl der Geistlichen, welche in der Kolonie wirkten, ihre Bildung in Cambridge — England — erhalten hatte und weil die Vorbildung von Geistlichen schon damals als die besondere Aufgabe der Schule erkannt wurde. Die Kolonisten fanden sich zu weiteren Zuwendungen bereit und die Schule wurde zu einem College erhoben. Die Stadt ist sodann mit der Schule gewachsen und hat mit deren Schicksal das ihrige eng verknüpft; auch heut noch, wo sie mehr als 80 000 Einwohner zählt, hängt ihre Bedeutung wesentlich an der Schule, deren Ruf und Werth auch ihr einen weit bekannten Namen bereitet haben. Sie hat den Ruhm, daß in ihr die erste Buchdruckerpresse in Amerika aufgestellt wurde (1639).

Harvard College hat viele Wandlungen durchgemacht seit es seinen ersten Charter als Korporation im Jahre 1650 erhielt. Es war in seinen ersten Anfängen ein puritanisches Seminar und hat diesen Charakter über ein Jahrhundert bewahrt;

dann als in dem Streite der religiösen Meinungen zwischen Orthodoxen und Liberalen, für welchen es ein Hauptkampfplatz wurde, die letzteren allmälig die Oberhand gewannen, wurde es ein College der humanen Wissenschaften, an welchem die Theologie zurücktrat und dessen Verwaltung dem kirchlichen Einfluß sich entzog; in diesem Jahrhundert hat es sich zu einer freien und unabhängigen Universität gestaltet, die nach Umfang und Methode der Studien, welche an ihr gepflegt werden, den Pflanzstätten der Wissenschaft, welche bei uns diesen Namen tragen, am nächsten kommt. Eigenthümlich ist an dieser Entwickelung, daß die Anstalt fast ausschließlich durch die Liberalität von Privatleuten ausgestattet, erhalten und soweit fundirt worden ist, daß sie auf eigenen Füßen steht und keine Geldunterstützung des Staates bedarf, wie sie auch von jeder Einwirkung der Regierung auf ihre Leitung und Verwaltung unabhängig ist; sodann, daß sie dazu gelangt ist, und zwar meines Wissens allein, an die Stelle des Zwanges in den Studien für den größten Theil derselben die Freiheit der Wahl zu setzen. Das Vermögen der Universität, welches die Mittel für ihre Unterhaltung einträgt, stellt sich auf rund vier Millionen Dollars; rechnet man den Werth der Gebäude nebst Ausstattung und der Sammlungen dazu, so erhöht sich der Betrag auf das Doppelte. John Harvards Legat hat danach reichliche Frucht getragen.

Die heutige Universität umfaßt eine große Zahl von Instituten, von denen einige sich nur an sie anlehnen, weil der Wille der Stifter die Verbindung gewollt hat, ohne daß der Zusammenhang ein organischer ist, während andere nur Hilfsinstitute sind, die aber vermöge ihrer Begründung und Verwaltung eine gesonderte Stellung einnehmen. Die eigentlichen Unterrichtsanstalten sind: 1) Harvard College, 2) das theologische Seminar (Divinity school), 3) die Rechtsschule (Law school), 4) die medicinische Schule (Medical school), 5) die zahnärztliche Schule (Dental school), 6) die Lawrence Scientific

School für Ingenieur- und Naturwissenschaften, 7) das Graduate Department für Philologie, Geschichte und Literatur; dazu kommen 8) das Museum für vergleichende Zoologie, 9) der botanische Garten, 10) die Sternwarte, 11) die Bibliothek, 12) das Hemenway Gymnasium für gymnastische Uebungen, 13) Bussey's Institut für Acker- und Gartenbau, 14) Arnold's Arboretum, eine Baumschule, und 15) Peabody's Museum für amerikanische Archäologie und Ethnologie.

Die der Universität gehörigen und ihren Zwecken dienenden Gebäude (40 an der Zahl) liegen mit wenigen Ausnahmen in Cambridge; nur die medicinischen Anstalten befinden sich, da die Kliniken auf die Hospitäler der größeren Stadt gewiesen sind, in Boston, und die der Bussey Institution sind in dem benachbarten Jamaica Plain. In Cambridge ist Harvard Square der Mittelpunkt, um den sich die Gebäude gruppiren, die, in verschiedenen Zeiten entstanden und in dem Style gebaut, der dem besonderen Geschmack ihrer Stifter entsprach, auch vermöge der im Aeußeren zu Tage tretenden Verschiedenheit ihrer Bestimmung an Einförmigkeit nicht leiden. Mehrere davon sind Wohnhäuser für Studirende, die zum weitaus größten Theile als Inmates der Universität in Cambridge leben; einige dienen zu Offices und Wohnungen der Universitätsbeamten. Harvard Square ist ein ruhiger, schlummeriger Triangel mit grünem Rasen und alten Bäumen. Am östlichen Ende steht Wadsworth House, die Wohnung der früheren Präsidenten von Wadsworth bis Everett, das verschiedene Male auch General Washington beherbergt hat und jetzt als Wohnhaus — dormitory — für Studirende dient. Für den Präsidenten ist vor 15 Jahren ein neues Haus, ein komfortables Cottage, an Quincy Street etwas entfernt von dem Square, gebaut worden, das Peter Brooks in Boston geschenkt hat. Nahe bei Wadsworth House stehen Dane Hall, das die Rechtsschule beherbergt, und Matthew's Hall, 1872 auf Kosten eines Bostoner

Kaufmanns im Style der Kollegien von Oxford aus den Zeiten der Elisabeth erbaut. Nördlich davon ist Massachusetts Hall, das älteste der Gebäude, das 1720 als Wohnhaus erbaut, jetzt als Lesesaal und Prüfungsraum eingerichtet ist; gegenüber Harvard Hall, das die Stadt Boston im Jahre 1766 als Ersatz für ein Gebäude der Universität gebaut hat, welches während einer Pockenepidemie in der Stadt zu den Sitzungen des General Court benutzt worden und das in dieser Zeit abgebrannt war. Außer anderen Wohn- und Unterrichtsgebäuden (Hollis-, Boylston-, Stoughton-, Holworthy-, Thayer- und Gray Hall, die alle den Namen ihrer Begründer tragen) liegen an dem Square noch University Hall, welche die Offices des Präsidenten und der Dekane enthält und Weld Hall, das ein Kaufmann in Boston zu Ehren seines verstorbenen Bruders und zwar ebenfalls wie Matthew's Hall im Styl der englischen Kollegienstifte hat erbauen lassen. Die übrigen Universitätsgebäude liegen außerhalb des Square.

Die gesammte Anstalt wird gegenwärtig von 1370 Studenten besucht; die Gesammtzahl der Lehrer aller Grade beträgt 158.

Den Ausgangspunkt und in gewissem Sinne auch heut noch ihren Kernpunkt bildet Harvard College, an welchem 823 Studenten, also fast $^2/_3$ der Gesammtzahl eingeschrieben und 55 Professoren und Instrukteure thätig sind. Es ist auf vier Jahreskurse angelegt und etwa mit den zwei oberen Klassen eines deutschen Gymnasiums parallel zu stellen, obwohl manche wesentliche Verschiedenheiten bestehen. Die Bedingungen der Aufnahme sind der Nachweis bisheriger guter Führung und, wenn bereits ein anderes College besucht worden ist, ehrenhafte Entlassung von demselben, sodann die Deposition einer Summe von 400 Dollars in baar oder deren Sicherung durch geeignete Bürgen, endlich das Bestehen einer mündlichen Prüfung. Bei dieser Prüfung, welche drei Tage in Anspruch nimmt, sind

einige Fächer obligatorisch, nämlich Latein, Griechisch, alte Geschichte und Geographie, Mathematik, Physik, englische Sprache und Französisch oder Deutsch. Die Ansprüche, welche hier gestellt werden, mögen über das, was ein Schüler unserer Gymnasialtertia leisten soll, kaum hinausgehen. Daneben sind vier Gruppen von Gegenständen elektiv in dem Sinne, daß der Kandidat wählen kann, in welchen er geprüft werden will, mit der Maßgabe jedoch, daß er mindestens in zweien derselben die Prüfung bestehen muß. Diese Gruppen sind Latein, Griechisch, Mathematik und Naturwissenschaften, in welchen, soweit sie bereits unter die obligatorischen Gegenstände aufgenommen sind, höhere Anforderungen gestellt werden, z. B. im Latein Cicero's Reden neben der Aeneïde und Ovid's Metamorphosen, im Griechischen Herodot und Ilias. Die Prüfung kann übrigens auch in zwei Stadien abgelegt werden, zwischen denen ein Jahr liegen muß, wie sie andererseits nicht blos für den Freshman Course, sondern unter entsprechend höheren Anforderungen auch behufs Aufnahme in die drei weiteren Kurse abgenommen wird. Eigenthümlich ist, daß die Prüfungen für den Zweck nicht allein in Cambridge, sondern zu voraus bestimmten Tagen mit vorgängiger Anmeldung auch in New-York, Chicago, Philadelphia, Cincinnati, Exeter und San Francisco abgehalten werden.

Das Ziel der Collegeschüler ist der Grad des Bachelor of Art und auf seine Erreichung ist der Gang der Studien berechnet, welche, wie bei der Zulassungsprüfung, zum Theil obligatorisch zum Theil elektiv sind, indem der Student selbst unter den verschiedenen Lehrkursen, welche das College bietet, wählen kann. Obligatorisch sind alle Unterrichtsgegenstände im ersten (Freshman) Jahreskurse; im zweiten (Sophomore) sind es nur Rhetorik und einzelne schriftliche Uebungen; nur Uebungen der letzteren Art sind es für die beiden letzten Jahrgänge. Auch bei den Elektivstudien ist jedoch insofern eine Grenze gezogen, als der

Student an mindestens 12 Lehrstunden in der Woche das Jahr hindurch sich betheiligen und als den Instruktoren nachgewiesen werden muß, daß die geeignete Vorbildung für die betreffenden Studienzweige vorhanden ist. Die Ertheilung des Grades selbst hängt davon ab, daß der Student bei den Prüfungen die nöthige Anzahl von guten Censuren erhalten habe, die nicht unter der Hälfte der Höchstzahl der Censuren sein dürfen.

Ich habe den Lektionen in verschiedenen Klassen des College beigewohnt, in Mathematik, Deutsch, Latein, Philosophie 2c. In der mathematischen Klasse waren nur 11 Zuhörer; der Lehrer stellte Fragen und am Schluß der Uebungen eine Aufgabe, zu deren Bearbeitung jedoch kein Zwang besteht; sie sollte in der nächsten Stunde besprochen werden. In der Lateinklasse wurde Sueton's Vitellius gelesen, im wirklichen Sinne nur gelesen, nicht übersetzt; das Verständniß wurde vorausgesetzt; der Lehrer gab ab und zu eine Erläuterung des Sinnes und wies auf Parallelstellen hin. Die Aussprache entsprach der bei uns üblichen mit Ausnahme einiger Konsonanten (c t k), bei welchen man hier der altrömischen besser auf der Spur zu sein glaubt. Die Emancipation von der englischen Aussprache, die auch im Griechischen durchgeführt wird, ist sicher ein Fortschritt, sie fiel aber den jungen Leuten anscheinend schwer, da die Aussprache auffallend hart war.

In der deutschen Klasse wurde Schillers „Kabale und Liebe“ gelesen und exegetisch behandelt, eine immerhin auffallende Wahl. Die Studiosen übersetzten ziemlich sinngemäß und zwar prima vista und waren eifrig bei der Sache. Die kühnen und wilden Ausdrücke, die „genialischen Kraftworte“ weckten namentlich ihre Wißbegier. Vor deutschen Fürsten und Ministern werden sie allerdings einigen Abscheu bekommen.

Der Unterricht im College dauert von 9—4 Uhr mit einer Pause von fünf Minuten und wird in den einzelnen Kursen pünktlich begonnen. Täglich geht ihm ein Gottesdienst

in Holden Chapel voraus, an welchem die Studenten Theil nehmen müssen. Den Sonntag können sie mit ihrer Familie verbringen, oder mit Genehmigung der Fakultät des College in befreundeten Familien. Geschieht dies nicht, so müssen sie dem sonntäglichen Gottesdienst beiwohnen, wenn sie minderjährig sind, in einer Kirche, welche der Vater oder Vormund bestimmt hat, wenn sie großjährig sind, nach eigener Wahl, von welcher jedoch dem Dekan vor Beginn des akademischen Jahres Anzeige zu machen ist. Die Kirchenplätze werden für alle Studenten auf Kosten des College gemiethet, wenn die Kirche in der Nähe von Harvard Square liegt.

Die übrigen Lehrinstitute, die Professional Schools, sind von dem College nicht so scharf getrennt, wie bei uns etwa das Gymnasium von der Universität, was sich aus der theilweisen Freiheit der Studienwahl im College und aus der immerhin schärferen Ordnung, welcher die Graduates bei Fortsetzung ihrer Studien unterliegen, erklärt. Auch die Gebäude sind für die einzelnen Anstalten nicht ausschließlich benutzt, sondern nach Maßgabe des Bedürfnisses derselben und ihrer eigenen Zweckmäßigkeit dafür.

Die Zulassung zu den Professional Schools ist bedingt durch die Erlangung des Grades als B. A. im Harvard College oder in einem anderen College, dessen Leistungen als gleichwerthig erachtet werden, anderenfalls durch Bestehen einer besonderen Prüfung, außerdem wie bei der Aufnahme in das College durch Kautionsstellung für die Zahlung der Unterrichtskosten. Die Kurse im theologischen Seminar wie in der Rechtsschule sind dreijährig, in der medicinischen und technischen Schule vierjährig, in der zahnärztlichen von zweijähriger Dauer. Die Zahl der Studenten in der Professional Schools ist relativ gering (513); am bedeutendsten in der medicinischen Schule (241) und in der juristischen (156); die technische Schule zählt 37, das theologische Seminar 23; in Bussey Institution sind sogar nur 5 inskribirt.

Die geringe Zahl der Studenten in der theologischen Schule, welche ihre Schüler ehedem nach Hunderten zählte, ist eine Signatur der Veränderung, welche die Richtung der Anstalt erfahren hat. In ihren Grundgesetzen steht, daß von Lehrern oder Studenten der theologischen Schule kein Bekenntniß zu besonderer Glaubenslehre oder Uebung irgend einer Art von Christenthum verlangt werden darf. Bei der eigenthümlichen Schärfe, zu welcher das Bekenntnißwesen der protestantischen Religionsgenossenschaften der Vereinigten Staaten entwickelt ist, erklärt es sich vielleicht aus der Unabhängigkeit davon, welche jener Grundsatz proklamirt, daß die der Theologie Beflissenen es nicht zweckmäßig finden, in der Divinity School von Harvard sich ausbilden zu lassen.

Die Scientific School hat 4 Abtheilungen: für Ingenieurwissenschaften, für Chemie, für Naturgeschichte, Geologie und Biologie und für Mathematik, Physik und Astronomie, in denen jedoch zunächst 2 Jahre allgemeinen Studien gewidmet werden, ehe die Specialstudien beginnen. Es scheint, als wenn die Schule nicht recht gedeihen wolle; die mathematischen Disciplinen wiegen allmälig vor.

Eine besondere Bewandtniß hat es mit dem Graduates Department, das nicht eine besondere Lehranstalt, sondern ein System besonderer Vorlesungen bedeutet, für Bachelors of Art und of Science, welche die höheren Grade des Master of Art, des Doctor of Philosophy oder des Doctor of Science erringen wollen. Es umfaßt semitische Sprachen, Sanskrit und Zend, klassische Philologie, neue Sprachen, Philosophie, politische Oekonomie, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, auch römisches Recht und Musik. Die Verleihung der akademischen Würden erfolgt auf Vorschlag des akademischen Rathes, der aus dem Präsidenten, den Professoren und Hilfsprofessoren der Universität besteht und zum Zweck der Vornahme der vorgängigen Prüfungen in 14 Kommissionen getheilt ist. Die

Zulassung zur Prüfung ist bedingt durch den Grad des Bachelor und die Verfolgung eines course of liberal study, d. h. der vorerwähnten Disciplinen — nach näherer Bestimmung des akademischen Rathes — dessen Dauer für den Master of Art auf ein Jahr, für den Doctor of Philosophy auf 2 Jahre, für den Doctor of Science auf drei Jahre vorgesehen ist. Dazu kommt die befriedigende Ausarbeitung einer Thesis. Der Doctor of Philosophy schließt den Master of Art ein, was auch in dem vollen Titel ausgedrückt wird.

Außer der Ausbildung der geistigen Fähigkeiten ist neuerdings besondere systematische Sorgfalt auch der körperlichen Ausbildung zugewendet, jedoch in einer von unserem Turnen wesentlich verschiedenen Weise. Dazu dient ein Gebäude, Gymnasium genannt, das die Universität der Liberalität von Augustus Hemenway verdankt, ein stattliches Haus mit voller Ausstattung für den Zweck. Dieser Zweck ist „nicht Athleten zu bilden, sondern gesunde und ausdauernde Menschen“ durch Uebungen, die dem körperlichen Zustande des Individuums speciell angepaßt werden und auf eine harmonische Ausbildung der Körperkraft berechnet sind. Um dies zu erreichen wird bei jedem Theilnehmer vorerst geprüft, wie seine physische Beschaffenheit ist, welche Theile des Leibes schwach sind, und welche krankhafte Anlagen bestehen. Dies geschieht durch ärztliche Untersuchungen insbesondere des Herzens und der Lunge, sowie durch Körpermessungen, deren Ergebnisse mit aus der Erfahrung entnommenen Normalmaaßen jeder Altersstufe verglichen werden; außerdem durch Versuche der Kräftigkeit der verschiedenen Theile des Körpers und, soweit angänglich, durch Ermittelung der Vorgeschichte etwaiger Krankheiten oder krankhafter Anlagen. Danach wird der Kursus der Uebungen speciell vorgeschrieben, z. B. systematisches Rudern und langsames Laufen, um die Herzthätigkeit herabzustimmen und die Muskeln des Rückens, sowie der Beine zu stärken, oder die

Anwendung entsprechender Apparate zur Stärkung schwacher Muskeln oder Gelenke des Nackens, der Hand, des Fußes, der Knie u. s. w. Erst wenn diese Uebungen, welche unter sachverständiger Leitung ausgeführt werden, den gewünschten Erfolg gehabt haben, „der Schüler symmetrisch geworden ist", was durch eine erneute Untersuchung festgestellt wird, wird der Kreis der Uebungen erweitert, deren Wahl jedoch frei gestellt. Ein Zwang zur Benützung des Gymnasiums findet nicht Statt; es ist von 11—1 Uhr Mittags, und von 3—5 und von 8 bis 10 Uhr Nachmittags für die angemeldeten Studirenden geöffnet. Am Abend ist das Haus gut erleuchtet. Für die Uebungen werden besondere Anzüge angelegt von anschließendem Tricot und leinene Schuhe. Für das Umkleiden und die Verwahrung der Kleider sind besondere Zimmer vorhanden. Ausreichende Badeeinrichtungen mit Douche ermöglichen, daß nach den Uebungen ein Bad genommen werden kann, was auch in der Regel geschieht. Der Eindruck, welchen der deutsche Besucher bekommt, ist nicht der einer Turnhalle, wie er sie in der Erinnerung hat, sondern mehr einer orthopädischen Anstalt. Es liegt dies in der Individualisirung der Uebungen, welche die Bildung von Klassen oder Gruppen und damit die Gemeinschaftlichkeit der Uebungen ausschließt und in der Adaptirung der Uebungen an die körperliche Besonderheit jedes Schülers. Jeder trainirt sich nach seiner Vorschrift im Schweiße seines Angesichts, aber es ist kein buntes, heiteres Treiben, kein sichtbarer Wetteifer, keine erkennbare Freude an der Bethätigung der körperlichen Kraft und ihrem Wachsthum. Von den bei uns üblichen Geräthen sind Barren, Reck, Springbock, Ringe ebenfalls im Gebrauch, aber nicht von Riegen, sondern von Einzelnen, bereits „Symmetrischen", nach ihrem Gusto benützt. Die Galerie, welche um die große gut ventilirte Halle läuft, dient als Rennbahn für Dauerlauf. Im Souterrain ist eine Kegelbahn, vielleicht die einzige Uebung, bei

welcher die hygienische Nützlichkeit nicht allein zum Ausdruck kommt.

Das Gymnasium wird, obwohl der Gebrauch fakultativ ist, sehr viel von den Studirenden sowohl des College als der anderen Anstalten benützt und die dabei bisher gewonnenen Resultate werden außerordentlich gerühmt. Andere Schulen, wie die High School in Boston wenden sich demselben System zu. Obwohl die Einseitigkeit beim ersten Eindruck nicht gefällt und obwohl ich das gesellige Element, den idealen Zug, den unsere Turnerei pflegt, nicht missen möchte, so erkenne ich doch den Grundgedanken des Gymnasiums als durchaus rationell an. Die sorgfältige Untersuchung des körperlichen Zustandes und die Auswahl der Uebungen, welche darauf berechnet sind, die schwachen Theile des Leibes zu stärken und krankhafte Anlagen desselben zu heben, bilden eine sehr verständige Vorbereitung, der ein größeres Maaß von Aufmerksamkeit in unseren Schulturnanstalten gewidmet werden sollte, als, wenigstens soweit meine Erinnerung reicht, ihr zugewendet wird.

Der zeitliche Rahmen, in welchen sowohl an dem College als in den übrigen Universitätsanstalten die Thätigkeit gefaßt wird, ist das akademische Jahr, das am Donnerstag vor dem letzten Mittwoch im Monat September beginnt und am letzten Mittwoch des nächsten Juni schließt. Es ist in zwei Semester getheilt, deren zweites am 13. Februar anfängt. Außer den hieraus sich ergebenden Sommerferien von Ende Juni bis Ende September gibt es Ferien in der Weihnachtszeit von 11 Tagen und zu Fastnacht von 14 Tagen.

Die Studirenden wohnen zumeist in den 10 der Universität gehörigen Häusern — dormitories — in Cambridge, welche speciell für den Zweck erbaut oder eingerichtet sind, entweder einzeln oder zu zweien. Im ersteren Falle besteht die Wohnung aus bedroom und parlor, im letzteren aus gemeinschaftlichem parlor und zwei bedrooms. Die Miethpreise bewegen sich

nach Güte der Lage und Einrichtung von 25—300 Dollars jährlich. Die Ordnung in den dormitories wird durch die proctors erhalten, unverheirathete Lehrer oder Unterrichtsbeamte, welche in dem Erdgeschoß des Hauses wohnen und denen obliegt, von Verletzungen der Ordnung und des Anstandes Kenntniß zu nehmen und sie zu verfolgen; sie wohnen auch dem täglichen Gebet bei. Ihre Gesammtheit bildet das sog. Parietal Committee. Der Genuß geistiger Getränke in den Wohnungen ist untersagt; im Uebrigen sind die Studenten frei in Verwendung ihrer durch den Unterricht nicht in Anspruch genommenen Zeit. Eine Polizeistunde besteht nicht; doch kommen Ausschreitungen selten vor. Unregelmäßigkeit und Faulheit werden, abgesehen von der disciplinarischen Ahndung, den Eltern oder Vormündern angezeigt.

Der jährliche Kostenaufwand, welchen ein Student im College zu machen hat, wird im Mindestbetrage auf 484 Dollars, im Höchstbetrage „bei sehr liberaler Bemessung" auf 1360 Dollars berechnet, wovon 150 Dollars auf tuition oder Unterrichtshonorar entfallen. Auf Kost werden 133 bis 304 Dollars während des Jahres gerechnet. In dieser letzteren Beziehung ist eine nützliche und angenehme Erleichterung gewährt durch die Erbauung der sog. Memorial Hall, in welcher etwa 500 Studirende ihre volle Kost für etwa 4 Dollars wöchentlich gemeinschaftlich nehmen. Diese Halle verdankt ihre Entstehung der Pietät gegen die im Secessionskriege gefallenen Zöglinge der Anstalt und ist mit einem Aufwand von etwa $^1/_2$ Million Dollars, die durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurden, erbaut worden. Der Grundstein wurde 1870 gelegt. Es ist ein umfassender, massiver Bau, überragt von einem imposanten Thurm, der zur Höhe von 200 Fuß aufsteigt. Er enthält die eigentliche Gedächtnißhalle, in welcher auf marmornen Tafeln der Name eines jeden Graduirten oder Mitgliedes einer Anstalt der Universität eingezeichnet ist, der im Kampfe ge=

fallen oder an seinen Wunden gestorben. Ihrer 140 haben ihre Treue gegen die Union durch den Tod besiegelt. Außerdem enthält er eine für Vorlesungen und musikalische Aufführungen bestimmte Halle mit einer Bühne und amphitheatralischen Sitzreihen und den großen Speisesaal mit Dependenzien. Der Saal luftig und hoch, mit einfacher, schöner Holztäfelung ausgestattet, ist etwa dreimal so groß wie die Dining Hall in Christ Church College in Oxford und gleich dieser mit den Bildnissen großer Männer des Landes geschmückt, welche aus Harvard University hervorgegangen sind, eine starke Mahnung für die Jugend, ihrem Vorbilde nachzueifern und die Ehrfurcht und Liebe zu der Anstalt zu nähren, der sie ihre Ausbildung verdanken. Die Studenten, welche die Memorial Hall benützen, bilden einen Club, der seine Angelegenheiten selbstständig verwaltet und von den Universitätsbehörden nur mittelbar beaufsichtigt wird.

Der liberale Sinn der Bostoner und anderer Freunde der Anstalt hat sich natürlich auch darauf gerichtet, unbemittelten Studenten den Lebensunterhalt zu sichern und sich in zahlreichen Stiftungen zu diesem Zweck bekundet, welche als Fonds zu Stipendien — scholarships — angelegt sind. Die ersten dieser Stiftungen reichen in das Jahr 1670 zurück; sie sind am zahlreichsten für Studirende des College, für welche 130 solcher Stipendien im Betrage von 40—350 Dollars bestehen; viele davon sind von einzelnen Jahresklassen der Graduates oder Studirenden begründet worden als Denkmal ihrer Dankbarkeit für die Anstalt. Auch für das theologische Seminar und die einzelnen professionellen Schulen sind reichliche Stipendien vorhanden. Sie werden von der Korporation nach Prüfung der Würdigkeit und der besonderen Verleihungsbedingungen bewilligt.

Für das sociale Leben der Studirenden ist die Art und der Umfang des Vereinswesens charakteristisch, das in Cambridge von jeher gepflegt worden ist, aber besonders stark sich entwickelt, seit — im Jahre 1865 — das Wahlsystem auch in

der Verfassung der Universität einen maßgebenden Einfluß bekommen hat. Dieses System hat eine Anzahl von Verbindungen ins Leben gerufen, welche zur geistigen, sittlichen, physischen und geselligen Förderung der Studenten beitragen und auf ihre Mitglieder einwirken, freiwillig zu thun, was zur vollkommenen Entwickelung des Geistes und Körpers frommen mag. Früher war der Zweck der Vereine hauptsächlich geselliger Verkehr; zur Zeit ist es mehr ihre Aufgabe, die geistige und körperliche Entwickelung zu unterstützen. Es hat sich damit ein bemerkenswerther Wandel vollzogen: das „Society feeling" ist an Stelle des früher mächtigeren „Class feeling" getreten, und bewirkt, daß auch für das spätere Leben die Erinnerung an die Alma Mater mit größerer Wärme und Lebhaftigkeit bewahrt wird als in früherer Zeit. Die Vereine unterscheiden sich in solche, welche nur gesellige Zwecke und solche, welche nur wissenschaftliche verfolgen; einige vereinigen beide Ziele; andere endlich haben die Pflege der Musik oder Spiele und körperliche Uebungen zum Gegenstande.

Von den geselligen Vereinen ist der älteste der Porcellian Club, der größte und populärste der Hasty Pudding Club, der ursprünglich „zur Beförderung guter Kameradschaft, Gewährung artigen Vergnügens und Stärkung der Freundschaftsbande" gegründet wurde; er umfaßt ein Drittel der gesammten Junior Claß. Andere mit ähnlichen barocken Namen wie der *Π* H Club und der A D Club sind für ähnliche Zwecke bestimmt; die beiden erwähnten besitzen eigene, gut ausgestattete Versammlungsräume. Unter den athletischen Clubs fehlt keiner der Sports, für welche England das Vorbild bietet: da ist ein Foot ball — ein Base ball — ein Boat —, ein Cricket Club, eine Athletic Association, und natürlich ein Bycicle- oder Velocipedisten-Club. Der musikalischen Clubs sind zwei: the Pierian Sodality, für Orchestermusik, der jährliche Konzerte veranstaltet, 1808 begründet und die älteste musikalische Gesell-

schaft im Lande, und der Glee Club für Gesang. Am zahlreichsten und bedeutendsten sind jedoch die wissenschaftlichen Vereine theils für allgemeine Aufgaben, theils innerhalb der Professional Schools. In den ersteren, deren ältester the Institute ist (gegründet 1770), gibt es in regelmäßigen Versammlungen Vorträge, Reden und besonders Debatten. Speciell für letztere Uebung ist neuerdings die Harvard Union, in welcher nach dem Muster der Oxford Union alle 14 Tage Diskussionen und Debatten über Fragen allgemeinen Interesses veranstaltet werden, unter großer Theilnahme begründet worden. Von den Fachschulen hat die juristische 4 Clubs, deren ältester der Pow Wow ist. Die Mitglieder desselben versammeln sich, um praktische Rechtsfälle zu besprechen und in den Formen des wirklichen Gerichtsverfahrens zu beurtheilen; es sind sogar zwei Instanzen eingerichtet, eine obere „Bank“ von acht Mitgliedern aus dem ersten Jahrgang und eine oberste, besetzt mit neun Richtern aus dem zweiten Jahrgang mit formellen Sitzungen, einem Chief Justice u. s. w. In dem Verein der medizinischen Schule, the Boylston Medical Society, ist der Präsident ein Mitglied der Fakultät, und zu Verwaltern und Preisrichtern werden angesehene Aerzte gewählt. Wissenschaftliche Vorträge und Diskussionen sind auch der Zweck des Financial Club, sowie des geschichtlichen, des philosophischen, des philologischen und des historischen Vereins.

In einem weiteren Sinne sind einige Vereine auch nach außen hin literarisch wirksam und zwar in einer bei uns nicht üblichen Weise als Herausgeber von Zeitschriften, so der Echo Board, aus Studirenden der Rechts- und der technischen Schule bestehend, der eine Zeitung in Folio herausgibt, The Lampson Board, der ein satyrisches Wochenblatt edirt, The Crimson Board, der den Crimson publicirt und jährlich ein Festdiner hält u. s. w. Neben den profanen Vereinen gibt es endlich auch solche mit religiösen Zielen, wie die St. Pauls Society,

von Mitgliedern der protestantischen Episkopalkirche ins Leben gerufen, und die Vereinigung der „Christlichen Brüder“, die im Jahre 1862 „zur Beförderung des Wachsthums praktischer Erfahrungsreligion“ begründet wurde. Die Bedingung der Aufnahme in den letzteren Verein ist der Glaube an die Dreieinigkeit; die Mitglieder versammeln sich regelmäßig zu Gebet, Schriftlesen und Gesang, gelegentlich werden aber auch Ansprachen von hervorragenden Geistlichen und anderen Gelehrten gehalten.

Wie ich oben erwähnte wirkt das Society feeling auch über die Universität hinaus und bildet ein Band der dauernden Zusammengehörigkeit der ehemaligen Studiengenossen. Eine Bestätigung dafür gibt die Association of the Alumni, d. h. aller Graduirten des College, die jährlich ein Meeting in Cambridge am Promotionstage halten und zu welcher alle Graduirten Zutritt haben, nachdem sie ein Jahr von der Schule fort sind. Die Graduirten von Harvard finden sich aber auch außerhalb zusammen und bilden besondere Clubs, so in Philadelphia, New-York, Chicago, Cincinnati, in Maine, in Californien, sogar in Indiana.

Es bleibt mir nunmehr übrig, einige Worte über die äußere Stellung der Lehrer, über die Verfassung und über die Verwaltung der Universität zu sagen. Zunächst ein bemerkenswerther negativer Zug: die Abwesenheit der Frauen. Während an anderen amerikanischen Universitäten die Frauen als Studentinnen, wohl auch als Lehrer gleichberechtigt auftreten, verhält Harvard University sich gegen diesen modernen Drang anscheinend mit hartnäckiger Sprödigkeit; es gibt weder am College noch in den Fachschulen Studirende des schönen Geschlechts. Einige Professoren und Lehrer der Anstalt halten zwar Vorlesungen für Frauen, doch ist dies ein von der Universität völlig getrenntes Unternehmen. Gleichwohl hat auch Harvard University Konzessionen insoweit machen müssen, als es seit

neun Jahren sich zu Examinationen von Damen verstanden hat, die eine gelehrte Bildung erworben haben und ihr Wissen darthun wollen. Die Prüfungen erstrecken sich auf dieselben Gegenstände und werden nach denselben Regeln abgehalten wie die Prüfungen behufs Zulassung zu Harvard College; sie können wie diese auch in zwei Stadien getheilt werden. Die Anmeldung und die Sorge für die Kandidatinnen während der Prüfung übernimmt die Woman's Education Association in Boston; sie vermittelt Kost und Wohnung während der Prüfungsdauer und unterstützt die ärmeren durch Beihilfe in Geld oder Gewährung von Darlehen; es bestehen aber auch Lokalkomitees für diesen Zweck in New-York, Philadelphia und Cincinnati. Im Jahre 1880 sind 17 Prüfungen bestanden worden. Die Zeugnisse darüber werden mit Unterschrift des Präsidenten ausgefertigt.

Ueber die verschiedenen Klassen der Lehrer habe ich, was mir bekannt geworden, schon oben erwähnt. Die Berufung der Professoren erfolgt ohne Zeitbeschränkung, die der Assistants auf fünf, die der Tutors auf drei Jahre, der Lecturers auf ein Jahr. Instructors werden nach Bedürfniß angenommen. Sie sind in Betreff des Gegenstandes und der Lehrmethode den Professoren ihrer bezüglichen Unterrichtszweige verantwortlich. Die Besoldung der Tutors bewegt sich zwischen 100 und 1500 Dollars, die Assistants erhalten 2500 Dollars, die Professoren 4000—6000 Dollars, wogegen die Unterrichtshonorare in die Universitätskasse fließen. Eine Einrichtung, für welche Deines Wohlgefallens ich mich versichert halte, ist, daß die Professoren jedes siebente Jahr mit vollem Gehalt beurlaubt werden.

Die Verwaltung der Universität im Ganzen liegt in den Händen eines Board of Overseers und des Präsidenten mit den „Fellows of Harvard College“.

Der Board of Overseers stammt aus den ersten Jahren des College, da er bereits im Jahre 1642 errichtet wurde; er hat aber seitdem manche Wandlungen bestanden. Damals wurde

er aus Staatsbeamten und Kirchenältesten zusammengesetzt, die sich durch Option ergänzten; im folgenden Jahrhundert war er das Refugium der orthodoxen Partei, während in der Korporationsvertretung — president and fellows — die Liberalen die Oberhand gewannen. Im Jahre 1851 übertrug ein Staatsgesetz die Wahl der Overseers der Legislative Assembly; die politische Rücksichtnahme, welche bei Ausübung der Wahlen allmälig den Ausschlag gab, führte aber bald zu so schweren Mißständen, daß eine Aenderung unerläßlich wurde. Nach verschiedenen Anläufen kam man endlich im Jahre 1865 dahin, die Wahl der 30 Mitglieder des Board of Overseers allen Graduirten des College zu übertragen, deren Wahlrecht vier Jahre nach der Graduirung beginnt. Die Wahl geschieht alljährlich am Promotionstage auf fünf Jahre für die im Turnus ausscheidenden Mitglieder. Die Universität ist dadurch unabhängig, eine kleine Republik, in deren Regierung der Staat sich nicht mischt. Man findet, daß die Reform sich glänzend bewährt habe und daß die Fortschritte in den Universitätsinstituten und die Zunahme der Studirenden ihr wesentlich zu verdanken seien. Als ein überzeugender Beweis der Anerkennung und Gunst, welche sie in der öffentlichen Meinung gewonnen, wird geltend gemacht, daß seit 1865 das Vermögen der Universität durch liberale Zuwendungen um 2 300 000 Dollars gewachsen ist, und daß seit 1869 allein sechs neue Universitätsgebäude auf Privatkosten gebaut worden sind.

Neben dem Board of Overseers, der in der Universitätsrepublik die Legislative und die höchste Verwaltungsinstanz in sich verbindet, steht als die unmittelbare exekutive Gewalt der Präsident, der mit den ihm zugeordneten Beisitzern unter dem legalen Titel „President and fellows of Harvard College“ die rechtliche Vertretung der Korporation bildet. Dieser Beisitzer sind fünf und der Schatzmeister; sie ergänzen sich durch Kooptation unter Genehmigung der Overseers, wählen den Präsidenten der

Universität, sowie alle Professoren und Lehrer, leiten die Vermögensverwaltung und haben alle Rechte einer politischen und gesetzlichen Korporation. Der agirende Beamte in erster Linie ist der Präsident, der die Verhandlungen mit den Overseers auf der einen, mit den Fakultäten auf der anderen Seite führt, den Fakultätssitzungen präsidirt, die amtliche Korrespondenz der Universität leitet und die Oberaufsicht über die gesammte Verwaltung führt.

Dem College und den einzelnen Anstalten stehen demnächst Fakultäten vor, welche alle Professoren und Lehrer begreifen, die auf länger als ein Jahr angestellt sind. An der Spitze jeder Fakultät steht ein Dekan, der aus deren Mitgliedern von der Korporation mit Zustimmung der Overseers gewählt wird. Er führt die Korrespondenz, beaufsichtigt die Geschäfte, führt die Beschlüsse der Fakultät aus und erstattet jährlich Bericht über die Anstalt. Die Fakultäten können Geldstrafen auflegen, haben ferner das Recht, als Strafen bei Uebertretung der Ordnung „die Ermahnung, die Suspendirung, die Entlassung und die Verbannung von der Universität" zu beschließen, auch andere geeignete Disciplinarmittel zu gebrauchen; doch bedarf es zu jedem die Entfernung aussprechenden Beschlusse einer Zweidrittelmajorität. Mit der Suspendirung kann die Auflage verbunden werden, an einem bestimmten Ort sich aufzuhalten und gewisse Aufgaben zu arbeiten. Der Proktors, welche die Fakultät bei Erhaltung der Disciplin unterstützen, indem sie über die Hausordnung wachen und Verletzungen derselben zu verfolgen haben, ist schon Erwähnung geschehen.

Diese Skizze der Universität, wie dürftig sie auch an sich ist, hat den Brief doch wieder lang gemacht. Gleichwohl kann ich ihn nicht schließen, ohne eines Besuches zu gedenken, der mir in der Erinnerung bleiben wird, eines Besuches in dem Hause, in welchem William Loyd Garrison gelebt hat, und das die Pietät seiner Kinder und Freunde in dem Zustande

erhält, in welchem er es verlassen hat, als er aus dem Leben schied. Ob Dir der Name wohl jemals, oder anders als flüchtig begegnet sein wird? und doch hat dieser Kämpfer im Geiste die große That vollbracht, daß er es zuerst gewagt hat, die Negersklaverei in Amerika als eine Sünde öffentlich zu brandmarken und mit allen geistigen Mitteln dafür zu wirken, daß ihr Fluch von seinem Lande genommen werde. In Europa sind die einzelnen Phasen dieses Kampfes wenig bekannt geworden, oder bald in Vergessenheit gerathen; der Secessionskrieg zwischen Nord und Süd hat nach ungeheueren Opfern an Leben und Glück die Aufhebung der Sklaverei gebracht, und dieser große Abschluß der Tragödie läßt in der Erinnerung zurücktreten, was vorher im Einzelnen dafür gerungen und gelitten worden ist. Aber ohne die Mühen und Leiden jenes geistigen Vorkämpfers wäre die Frage nicht gereift, um derenwillen im letzten Grunde der blutige Kampf entbrannte, und wären die Geister nicht bereitet gewesen, sie im Sinne der Freiheit zu lösen. Das ganze Leben Garrison's ist der Befreiung der Sklaven gewidmet gewesen; er hat die Aufgabe, die er sich gestellt, ohne jemals zu wanken oder muthlos zu werden, mit einem Geschick und einer Ausdauer durchgeführt, welche der höchsten Bewunderung werth sind.

Es ist heut schwer, sich vorzustellen, wie die Lage der Negersklaven in den Vereinigten Staaten in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts war, und welche Auffassung davon selbst in den Neu-England-Staaten bestand. Der „Nigger“ galt im Allgemeinen nicht besser als ein Thier, das nicht bildungsfähig wäre und auf die Rechte der Menschenkreatur keinen Anspruch hätte; man könnte ihn nicht freilassen ohne Gefahr zu laufen, daß er den Befreier an der Kehle faßte. Noch wirksamer als diese Besorgniß fiel gegen die Aufhebung der Sklaverei das materielle Interesse ins Gewicht, welches auf ihrem Bestehen beruhte. Es galt als ausgemacht, daß die

Baumwolle, damals noch der einzige große Ausfuhrartikel des Landes, in den Südstaaten von Weißen der Hitze wegen nicht kultivirt werden könnte, daß die Schwarzen als Freie nicht arbeiten würden, daß daher in Folge der Freilassung derselben die Baumwollenzucht zu Grunde gehen und daß damit der Ruin der Südstaaten sowie zahlreicher Existenzen im Norden besiegelt sein würde. Allerdings trat vereinzelt und mit mehr oder minder Entschiedenheit die Meinung auf, daß die Sklaverei ein Unrecht wäre; allein man schreckte vor der Konsequenz zurück und kam zu der Behauptung, daß die Sicherheit des Landes im besten Falle eine allmälige Freilassung erlaubte, daß aber die Freigelassenen nicht im Lande bleiben dürften, sondern nach Afrika, woher sie gekommen wären, zurückgebracht werden müßten. Zu diesem Zwecke hatte sich eine sogenannte Kolonisationsgesellschaft gebildet, die auf Loskauf der Sklaven hinwirken und sie dann über den Ocean befördern wollte, ein Verein, der jedoch praktisch kaum mehr wollte, als die öffentliche Meinung, die unruhig zu werden begann, zu beschwichtigen und die Sklaverei thatsächlich aufrecht zu halten. Dagegen erhob sich W. Lloyd Garrison, damals ein junger mittelloser Buchdrucker, kaum 24 Jahr alt, allein und ohne irgend welchen Rückhalt, aber mit dem Ernst einer tiefen Ueberzeugung und mit der Begeisterung des Apostels einer heiligen Sache. Er hatte den Vater, der Schiffskapitain gewesen war, in früher Jugend verloren, und von der Mutter, die der Baptistengemeinschaft angehörte, irdisches Gut nicht geerbt, wohl aber ihr frommes Gottvertrauen, geistige Regsamkeit und eine tiefe Abneigung gegen Unterdrückung jeder Art und damit die Waffen, die ihn zur Aufnahme des Kampfes rüsteten. Seine Aufmerksamkeit war darauf gelenkt worden durch die Vorträge eines Quäkers, der die mit der Sklaverei verbundene Unbill aller Art schilderte, wenn er auch nicht weiter ging, als die allmälige Abstellung von der Zukunft zu erwarten. Garrison faßte die

Sache anders auf. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Sklaverei, der Zustand, in welchem ein Mensch das Eigenthum eines anderen Menschen, eine Sünde gegen Gott wäre, zog er den Schluß, daß mit dieser Sünde nicht paktirt werden dürfte, daß sie beseitigt werden müßte, aber nicht langsam und nach Konvenienz, sondern sofort und völlig. Er forderte daher die unbedingte Emancipation der Sklaven als die Erfüllung einer menschlichen und religiösen Pflicht, von diesem Gesichtspunkt aus jedoch unter Abweisung aller Gewaltsamkeit, lediglich als freiwilligen Akt des erschütterten Gewissens. Diese Ueberzeugung vertrat er in Wort und Schrift, durch letztere insbesondere in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „The Liberator", welche er im Jahre 1829 in Verbindung mit einigen treuen Genossen in Boston zu publiciren anfing und bis zur Vollendung seines Werkes geleitet hat. Er und sein Werk wurden anfangs verlacht, dann, als es Theilnahme fand, verhöhnt und geschmäht, und als es weiter wuchs, gehetzt und verfolgt. Garrison und seine Freunde hatten gehofft, daß die Kirche ihnen helfen würde, daß die Geistlichen, die Verkünder des Wortes der göttlichen Liebe, mit ihnen arbeiten würden, um die Sünde der Sklaverei auszurotten und die armen und elenden Sklaven in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen, welche auch das geringste Wesen, das Menschenantlitz trägt, wie einen Bruder behandeln soll. Ihre Hoffnung wurde bitter getäuscht lange Jahre hindurch. Die hervorragenden Geistlichen der verschiedenen Religionsgenossenschaften waren durch die Rücksicht auf die einflußreichen Mitglieder ihrer Gemeinden, die durch Aufhebung der Sklaverei an ihrem Vermögen Schaden zu erwarten hatten, und nebenbei durch ihr eigenes Interesse viel zu sehr gebunden, als daß sie hätten wagen mögen, sich zu den „revolutionairen" Forderungen der Abolitionisten auf der Kanzel oder in öffentlicher Rede zu bekennen. Sie traten vielmehr vielfach als Anwälte der Sklavenhalter auf und

durchforschten eifrig die Bibel, um durch die Autorität ihr entnommener Aussprüche die Sklaverei als mit Gottes Willen vereinbar zu rechtfertigen. Garrison antwortete mit Begründung der „Anti Slavery Society“, die 1834 in Philadelphia zusammentrat, nachdem er seine „Declaration of Sentiments“ verfaßt hatte, die mit siegreicher Gewalt die Gründe zusammenfaßte, auf welche die Forderung der Emancipation sich stützte. In den Südstaaten wurden nun hohe Preise auf seinen Kopf gesetzt, in Boston hetzte man den Mob gegen ihn, daß er kaum dem Tode entging, in Philadelphia wurde die Halle vom Pöbel verbrannt, in welcher abolitionistische Schriften gedruckt worden waren, in Alton die Vertheidiger der Druckerei ermordet. Es müssen schwere und harte Zeiten gewesen sein, welche die Kämpfer durchzumachen hatten, die ihres Lebens nicht sicher waren und doch nicht einen Augenblick muthlos wurden. Ihr Spruch war „that one with God is always a Majority“, und ihr Spruch hat sich an ihnen glänzend bewährt. Ich muß davon absehen, den weiteren Verlauf der Bewegung hier auch nur zu skizziren; willst Du Dich darüber einmal unterrichten, so lies ein treffliches Buch, welches nach Garrison's Tode Oliver Johnson, einer seiner ältesten Mitkämpfer, unter dem Titel „William Lloyd Garrison and his Times“ in diesem Jahre veröffentlicht hat und das ein übersichtliches und eindringliches Bild von der Antisklavereibewegung in Amerika im Anschluß an ihren bedeutendsten geistigen Führer gibt. Es gewährt eine herzliche Genugthuung, das Leben eines Mannes zu lesen, der mit unvergleichlicher Treue und Selbstlosigkeit sich einer großen Idee geweiht hat, und die Macht derer wachsen zu sehen, die sich, von seiner Begeisterung und der Gewalt seiner Argumente ergriffen, mit ihm verbanden, um der Menschlichkeit zum endlichen Siege über Grausamkeit und Eigennutz zu verhelfen. Garrison hat das Glück gehabt, daß er diesen Sieg erlebt und die Früchte seiner schweren Mühen reifen gesehen hat; was ihm

während länger als 30 Jahren an Schmähung und Haß angethan worden, hat sich am Ende der Laufbahn, die erst im Jahre 1878 der Tod geschlossen hat, in Ehre und Liebe verwandelt. Sowohl in Amerika wie in England, das er wiederholt besucht hat, ist ihm davon ein reichlich Theil geworden. Seine Gattin war ihm im Tode vorausgegangen; sie war eine vielgeprüfte, aber immer bewährt erfundene Helferin in aller Sorge und allem Kampfe seines Lebens gewesen, in dem er nach dem Zeugniß aller Freunde niemals die Heiterkeit der Seele verloren hat. In dem Hause zu Roxbury bei Boston sind die Zimmer, welche er in dem letzten Jahrzehnt bewohnt hat, unverändert geblieben, mit manchen bildlichen Erinnerungszeichen, die seitdem hinzugekommen sind, geschmückt. Das sprechendste darunter ist die lange Reihe der Bände des Liberator, in welchem er die Fackel der Freiheit angezündet hat.

Ein öffentliches Denkmal des edlen Mannes ist der Vollendung nahe.

XXI.

Philadelphia. — Die Public Buildings. — Das Penitentiary. — Girard College. — Das deutsche Hospital.

Philadelphia, Dezember 1881.

Das Gefühl, ein Fremder im Lande zu sein, wird mit besonderer Wehmuth an den Tagen empfunden, die in der Heimath im Familienkreise festlich begangen werden. Ich habe es an diesem Weihnachtsfeste erfahren, an dessen Vorabend ich hier eingetroffen bin und zwar um so stärker, als hier Vieles daran erinnerte, daß der Christabend nahe wäre und seine Feier bereitet würde. In den Straßen standen Tannenbäume zum Verkauf, viele Häuser waren mit grünen Guirlanden ge=

schmückt, auf allen Wegen drängten sich Menschen in geschäftiger Eile mit jenem Ausdruck im Antlitz, der, aus Sorge und Freude gemischt, nur in der Zeit sichtbar wird, wo das Christkind die Herzen füllt. In der That hat die deutsche Sitte, den Christabend unter dem Lichte des Weihnachtsbaumes zu begehen, und Kinder und Freunde durch Gaben zu erfreuen, in den Vereinigten Staaten und insbesondere in Philadelphia auch über die deutschen Familien hinaus in weite Kreise Eingang gefunden und gibt den Tagen vor dem Weihnachtsfest jene Stimmung des Friedens und der herzlichen Glückseligkeit, welche für uns, ob wir alt oder jung, das Fest zu dem liebsten und weihevollsten des Jahres macht.

Meine Weihnachtsfeier konnte ich dieses Mal nur in Gedanken begehen; sie flogen über das Meer in die Heimath; ich wußte, daß dort treue Herzen auch an mich dachten und so glänzten auch mir Lichter von grünen Zweigen, wenigstens vor dem inneren Auge. — — —

Der wohlthuende heimathliche Eindruck, den die Stadt in ihrem Weihnachtsschmuck auf mich beim Eintritt gemacht hatte, hat sich auch bei längerem Aufenthalt erhalten. Die Wehmuth vertrieb der Sonnenschein, der die Winterzeit fast vergessen ließ und die Bekanntschaft mit zahlreichen, freundlichen Menschen, die ich allmälig anknüpfte oder erneuerte.

Philadelphia ist der Bevölkerung nach die zweite, in ihrer räumlichen Ausdehnung die erste Stadt der Vereinigten Staaten. Der Delaware und der Schuylkill, die sich unterhalb der Stadt vereinigen, halten sie in den Armen; sie streckt sich zwischen beiden Flüssen, die vor ihrer Vereinigung eine weite Strecke fast parallel fließen, von denen aber der Delaware der bei weitem mächtigere ist, in einer Länge von etwa 22 Miles und in einer Breite, die zwischen 5 und 8 Miles wechselt. Obwohl fast 100 Miles vom atlantischen Ocean entfernt, trägt der vereinigte Strom, der sich zur Delawarebay erweitert, doch die

größten Seeschiffe bis an die Stadt. Bis zum Anfang der zwanziger Jahre war Philadelphia das Handelscentrum des nördlichen Kontinents; von da ab hat New-York den Vorrang errungen und behauptet. Dafür ist Philadelphia die erste Industriestadt des Landes geworden und wird von dieser Stelle schwerlich so bald verdrängt werden. Sie war früher auch die erste politische Stadt des Landes; in ihr tagte der Kongreß der elf Provinzen, in ihr wurde die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli vollzogen und verkündet; sie war der Sitz der Regierung der Republik, so lange G. Washington lebte. Auch diese hohe Stellung hat sie aufgegeben, seit der Sitz der höchsten Bundesgewalt nach Washington verlegt worden ist; aber auch dies nicht zu ihrem Schaden, denn Ausdehnung und Bevölkerung, Wohlstand und Bildung sind nichts destoweniger stetig gewachsen.

Philadelphia rühmt sich die am meisten amerikanische Stadt in den Vereinigten Staaten zu sein; ich kann nicht beurtheilen, ob mit Recht, schon deshalb nicht, weil der Begriff schwer zu definiren ist; ich finde aber, daß sie die rührigste und dabei die heiterste und behaglichste von den großen Städten ist, die ich kennen gelernt habe. New-York ist rührig und überhetzt; Chicago rührig und düster, Boston rührig und feierlich. Philadelphia hat Etwas, was dem Wohlklang seines Namens und dessen Bedeutung entspricht, etwas Freundliches und zugleich Einfaches, bei aller Solidität Gefälliges, wenn Du das Wort recht verstehen willst, etwas Gemüthliches, was anheimelt und das Leben leicht macht. Als sie noch in der Jugend war, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gab es nach der Erzählung von Gabriel Thomas in William Penn's Stadt weder Bettler noch alte Jungfern, weder Advokaten noch Doktoren mit der Erlaubniß „to kill and to make mischief", und John Jay Smith sagte von ihr, indem er die Einfachheit und den Ernst der Sitten preist, daß die Männer und Frauen,

die sich gesellig trafen, keine Skandalgeschichten erzählten, und nicht von Geld sprachen. So wird es wohl heut und schon lange nicht mehr sein; immerhin mag von dem Quäkergeist der ersten Gründer, von der Abneigung gegen Schein und Uebertreibung, von der Duldsamkeit, die Philadelphia im vorigen Jahrhundert zur sichersten Stätte religiöser Freiheit gemacht hat, noch ein gut Theil verblieben sein, das sich im Denken und Handeln der Nachkommen manifestirt und die nicht greifbare, aber doch erkennbare geistige Atmosphäre der Stadt bestimmt.

Obwohl Du nicht bei der Centennial Exhibition warst, die 1876 zum Gedächtniß an die vor hundert Jahren geschehene Begründung der Union gehalten wurde, so wirst Du doch damals über die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten so viel gelesen und davon so viel in der Erinnerung behalten haben, daß ich eine Schilderung unterlassen kann. Die Stadt mit ihren baumbeschatteten Straßen, ihr Reichthum an Kirchen und monumentalen Gebäuden, Fairmount Park mit dem Ausstellungspalais und seinen herrlichen Wald- und Gartenpartien sind damals durch Wort und Bild so eingehend beschrieben worden, daß ich kaum eine Nachlese zu halten vermöchte. Nur Einiges greife ich heraus, was entweder weiter entwickelt ist, oder was damals, wo die Ausstellung im Vordergrunde stand, weniger hervortrat.

In der ersteren Beziehung erwähne ich des interessanten Baues der „Publik Buildings", zu denen im Jahre 1874 der Grundstein gelegt worden ist, und die jetzt so weit gefördert sind, daß ein Theil davon bereits in Benutzung genommen ist. Sie werden ein Bauwerk, das ebenso dem Geschmack und dem Gemeinsinn der Stadt zur Ehre gereicht, wie es von ihrem Reichthum Zeugniß gibt. Bestimmt, alle Gerichtshöfe und alle Verwaltungsbehörden der Stadt aufzunehmen, hat es die Aufgabe, mit architektonischer Schönheit praktische Brauchbar-

keit zu verbinden und sehr verschiedenen Bedürfnissen ausreichende und passende Unterkunft zu gewähren.

Die Frage des Bauplatzes hat, was auch anderweit vorkommt, große Schwierigkeit gemacht; Geschmack und persönliche Interessen theilten die Meinungen; es gab langen und heftigen Streit. Man half sich endlich dadurch, daß bei den jährlichen Wahlen eine Abstimmung sämmtlicher Wähler über den Bauplatz herbeigeführt wurde, indem man die beiden hauptsächlich in Vorschlag gebrachten Plätze zur Wahl stellte. Die Mehrheit der Stimmen entschied sich für Penn Square in der Kreuzung der Market und Broad Street, wo sich jetzt das Gebäude, von allen Seiten freistehend, erhebt. Es wird von fast quadratischem Bau (486 Fuß zu 470 Fuß), der unter einem Dache mit dem inneren Hofe (220 Fuß zu 186 Fuß), den er umschließt, eine Fläche von 4½ Acres (= 19 100 Quadratmeter) bedeckt. Die vier Fronten stimmen, abgesehen von der unerheblichen Differenz der Länge überein, in der Mitte je ein Pavillon 86 Fuß breit und von der stattlichen Höhe von 201 Fuß, an den vier Ecken je ein Thurm, 48 Fuß im Geviert und 161 Fuß hoch, zwischen ihnen und den Mittelpavillons in glücklich gewählter kräftiger Gliederung die Mittelstücke des Baues, die sich in vier Geschossen zur Höhe von 100 Fuß erheben. Die Mittelpavillons sind von hohen Thorhallen durchbrochen, mit schöner Bogenwölbung und reichem Bildschmuck, welche Durchgänge nach den Straßen bilden, in deren Kreuzung die Public Buildings liegen. Hinter dem Mittelpavillon der Nordfront, nach dem inneren Hofe hinaus gebaut soll sich ein Thurm erheben, der dem grandiosen Charakter des Baues entspricht. Auf einer Basis von 90 Fuß im Geviert steigt er in mäßiger Verjüngung bis 395 Fuß über dem Erdboden, geht dann in ein Oktogon über von 56 Fuß Durchmesser und 104 Fuß Höhe und wird auf der Spitze des Domes durch eine Statue des Gründers von Pennsylvania,

William Penn, gekrönt werden, welche nochmals 36 Fuß mißt, so daß der Thurm mit ihr die Höhe von 535 Fuß erreichen wird*). Es ist ein Grund besonderen Stolzes für Philadelphia, daß es damit das höchste Bauwerk der Welt errichtet haben wird; es überragt die Thürme des Kölner Domes, wenn auch nur mit Penn's Hute noch um 23 Fuß. Um die Freude schon im Voraus zu genießen sind die Pyramiden und was die Bauleute aller Zeiten sonst an hochragenden Werken geschaffen, — den Thurm von Babel ausgenommen — in Modell und Zeichnung nebeneinander gestellt, um so ad oculos zu demonstriren, daß die Welt gleich Hohes von Menschenhand noch nicht gesehen hat. Den Zorn der Himmlischen und ihre Blitze glaubt man in Philadelphia nicht fürchten zu sollen, wo Benjamin Franklin an dem ersten Blitzableiter das himmlische Feuer zur Erde zwang.

Das Material ist für das Erdgeschoß weißer Granit in massiven Blöcken, für den ganzen übrigen Bau Sandstein und Ziegel mit Bekleidung von Marmor aus den Brüchen von Lee in Massachusetts, der Styl der der Renaissance, vorwiegend im französischen Geschmack; ein überaus reicher Schmuck an Säulen, Pilastern, Nischen, Statuen, Karyatiden und sonstigen Bildwerken in edlen Formen belebt die Façaden und die inneren Räume, ohne sie zu überladen. Das Ganze macht einen großen und doch gefälligen Eindruck und wird dem Namen des Erbauers, des Architekten Mc Athur, zu dauerndem Ruhme gereichen. Die Wirkung würde aber gewiß noch bedeutender sein, wenn man den Bau vollkommener übersehen könnte, als es nach der Lage des Platzes möglich ist. Aus größerer Ent-

*) Die Flächenverhältnisse des königlichen Schlosses zu Berlin sind 546 zu 377 Fuß, die des Rathhauses daselbst 325 zu 285 Fuß; die Höhe des Schloßbaues beträgt 107 Fuß, die der Schloßkuppel 231 Fuß, die des Rathhausthurmes 308 Fuß; alles auf englisches Maß reducirt.

fernung von Market- und Broad Street her sieht man nur die Ausschnitte, welche die Parallelen der beiden Häuserreihen, die perspektivisch sich einander nähern, offen lassen; der Square selbst, auf welchem der Bau errichtet wird, ist nicht groß genug, um in entsprechendem Abstand den geeigneten Punkt für die Betrachtung finden zu lassen. Die Avenues, welche dem Gebäude entlang führen, sind nur bezüglich 135 Fuß und 205 Fuß breit, Dimensionen, die bei der bedeutenden Länge und Höhe des Gebäudes zu schmal sind — als daß sie einen Standpunkt für einen vollen Ueberblick gewähren könnten. Vom künstlerischen Gesichtspunkt ist dies sicher zu beklagen, und ist dieser Mangel bei der Wahl des Platzes als solcher auch empfunden und hervorgehoben worden; indessen hat der Platz durch seine centrale Lage in der Stadt so entschiedene Vortheile, daß die praktischen Leute darüber hinwegsehen zu müssen geglaubt haben.

Als der Grundstein zu dem Gebäude gelegt wurde, veranschlagte man die Kosten auf zehn Millionen Dollars und die Bauzeit auf zehn Jahre; zur Zeit hat er bereits zwanzig Millionen gekostet und es werden noch etwa sieben Jahre zur völligen Vollendung erforderlich sein. In beiden Beziehungen verrechnen sich die Architekten der neuen wie der alten Welt.

Weniger neu als die Einzelheiten dieses monumentalen Baues wird Dir, wie ich annehme, eine andere öffentliche Einrichtung sein, der ich gleichwohl Erwähnung thue, weil sie Einsicht und Menschlichkeit des Regiments von Pennsylvania in besonderer Weise und in einem wichtigen Bereiche bekundet, ich meine das Gefängnißwesen.

In Pennsylvania sind zuerst Gefängnisse eingerichtet worden, in welchen die Gefangenen, die zu Freiheitsstrafen verurtheilt worden, einzeln von einander gehalten werden, weshalb das System auch das der Isolirung, der Einzelhaft oder das Zellensystem heißt, nach dem Lande der ersten Anwendung auch das pennsylvanische System. In Philadelphia besteht ein danach

eingerichtetes Gefängniß für den östlichen Theil des Staates Pennsylvania, in welchem der dem System zu Grunde liegende Gedanke am vollkommensten durchgeführt ist, wobei ich jedoch vorab bemerke, daß derselbe durch den Begriff der Einzelhaft — solitary confinement — in dem gegenwärtigen Stande hier nicht erschöpft wird, vielmehr durch den des „Individual Treatment“, der Behandlung jedes Gefangenen nach seiner Besonderheit, zu ergänzen ist. Das System ist bekanntlich auch in Europa, am umfassendsten in Belgien und in mehreren deutschen Staaten eingeführt, wenngleich bei uns noch immer bedauerlicher Weise eine gesetzliche Ordnung der Vollstreckung der Freiheitsstrafen auf sich warten läßt. Ich nahm die Gelegenheit wahr, es an dem Ursprung seiner Entstehung zu sehen, und besuchte deshalb das hiesige „Penitentiary“, das auffallender Weise das einzige in den Vereinigten Staaten ist, in welchem das System praktisch gehandhabt wird. Mit der gewohnten Zuvorkommenheit wurde Zutritt und Führung gewährt. Das Gefängnißgebäude ist seit 1829 im Gebrauch; die Bestrebungen, eine Isolirung der Gefangenen und eine Verbesserung ihrer Lage herbeizuführen, datiren aber bereits aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Schwere Mißstände in den damaligen Gefängnissen, in welche die Gefangenen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Farbe, ohne Unterschied, ob Verurtheilte, Angeschuldigte oder Schuldgefangene, zusammengeworfen wurden „in dasselbe hoffnungslose Elend“, hatten eine Anzahl wohldenkender Männer bestimmt, zu einer Gesellschaft zusammenzutreten, welche sich als Ziel setzte, den erbärmlichen Zustand der öffentlichen Gefängnisse zu verbessern. — Society for Alleviating the Miseries of Public Prisons. — Von dieser Gesellschaft ging der Vorschlag der Sonderung und Einzelhaft der Gefangenen (The separate and solitary confinement) zuerst aus und ihren Bemühungen gelang es, daß derselbe durch ein Staatsgesetz im Jahre 1790

zur Grundlage der Hafthaltung erklärt wurde. Jedoch dauerte es noch 30 Jahre, ehe die Legislative sich zu dem Bau eines Gefängnisses entschloß, welches dem viel angefochtenen Grundsatz entsprechend hergestellt werden sollte. Erst im Jahre 1821 wurden durch ein Gesetz die dazu erforderlichen Mittel bewilligt und zwar derart, daß mit dem Bau nur allmälig und nach Maßgabe der zu machenden Erfahrungen vorgegangen werden sollte. Der Bau ist danach in seiner jetzigen Ausdehnung nach und nach ausgeführt worden, nachdem der erste Theil desselben 1829 in Gebrauch genommen war. Der Plan des Ganzen jedoch ist von Haus aus so entworfen, wie es sich jetzt darstellt und wie er im Wesentlichen auch bei den Zellengefängnissen in Deutschland (Bruchsal, Moabit) angenommen ist: ein Centralbau mit Flügelgebäuden, die radienartig von dem Centrum ausgehen, ähnlich wie die Speichen eines Rades von der Nabe. Das achteckige Gebäude, welches das Centrum bildet, ist zweistöckig und sendet sieben Flügel aus, welche sämmtlich in das Mittelgebäude sich öffnen und von dort aus übersehen werden können. An einige dieser Flügel sind im Winkel kürzere Flügel angebaut und um auch diese in ganzer Länge von der Mitte aus übersehen zu können, sind da, wo sie in den Hauptflügel einmünden, große, vom Centrum aus sichtbare, Spiegel derart angebracht, daß sie Alles, was sich in den Seitenflügeln befindet, reflektiren. Das Centralgebäude geht nach oben in eine Laterne aus, in deren Kuppel acht Reflektoren 50 Fuß über dem Boden so angebracht sind, daß ihr Licht die Höfe, welche zwischen den Flügeln liegen, deutlich erleuchtet. Von den sieben Flügeln — blocks — sind die älteren drei einstöckig und haben Oberlicht; die vier neueren haben zwei Etagen, deren obere durch eine auf beiden Seiten laufende offene Galerie zugänglich ist. Auf beiden Seiten der Blocks sind Zellen, von denen die älteren 7½ Fuß breit, 12 Fuß lang und 14 Fuß hoch sind, während die entsprechenden Maaße der

neueren 8, 16 und 11 Fuß betragen. Hinter jeder der im Erdgeschoß befindlichen Zellen liegt ein kleiner Hof (von 8 Fuß Breite und 14 Länge) von einer 11 Fuß hohen Mauer umgeben, in welchem die Gefangenen gewisse Stunden des Tages verbringen dürfen. Die ganze Anlage ist von einer 35 Fuß hohen Mauer eingehegt, deren Kappe einige Fuß nach innen überhängt, um das Uebersteigen zu erschweren. Die Heizung der Zellen geschieht mittelst Dampf; ihre Erleuchtung durch Gas. Außer den dazu nöthigen Anlagen hat die Anstalt in ihrem Gehege noch eine eigene Mahlmühle zur Bereitung des erforderlichen Brodmehles und einen Zimmerschuppen, der so eingerichtet ist, daß er im Falle des Ausbruches einer ansteckenden Krankheit mit Leichtigkeit in einen Krankensaal umgewandelt werden kann. Jede Zelle ist durch eine innere Thür von eisernen Stäben und eine äußere Thür aus Eichenholz abgeschlossen; die letztere ist seitlich längs der Wand mittelst Rollen, die auf eisernen Schienen laufen, schiebbar und bei Tage in der Regel ganz oder theilweise geöffnet, jedoch in letzterem Falle durch einen ingeniösen Verschluß, der für den Insassen der Zelle unerreichbar ist, festgemacht. Die Ausstattung der Zelle besteht in einer eisernen Bettstelle mit einem Strohsack, zwei Laken, zwei Decken und einem überzogenen Kissen, einem Watercloset, einem Arbeitstisch, einem kleinen Spinde und einem Stuhl; in mehreren Zellen fand ich die Wände mit Bildern behängt, meist religiösen Inhalts, welche die Gefangenen entweder selbst gemacht hatten, oder welche ihnen von außen gebracht worden waren. Des Abends werden die Zellen von Dunkelwerden bis 9 Uhr mit Gas erleuchtet.

Die Anstalt hat in ihrem ganzen Umfang etwa 700 Zellen; der durchschnittliche Gefangenenbestand beträgt aber seit 1876 mehr als 1000 (im letzten Jahre 1060) und man ist daher genöthigt, mehrere hundert Zellen doppelt zu belegen, was allerdings ein scharfer Bruch in das System ist. Es ist daher,

und da eine Erweiterung der Bauten auf deren gegenwärtigem Areal nicht möglich ist, die Herstellung eines Neubaues außerhalb der Stadt Gegenstand der Berathung.

Die Anstalt ist nur für Erwachsene bestimmt, welche zu längeren Freiheitsstrafen verurtheilt sind, und zwar sowohl für Männer als für Weiber, jedoch ist die Zahl der letzteren relativ sehr gering, im Durchschnitt des Jahres nur 2 Prozent der Gesammtzahl.

Sobald der Gefangene eingeliefert ist, erhält er nach der körperlichen Untersuchung und erforderlichen Reinigung die Gefangenenkleidung, welche in Jacke und Hosen besteht, von leichterem Stoffe im Sommer, von dickem im Winter, und in einem Hemde, welches wöchentlich 2 Mal gewechselt wird. Bei der körperlichen Besichtigung werden die Füße genau gemessen und wird der Befund registrirt. Den Weg von den Aufnahmeräumen, die im vorderen Theile der Anstalt zunächst der Straße liegen, nach der ihm angewiesenen Zelle legt der Gefangene mit verbundenen Augen zurück, um über deren Lage und den Weg nach dem Ausgang im Dunkeln zu bleiben.

Die Ernährung ist mehr als reichlich. Nach der Mittheilung meines Führers, eines der Oberaufseher, erhalten die Gefangenen früh Kafe, Abends Thee, beides sweetened, süß gemacht, Mittags 3 Mal wöchentlich Mutton Stew und 3 Mal Beef, an einem Tage Fisch; im vorigen Jahre, wo die Austern billiger waren als Fische, wurden ihnen statt Fische Austern servirt. Brod bekommen sie soviel sie essen mögen, Trinkwasser haben sie nach Belieben aus der in die Zelle geführten Leitung; auch dürfen sie nach derselben Quelle Taback rauchen und kauen, wogegen geistige Getränke nicht gewährt werden, außer auf ärztliche Anordnung. Ein Arzt wohnt in der Anstalt und besucht täglich sämmtliche Zellen.

Neben dieser Sorge für das leibliche Wohlbefinden der Gefangenen geht eine nicht minder extensive Sorgfalt für ihr

geistiges Wohl. „Der Zweck der Strafe,“ sagte mein Führer, „ist Besserung und Erziehung zu einem ordentlichen Lebenswandel und die Behandlung ist nur Mittel zu diesem Zweck.“ Zu seiner Erreichung dienen im Uebrigen auf der einen Seite Unterricht, religiöse Einwirkung, dauernde und nützliche Beschäftigung, andererseits Disciplin und Fürsorge bei der Entlassung.

Denjenigen Gefangenen, welche nicht oder nur unvollkommen lesen und schreiben können, wird darin sowie im Rechnen Unterricht ertheilt; außerdem wird jedem Gefangenen ein Handwerk oder eine Beschäftigung gelehrt, und denen, welche eine solche schon früher gehabt haben, nach den Umständen Gelegenheit gegeben, sich darin zu beschäftigen und zu vervollkommnen. Religiöse Einwirkung liegt dem Geistlichen der Anstalt ob, der die einzelnen Gefangenen in den Zellen besucht, um sie zu unterweisen und zur Reue und Besserung zu bringen. Jeden Sonntag wird eine Predigt gehalten, welche die Gefangenen in den Zellen verstehen, wenn der Prediger am Eingang des betreffenden Flügels steht. Der gelungene akustische Bau der Blocks, in denen auch ein leise gesprochenes Wort überall vernehmlich ist, ermöglicht dies. Der Anstaltsgeistliche wird dabei von Geistlichen der Stadt unterstützt. Daneben geht das Lesen von Büchern und Zeitungen. Die Gefängnißbibliothek besitzt über 6000 Bücher in englischer und deutscher Sprache, religiösen, belehrenden und unterhaltenden Inhalts, welche für die Gefangenen bestimmt sind. Dieselben wählen mit Hilfe des Katalogs ein Buch und erhalten es auf bestimmte Zeit; im Jahresdurchschnitt liest jeder Gefangene 64 Bücher. Die Zeitschriften, welche zur Vertheilung gelangen, sind ausschließlich religiösen Inhalts und gehören allen Religionsgesellschaften an.

Das zweite wichtige Besserungs- und Zuchtmittel ist die Arbeit, in welcher die Gefangenen unterwiesen und zu welcher sie regelmäßig angehalten werden. Vorwiegend besteht sie nach

meiner Beobachtung in Strumpfwirken und Schuhmachen. Der Gefangene muß täglich 20 Cents an die Verwaltung für seine Verpflegung geben und ein entsprechendes Pensum abarbeiten; was er über 20 Cents verdient, verbleibt zur Hälfte ihm zur Verfügung für sich oder seine Angehörigen. Die Nebenverdienste belaufen sich auf 4 und 5 Dollars im Monat. Faulheit wird durch Entziehung der Kost gestraft und bald geheilt.

Mit der Außenwelt stehen die Gefangenen durch Briefwechsel und Besuche in Verbindung. Die eingehenden und die ausgehenden Briefe passiren bei dem Warden, dem Direktor des Gefängnisses, der darüber zu wachen hat, daß sie nicht gegen das Reglement verstoßen. Die Zahl der von Gefangenen abgesendeten Briefe hat in dem letzten Jahre 11 000, die der eingelaufenen etwa 19 000 betragen. Besuche werden nur mit Genehmigung der dazu berechtigten Beamten in den dafür bestimmten Räumen zugelassen, bei guter Führung in der Regel alle drei Monate ein Mal.

Die gestatteten Disciplinarmittel sind beschränkt: Einsperrung in eine dunkle Zelle, von der aber kein Gebrauch gemacht wird und Entziehung der Kost bis auf Wasser und Brod. Der Gefangene, der sich vergangen hat, bleibt in seiner Zelle, erhält die schmale Kost, von Büchern nur die Bibel und wird des Besuchs des Geistlichen und Lehrers verlustig, so daß er nur den Aufseher sieht. Die Dauer dieser strengen Isolirung hängt allein von ihm ab; er muß seinen Irrthum einsehen und anerkennen, bevor irgend Schritte geschehen, um seine verwirkten Vorrechte wieder zu gewähren. Diese beschränkten Mittel scheinen jedoch zur Erhaltung der Disciplin ausreichend. Der Bericht, welchen die Verwaltung des Penitentiary dem in London abgehaltenen Kongreß von Gefängnißbeamten vorgelegt hat, bemerkt, daß in dem vorangegangenen dreijährigen Zeitraum bei einer Gesammtbevölkerung des Gefängnisses von

1495 Köpfen nur 96 Fälle vorgekommen seien, in denen sie wegen Verletzung der Gefängnißregeln, wegen grober Insubordination, oder wegen sonstiger schlechter Aufführung haben angewendet werden müssen; der Bericht über das letzte Jahr hebt hervor, daß in demselben Bestrafungen überhaupt nicht vorgekommen seien.

Eine Bestätigung dieser Annahme erkennt der Besucher darin, daß das Gefängniß ohne militairischen Schutz ist, daß die Zahl der Aufseher sehr gering ist, — für jeden Flügel nur zwei — und daß dieselben unbewaffnet sind. Auch zwei andere Thatsachen stehen damit in Verbindung, sei es als Ursache oder als Wirkung, die dem mit der Verwaltung anderer Gefängnisse Vertrauten auffallen; die eine ist die Art der Aufseher, mit den Gefangenen zu sprechen und zu verkehren, die — wenigstens in Gegenwart des Besuchers — eine außerordentlich freundliche, fast kameradschaftliche ist, die andere der milde und höfliche Ton, welcher die Fassung der von den Gefangenen zu befolgenden, von der Verwaltung vorgeschriebenen Regeln beherrscht. Diese Regeln, die in jeder Zelle angeschlagen sind, heben mit den Worten an: „Sie werden ersucht, Nachstehendes zu beachten"; und enthalten u. A. folgende in der angeregten Beziehung und auch sonst nach ihrem Inhalt charakteristische Bestimmungen: — — 7. „In Ihrem Verkehr mit den Beamten des Gefängnisses seien Sie zu allen Zeiten achtungsvoll und höflich, und lassen Sie sich niemals von dieser Ihrer Pflicht ableiten durch Aerger oder Rachegefühl." 8. „Beobachten Sie den Sonntag. Obwohl Sie von der Welt getrennt sind, ist der Tag um nichts weniger heilig", und dann weiter zum Schluß: „Die Inspektoren wünschen jeden Gefangenen unter ihrer Aufsicht mit Menschlichkeit und Güte zu behandeln, und sie hoffen, daß seinerseits der Gefangene sich streng nach den Regeln richten wird, die für seine Leitung angenommen sind und die nicht blos die Bedeutung eines Rathes, sondern eines Gesetzes

für ihn haben, dessen Verletzung geeignete Strafe nach sich zieht.“

Als eine dieser Strafen erwähnt eine beigefügte Specialnotiz, „daß Verletzungen der Gefängnißregeln oder der Disciplin überhaupt den Gefangenen der Wohlthaten des Commutation Law verlustig machen“. Mit dem letzteren Gesetz hat es die folgende Bewandtniß: Gefangenen, welche sich gut führen, werden von den ersten beiden Jahren der ihnen zuerkannten Freiheitsstrafe je 1 Monat, von den folgenden bis zu 5 Jahren je 2 Monate, von den weiter folgenden bis zu 10 Jahren je 3 Monate und darüber hinaus je 4 Monate erlassen. Der Verurtheilte hat es demnach durch seine Führung in der Hand, eine Haft von 10 jähriger Dauer um 23 Monate zu verkürzen, und in dieser Aussicht in der Regel einen starken Antrieb, vor Uebertretungen sich zu hüten und sich an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen. Daß das Gesetz in der That in der gewollten Richtung wirksam ist, kann daraus abgenommen werden, daß im letzten Jahre von 525 aus dem Gefängnisse Entlassenen nicht weniger als 474 auf Grund des Commutation Law in Freiheit gesetzt werden konnten.

Der Beweis, ob die sittliche Wandlung und die Gewöhnung an Ordnung und Fleiß, welche die Gefängnißverwaltung anstrebt, aufrichtig und so nachhaltig seien, daß sie außerhalb der Zucht des Penitentiary fortwirken, kann erst das weitere Verhalten des Entlassenen geben. Die in aller Welt gemachte Erfahrung, wie schwer es einem entlassenen Sträfling werde, einen festen Lebenshalt zu gewinnen, gilt auch hier, wie viel günstiger auch bei der Größe des Landes und der Leichtigkeit lohnende Arbeit zu finden die Umstände liegen. Zahlreiche Vereine wohlgesinnter Männer nehmen sich der Gefangenen an, um ihnen weiteres Fortkommen zu verschaffen und auch die Gefängnißverwaltung hilft bei der Entlassung innerhalb ihres Bereichs dazu in zweckdienlicher Weise. Hat der Entlassene sich

gut geführt, so erhält er darüber ein Zeugniß und eine baare Mitgift von 4 Dollars, durch welche verhütet werden soll, daß er nicht aus Mangel an Mitteln zum Leben sofort wieder dem Verbrechen in die Arme geführt werde. Er bekommt außerdem Geld um nach seiner Heimath zu reisen und zwar nach der Entfernung 5—10 Dollars; im Fall des Bedürfnisses wird er auf Empfehlung an die Prison Society von dieser mit passender Kleidung versehen. Wie weit dies Alles wirklich und dauernd helfe, ist schwer zu erweisen. Für einen affirmativen Beweis kann es gelten, daß nach dem Bericht des Anstaltsgeistlichen viele der entlassenen Gefangenen in Korrespondenz mit ihm bleiben; ein negativer Beweis ist die Zahl der Rückfälligen, welche früher Strafen in dem Penitentiary zu Philadelphia verbüßt haben. Wäre festzustellen, wie viele der Gefangenen desselben überhaupt rückfällig werden und würde eine solche Statistik auch für andere Gefängnisse geführt, so wäre der Beweis für oder gegen die Erfolge des Pennsylvanischen Systems stringent. Eine solche Statistik besteht aber nicht; nur im Gefängniß von Philadelphia selbst werden darüber Ermittelungen angestellt und es hat sich ergeben, daß die Zahl der Rückfälligen seit dem Jahre 1876 erheblich zugenommen hat, was die Verwaltung damit in Zusammenhang bringt, daß seit jener Zeit die Isolirung der Gefangenen wegen Raummangels nicht mehr streng durchgeführt werden kann. Unter den im Jahre 1880 eingelieferten 463 Verurtheilten waren überhaupt 191 Rückfällige (circa 41 Prozent) und unter diesen 95 (oder 20 Prozent), welche schon früher ein Mal oder öfter im Penitentiary gesessen hatten, während in dem Jahrzehnt vor 1876 die Zahl der Rückfälligen überhaupt sich zwischen 13 und 22 Prozent bewegt und im Durchschnitt 18 Prozent betragen hatte.

Beachtenswerth ist übrigens die Sorgfalt, mit welcher die statistischen Ermittelungen auch auf die Ursachen der Verbrechen gerichtet werden, um die Verbindung zu erfassen, in welcher das

begangene Verbrechen mit der besonderen Lage des Verurtheilten steht. Um darüber Aufschluß zu erhalten, wird der Gefangene vor der Entlassung, soweit wie angänglich, über seine frühere Geschichte vernommen, über seine Erziehung, über seine verwandtschaftlichen Verhältnisse, über frühe Versuchungen durch schlechte Gesellschaft oder anderer Art, seine Gewohnheiten, seine vorherrschenden Leidenschaften und Laster, auch über seine Absicht bezüglich seines weiteren Lebensganges. Alles das wird in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen, mit dem doppelten Zwecke, den Gesellschaften, welche sich um das Fortkommen der Entlassenen kümmern, Material für die Auffindung des dazu geeigneten Weges zu geben, sodann, um aus diesen fortgesetzten Wahrnehmungen die Erkenntniß zu gewinnen, welche Wege Gesetzgebung und Erziehung einzuschlagen haben, um Verbrechen zu verhüten bezw. mit Gerechtigkeit zu ahnden. Der letzte Jahresbericht der Verwaltung enthält eine Reihe interessanter Nachweisungen, welche von diesem Gesichtspunkt zusammengestellt sind und theils einen 10jährigen Zeitraum, theils nur das letzte Jahr betreffen. Für den längeren Zeitraum gibt er eine Uebersicht über „Criminal, Industrial und Educational Relations“ der Gefangenen unter 21 Jahren, aus welcher erhellt, ob und welche Verwandte der Verurtheilten bestrafte Verbrecher sind oder gewesen sind, ob die Gefangenen Schulunterricht genossen und ob sie ein Handwerk oder eine sonstige Beschäftigung gelernt haben; die zweite Kategorie gibt Nachweisungen über die früheren Gewohnheiten der Verurtheilten in Betreff des Genusses geistiger Getränke nach den Rubriken: enthaltsam, mäßig, gelegentlich unmäßig und unmäßig, über die häuslichen Verhältnisse in Bezug auf Eltern, Ehe und Kinder, über die besondere Art des genossenen Schulunterrichts, über die Gattungen der Verbrechen, welche von Ungebildeten (Analphabeten), von Gewerbetreibenden, von solchen, die kein Gewerbe gelernt oder eine erlernte Beschäftigung nicht fortgesetzt

haben, verübt worden sind, über die Verbindung von Verbrechen mit krankhaften Anlagen, insbesondere mit erblichen Krankheiten u. s. w. Wenn auch Schlüsse aus solchen Beobachtungen schon um deshalb nur mit großer Vorsicht gezogen werden dürfen, weil die Angaben der Gefangenen, welche ihnen vornehmlich, wo nicht ausschließlich, zu Grunde liegen, hinsichtlich ihrer Richtigkeit nicht kontrolirt werden können, und weil ein höherer Grad von Wahrscheinlichkeit nur dann erreicht werden könnte, wenn ähnliche Erhebungen in einer großen Anzahl von Gefangenanstalten und zwar nach einem übereinstimmenden Plane gemacht würden, so ist doch immerhin der Versuch dazu dankenswerth und als ein Merkmal der hohen sittlichen Idee, von welcher die Gefängnißverwaltung bei Erfüllung ihrer Pflicht sich leiten läßt, mit Anerkennung hervorzuheben. Denn wie viel bleibt noch zu thun, um die Strafen in Abmessung und Ausführung den Anforderungen der Gerechtigkeit gegenüber dem Individuum entsprechend zu machen!

Unter den Wahrnehmungen, welche die Verwaltung des Penitentiary in Philadelphia auf Grund ihrer vergleichenden Ermittelungen zur Beachtung empfiehlt, wird besonders die Erfahrung betont, daß die Zahl der jugendlichen Verurtheilten, welche eine gute Schulbildung genossen, aber kein Gewerbe erlernt oder keine gewerbliche Beschäftigung haben, alljährlich wächst. Es wird daran der Vorschlag geknüpft, daß außer den Schulkenntnissen in den öffentlichen Schulen oder in besonderen Staatsschulen jedem Schüler auch ein Handwerk oder eine Handthätigkeit zwangsweise gelehrt werden solle.

Von der Verwaltung der Anstalt will ich als Besonderheit nur hervorheben, daß die obere Leitung und Aufsicht durch einen Board of Inspectors gehandhabt werden, welche der höchste Gerichtshof des Staates auf zwei Jahre ernennt und welche ihr Amt als Ehrenamt verwalten. Sie sind verbunden, in einem Turnus zwei Mal wöchentlich das Gefängniß zu be-

suchen, die Gefangenen über Klagen oder Beschwerden in Abwesenheit des Warden und der Aufseher zu vernehmen, dem religiösen Unterricht beizuwohnen, die Ankäufe zu überwachen, und eine eingehende Kontrole über die Verwaltung zu führen, Pflichten, zu deren unentgeltlicher, gewissenhafter Erfüllung sicherlich ein nicht geringes Maaß von Gemeinsinn und sittlichem Ernst gehört.

In derselben Stadtgegend wie das Penitentiary und nicht weit von demselben entfernt liegen zwei andere Anstalten, in denen Menschenfreundlichkeit und edler Sinn ebenfalls, wenn auch in anderer Richtung, zum Ausdruck gelangen: Girard College und das deutsche Hospital. Das Erstere ist eine Erziehungsanstalt, in welcher mittellose Knaben im Alter von 15 bis 18 Jahren für das praktische Leben, insbesondere für den Kaufmannsstand, vorgebildet werden sollen, und verdankt seine Entstehung der Freigebigkeit eines Kaufmanns französischer Abstammung, Stephan Girard, der im Jahre 1831 in Philadelphia starb. Er hatte für den angegebenen Zweck die Summe von 2 Millionen Dollars gegeben und außerdem die Erträge eines ausgedehnten Grundeigenthums, dessen Werth gegenwärtig auf 7 Millionen Dollars geschätzt wird, zur Erhaltung seiner Stiftung letztwillig gewidmet. Das Hauptgebäude der Anstalt, in welcher die Knaben auch Wohnung und Kost erhalten, das eigentliche College oder Schulhaus, ist ein Bau von Marmor im Style eines griechischen Tempels von edlen Formen und von einer Solidität, daß selbst das Dach mit Marmorplatten gedeckt ist. Die innere Ausstattung ist von einer gewissen Vornehmheit und Eleganz, welche auf die reichen Revenüen schließen läßt. Im Erdgeschoß ist in pietätvoller Dankbarkeit eine Art Museum von Reliquien des Stifters zusammengestellt, aus denen abgenommen werden kann, wie einfach und bescheiden die Lebensbedürfnisse des überreichen Mannes gewesen sind. Eine seiner Handlungen, deren Gedächtniß bewahrt ist, erweist

noch mehr als seine reiche und wohlgemeinte Stiftung, den Edelmuth seiner Gesinnung. Im Jahr 1793 war das gelbe Fieber in Philadelphia ausgebrochen und hatte binnen kurzer Zeit so furchtbare Ausdehnung gewonnen, daß die Pflege der Kranken und die Bestattung der Todten aufhörte, und unter dem Schrecken der Pest alle Bande der Ordnung sich löſten. In dem am Bushhill eingerichteten Pesthause waren die Aufseher und Wärter von der Krankheit weggerafft, und es war Niemand zu finden, der an ihre Stelle treten wollte. Da erbot sich Stephan Girard, schon damals ein Millionair, den verlorenen Posten anzunehmen und die Aufsicht im Hospital persönlich zu führen. Ein anderer wackerer Mann, Peter Helm, schloß sich ihm an, und Beide führten aus, was sie übernommen. Sie reinigten das Haus, beerdigten die Todten, sorgten für die Pflege der Kranken und wirkten durch ihr Beispiel, daß Vertrauen und Ordnung zurückkehrten.

Das deutsche Hospital, welches Girard College gegenüber liegt, ist durch freiwillige Beiträge und Schenkungen begründet und wird durch solche unterhalten in ähnlicher Weise, wie dies in fast allen größeren Städten der Union geschieht, wo Deutsche in größerer Anzahl wohnen. Das Unternehmen in Philadelphia ist von verhältnißmäßig jungem Datum, da es erst im Jahre 1860 aufgenommen wurde, doch hat es sich einer stetig steigenden Theilnahme und Unterstützung zu erfreuen gehabt, besonders unter dem jetzigen Präsidenten des Verwaltungsrathes J. D. Lankenau, der mit ebenso freigebiger als sicherer Hand die Geschäfte führt. Das Gebäude, in welchem es sich jetzt befindet, und welches durch gesunde und freie Lage sich auszeichnet, ist 1874 erbaut und 1875 in Gebrauch genommen worden. Es bietet etwa 70 Kranken Unterkunft. Der Bestand war als ich es besuchte 25, die in gut gelüfteten und reinlich gehaltenen Räumen lagen. Der tägliche Durchschnitt des letzten Jahres war 30. Die Aufnahme ist nicht auf Deutsche beschränkt, doch

wird es vorwiegend von Deutschen und Deutschamerikanern in Anspruch genommen. Mit der ständigen Pflege ist seit einigen Jahren ein sog. dispensary verbunden, eine Art Poliklinik für Untersuchung, Berathung und Behandlung von Stadtkranken, die in bestimmten Stunden sich einfinden und zwar mit sehr gutem Erfolge. Eine sinnige Einrichtung, die wachsende Zustimmung findet, ist, daß die Freunde des Hospitals an dem Thanksgiving's Day, der alljährlich im November gefeiert wird, ihre besonderen Geld- und Naturalgaben spenden; es ist eine gute Weise Gott zu danken für das, was seine Güte den Spendern bescheert hat.

XXII.

Die Pennsylvania Dutch. — Deutsche Einwanderung in Pennsylvania. — Ephrata, Bethlehem, Reading in Berks County. — Die deutsche Gesellschaft in Philadelphia.

Philadelphia, Dezember 1881.

Als ich im Herbste von Philadelphia nach Pittsburg durch Pennsylvania fuhr, machte Mr. Villard mich darauf aufmerksam, daß in der Nähe von Philadelphia eine dicht gedrängte Bevölkerung deutscher Abstammung wohnte, die Sitte und Sprache mit mehr Beharrlichkeit, als sonst der Fall, bewahrt hätte und durch Fleiß und Tüchtigkeit in Wohlstand lebte. Er empfahl mir, diese „Pennsylvania Dutch" etwas näher anzusehen und gab mir die Wege, die ich einzuschlagen hätte, an. Ich habe diesem Rathe Folge geleistet, indem ich in der Weihnachtswoche eine Rundfahrt durch die Distrikte gemacht habe, welche mich an einige der Hauptplätze, insbesondere nach Lancaster und Reading, führte. Einigermaßen vorbereitet dazu war ich durch Unterhaltungen mit Mitgliedern der Historical Society

und der „Deutschen Gesellschaft“ in Philadelphia, an welche ich empfohlen war und die mit größter Bereitwilligkeit mir einen Ueberblick über die Geschichte und die zeitige Bedeutung der deutschen Einwanderung in Pennsylvania, speciell auch in und um Philadelphia zu verschaffen suchten.

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, daß in den letzten Jahrzehnten diese Geschichte eine sorgfältige Untersuchung und Bearbeitung gefunden hat, vornehmlich durch Männer deutschen Namens, aber auch durch Anglo-Amerikaner, die ihr vermöge ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Landes Interesse abgewannen. Zwar fehlt noch eine zusammenhängende Darstellung, aber in periodischen Zeitschriften und Monographieen sind einzelne Zeitabschnitte und Phasen oder hervorragende Personen der deutschen Einwanderung, nach Sammlung und Sichtung des erreichbaren Materials, eingehend und in wissenschaftlichem Geiste beschrieben worden. Ich nenne unter den Schriftstellern, die mit ebensoviel Eifer als Erfolg sich dieses Theiles ihrer heimischen Geschichte angenommen haben, Samuel W. Pennypacker, Keim, Oswald Seidensticker, John Hill Martin, Daniel Ermentraut, ohne damit die Zahl der Forscher auf diesem Felde erschöpfen zu wollen.

Den ersten Anstoß zur deutschen Massenauswanderung nach Pennsylvania hat William Penn selbst gegeben durch ein in Amsterdam gedrucktes und auch in deutscher Sprache verbreitetes Manifest, in welchem die Vortheile und Bedingungen der Auswanderung nach Pennsylvania auseinandergesetzt waren; es machte besonders am Rhein großen Eindruck, wo die ruchlosen Verheerungen der Pfalz durch die französischen Heere viel Noth und Elend hinter sich gelassen hatten und wo religiöse Bedrückung ärgster Art in Folge jesuitischen Einflusses Andersgläubige, insbesondere die protestantischen Sekten, bedrängte. Er hatte auch vorher schon zu wiederholten Malen (1670 und 1677) persönlich als Prediger der Quäker die Rheingegenden bereist

und unter den Menoniten sowie den zahlreichen „Erweckten“ und Pietisten, welche in jener Zeit sich aufgethan hatten, Anhänger gewonnen. Unter dem Einfluß dieser Anregungen, welche durch die in dem Manifest eröffnete Aussicht auf billigen Landerwerb verstärkt wurden, bildete sich 1682 in Frankfurt a./M. hauptsächlich aus dem Kreise der Spener'schen Pietisten eine Kompagnie, welche von Penn 25 000 Acres Land kaufte, und später eine ähnliche Gesellschaft in Krefeld. Die Frankfurter Gesellschaft hatte zu ihrem Agenten Franz Daniel Pastorius, der im Jahre 1683 mit einigen (acht) deutschen Ackerbauern und Handwerkern an den Delaware kam und auf dem erworbenen Grundbesitz nahe bei Philadelphia die erste Ansiedlung, Germantown, anlegte. Ein Jahr vorher war William Penn auf 34 Schiffen angekommen mit seinen Freunden, meist Quäkern, und zahlreichen Handwerkern und Dienern und hatte den ersten Grund zu der Stadt gelegt, die er Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe, nannte.

In dem Plane, eine Kolonie am Delaware zu gründen, hatte er schon einen erlauchten Vorgänger gehabt, den König Gustav Adolph von Schweden, der daselbst eine Niederlassung begründen wollte, „wo Jedermann zu essen haben solle und Freiheit Gott zu dienen wie er will“. Ein im Jahre 1626 von Sr. schwedischen Majestät in Usselinx erlassenes Octroi ermächtigte eine Handelsgesellschaft zur Auswanderung dorthin, doch hinderte der Krieg in Deutschland die Ausführung des Projektes. Seine Tochter Christine und Oxenstierna nahmen es später auf und sendeten im Namen des Königs 1637 die Expedition aus, die sich am Wicuco und am Christian Creek niederließ. Es kamen nur ehrbare Leute; „bestraften und lüderlichen“ Personen war das Auswandern verboten. Die Kolonisten gruben zunächst Erdhöhlen und mußten sich in Felle kleiden, aber allmälig bauten sie Hütten und bearbeiteten das Feld. Man erzählt, daß sie rührende Briefe nach Hause schrieben um Lehrer zu erhalten, und sie wurden erhört.

Bis in dieses Jahrhundert hat die Krone Schweden sie geschützt, indem sie ihnen mit schweren Kosten Kirchenleute und Geistliche sendete. Englische Familien fanden dann ihren Weg zu den Schweden und siedelten sich bei ihnen an. Sie gewährten auch William Penn und den deutschen Einwanderern Halt und erste Hilfe.

Den ersten Ansiedlern in Germantown folgten bald andere von gleicher Herkunft, einige auch von Mülheim a. d. Ruhr und Hamburg, meist Ackerbauer und Weber, so daß Germantown schon im Jahre 1691 den ersten Charter als selbstständige Gemeinde erhielt. Es waren Anfangs schwere Zeiten der Entbehrung und harten Arbeit, so daß die junge Ansiedlung spottweise Armentown statt Germantown genannt wurde, aber sie wurden durch Fleiß und Ausdauer überwunden, vor Allem durch die Energie und Umsicht des Leiters Pastorius, der ein Mann von ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Herzens gewesen sein muß. Das Wappen, das er seiner jungen Gemeinde gab, stellte Vinum, Linum und Textrinum dar, eine Symbolisirung des Fleißes in Handwerk und Landbau in Verbindung mit heiterem Lebensgenuß. Sie bildete eine deutsche Quäkergemeinde, deren Seele Pastorius war, der die Schule der „Freunde" selbst leitete und die Schulbücher dafür verfaßte. Sie hat den Ruhm, daß sie (im Jahre 1688) den ersten Protest gegen die Sklaverei der Neger erhob, deren Einführung schon 1621 begonnen hatte, indem sie eine Adresse voll nachdrücklicher Abwehr an das Meeting der Quäker richtete. In Germantown ist die erste deutsche Druckerei in Amerika errichtet worden, hier wurde die erste deutsche Bibel in Amerika gedruckt (1743), zugleich die erste in einer europäischen Sprache. Germantown hat seine eigene Verwaltung bis zur Revolution behalten; demnächst ist es Philadelphia einverleibt worden.

Die deutsche Einwanderung in Pennsylvania hat wie in ihrem ersten Beginn so im weiteren Verlauf des vorigen Jahr-

hunderts, wenigstens in dessen erster Hälfte, ihren Anlaß vornehmlich in der Unduldsamkeit, welcher die protestantischen Sektirer in Deutschland begegneten, und in der Duldung, welche in Pennsylvania kraft der in die Verfassung des Staates übergegangenen Grundsätze seines Begründers jeder Glaube fand. Die Einwanderer gehörten in überwiegender Anzahl solchen Sekten an; Reformirte und Lutheraner kamen erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in größerer Menge; die Zahl der Katholiken war auch dann noch verschwindend gering. 1709 begann eine starke Einwanderung von Menoniten aus der deutschen Schweiz und der Pfalz, die sich hauptsächlich nach Lancaster County wendete; 1713 kamen Deutsche von Schoharie, aus dem Staate New-York vertrieben, und legten Heidelberg am Tulpehocken an. Schwenkfelder ließen sich um 1734 in der Nähe von Philadelphia nieder; mährische Brüder (Moravians), Herrnhuter, die 1735 unter Bischof Spangenberg nach Georgia eingewandert waren, wurden, weil sie Kraft ihres Glaubens sich weigerten die Waffen zu tragen, von dort verdrängt und zogen an die Gabeln des Delaware, wo sie Bethlehem und Nazareth gründeten. Von der Sekte der Dunkers, die in Süddeutschland, besonders in Württemberg sich gebildet hatte, waren Anhänger und Begründer schon vorher nach Pennsylvania gekommen und hatten sich um das spätere Ephrata niedergelassen. Die Zahl dieser deutschen Ansiedler war allmälig so angewachsen, daß sie ein Drittel, nach anderer Schätzung fast die Hälfte, der gesammten Bevölkerung des Staates ausmachten. Obwohl die Einwanderer friedsame Leute waren und sich durch Fleiß und Sparsamkeit auszeichneten, entstand doch in Folge ihres Zusammenhaltens und ihrer Abgeschlossenheit, die mit ihren religiösen Anschauungen in Verbindung stand, zeitweilig eine Mißstimmung gegen sie auf Grund der Besorgniß, daß sie übermächtig und „aus einer englischen Niederlassung eine Kolonie von Fremdlingen werden“ möchten. Es wurde behufs Ein-

schränkung der Immigration eine besondere Belastung neuer Einwanderer durch ein Kopfgeld eingeführt, aber bald wieder aufgegeben, da die Erkenntniß obsiegte, daß der Aufschwung und die Blüthe des Landes gerade den deutschen Ansiedlern vornehmlich zu danken wären. Der Gouverneur sprach dies im Jahre 1738 gegen die Assembly aus und fügte hinzu: „sollte eine entmuthigende Maßregel sie abhalten nach Pennsylvania zu kommen, so stände zu befürchten, daß der Werth der Ländereien fallen und die Zunahme des Wohlstandes sich verlangsamen würde; denn nicht allein durch die Ergiebigkeit des Bodens, sondern durch die Menge und den Fleiß der Bebauer gelangte ein Land zur Blüthe". Immerhin war die Folge, daß die Einwanderer mit ihren Ansiedlungen weiter nach Westen gedrängt wurden, wo sie die Vorhut gegen die Indianer abgeben mußten, die damals noch das Alleghany-Gebirge inne hatten, mit Mord und Brand die Ansiedler bekämpfend. Sie haben lange Jahre hindurch tapfer und zähe Leben und Besitz vertheidigt, bis endlich friedliche Abmachungen sie schützten. Die Revolution und demnächst die europäischen Kriege unterbrachen dann oder reducirten auf lange Zeit die Einwanderung, besonders aus Deutschland; später hat sie sich weniger direkt nach Pennsylvania gerichtet, da New-York in den zwanziger Jahren an die Stelle von Philadelphia als Haupteinfuhrhafen trat und damit auch die europäische Einwanderung zunächst dorthin sich wendete.

Gegenwärtig liegt das Verhältniß so, daß in Philadelphia nach dem jüngsten Census über 51 000 in Deutschland Geborene leben, und daß die Zahl derjenigen, welche von deutschen Eltern daselbst abstammen, auf mehr als 100 000 zu veranschlagen ist. Im Innern des Landes ist in den Städten und deren Umgebung durch die Eisenbahnen und das Entstehen zahlreicher Fabriken die Geschlossenheit der deutschen Bevölkerung gebrochen und dieselbe vielfach durch englische und andere Ele-

mente durchsetzt. Aber sie hat sich dafür räumlich weiter ausgebreitet und in die westlichen Counties von Pennsylvania, nach Maryland, Virginia, nach Ohio und Indiana zahlreiche und kräftige Absenker geschickt, die meist gedeihlich bestehen. Am ehesten noch hat sich in Lancaster County Sitte und Wesen der Pennsylvania Dutch unverändert erhalten. Auch das religiöse Band hat sich gelockert; verschiedene geschlossene Gemeinschaften, wie das Kloster in Ephrata sind zerfallen oder dem Aussterben nahe; immerhin bestehen noch zahlreiche Gemeinden der hauptsächlichen Sekten und haben von hier aus auch in anderen Staaten der Union Wurzel gefaßt.

Für meine kleine Rundfahrt war die Zeit insofern nicht gerade günstig, als in der Weihnachtszeit die Schulen Ferien hatten und die wirthschaftlichen Arbeiten ruhten; doch war Manches auch so zu erfahren, was ich in einigen Zügen skizziren will.

Lancaster war der erste Haltpunkt, eine freundliche, offene Stadt mit blühender Industrie, in welcher die Namen der Straßen, die Aufschriften an den Läden und die Bauart der Häuser merkbar machen, daß sie die Hauptstadt der Pennsylvania Dutch ist. Diese letztere Bezeichnung beiläufig ist nicht recht zutreffend, da Dutch bekanntlich „holländisch" heißt und eine Verbindung mit Holland weder durch die Abstammung der Einwohner noch durch die Sprache besteht. Die letztere ist vielmehr entsprechend der Herkunft des überwiegenden Theils der ersten Ansiedler unverkennbar ein pfälzischer Dialekt, der sich in das Englische hat finden müssen und deshalb vielfach mit englischen Worten oder englischen Formen durchmengt ist. Von niedersächsischem Platt ist keine Spur darin. Die Bezeichnung Dutch wird damit erklärt, daß das menonitische Glaubensbekenntniß, welchem die ersten Einwanderer angehörten und dem ihre Nachkommen treu geblieben sind, sie mit Holland, wo die Sekte hauptsächlich verbreitet war, in Verbindung

hielt und daß sie von dort namentlich ihre religiösen Schriften erhielten.

Einen angenehmen Tag verbrachte ich in einer nahe bei Lancaster gelegenen Farm eines solchen Pennsylvania Dutch, die mein Begleiter, der Superintendent des Schulwesens von Lancaster, als eine normale bezeichnete und die gleichzeitig den Wandel illustrirte, welcher im Laufe der Zeit an den verschiedenen Generationen der Ansiedler sich vollzogen hat. Die Familie, in deren Besitz sie sich befindet, stammt aus Freilaubersheim in Hessen. Wir fanden den Farmer beim Tabackstrippen; doch unterbrach er bereitwillig die Arbeit um uns herumzuführen. Er hatte das Gut, das etwa 70 Acres Ackerland hat, von dem Bruder seiner Mutter übernommen und bewirthschaftete es seit einer Reihe von Jahren; sein Bruder besaß eine annähernd gleich große Farm in der unmittelbaren Nachbarschaft. Das Anwesen bestand aus einem Wohnhaus, einer Scheuer, einem Stall, einem Tabackshaus und einem Milchhaus. Das letztere, obwohl es nur zwei Zimmer enthielt, war das Wohnhaus der ursprünglichen Ansiedler gewesen; der jetzige Besitzer hatte lange Jahre in dem als Wohnhaus bezeichneten Gebäude gewohnt, vor zwei Jahren aber es verlassen, um ein neues Haus zu beziehen, das er oberhalb des Komplexes der Wirthschaftsgebäude an der das Grundstück durchschneidenden Landstraße im Villenstyl erbaut hatte. Das frühere Wohnhaus hatte jetzt der Arbeitsmann mit seiner Familie inne. Der Farmer selbst, ein Mann von 60 Jahren, noch frisch, wenn auch etwas mager und abgearbeitet, war noch ein Bauer, der Hand anlegt und sich keiner Arbeit schämt. Anders geartet war der Sohn, ein hübscher gesunder Jüngling von 20 Jahren, der schon mehr nach dem Gutsbesitzer aussah. Auch er war bei der Arbeit des Tabackstrippens, aber für eigene Rechnung; der Vater hatte ihm einen Acre Land gegen die Hälfte des Ertrages verpachtet, den er für sich bearbeitete. „Er

hätte ihm," erzählte der Alte, „zum Geburtstage ein Buggy und ein feines Horse gekauft, damit er im Lande etwas herumfahren könnte, wie das die jungen Farmerssöhne zu thun liebten." Mit den weiteren Familienverhältnissen wurden wir bekannt, als wir in das neue Wohnhaus geführt wurden. Zwei Parlors, Teppiche, große Spiegel, ein Pianino, Alles modisch im unteren wie im oberen Stockwerk, wo die Schlafzimmer lagen. Dem Vater war die Einrichtung offenbar noch nicht vertraut; er kam sich selbst fremd darin vor. Seine zweite, unverheirathete Tochter empfing die Gäste, ein etwas bleiches aber freundliches Mädchen von etwa 18 Jahren, im Schleppkleide und völlig städtischer Tracht. Auf meine deutsche Anrede antwortete sie lachend: „Ich spreche nicht deutsch wie Du." In der That verstand sie nur das Pennsylvania Dutch und konnte deutsch weder lesen noch schreiben; doch wollte sie es von ihrem zweiten Bruder, der auf dem College studire, lernen. In der Bibliothek waren nur englische Bücher; die deutschen waren in einem lange nicht geöffneten Wandschrank und ausschließlich religiösen Inhalts. Eine alte Nürnberger Bibel war darunter, in welcher alle Ereignisse in der Familie, Geburts- und Todestage, vermerkt waren. Es machte dem Vater Freude, sie wieder einmal hervorzuholen. Im Garten trafen wir das Kind der älteren, verheiratheten Tochter, das eine nurse, zu deutsch Amme, herumtrug.

Die bäuerliche Einfachheit ist danach arg im Schwinden. Dem alten Farmer selbst schien es behaglicher drunten in den Wirthschaftsgebäuden und im Felde, das wir dann im milden Sonnenschein durchwandelten. Die Farm hält sechs Pferde und sieben Kühe; im Winter werden Ochsen zur Mast eingestellt; auch Schweinemast und Hühnerzucht wird mit Erfolg betrieben. Der Besitzer bewirthschaftet das Gut mit seinem Sohne und einem Arbeitsmann, der jährlich 300 Dollars an Lohn erhält und mit seiner Familie freie Wohnung in dem alten Wohnhause

hat. Dafür muß er alle Arbeit verrichten, die ihm aufgetragen wird. Auch er hat einen Acre Land zum Tabacksbau vom Farmer gegen die Hälfte des Ertrages in Pacht, und muß von dem Ertrag, den er aus Milchwirthschaft und Hühnerzucht hat, die Hälfte abgeben. Das Arbeitslohn für andere Tagearbeiter steht auf 1 Dollar per Tag, in der Erntezeit auf 1½ Dollars bei freier Kost. Bei der Ernte wird eine Mähmaschine, reaper, angewendet und eine Dreschmaschine, die, mit Pferdekraft bewegt, täglich 100 Bushel Weizen drischt. Obwohl die Leistung bei Anwendung von Dampfkraft dreimal größer ist, wird doch der Betrieb mit Pferden vorgezogen, weil die Arbeit dann zu beliebiger Zeit verrichtet werden kann. Die Fruchtfolge ist Klee, Mais zweimal, dann Taback und Weizen, bisweilen ebenfalls zweimal hintereinander; der Acker wird alljährlich mit Mist gedüngt. Der mittlere Ertrag ist von Mais 70 Bushel per Acre, von Weizen 20 Bushel; doch steigt der letztere bei günstigen Verhältnissen auf 30—34 Bushel. Kartoffeln werden nur zur Deckung des Hausbedarfs gezogen. Der Ertrag eines mit Taback bestellten Acre wird auf 300 Dollars geschätzt, wovon 100 Dollars auf Unkosten abgehen. Der Anbau von Taback hat in den letzten 15 Jahren derart zugenommen, daß in Lancaster 60 neue Ware Houses für Taback haben errichtet werden müssen. Die Runkelrübe wird nicht gebaut wegen des Mangels an Regen im Juni und Juli; auch steht ihrer Kultur die Höhe der Arbeitslöhne entgegen. Dagegen gedeiht Sorghum trotz der zeitweiligen Trockenheit, da es tiefgehende und zähe Wurzeln hat, und da es weder durch Mehlthau noch durch Insekten leidet. Schon jetzt wird daraus ein sehr brauchbarer Syrup gewonnen. Der Kaufpreis von Ackerland stellt sich per Acre auf 250—300 Dollars, nach Umständen auch höher, was im Verhältniß der Erträge mäßig ist; hoch sind dagegen die Kosten für Bauten. Die Scheuer mit massiven Wänden, welche der Farmer während des Secessionskrieges erbaut, hatte ihm

damals, allerdings unter außerordentlich ungünstigen Verhältnissen, 6000 Dollars gekostet; sie würde aber auch jetzt in ruhigen Zeiten unter 3—4000 Dollars nicht herzustellen sein.

Besonders tiefe Weisheit habe ich, wie Du siehst, meinem biederen Farmer bei unserer Unterhaltung nicht entlockt; doch mag dies Schuld des Fragers gewesen sein. Was er antwortete war immer klar und bestimmt, ganz amerikanisch, die Sache treffend, ohne Brimborium; es war aber freundlich und mit einer Geduld gegeben, die ich anzuerkennen nicht unterlassen darf. Ich schied von dem braven Manne mit dem Bedauern, daß ich nicht länger verweilen konnte.

Auf dem Wege nach Reading berührt man Ephrata und Bethlehem, auch andere Orte palästinischen Andenkens. Von den Klöstern in Ephrata sind zwar noch einzelne Gebäude vorhanden, aber die Brüder und Schwestern, die darin ehemals ihre Hymnen sangen, sind ausgestorben und Nachfolger haben sie nicht gefunden. Die Dunkers, welche sich hier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts niederließen, waren ein Zweig der Menoniten, von denen sie sich dadurch unterschieden, daß sie die Taufe durch Untertauchen (daher der Name Tunker oder Dunker = Taucher) nicht durch Besprengen vollzogen. Der Erbauer jener Klöster war Conrad Beißel, der ein Schwärmer der wunderlichsten Art, aber dabei ein bedeutender Mann gewesen sein muß. Er war im Jahre 1720 als ein „Erweckter“ mit seinem Freunde Stiefel aus der Pfalz, — er war in Eberbach bei Heidelberg geboren — nach Amerika gekommen und hatte sich zunächst den Dunkers angeschlossen, von denen er sich hatte taufen lassen. Bald aber zerfiel er mit ihnen, zog sich mit seinem Freunde in die Einöde zurück und gründete, als sich Gesinnungsgenossen, insbesondere auch Frauen zu ihnen fanden, eine eigene Gemeinde, die der Seventh Day Dunkers, deshalb so genannt, weil sie den Sabbath statt des Sonntags feierten. Sie lebten in einem großen klösterlichen

Gebäude, Kedar genannt, gemeinschaftlich, im Cölibat und in Gütergemeinschaft; ein ähnliches Haus, Saaron, wurde für die Schwestern erbaut. Beim Mangel von Zugthieren spannten sich die Brüder selbst an den Pflug, um das Feld zu bauen. Die Nahrung bestand aus Brod, Mus und Gemüse; selbst Milch und Käse waren ausgeschlossen; das einzige Getränk war Wasser. Der Gottesdienst wurde gemeinschaftlich begangen; Entzückungen und Erweckungen spielten dabei eine große Rolle. Sie brachten mystische Dichtungen hervor, Hymnen und Lobgesänge, von deren seraphischer Ueberschwänglichkeit Titel wie: „Zionitischer Weihrauchhügel", „die Stimme der einzelnen und verlorenen Turteltaube", „Göttliches Liebes- und Lobesgetöne" einen Vorgeschmack geben. Mit besonderem Eifer und Geschick wurde der Gesang gepflegt, für welchen Beißel, „Vater Friedsam" genannt, die Texte und die Melodieen schuf. Aber auch praktisch waren die Brüder in hohem Maaße thätig und rührig. Alles was sie brauchten, machten sie selbst, sowohl ihre Häuser, als was zum Leben gehört und darüber hinaus. Sie hatten eine Mehlmühle, eine Säge- und Walkmühle, sie machten Papier und preßten Leinöl. Am merkwürdigsten sind ihre Leistungen im Buchdruck. Mittelst einer Handpresse, die sie im Jahre 1745 sich verschafft hatten, druckten sie mit den möglich geringsten Hilfsmitteln 50 Bücher zumeist religiösen Inhalts, unter denen namentlich „der blutige Schauplatz oder Märtyrspiegel" eine Berühmtheit erlangt hat. Es war dies eine Uebersetzung aus dem holländischen Original des van Bracht, welche eine Geschichte aller Blutzeugen des christlichen Glaubens seit Christi Tode enthielt, zuletzt auch der Menoniten, von denen in Holland in den Jahren von 1569—1574 mehr als 300 um ihres Glaubens willen auf dem Scheiterhaufen oder durch Ertränken das Leben verloren hatten. Es war ein Buch von 1512 Seiten, das in 1300 Exemplaren fertig gestellt wurde und an welchem 15 Brüder drei Jahre hindurch unausgesetzt

gearbeitet haben. Nur wenige Exemplare sind auf unsere Zeit gekommen. Der Orden wurde 1814 als Society inkorporirt; die Mitglieder sind ausgestorben. Die Güter werden verwaltet und ihre Erträge werden zu religiösen, milden und literarischen Zwecken verwendet. Die Sekte der Dunker hat sich übrigens in Amerika weit verbreitet und zählt etwa 200 000 Anhänger mit 2000 Geistlichen, welche ihr Amt ohne Besoldung verwalten.

Auch Bethlehem, dem Graf Zinzendorf im Jahre 1741 persönlich den Namen gab, hat sich verweltlicht, in dem Sinne wenigstens, daß die mährischen Brüder nicht mehr ausschließlich die Gemeinde bilden und als innerhalb ihrer „Unitas fratrum" die Gemeinschaft des Grundbesitzes, in welcher sie anfangs lebten, nicht mehr besteht. Die Moravians haben von Beginn ihrer Niederlassung ab sich die Bekehrung der Indianer zur Aufgabe gemacht und an diesem Werke mit dem besten Erfolge gearbeitet. Es kamen so viele rothe Männer zu ihnen, daß sie für dieselben eine eigene Kolonie, Nain, in der Nähe von Bethlehem gründeten, die inzwischen eingegangen ist. Daneben vergaßen sie nicht die praktische Thätigkeit und trieben, wie die Herrnhuter bei uns, Handels- und gewerbliche Geschäfte mit nicht geringerem Erfolge, als die Heidenbekehrung. Die Stadt, geschützt von den Blue Ridge Hills, hat eine gesunde und anmuthige Lage am Lehigh, die sie als Sommerfrische beliebt gemacht hat. Auch hat sie weitberühmte Erziehungsanstalten, insbesondere ein Institut für Ladies, das im Jahre 1787 als das erste im Lande begründet, nach zeitgemäßen Umgestaltungen, von weit her, aus Westindien und von den Sandwichsinseln, besucht wird. Wie die Dunkers hat auch die Sekte der Moravians sich von den ursprünglichen Sitzen aus durch das Land verbreitet und bildet als die amerikanische eine der drei Provinzen der Brüderschaft, die in zwei Distrikte, den nördlichen und südlichen getheilt ist und von denen jeder unter der Leitung eines Synod und eines Provincial Board steht.

Mein Roundtrip endete in Reading, der Hauptstadt von Berk's County, das in hügeliger Landschaft ausnehmend freundlich gelegen und eine offene, hübsche Stadt ist, in der Vieles an deutsches Wesen erinnert; jedoch verliert es diesen Charakter, je mehr es sich zur Fabrikstadt entwickelt; denn diese Entwickelung, welche die reichen Eisenerze der benachbarten Berge und die glückliche Lage an der Eisenbahn begünstigen, zieht Arbeiter und Unternehmer aus weitem Bereiche herbei und amerikanisirt die Stadt allmälig. Ich war an einen Landsmann empfohlen, einen hochbejahrten Mann, der seit langen Jahren daselbst lebt und als mit der Geschichte seiner Heimath wohlvertraut gilt; unter dem Namen „der Alte vom Berge" hat er viele Episoden derselben in populärer Darstellung und in deutscher Sprache beschrieben. Ich fand ihn nicht heimisch, entdeckte ihn aber noch am späten Abend in einer gemüthlichen Ecke bei einem Gläschen deutschen Bieres, und verplauderte diverse Stündchen mit ihm. Aehnlich wie in der Stadt vollzieht sich, wenn auch langsamer ein Wandel in ihrer ländlichen Umgebung. Erziehung und Verkehr verdrängen bei der jüngeren Generation die Sprache und verwischen die überlieferte Sitte um so leichter, als hier die religiöse Verbindung nicht in gleichem Maaße, wie etwa in Bethlehem der Erhaltung zu Hilfe kommt. In alten Tagen war Reading ein starker und wichtiger Schutzposten gegen die Indianer, Dank der Kraft und Tapferkeit der deutschen Grenzer, die hier wohnten. Unter ihnen ragt vor Allen Conrad Weiser hervor, der hier etwa 40 Jahre gewirkt hat, bis er 1760 starb, nicht allein durch Muth und Entschlossenheit im Kampfe, sondern auch und noch mehr durch die friedliche Einwirkung auf die Indianer, deren Sprache er verstand und denen sein redliches und sicheres Wesen Vertrauen und Achtung einflößte. Der Alte vom Berge hat in einem kleinen Schriftchen „Aus Berk's County schwerer Zeit" auf Grund mündlicher Ueberlieferung und vorhandener

Aufzeichnungen die Wirksamkeit Weiser's eingehend geschildert; ein betriebsamer Schriftsteller könnte daraus den Stoff zu mehreren Romanen nehmen. Auch aus dem Revolutionskriege hat die Stadt ruhmreiche Erinnerungen. Obwohl vielen ihrer Bürger ihr religiöser Glaube das Tragen von Waffen verbot, blieb doch Keiner in dem Kampfe für die Unabhängigkeit zurück. Als in einer Zeit des Krieges neue Kräfte aufgeboten wurden, fand sich, daß alle jungen und waffenfähigen Männer bereits ausgezogen und im Dienste waren. Da bildeten die Alten eine Kompagnie, deren Kapitain 92 Jahr und deren Tambour 84 Jahre zählte. Und wo sie nicht mit den Waffen helfen konnten, halfen sie mit Nahrung. Das reiche, wohlbebaute Farmland um Reading war eine sichere Bezugsquelle von Vieh und Brod, wenn Alles versagte und das Centrum der gesammten Proviantirung der Armee.

Daß die Deutschen in Philadelphia sich eine gewisse Besonderheit erhalten und daß sie Einrichtungen geschaffen haben, die gesellige Verbindung oder die gemeinschaftliche Erreichung gemeinnütziger Zwecke zum Gegenstand haben, versteht sich nach ihrer bereits erwähnten Zahl, die etwa $1/6$ der Bevölkerung ausmacht und bei der eigenthümlichen Neigung der deutschen Natur. Einer dieser Einrichtungen, des Deutschen Hospitals, habe ich bereits gedacht. Eine andere, ebenso charakterische wie nützliche Institution ist die „Deutsche Gesellschaft", die im Jahre 1874 die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begehen konnte und die älteste unter den gleichartigen Gesellschaften ist, welche die Deutschen in den Vereinigten Staaten nach dem Vorbilde der von Philadelphia gebildet haben. Sie wurde (1764) begründet „zum Beystande der armen Fremdlinge Teutscher Nation in Pennsylvania durch Gewährung von Rechtsschutz und durch Verabreichung milder Spenden" indem eine Anzahl deutscher Männer zusammentrat, welchen das Elend der deutschen Einwanderer zu Herzen ging und die ihm abhelfen

wollten. Wie entsetzlich die Lage dieser Unglücklichen bei der Ueberfahrt und nach der Ankunft in jener Zeit war, von der uns kaum ein Jahrhundert trennt und wie mühevoll und langwierig die Anstrengungen waren, deren es bedurfte, um darin Wandel zu schaffen, würde schwer zu glauben sein, wären nicht zahlreiche, zuverlässige Zeugnisse von Augenzeugen vorhanden. Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft, welche Professor Seidensticker als Festgabe zu der Jubiläumsfeier geschrieben hat, enthält solche Beläge in ausreichender Menge.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es aufgekommen, daß Auswanderer aus Deutschland, welche nicht die Mittel hatten, den Preis der Ueberfahrt baar zu bezahlen, sich gegen die Schiffskapitaine oder Rheder verpflichteten, nach ihrer Ankunft denselben dadurch abzutragen, daß sie sich zu Diensten verbindlich machten. Solche Verträge waren für übertragbar erklärt und es gestaltete sich das Verhältniß dahin, daß die Schiffseigner nach Ankunft des Schiffes den Verkauf ihrer dadurch erworbenen Rechte, oder kürzer, die verpflichteten Passagiere als Arbeiter öffentlich ausboten. Wer einen Arbeiter brauchte, kam auf das Schiff und suchte sich ihn aus. Es wurde dann mit dem losgekauften Passagier ein schriftlicher Dienstvertrag geschlossen, durch welchen er sich für eine bestimmte Zeit dem Herren zu Diensten verflichtete, wogegen dieser die Passage für ihn zahlte. Die Dauer der Dienstzeit richtete sich nach der Höhe der schuldigen Summe und dem Arbeitswerth des Passagiers. Die Passage kostete damals für einen Erwachsenen von Rotterdam bis Philadelphia 60 Gulden, für Kinder die Hälfte; die Regel war, daß ein arbeitsfähiger Mann sich dafür auf drei Jahre verdingen mußte und nichts erhielt außer Wohnung, Kleidung und Kost; für andere dauerte die Verdingung entspechend länger, bis zu 7 Jahren und darüber, für Kinder bis zur Mündigkeit. Sie konnte sich auch dadurch ausdehnen, daß die Rheder den ar=

beitskräftigen Mann für seine Angehörigen, die keine Käufer fanden, haftbar machten, ja daß die Mitglieder einer Familie selbst für diejenigen aufkommen mußten, die während der Ueberfahrt gestorben waren. Wer einen Käufer nicht alsbald fand, mit welchem der Kapitain sich verständigte, mußte zunächst noch 30 Tage am Bord des Schiffes bleiben und wurde dann ins Gefängniß geschickt. Dabei wurden die Familien oft zerrissen, insbesondere die Kinder von den Eltern getrennt. Die Dienstverträge, die in der Regel in englischer Sprache abgeschlossen wurden und deshalb den Verpflichteten meist unverständlich blieben, standen unter dem Schutz des Gesetzes. Entlaufene Dienstleute wurden verfolgt und für die Rücklieferung Prämien öffentlich ausgeboten. Man nannte solche Pflichtige persons of redemption oder redemptioners, im deutschen Dialekt treffend „Serfs“ und das Eingehen des Vertrages „verserven“. Die Serfs konnten von Hand zu Hand gehen, so lange ihre Verpflichtung dauerte. Hatten sie Glück und kamen zu milden Herren, so konnte das Verhältniß erträglich sein; häufig war dies nicht der Fall und man konnte dann nicht ohne Grund von weißer Sklaverei sprechen.

Für die Schiffseigener war das Geschäft sehr profitabel. Die weißen Arbeiter, deren Lohn nach der obigen Angabe sich für das Jahr auf etwa 3 Pfund Pennsylvanisch, oder etwa 32 Mark nach unserem Gelde stellte, waren bei weitem billiger als der heimische Arbeiter, oder der Negersklave und fanden daher meist raschen und sicheren Abgang. Das Geschäft war also schon dadurch allein lukrativ und wurde mit Eifer insbesondere von Holland aus betrieben; Agenten wurden ausgesendet, um die glänzenden Aussichten, welche in der neuen Welt sich böten, zu schildern und dadurch die Lust zur Auswanderung zu wecken; man nannte sie Neuländer oder noch passender Seelenverkäufer. Doch damit nicht genug; die Gewinnsucht setzte auch schon bei der Beförderung ein und kam

hierbei zu wahrhaft unmenschlicher Ausbeutung. Die Passagiere wurden über die Aufnahmefähigkeit des Schiffes hinaus zusammengepferchtt, derart, daß sie in einzelnen Fällen selbst in die offenen Boote gezwängt wurden; der Proviant war unzulänglich und schlecht, was die Passagiere zur Ergänzung etwa kaufen wollten, übertrieben theuer; weder ein Arzt noch Arzeneien waren an Bord. Kranke mußten bleiben wo sie lagen, und hatte sie der Tod erlöst, so wurden die Leichen schleunigst ins Meer geworfen. Die Reiseeffekten, welche die Auswanderer mitbrachten, wurden häufig nicht auf dasselbe Schiff geladen, auf welchem sie selbst verfrachtet wurden sondern zurückbehalten, um auf besonderen Schiffen nachgeschickt zu werden, entweder zu dem Zwecke, um mehr Passagiere unterbringen zu können, oder Schmuggel mit Waaren zu treiben, die als Passagiergut ausgegeben wurden, das gewisse Vergünstigungen bei der Revision und Zollabfertigung genoß. Ueber den Nachlaß Verstorbener gab es keine Kontrole; waren die Eltern auf der Fahrt gestorben, so war für die Kinder Alles verloren, was jenen gehört hatte. Es gab Jahre, in denen mehr als 2000 Personen auf der Ueberfahrt nach Philadelphia umgekommen waren. Ein besonders greller Fall von Mißhandlung und Noth der Passagiere war von einem Schiffe bekannt geworden, das im Jahr 1763 einlief. Er führte deutsche Männer zu dem Entschluß, durch eine Vereinigung ihrer Kräfte eine Besserung der heillosen Zustände anzustreben, für deren Herbeiführung Wille und Macht des Einzelnen nicht ausreichte. So entstand die „Deutsche Gesellschaft von Philadelphia in der Provinz von Pennsylvania“, deren erste Regeln am Christtage des folgenden Jahres von 68 Mitgliedern vereinbart wurden.

Sie fing damit an, aus ihrer Mitte Aufseher zu bestellen, welche die Lage der ankommenden Fremdlinge untersuchen und Vorschläge zur Unterstützung derselben machen sollten und

wendete sich dann der schwierigen Aufgabe zu, im Wege der Gesetzgebung einen wirksameren Schutz für die Auswanderer zu erreichen, als die bisherigen Gesetze des Staates, deren Ausführung obenein sehr mangelhaft war, gewährten. Trotz des Widerstandes, den bei dem Handel interessirte Kaufleute und Agenten der Schiffseigner entgegenstellten, gelang es schon im Jahre 1765 in der Legislatur ein verbessertes Gesetz durchzubringen, welches wenigstens einige der schreiendsten Mißstände hob, indem es eine Erweiterung des für jeden Passagier nothwendigen Schiffsraumes, die Haltung eines Wundarztes an Bord und eine Beschränkung der Kreditgewährung an Passagiere verordnete. Ein weiterer Schritt geschah 1785 mit der Registrirung der Passagiere unter Theilnahme von Vertretern der Gesellschaft. Die Abschaffung der Dienstverträge war noch nicht zu erreichen; nur setzte die Gesellschaft durch, daß den verkauften Kindern durch mindestens 6 Wochen im Jahre Schulunterricht gegeben werden mußte. Die Pause in der Einwanderung, welche in Folge der Revolutionskämpfe in Amerika und demnächst der großen europäischen Kriege eintrat, und welche bis in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts reichte, überhob die Gesellschaft lange Zeit weiterer Thätigkeit in dieser Richtung. Mit Wiederbeginn der Auswanderung besann sich auch die Gesetzgebung auf ihre Pflicht und es gelang sowohl im Staate Pennsylvania als im Kongreß in den Jahren 1818 und 1819 Gesetze zur Vollziehung zu bringen, welche die hauptsächlichsten Mißbräuche beseitigten oder beschränkten. Ueberdies wendete sich von da ab der Hauptstrom der Einwanderung nach New-York. Die Dienstverträge kamen seit dieser Zeit nur noch selten vor; der letzte bekannt gewordene, welcher eine Uebertragung zum Gegenstand hatte, wurde im Jahre 1831 geschlossen.

Das Ausbleiben neuen Zuzuges aus Deutschland hatte auch im Innern der Gesellschaft erhebliche Aenderungen her=

vorgebracht, insbesondere ein allmäliges Ueberwiegen der englischen Sprache, derart, daß die Verhandlungen der Gesellschaft von 1818 ab in dieser Sprache geführt wurden. Erst in den 50er Jahren machte sich hiergegen eine Reaktion geltend, zu welcher die Schillerfeier einen Impuls gab. Seitdem wuchs die Thätigkeit der Gesellschaft und die Theilnahme daran. Eine neue Gesellschaftshalle wurde 1866 erbaut und die Zwecke der Gesellschaft wurden nach den veränderten Umständen erweitert und umgestaltet. Auch jetzt noch gewährt sie Rechtsschutz den desselben bedürftigen Einwanderern durch rechtsverständige Unterstützung bei Rechtsstreitigkeiten oder Haftnahmen. Wichtiger jedoch sind andere Seiten ihrer Thätigkeit geworden: die Ertheilung von Rath und die Nachweisung von Arbeit an die Einwanderer, die Unterstützung Hilfsbedürftiger und die Wirksamkeit auf dem Felde der Erziehung. Den ersteren Aufgaben wird durch eine Agentur entsprochen, welche für Einwanderer und auch andere hilfsbedürftige Deutsche gehalten wird, und welche bei zahlreichem Zuspruch sehr nützlich wirkt; der letzteren durch Einrichtung einer Abendschule, in welcher den neu Angekommenen die Gelegenheit zur Erlernung der ihnen unentbehrlichen englischen Sprache gewährt wird. Sehr erfreulich hat sich die Entwickelung der Bibliothek gestaltet, zu der schon 1818 der Grund gelegt worden ist, die aber erst in dem letzten Jahrzehnt insbesondere durch deutsche Bücher erweitert worden ist. Sie ist in einem großen Saale der Gesellschaftshalle aufgestellt, der mit den Büsten großer deutscher Denker, Dichter und Staatsmänner geschmückt ist; der deutsche Reichskanzler schließt ihre erlauchte Reihe.

XXIII.

Washington. — Das Kapitol. — Guiteau Trial. — Die Offices des Schatzamtes. — Commissioner of Education. — Stellung der Frauen.

Washington, Januar 1882.

Die Hauptstadt der Union ist vielleicht die einzige Stadt auf dem ganzen Kontinent, die nicht busy zu sein scheint, wenigstens nicht in dem Sinne der Geschäftigkeit, wie sie in Handels- und Fabrikstädten herrscht. In anderem Sinne ist sie es allerdings, aber die Maschinen, die hier arbeiten, lassen ihr Klappern nicht auf der Straße hören und verzehren Rauch und Staub in ihren Ateliers. Washington hat überwiegend den Charakter einer Residenzstadt in den Bauten und Anlagen, wie im ganzen Wesen seines Verkehrs; man würde rathen, daß man darin wäre, auch wenn man hineingekommen wäre, ohne es zu wissen. Es ist als die Residenz der höchsten Bundesgewalten auch von Hause aus geplant und ausgelegt worden — das kleine Oertchen mit indianischem Namen, was vordem daselbst am Potomac gestanden, ist spurlos darunter verschwunden — nach größerem Plane beiläufig, als es bis jetzt ausgeführt ist, denn eine große Fläche des Areales, welches für die Stadt bestimmt wurde, ist noch unbebaut und innerhalb des weitläufig bebauten Theiles sind noch viele Lücken. In diplomatischen Kreisen wird sie wegen der dadurch bedingten Weite der Entfernungen — „la ville des distances" genannt. Die Straßen sind von ungewöhnlicher Breite, meist asphaltirt und mit Bäumen besetzt, aber im Ganzen, obwohl der Kongreß versammelt und dies die Glanzzeit des Jahres ist, nicht sehr belebt. Mit ebenso viel Recht übrigens wie la ville des distances, könnte man Washington auch la ville des statues equestres nennen; die bronzenen Krieger zu Pferde sind zahlreicher als

die lebenden Kavalleristen, die ich zu Gesicht bekommen; auf jedem Square, fast an jeder Straßenkreuzung hält ein eherner Reiter die Wache; jedoch sehen sie alle einander so ähnlich, daß man jeden bereits gesehen zu haben glaubt, ja in einem Augenblick der Zerstreutheit, wo die Gedanken in der Heimath waren, meinte ich sogar, ich sähe berittene Schutzleute wie in Berlin.

Mit besserem Erfolge als die Skulptur hat von den freien Künsten die Architektur für die Verschönerung der Stadt gesorgt, in der eine Fülle prächtiger und gediegener Bauten für öffentliche Zwecke errichtet ist. Vor allen das Kapitol, außerdem aber auch die Paläste der Ministerien, die U. St. Treasury, das Schatzamt, dessen einer Front der Tempel der Minerva in Athen zum Vorbilde gedient hat, das Staats-, Kriegs- und Marine-Ministerium im dorischen Styl, das Patentamt mit prächtiger dorischer Säulenfront, ihm gegenüber das General-Post-Amt in italienischer Bauart, das Ackerbau-Ministerium im Styl der Renaissance, das Smithsonian Institute ein romanischer Bau mit zahlreichen Thürmen u. s. w. Besonders anzuerkennen ist bei allen diesen Bauten, daß sie von edlem und solidem Material hergestellt sind, meist weißer Marmor, Granit oder Sandstein. Aeußerlich weniger prächtig erscheint das „weiße Haus", die Amtswohnung des jeweiligen Präsidenten der Republik, officiell „the Executive Mansion" genannt, das neuerlich auch bei Euch drüben viel besprochen worden sein wird, als Präsident Garfield darin an seiner schweren Verwundung darniederlag. Es ist ein einfacher Bau von Sandstein in gefälligen Dimensionen, weiß angestrichen mit einer Anzahl Säulen auf der Vorderseite, die einen Portikus tragen und einer Säulenstellung auch auf der Rückseite, in einem weiten Park gelegen, der bis an den Potomac reicht und der die Hauptannehmlichkeit des Wohnsitzes bieten mag, so lange der Fluß nicht Fiebermiasmen ausdünstet, eine Neigung, die ihm Schuld

gegeben wird und wegen deren in den heißen Monaten des Sommers die Ueberführung des kranken Präsidenten nach Longbranch von den Aerzten für nöthig erachtet wurde. Die traurigen Erinnerungen sind jetzt verwischt. Im weißen Hause wohnt und regiert der neue Präsident, fast hätte ich gesagt: hält Hof. Für den Neujahrstag wäre es zutreffend gewesen; da war großer Empfang des diplomatischen Korps und der civilen und militairischen Würdenträger der Republik. Prächtige Karossen, goldgestickte Uniformen, eine dichte Menge vor dem Gitter des Parkes, ganz wie bei Auffahrten zu fürstlichen Höfen, nur mit dem Unterschiede, daß den Damen ein breiterer Antheil an der Feierlichkeit eingeräumt war, als bei ähnlichen Veranlassungen dort üblich ist. Die Frauen und Töchter der hohen Gratulanten begleiteten dieselben, um dem Haupte der Republik ebenfalls ihre Glückwünsche darzubringen. Da der zeitweilige Chef der Union, Mr. Mc Athur, unvermählt ist, assistirte ihm bei dem Empfange die Gemahlin des Staatssekretärs und um ihr das Amt zu erleichtern, vielleicht auch um nicht ein Vorrecht aufkommen zu lassen, standen ihr wiederum die Gemahlinnen der übrigen Minister zur Seite, welche letztere selbstverständlich ebenfalls zugegen waren; sie nahmen gleichzeitig die Begrüßung ihrer Gratulanten entgegen. Eine praktische zur Nachahmung zu empfehlende Koncentrirung der Sache, an welcher auch das zu loben ist, daß den Besuchern ein lunch geboten wurde. Dem republikanischen Dogma ist übrigens dadurch Rechnung getragen, daß jeder anständig gekleidete Bürger das Recht hat, zu einer bestimmten Stunde des Neujahrstages im weißen Hause zu erscheinen und dem Präsidenten die Hand zu schütteln.

Prächtiger als der erste Beamte der Republik wohnen deren Gesetzgeber. Das Kapitol in Washington gilt dem Amerikaner für das größte und schönste öffentliche Gebäude in der Welt; jedenfalls ist es das großartigste derartige Gebäude in den

Vereinigten Staaten. Wie sein Vorbild in Rom ist es auf einem Hügel errichtet, der sich 90 Fuß über den Spiegel des Potomac erhebt und auf weiter ebener Fläche den freistehenden Bau trägt, der, durch diese Lage weithin sichtbar, die ganze Stadt beherrscht. Breite unbedeckte Marmortreppen führen von der Stadt-(Ost-)Seite hinauf, während der Grund auf der entgegengesetzten (West-)Seite sich so allmälig abdacht, daß Fahrwege angelegt sind. In seiner jetzigen Gestalt, in welcher es erst 1867 vollendet worden, besteht das Kapitol aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln, die zusammen ein großes Rechteck bilden, dessen ganze Länge 751 Fuß mißt, bei einer größten Tiefe von 324 Fuß. Der Mittelbau, zu welchem G. Washington im Jahre 1793 den Grundstein gelegt hat, legt sich um eine mächtige Rotunde, über welcher ein Dom zur Höhe von 180 Fuß aufsteigt; er ist von Sandstein, weiß getüncht. Die Kuppel über der Rotunde, ursprünglich ein Holzbau, ist seit 1865 in Eisen ausgeführt; sie wird durch eine Statue der Freiheit gekrönt. Die beiden Flügel, 1851 begonnen, von weißem Marmor, sind mit dem Mittelbau, zu welchem ihre Langseiten im rechten Winkel stehen, durch Hallen verbunden; sie springen vor dem Mittelbau, dem ein von Säulen getragener Portikus und eine Treppe vorliegt, etwas vor und haben auch ihrerseits Säulenschmuck mit äußeren Freitreppen, wodurch die Längenfront eine reiche Gliederung erhält. Der gesammte Bau enthält drei Geschosse, ein kräftiges Untergeschoß — basement — das Hauptgeschoß und ein Attic Story. Von den beiden Flügeln beherbergt der südliche das Haus der Repräsentanten, der nördliche den Senat. Beide Körperschaften hielten bis 1867 ihre Sitzungen in dem Mittelbau, das „Haus" in einem halbrunden Saale neben der Rotunde, der Senat in einem kleineren Saale. Jener ist jetzt zu einer Art Ruhmeshalle geworden (National statuary hall), in welcher Statuen der berühmten Männer der Union aufgestellt werden sollen; jeder

Staat ist berechtigt, zwei solcher Statuen zu senden, doch haben noch nicht alle von der Befugniß Gebrauch gemacht. In der ehemaligen Senatshalle hält der höchste Gerichtshof der Union seine Sitzungen. Die große Rotunde, in welcher früher der Kongreß sich versammelte, wird gegenwärtig nur bei besonderen Gelegenheiten gebraucht; ihre Wände sind mit Gemälden amerikanischer Künstler, welche große Ereignisse in der Geschichte der Union darstellen, geschmückt; auch die Decke der Kuppel ist mit Freskobildern bedeckt und neue Bildwerke um den unteren Rand der Kuppel sind in Ausführung.

Die beiden neuen Flügel sind eben so reich von Ausstattung, wie dem Zweck entsprechend eingerichtet. Den Kern bildet in dem einen die Hall of Representatives, in dem anderen die Senate Chamber, um welche die Korridore (lobbies), die Garderoben und sonstigen Bedarfsräume, die zahlreichen Berathungszimmer der Committees, die Empfangszimmer der Kongreßmitglieder und die Offices der Beamten gelegt sind, alle geräumig und zugleich vornehm und bequem eingerichtet. Die Zimmer, welche dem Präsidenten und dem Vicepräsidenten der Republik, von denen der letztere zugleich de jure Präsident des Senates ist, reservirt sind, liegen in dem Flügel des Senates. Unter den der Bequemlichkeit gewidmeten Räumen fallen angenehm die Badezimmer auf, welche in dem Untergeschoß beider Flügel angelegt und höchst komfortabel ausgestattet sind. Weniger opulent ist das Restaurant des Kongresses, ein schmaler beschränkter Raum, mit dürftiger Meublirung und knappem Büffet. Die Ordnung des Hauses schreibt vor, „daß alkoholhaltige oder gegohrene Flüssigkeiten oder Wein innerhalb des Kapitols oder in einem damit verbundenen Raume nicht verkauft, ausgestellt oder gehalten werden dürfen“; Beamte, welche dagegen handeln, sind mit der Entlassung bedroht; im Uebrigen ist der Sergeant of Arms verpflichtet, die Befolgung der Vorschriften, die schon aus den Jahren 1837 und 1844 datiren, zu überwachen und

sie zur Ausführung zu bringen. Mit welchem Grade von Schärfe dies geschehe ist nur von tiefer Eingeweihten zu beurtheilen.

Die beiden Sitzungssäle haben oblonge Grundfläche und eine verhältnißmäßig geringe Höhe (30 Fuß) sollen aber akustisch günstig sein. Die Sitze in der Hall of Representatives, deren 302 sind, sind fächerartig in Gruppen mit zahlreichen Passagen; sie konvergiren nach dem erhöhten Sitze des Sprechers, vor welchem die Tische des Sekretairs und der Berichterstatter stehen. Aehnlich ist die Anordnung in der Senate's Chamber, jedoch haben die Senatoren, deren nur 77 sind, mehr Raum zur Bewegung; jeder Stuhl mit einem Pulttisch verbunden, steht einzeln. Sehr geräumig sind die Galerien für Zuhörer, die etwa 1000 Personen fassen. Daß es reservirte Plätze for ladies mit allen üblichen Pertinenzen wie toilets u. s. w. gibt, ist ebenso selbstverständlich, wie die Rücksicht, welche gegen die Vertreter der Presse in Gewährung bequemer Plätze und ausreichender Hilfsräume geübt wird; nicht weniger als 74 von ihnen sind auf der Journalistentribüne zugelassen.

Bemerkenswerth groß ist das Beamtenkorps beider Körperschaften; ein Bureau neben dem Präsidenten, aus Mitgliedern des Parlaments gewählt, wie dies bei uns üblich ist, besteht nicht. Jedes der beiden Häuser hat einen besoldeten Beamten als Acting Secretary mit einem zahlreichen Stabe; selbst jedes der Committees hat seinen besonderen Clerk. Zur Abfassung der Berichte über die Verhandlungen sind besondere Reporters angestellt; jedes der Häuser hat seinen Kaplan und seinen Postmeister, jeder der Präsidenten seinen Privatsekretair. Die Committees, welche zur Vorbereitung der Beschlüsse gebildet werden, sind theils ständige, deren der Senat 30, das Haus der Repräsentanten 43 hat, theils Select Committees, welche für besondere Angelegenheiten gewählt werden; daneben gibt es noch eine Anzahl (zur Zeit 4) Committees beider Körperschaften für gemeinschaftliche Angelegenheiten.

In Thätigkeit habe ich nur den Senat gesehen; „das Haus“, wie es kurz genannt wird, hat sich für einige Zeit vertagt. Die Verhandlungen des Senats erinnerten durch ruhige Gelassenheit an die des preußischen Herrenhauses; jedenfalls herrscht auch in ihnen die angenehmere Temperatur. Den Vorsitz führte, da in Folge der Berufung Mc Arthur's zum Präsidenten der Republik zur Zeit ein Vicepräsident derselben nicht vorhanden ist, ein pro tempore als Präsident gewählter Senator, der jedoch nach Eröffnung der Sitzung und Erledigung der Formalien den Vorsitz an einen von ihm berufenen Senator abgab. Er kann dies nach seiner Wahl, jedoch nicht über eine Vertagung der Sitzung hinaus. Auf des Präsidenten Rechten ist der Doorkeeper, auf seiner Linken der Sergeant of Arms postirt. Der Letztere ist der bewaffnete Arm der Körperschaft, dem auch deren Mitglieder sich zu fügen haben. So kann, im Falle die gesetzliche Majorität nicht erreicht wird, die Mehrheit der anwesenden Mitglieder durch Beschluß ohne Debatte den Sergeant of Arms anweisen, die fehlenden Mitglieder, selbst unter Anwendung von Gewalt, herbeizuschaffen.

Harmloser ist die Einrichtung des Botendienstes innerhalb des Sitzungssaales, der von den sogenannten Pagen wahrgenommen wird, Jungens von 12—16 Jahren, die, in eine Art Uniform gekleidet, auf den Stufen des Büreau sitzen oder zwischen den Sitzen der Senatoren herumhuschen, auf jeden Wink bereit, etwas zu holen oder zu überbringen. Sie werden mit 75 Dollars per Monat bezahlt; die Stellen sind daher sehr gesucht und es bedarf der Protektion um sie zu erhalten. Man sagt, daß die Pagen nicht ohne allen Einfluß und im Ganzen recht verdorbene Schlingel seien; doch versehen sie ihren Dienst flink und zierlich wie Eidechsen. Auf den Zuhörergalerien wird strenge Disciplin geübt; Niemand darf stehen; wer es thut, wird von einem der Thürhüter sofort ersucht sich niederzusetzen oder den Saal zu verlassen. Inhaltlich

bot die Verhandlung des Senats nichts Besonderes. John Sherman führte seine 3 Prozent Bill ein; außerdem gab es nur Routinesachen, die ohne Reden mit einzelnen knappen und bequem gesprochenen Bemerkungen abgemacht wurden. Die Redner sprachen vom Platz zum Präsidenten; eine Rednertribüne ist nicht vorhanden.

Weiter als über diese Aeußerlichkeiten kann ich nicht berichten. Das innere Wirken und Weben des Kongresses, das Parteigetriebe, den Kampf der Interessen, oft der persönlichen, die als politische maskirt werden, die komplicirten Mittel des Streites, die kleinen Ursachen mit großen Wirkungen, das Alles verstehen und schildern kann selbst der mit den Personen und Verhältnissen lange Vertraute nur, wenn er die Einsicht des Staatsmannes mit der Intuition des Dichters verbindet; ich der Besucher von wenigen Tagen unterfange mich dessen nicht.

Vom Kapitol trage ich Dich in einem etwas schroffen Sprunge zum Guiteau Trial, schroff zwar, aber nicht ganz unvermittelt, wenn es richtig ist, daß die blutige That des Angeklagten aus politischen Motiven entsprungen oder doch auf die Erregung zurückzuführen ist, in welche sein Kopf durch den maßlosen Kampf versetzt worden war, welchen die Demokraten und Republikaner in der Presse gegen einander führten. Seit ich in den Vereinigten Staaten weile, bin ich Zeuge der tiefen Bewegung, welche das Verbrechen Guiteau's in allen Schichten des Volkes und durch alle Staaten der Union hervorgerufen hat. Als ich nach der Ueberfahrt im Hafen von New-York landete, waren die ersten Worte, die uns an Bord zugerufen wurden: „the President is dying“; ich sah dann in New-York die Aeußerungen der Theilnahme, welche jede Phase der Krankheit Garfield's begleitete, und das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung in den Tagen, wo er nach Longbranch an die Seeküste übergeführt worden war; die Botschaft seines Todes

ging uns dann auf der Reise nach dem Westen voraus und rief auf allen Wegen, die wir gingen, die Kundgebungen der tiefen Trauer hervor, von denen ich Dir damals berichtete. Seitdem wendete sich das Interesse der Nation, soweit nicht das Auftreten des neuen Regimentes es beschäftigte, vorwiegend der Anklage gegen den Mörder zu, dessen Prozeß erst nach dem Tode des Opfers begann und nunmehr fast vier Monate hindurch und zwar derart verhandelt wird, daß weder die Dauer noch die Art der Procedur dem einfachen Verstande begreiflich erscheinen wollen. Die Presse aller Schattirungen bringt täglich stenographische Berichte über die Verhandlungen des Gerichtshofes, so daß man dadurch in Verbindung mit den begleitenden, amerikanisch genauen Beschreibungen des Verlaufes jeder Sitzung über den Gang der Sache Schritt für Schritt informirt ist. Der Streit dreht sich, da die That und der Thäter selbst außer Zweifel sind, hauptsächlich um die Beweggründe des letzteren und um den von der Vertheidigung erhobenen Einwand, daß der Angeklagte zur Zeit der Verübung gestörten Geistes gewesen und deshalb nicht zurechnungsfähig sei. Der Anfangs angekündigte Einwand, daß der Präsident nicht an der Kugel des Mörders, sondern an der Ungeschicklichkeit der ihn behandelnden Aerzte gestorben sei, scheint von der Vertheidigung nicht weiter verfolgt zu werden, wenngleich manche sachverständige Stimmen nach dem Befunde der Sektion diese Behandlung als unrichtig rügen. Bezüglich der Nachsicht, mit welcher die Frechheit des Angeklagten von dem Richter geduldet wird, hat sich, nachdem viele Indignation darüber laut geworden, allmälig die öffentliche Meinung dahin gebildet, daß sie geübt werde, um durch freie Bewegung des Angeklagten ihn selbst vor der Jury den Beweis führen zu lassen, daß die behauptete geistige Störung nicht vorhanden sei und um einer Anfechtung des Urtheils wegen Beschränkung der Vertheidigung vorzubeugen. Ich beschloß, einmal mit eigenen Augen zu sehen, obwohl ich eine

starke Abneigung überwinden mußte, welche die Lektüre der Berichte hervorgebracht hatte.

Die Verhandlungen finden in dem Court House von Washington vor dem Schwurgericht statt, das aus einem Richter und zwölf Geschworenen besteht. Ich ging am 4. Januar, mit einem Einlaßbillet versehen, dessen Ausfertigung Sache der Staatsanwaltschaft ist, dorthin vor dem Beginn der Sitzung, die auf 10 Uhr anberaumt war. Der Sitzungssaal, in welchem die Verhandlung stattfindet, ist das gewöhnliche Lokal des Gerichts, ein rechteckiges Zimmer, die Wände mit bräunlich-grauer Oelfarbe gestrichen, auf jeder Langseite drei hohe Fenster, das Ganze so eintönig und öde wie möglich; eine Wanduhr ist der einzige Schmuck. Der erhöhte Sitz des Richters, eine Estrade, von einer dunkel angestrichenen Holzwand umkleidet, befindet sich zwischen den beiden Eingangsthüren an der schmalen Seite des Saales; daneben der etwas niedrigere Zeugenstand. Vor der „Bank“ des Richters sind in zwei Reihen die Plätze der Stenographen und Berichterstatter, die mit ihren Laufburschen bereits zur Stelle sind und in den bequemen Leibesstellungen, in welchen die Amerikaner Virtuosen sind, der Arbeit entgegensehen. Auch im Uebrigen ist der Saal bereits gefüllt. Während in gewöhnlichen Verhältnissen der Zuhörerraum sich auf den hinteren Theil des Saales gegenüber dem Sitze des Richters beschränkt, durch eine hölzerne Brüstung von dem übrigen Raume geschieden, ist jetzt auch der mittlere Theil des Saales mit Stühlen dicht besetzt: man wird an die Räumung des Orchesters bei Zugstücken im Theater erinnert; sie sind zum nicht geringsten Theil von Frauen eingenommen, die in eleganten Toiletten mit großen Rembrandthüten, von denen Federn wallen und bunte Käfer glänzen, zu dem Schauspiel sich eingefunden haben. Gentlemen in hellen und dunkeln Röcken versehen das Amt der Gerichtsdiener; sie tragen als Insignien desselben nur eine farbige Schleife im Knopfloch, wie die Fest-

ordner bei einem deutschen Liederfeste. Einige Polizeibeamte vertreten die bewaffnete Macht; sie sind durch Blechschilder auf der Brust und durch spitze Hüte kenntlich, um welche eine goldene Schnur geschlungen ist und die Aehnlichkeit mit Tyrolerhüten haben. Das Publikum, die Männer meist die Hüte auf dem Kopfe, scheint guter Stimmung; man unterhält sich heiter und zwanglos und scheint sich einen angenehmen Vormittag zu versprechen. Als die Wanduhr die zehnte Stunde geschlagen hat, treten die Geschworenen ein, zwölf Männer von schlichtem, bürgerlichem Aussehen, Einwohner von Washington, deren Auswahl einige Schwierigkeiten bereitet hat. Sie wohnen während des Prozesses im Court House und sind durch die ganze Dauer desselben, also jetzt bereits seit mehreren Monaten, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, was im vorliegenden Falle keine leichte Sache ist. Einer von ihnen hat in der Zwischenzeit seine Frau durch den Tod verloren, der einzige Fall, in welchem mit Zustimmung der Vertheidigung und der Staatsanwaltschaft eine Beurlaubung bisher eingetreten ist. Die Gleichberechtigung der Racen vertritt ein Farbiger unter den Geschworenen. Sie treten mit Hut und Paletot ein und nehmen ihre Sitze an der Längswand neben der Eingangsthür, die sie mit den abgelegten Ueberkleidern dekoriren. Unmittelbar neben ihren Stühlen und ohne jede Scheidung stehen Stühle für Zuhörer, reservirte Sitze, auf welche der Gerichtsdiener mit galanter Verbeugung einige verspätete Ladies geleitet. Etwa 10 Minuten nach 10 Uhr erscheint Scoville, der Schwager des Angeklagten, der die Vertheidigung als harte Pflicht übernommen und bisher geführt hat, ein schon bejahrter Mann mit spärlichem weißem Haar, mit ihm Mr. Reed, ein professioneller Advokat, der ihm seit einiger Zeit als Counsel zur Seite getreten ist, wie manche Stimmen behaupten, um der Reklame willen. Es folgen Frau Scoville, die Schwester des Angeklagten, und sein Bruder John, bekannt durch seinen heftigen Einspruch gegen die von Scoville

versuchte Beweisführung, daß schon der Vater der Geschwister an Geistesstörung gelitten habe, dann Frau Reed, mit kurzlockigem Schwedenkopf, die als neueste Attraction das Interesse des Publikums, insbesondere der Damen stark in Anspruch nimmt. Auch die Prosecution, die Vertreter der Anklage finden sich ein: Mr. Davidge, der District Attorney Col. Corkhill und Judge Porter, wegen seiner Emphase „der Dramatiker“ genannt und von dem Angeklagten wie in der Presse häufig verspottet. Sowohl die Beamten der Staatsanwaltschaft wie die Vertheidiger des Angeklagten, zwischen den letzteren auch dessen Geschwister, sitzen dicht vor der ersten Reihe der Zuhörer neben einander an Tischen, die fast aneinander stoßen, so daß sie eine Reihe bilden, und die scharfen Worte, die oft gewechselt werden, nicht weit zu fliegen haben. In dieser Reihe zwischen Scoville und seiner Schwester hat bis zur letzten Woche auch der Angeklagte seinen Platz gehabt, weil er als sein eigener Counsel aufzutreten prätendirte; erst dann ist er auf Andringen der Staatsanwaltschaft wegen seiner unaufhörlichen frechen Unterbrechungen in das Dock der Gefangenen verbracht worden, das um 6—7 Schritte weiter zurück in Mitte der nach der Straße gekehrten Längswand liegt. Den Schluß der amtlichen Personen bildet der Richter Cox, der seinen Sitz auf der Estrade ersteigt. Die Forderung Abraham's a Santa Clara, daß der Richter auf seinem Stuhle sitzen müsse, wie ein grimmiger Löwe, erfüllt Mr. Cox nicht; ein kurzer, stämmiger Herr mit kahlem Kopfe, Schnurr- und Kinnbart à la Henri IV., im kurzen Rock, aus dessen Brusttasche ein weißes Taschentuch hervorsieht, hat er mehr das Aussehen eines behaglichen, die Jagd liebenden, Squire. Unmittelbar nach seinem Eintritt wird der Angeklagte durch die gemeinschaftliche Eingangsthür rechts vom Richter hereingeführt, vor ihm Gerichtsdiener, andere hinter ihm, darunter zwei Schwarze von riesigem Körperbau, mit dem Marshal zusammen acht Wächter. Sie zwängen sich mit ihm zwischen der Jury

und den vor ihr stehenden Stühlen, dann zwischen der ersten Reihe des Publikums und der Vertheidigung, einzeln hinter einander schreitend, durch, bis sie das Dock erreichen. Guiteau ist von mittlerer Größe, das dunkle Haar kurz geschoren, der Bart vernachlässigt, die Gesichtsfarbe fahl, fast grau, ein Bild des Bösen; er geht, den Kopf nach vorn gebeugt, an beiden Händen gefesselt, vor und hinter sich einen Diener des Gesetzes, so dicht an den Zuschauern entlang, daß er die eleganten Damen der vordersten Reihe streift. Als er Scoville passirt, flüstert er ihm etwas zu, ohne eine Antwort zu erhalten. Im Dock sitzt er nieder, von den Gerichtsdienern umgeben, einer der schwarzen Riesen an seiner Linken, das nach der Straße gehende Fenster im Rücken, in steter Furcht, wie gesagt wird, daß durch dasselbe eine rächende Kugel den Weg zu ihm finden könne, wie die des Sergeanten der Wache, der in sein Gefängniß geschossen hat. Bei dem Eintritt des Richters hat der Marshal sein „hats off" gerufen, eine Mahnung, der leider nur die Männer folgten, dann mit singender Stimme die Eröffnung der Sitzung verkündet und die Nummern der Geschworenen aufgerufen. Das erste Wort spricht demnächst der Angeklagte. Er erklärt von dem Dock aus, daß er gewohnt sei, um diese Zeit einen Speach zu machen, indessen habe er dem Marshal versprochen, es nicht zu thun und werde versuchen sich ruhig zu verhalten. Der Neger habe ihm zugeredet. Mr. Scoville erhebt sich nun, um einen Antrag auf Erweiterung der Beweisaufnahme durch Vernehmung neuer, erst zwischenzeitlich ermittelten Zeugen über die geistige Störung des Angeklagten und die Geisteskrankheit seines Vaters zu motiviren. Dagegen protestirt die Staatsanwaltschaft durch Mr. Davidge als eine Zeitverschwendung, mit der Mahnung an den Richter, seine lange geübte Nachsicht nicht weiter auszudehnen. Nachdem Mr. Scoville replicirt, läßt sich der Angeklagte vernehmen: „ich habe zwar nicht die Absicht gehabt, diesen Morgen etwas über die

Sache zu sagen, allein ich sehe doch, daß ich den Gegenstand der Beweiserhebung klar stellen muß;" darauf, gegen den schwarzen Gerichtsdiener gewendet, der ihm etwas „zugeredet" haben mochte: „jetzt halten Sie sich ruhig oder ich schlage Sie auf das Maul;" dann wieder zum Richter: „auf meinem Gange zum Gefängniß sagte ich zu dem Zeugen, dessen Vernehmung beantragt wird, daß es die politische Situation gewesen, welche mich zu dem Schuß auf den Präsidenten bestimmte," und später, nachdem der Richter Cox die weitere Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen mit einer Ausnahme abgelehnt hat, „das ist eine gesunde Entscheidung und Euer Ehren würdig; ich gebe nicht einen Pfifferling auf das Zeugniß der Experten; für sie ist es nur eine Frage von Dollars und Cents; Sie können zwanzig von ihnen bereit finden zu schwören, daß ich am 2. Juli, als ich die That beging, so gerade war wie ein Lineal, und doch würde ich sie heut nicht wieder begehen, nicht für eine Million." Hierauf betritt ein Zeuge den Stand und sagt über seinen Besuch bei Guiteau im Gefängniß bald nach der Haftnahme aus. Als Scoville ihn in Verhör nimmt, fährt der Angeklagte dazwischen: „Das ist klar für jeden verständigen Mann, Scoville, es nützt nichts, Alles mit solchen Kreuzfragen zu verderben; wenn Sie den Zeugen allein gehen lassen, dann wird Alles gut sein; Sie haben einmal kein Verständniß." Dann nach der Aussage des Zeugen, „Mr. Brooker sagte mir, daß alle Welt wider mich sei; ich erwiderte, ich kümmere mich darum nicht, wenn Gott der Allmächtige für mich ist," und ärgerlich sich gegen den schwarzen Riesen wendend, „Ich bin hier als mein eigener Anwalt und ich will nicht, daß dieser Beamte hier mir auf dem Halse liege; setzen Sie sich und kümmern Sie sich um Ihre Sachen. Wer sind Sie denn? nichts als ein Untergebener. Auf mich hören 50 Millionen Menschen, wenn ich spreche, und ich spreche nur, wenn ich etwas zu sagen habe." — Einmal läßt auch Mrs. Scoville sich ver=

nehmen; ihr Gatte hat die Photographie Guiteau's, die nach dessen Verhaftung aufgenommen worden, vorgelegt, um aus dem Bilde die Verrücktheit des Originals am Tage der That darzuthun; Mr. Davidge thut den Versuch mit der Bemerkung ab, „wir haben kein Wort darauf zu sagen, die Sache muß zu Ende kommen," worauf Mrs. Scoville mit tiefer höhnischer Stimme einfällt: „Ja und der Mann muß gehängt werden."

Die Unterbrechungen der Verhandlung durch den Angeklagten, von denen ich noch mehrere Beispiele anführen könnte, wurden nicht gerügt, und auch die Staatsanwaltschaft ignorirte sie gleich dem am härtesten davon betroffenen Vertheidiger. Der Angeklagte sprach sie ohne sich zu erheben, rasch, aber vernehmlich, mit einer heiseren, ich möchte sagen giftig klingenden Stimme, deren Ton schon an sich widerwärtig war. Und doch gab es noch etwas, was bei weitem widerwärtiger war als die Frechheit des Mörders, das Benehmen des Auditoriums. Sobald der Missethäter den Mund aufthat, richteten sich die Operngucker auf ihn; seine Hohnreden und Späße wurden belacht, es fehlte nicht viel, daß sie auch beklatscht wurden. Insbesondere schienen sich die Damen über den „crank" zu amüsiren. Ich konnte den Unwillen über die Rohheit, die darin zu Tage trat, nicht unterdrücken, und fuhr eines jener Frauenzimmer in meiner Nähe mit kräftiger Rede an, leider ohne Erfolg, da ich im Eifer deutsch gesprochen hatte. In der Liebe wie im Zorn dringt ja die Muttersprache durch. Aber sonst gab es keine Korrektur, kaum daß sich ein schüchternes „silence" vernehmen ließ.

Die Verhandlung schloß mit der Vertagung der Sitzungen auf einige Tage, um der Vertheidigung Zeit zu lassen, ihre Rechtsausführungen vorzubereiten. Ich verließ sie mit einer tief schmerzlichen Empfindung und mit der Frage, wie es möglich wäre, daß das Entsetzen, welches die That im ganzen Lande und über die Welt hin geweckt hatte, hier in Vergessenheit ge-

rathen, wo die Gerechtigkeit ihr strenges Amt an dem Thäter zu üben hat. Es mag sein, daß überall in der Welt bei gerichtlichen Verhandlungen Ungehörigkeiten vorkommen, welche der Albernheit oder Rohheit entspringen und ich bin weit entfernt, was ich am Morgen der Gerichtssitzung davon wahrgenommen, der amerikanischen Nation besonders zur Last zu schreiben; allein was ich nicht verstehe, ist, daß in diesem erschütternden Falle Monate hindurch nach den Berichten der Presse der Unfug sich täglich wiederholt, ohne daß eine ernsthafte Remedur dagegen sich geltend gemacht hat, derart, daß ein Berichterstatter nicht ohne Bitterkeit, aber nicht ohne Grund sagen konnte, „die Verhandlung wäre die beste Farce des Tages". Die Schwerfälligkeit des Prozesses, in welchem äußere Würde und ernste Form schwer vernachlässigt sind, die maßlose Unverschämtheit des Angeklagten, der keine Repression begegnet, die leichtherzige Fröhlichkeit des Publikums bei seinen Clownsprüngen: Alles steht in solchem Mißverhältniß zu der furchtbaren Schwere der That, daß man besorgen möchte, es fehle der Rechtspflege, die einen solchen Prozeß führt, an Einsicht und sittlichem Ernst, oder der Nation, welche ihn erträgt, an Sinn für Recht und Gerechtigkeit; jedenfalls müsse ihr Rechtsgefühl dadurch geschädigt werden. Es ist wirklich Zeit, „daß er zu Ende kommt".

Daß der Angeklagte nicht geisteskrank ist und es auch nicht vorübergehend war, als er die That verübte, ist Jedem, der den Gang der Verhandlungen verfolgt und den Thäter auch nur einmal beobachtet hat, nicht zweifelhaft. Er ist an Scharfsinn und Schlagfertigkeit seinen Vertheidigern weit überlegen und klug genug einzusehen, daß die Behauptung der Verrücktheit nicht aufrecht zu halten ist. Deshalb prätendirt er jetzt die göttliche Inspiration. Der Schlüssel seines Wesens ist, wie die Sachverständigen nach seinem Lebenslaufe und den erkennbaren Beweggründen des Verbrechens überzeugend dargethan

haben, eine maßlose Eitelkeit und ein im Grunde verderbter Wille. Wenn ich noch der Ueberzeugung bedürfte, daß es Verbrechen gibt, für welche die Todesstrafe die einzige Sühne ist, so hätte ich sie durch den Verlauf dieser Verhandlung gewonnen. Es wäre der Gerechtigkeit ein schlechter Dienst geleistet, wenn dieser Mörder nicht gehängt würde.

Um Dich nicht unter dem Eindruck des trüben Bildes zu lassen, welches der Gerichtssaal bietet, und unter den Reflexionen, welche sich daran knüpfen, schließe ich mit Notizen über einige Beobachtungen aus friedlicheren und freundlicheren Regionen, die jedenfalls nicht aufregend sind. Daß ein alter „Büreaukrat" wie ich, in Washington, dem Sitze der Centralverwaltung, sich die Gelegenheit nicht entgehen läßt, in den Büreaus sich etwas umzusehen, wirst Du, wenn auch vielleicht nicht nachahmenswerth, aber doch erklärlich finden. Es ist zwar nur ein Räderwerk, das man laufen sieht, ohne zu wissen, was es leistet, aber auch das ist nicht ohne Werth. Ich machte solche Besuche in den Departements für Ackerbau und für Statistik, bei dem Commissioner of Education und in den verschiedenen Abtheilungen des Schatzamtes, insbesondere derjenigen für indirekte Steuern. In der Treasury laufen sehr zahlreiche Zweige der Verwaltung zusammen, das ganze Kassen- und Rechnungswesen, die Zölle und anderen indirekten Steuern, das Geld- und Münzwesen, daneben noch die Küstenbewachung, die Landesvermessung, die Militair- und Marine-Invaliden- und Hospital-Verwaltung, die Oberaufsicht über die Dampfschifffahrt und das Rettungswesen an der Seeküste. Ich gewann im Ganzen den Eindruck, daß auch hier nicht wenig geschrieben wird, daß die Kontrole sehr minutiös und daß die Centralisirung über Erwarten straff ist. Die Mittheilungen, welche ich Dir seiner Zeit über die Erhebung der Spiritussteuer gemacht habe, deren Modalitäten derart sind, daß sie bei uns absolut unerträglich sein würden, geben ein Beispiel davon.

Die Centralisirung bedingt ein sehr starkes Beamtenkorps in der Ministerialinstanz, unter welchem sich, was von allgemeinem Interesse, verhältnißmäßig sehr viele Frauen befinden. Im Ganzen werden deren im Treasury Department etwa 700 beschäftigt, meist als Clerks und Kopisten. Die Büreaus sind sehr gut gehaltene und ausgestattete Zimmer und so geräumig, daß in der Mehrzahl je 20 Beamte und darüber placirt sind. Das Zusammenarbeiten der Männer und Frauen in den Offices geht, wie man mir auf Befragen versicherte, sehr gut, doch wird außerhalb der Amtsräume auch behauptet, daß es seine Schattenseiten habe und daß der Weg zur Anstellung für Frauen bisweilen nur nach Opfern gangbar werde, welche die einflußreichen Politicians auf der einen, die vergebenden Personen auf der anderen Seite fordern oder annehmen. Aeußerlich macht die Sache einen leidlich guten, wenn auch für einen alten preußischen Beamten befremdlichen Eindruck. Die Frauen, in der Mehrzahl nicht mehr jung, sind passend gekleidet, meist mit weißen Schürzen über den Kleidern, was dem Büreau einen Schimmer von Häuslichkeit gibt und scheinen sehr emsig und sorgfältig; leider sehen sie fast durchweg sehr kränklich aus.

Der Vorstand des Unterrichtswesens, Commissioner of Education, verwaltet kein selbstständiges Ministerium, sondern steht unter dem Minister des Innern. Er hat keinerlei Exekutivgewalt, sondern im Wesentlichen eine lediglich akademische Stellung, da die Schule nicht Sache des Bundes ist, sondern der einzelnen Staaten; auch besteht kein allgemeines Schulgesetz und danach für die Bundesregierung weder ein Recht zur Leitung noch ein Anlaß zur Kontrole der Schule. Die Aufgabe des Commissioner besteht vielmehr nur darin, anregend und belehrend zu wirken, indem er Alles, was auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in den einzelnen Staaten der Union vorgeht, beobachtet und zusammenstellt und andererseits das der Beachtung und Nachahmung Werthe in anderen Ländern aufsucht

und mittheilt. Obwohl ein Zwang nicht geübt werden kann, kommen doch alle Staaten und Gemeinden dem Ersuchen, ihre Schulberichte und Statistiken dem Commissioner einzureichen, seit 10 Jahren vollständig und pünktlich nach, so daß er im Stande ist, ein Gesammtbild des Schulwesens in den Vereinigten Staaten jährlich in einem umfassenden Report zu veröffentlichen. Als die Wirkung dieser Veröffentlichung wird die Verbreitung von Eifer und Interesse für die Schule gerühmt. Der Commissioner, Mr. Eaton, der mit großer Bereitwilligkeit eine längere Unterredung gewährte, sprach dabei beiläufig aus, wie viel er dem deutschen Schulwesen, das er aus eigener Anschauung kannte, verdankte; auf fast allen Gebieten wären Vorbilder aus Deutschland entnommen. Die Aufrichtigkeit, mit welcher dies gesagt wurde, schloß aus, daß es ein Ausdruck bloßer Höflichkeit gegen einen Vertreter der Schulmeisternation war.

Da auch in den Offices des Commissioner mehrere Frauen beschäftigt waren, lenkte sich die Unterhaltung auf die ausgedehnte Thätigkeit der Frauen im öffentlichen Schuldienst, welche numerisch die der Männer übertrifft. Mr. Eaton sprach sich dahin aus, daß er für seine Person eine Beschränkung des Unterrichts durch Frauen für wünschenswerth halte, und zwar auf die Unterweisung von Kindern zarteren Alters und von Mädchen. Er erklärte die thatsächliche Lage wesentlich aus äußeren Gründen. Die Männer hätten geringe Neigung für den Schuldienst, weil darin Anstellungen in der Regel nur auf kurze Zeit und ohne Anspruch auf Pension gegeben würden, welche demnach eine gesicherte Lebensstellung nicht böten. Da die Lehrer auch während des Dienstes verhältnißmäßig gering bezahlt würden, wäre der Anreiz für Männer sich dem Beruf zu widmen, gering, um so mehr, als er eine langwierige und mühsame Vorbereitung erforderte. Die Lehrer verließen deshalb ihre Schulstellung, sobald sie eine einträglichere irgend wo anders erhalten könnten, und betrachteten die Thätigkeit im

Lehrfach häufig nur als einen Durchgang. Mit der Vermehrung des Angebots männlicher Arbeitskräfte im Lande und der Ausdehnung höheren Schulunterrichts würde dies voraussichtlich anders werden.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, in Verbindung mit der Beschäftigung der Frauen im Schuldienst und in den Bureaus einige Bemerkungen über die Stellung der Frauen auch im Allgemeinen beizufügen, obwohl sie mit den Ministerien der Bundesregierung nichts zu thun haben. Diese Stellung ist sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben in mehreren Beziehungen verschieden von derjenigen der Frau bei den europäischen Kulturvölkern, wenngleich nicht in dem Maaße und in den Richtungen, wie bei uns vielfach angenommen wird. Im Familien- und socialen Leben äußert sich die Verschiedenheit nach der allgemeinen Annahme darin, daß die jungen Mädchen schon im elterlichen Hause eine gewisse Selbstständigkeit genießen, daß die Frauen von den Sorgen und Mühen des Hauswesens und der Kindererziehung sich freier halten, und daß sie nicht allein im Verkehr mit mehr Rücksichtnahme und Höflichkeit, als anderweit geschieht, behandelt werden, sondern auch einen stärkeren socialen Einfluß üben. Die erstere Erscheinung hängt mit dem für die Erziehung maßgebenden Grundsatz zusammen, daß der Mensch schon in jungen Jahren gewöhnt werden müsse, sich selbst zu bestimmen und auf eigenen Füßen zu stehen, ein Grundsatz, dessen Genesis leicht verständlich ist bei einer Nachkommenschaft von Kolonisten, welche bei Urbarmachung und Vertheidigung des Bodens, auf dem sie sich niederließen, die Hilfe ihrer Kinder brauchten und sie lehren mußten, früh für sich selbst zu denken und für sich einzustehen. Das Maaß dieser Selbstständigkeit und der davon gemachte Gebrauch sind natürlich sehr verschieden nach Anlage und Temperament und nach den Gesammtverhältnissen der Familien; sie äußert sich für den fremden Beobachter in einer gewissen Sicherheit des Auftretens

auch ohne Schutz und in dem ungezwungenen Verkehr mit jungen Männern ohne sichtbare Ueberwachung. Niemals ist sie mir in ungefälliger Weise erschienen; ob die Eltern dabei sich stets wohl befinden, und ob sie dem Gatten das Leben immer leicht machen, lasse ich offen.

In Betreff des häuslichen Lebens ist die bei uns verbreitete Annahme übertrieben, daß die jungen Eheleute, statt einen eigenen Hausstand zu begründen, in Boarding Houses leben und ein eigentliches Familienleben nicht führen. Es kommt dies häufig genug in großen Städten vor, bildet aber immerhin nur die Ausnahme. Auch die vielverbreitete Meinung, daß die amerikanische Frau sich der Sorge um den Haushalt und um die Aufzucht der Kinder zu entschlagen liebe, scheint mir nicht gerechtfertigt. Sie mag zum Theil aus Beobachtungen entnommen sein, die in den Südstaaten zur Zeit der Negersklaverei gemacht worden sind; sie kann aber jetzt weder dort und noch weniger in den nördlichen und westlichen Staaten Anspruch auf Gemeingiltigkeit machen. Daß die Frau in den mittleren und unteren Ständen, welche vornehmlich in Betracht kommen, weniger selbst Hand anlegt, oder an der Arbeit des Mannes unmittelbar Theil nimmt, hat seinen Grund wesentlich darin, daß der Verdienst des Mannes höher steht und leichter erworben wird, als in entsprechenden Lebensstellungen bei uns; zum Theil auch in der relativen Seltenheit der Frauen, deren Zahl in den Vereinigten Staaten auch heut noch hinter derjenigen der Männer um fast 800 000 zurücksteht. Diese relative Seltenheit der Frauen, die in früherer Zeit, wie in allen Kolonien, noch beträchtlich größer war, als gegenwärtig, hat die Wirkung, daß nur die besser situirten Männer in der Bewerbung obsiegen, die ihren Frauen eine angenehmere und bequemere Lage bieten können, und in weiterer Folge, daß die so gewonnene Stellung der Frau zur Norm und traditionell erhalten wird, auch wenn das Zahlenverhältniß

im Lauf der Zeit sich ändert. Eine solche Aenderung ist in den östlichen Staaten und in einem Theil der Mittelstaaten bereits eingetreten, wo die Zahl der Frauen diejenige der Männer nicht blos erreicht, sondern übertrifft, wogegen das Verhältniß im entgegengesetzten Sinne zunimmt, je weiter westlich die Staaten liegen. Massachusetts hat etwa 76 000 Frauen mehr als Männer, während in Nevada und Colorado, in Idaho und Montana noch nicht die Hälfte der Bewohner Frauen sind und selbst in Utah, dem Lande der Mormonen, ihre Zahl hinter derjenigen der Männer zurücksteht.

Ein anderes Moment von Wichtigkeit ist, daß die wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung der Frau im Durchschnitt der Ehen in den wohlhabenderen Klassen höher steht, als die des Mannes. Ich habe schon wiederholt erwähnt, daß die geistige Ausbildung der Mädchen mit großem Eifer, fast mit einer gewissen Vorliebe gepflegt wird; es besteht nicht blos eine große Anzahl von höheren Lehranstalten, in welchen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet werden, oder welche, wenn Sonderung stattfindet, doch nach demselben Plane eingerichtet sind, sie werden auch eifrig besucht und zwar in der Regel in Folge der größeren Ausdehnung des Lehrstoffes bis zu einem höheren Lebensalter der Schülerinnen. Andererseits bildet gelehrte Bildung für Knaben eine Ausnahme. Als Vorbereitung zum Staatsbeamtendienst ist sie nicht erforderlich; für das praktische Leben, für die Thätigkeit im Handel oder der Industrie wird sie eher für nachtheilig, als für nützlich angesehen. Der junge Mensch muß um Geld zu verdienen, was doch das Ziel dieser Thätigkeit ist, früh anfangen zu arbeiten, und kann schon aus diesem Grunde seine Ausbildung auf der Schule nicht bis zum 18. oder 20. Jahre fortsetzen, wie viele Mädchen es thun. Hat er dann aber „Geld gemacht", und damit eine Position gewonnen, die ihm zu heirathen erlaubt, so richtet sich seine Aspiration in der Regel nach den Gesellschaftskreisen,

die nach den besonderen Verhältnissen des Landes als die vornehmeren gelten, und er liebt eine Frau heimzuführen, die ihm den Zugang in diese Kreise eröffnet, und deren bessere Bildung die Lücken seiner Erziehung ausgleicht. Hieraus erkärt sich eine gewisse Ueberlegenheit der Frauen im Hause wie in der Gesellschaft, die auch dem Fremden bemerkbar wird. Es ist nur ein Reflex davon, wenn auch im öffentlichen Verkehr den Frauen als solchen mehr Rücksicht und Höflichkeit erwiesen wird, als anderweit üblich ist. Das Beispiel der gebildeten Stände ist hierbei maßgebend und bestimmt die Sitte, deren Erhaltung allerdings erschwert wird, seit und wo die freie Negerin die Rechte der Lady arrogirt.

Weniger erfolgreich als auf diesem Gebiet, über welches ein allgemein zutreffendes Urtheil zu gewinnen allerdings schwierig ist, scheinen die Bestrebungen des weiblichen Geschlechts nach Geltendmachung im Bereich der politischen Rechte und der staatlichen oder sonst öffentlichen Wirksamkeit, obschon die Tendenz nach Gleichheit der politischen Rechte der Frauen in den Vereinigten Staaten ziemlich alten Datums ist. Sie mag, abgesehen von den bereits angedeuteten Momenten auch die Konsequenz der demokratischen Anschauungen sein, welche in der republikanischen Staatsform zum Ausdruck kommen, und welche die Gleichberechtigung nicht allein der Bürger, sondern der Menschen und damit auch der Frauen, verlangen. Die erste Women right's convention ist im Jahre 1848 abgehalten worden, jedoch waren in einigen Staaten Schritte in dieser Richtung schon weit früher gethan. Bisher hat ihre Thätigkeit sich vorwiegend auf dem Gebiet des Privatrechts geltend gemacht, wo es gilt, die Frau von der eheherrlichen Bevormundung und der Abhängigkeit in vermögensrechtlicher Beziehung zu befreien, unter welcher sie nach dem geltenden englischen Common Law sich befindet. Daneben aber erhebt sich auch der Anspruch auf Gewährung gleichen Stimmrechts

und auf Zulassung zu öffenlichen Aemtern. Der Verein, der sich die Erreichung des ersteren Rechtes zur Aufgabe gestellt hat, hielt in diesem Jahre in Louisville (Ky.) seine elfte Jahresversammlung ab, auf welcher elf Staaten vertreten waren. In einzelnen Territorien des Westens sind die Frauen bereits im Besitz des politischen Stimmrechtes, so in Wyoming und Utah; in dem Entwurf der Verfassung, welche Washington Territory bei seiner Aufnahme als Staat der Union sich zu geben wünscht, ist seine Gewährung vorgesehen; in den übrigen Staaten haben die Frauen ein mehr oder minder ausgedehntes Stimmrecht nur bei den Wahlen und bezüglich der Besteuerung in Schulangelegenheiten.

Eine ähnliche Verschiedenheit besteht in Betreff der öffentlichen Aemter. Am weitesten in dieser Beziehung ist Kalifornien, wo den Frauen gesetzlich alle Aemter offen stehen, die nicht durch die Verfassung des Staates ausdrücklich ausgenommen sind. So debütirte in San Francisco in diesen Tagen Miß Todd als klägerischer Anwalt in einem Prozeß vor der Bar, wie die Zeitungen von ihr rühmen, mit eben so viel Sicherheit als Umsicht. In Olympia verwaltet die Tochter des Governor von Washington Territory die Landesbibliothek, in Kansas ist Mrs. Downs Mitglied des Direktoriums der Universität. Das als Beispiele. — Weniger entgegenkommend sind anscheinend die östlichen Staaten. Daß in Philadelphia vor Kurzem ein weiblicher Börsenmakler wegen Veruntreuung eingesperrt wurde, beweist nicht sowohl einen Mangel an Galanterie bei der Regierung, als daß die Frauen bei Wahrnehmung der Aemter von Männern nicht frei von deren Fehlern bleiben, dagegen war Judge Gray in Boston, wie ich der heutigen Zeitung entnehme, so unhöflich, den Antrag einer Miß Robinson, die an der Law School rite graduirt hat, auf Zulassung zur Anwaltpraxis abzuweisen und der Gerichtshof hat auf Berufung der Antragstellerin ihm zugestimmt. Er

findet, daß der Ausdruck des Gesetzes „citizens“ Frauen nicht umfasse, und daß das englische Gesetz ein Präcedens für weibliche Anwälte nicht biete; ohne ausdrückliche gesetzliche Vorschrift könnten sie daher zur Praxis nicht verstattet werden. Die kluge Porzia scheint diesen weisen Richter eingeschüchtert zu haben. Nirgend verschränkt scheint dagegen den Frauen der ärztliche Beruf, wenn gleich die förmliche Zulassung jüngeren Datums ist. Die erste Graduirung von Aerztinnen, die regelrechte medicinische Studien absolvirt hatten, fand im Jahre 1870 durch das Medical College des Krankenhauses in New=York Statt; sie haben zahlreiche Nachfolgerinnen gefunden, von denen viele ein gutes, einige sogar ein glänzendes Einkommen haben. Jedoch findet man, daß in den letzten Jahren die Zahl nicht mehr zunehme. Die Aerztinnen erklären dies aus der Schwierigkeit der Konkurrenz; Frauen und Kinder ziehen weibliche Aerzte im Allgemeinen vor, und sie würden ausschließlich gerufen werden, etwa Fälle ausgenommen, wo besondere körperliche Kraft erfordert wird, wären nicht Ehemänner und Brüder da, die mehr Vertrauen zu ihren eigenen Aerzten haben und deshalb bei schwierigen Fällen deren Zuziehung durchsetzten. Meinungen aus anderem Lager erklären die Stockung daraus, daß die Aerztinnen die Praxis bei der Verheirathung meist aufgeben, und daß die Mehrzahl von ihnen heirathen wolle. Die Aussicht darauf bewirke, daß der Ernst bei der Vorbereitung zu einem Berufe fehle, der nicht als Lebensaufgabe angesehen werde; das sei der Grund, weshalb auch das Vertrauen zu den Aerztinnen geringer werde. Indessen sind zahlreiche Fälle bekannt, wo verheirathete Frauen die Praxis mit gutem Erfolg wieder aufgenommen haben, wenn die Vermögenslage der Familie dazu nöthigte, oder wenn sie nach dem Tode des Gatten allein standen.

Ausgetragen ist hier der Kampf der Meinungen noch nicht; aber es scheint mir richtig, daß freie Bahn gelassen

werde, um durch die Erfahrung festzustellen, ob und inwieweit die weibliche Natur sich den Anforderungen des ärztlichen Berufes versage oder nicht. Es wird noch einige Zeit dauern, ehe man sich bei uns entschließt, diesen richtigen Weg zu betreten.

XXIV.

Nach New-Orleans. — Baumwollenproduktion und Handel. — Negerschulen.

New-Orleans, Januar 1882.

Ein anderer Himmel, ein anderes Leben! noch sind es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber welcher Unterschied gegen den Norden! Das englische, klare, kühle Wesen ist noch da, und man spürt seinen festen Halt auf Weg und Steg; aber daneben merkbar unvermittelt geht ein warmes, zerfließendes, weiches Treiben, das der Luft und dem Boden angehört und den breiten Untergrund auch in der Bevölkerung und ihrem Verkehr bildet. Es behauptet schon in dem gemischten Namen New-Orleans sein Recht.

Den Weg hierher habe ich über Richmond, Atalanta und Montgomery genommen; er hat im Ganzen meine Erwartungen stark getäuscht. Mit den „Südstaaten" verbindet sich die Vorstellung von warmer Luft, von üppigem Baumwuchs, von Plantagen mit Villen in schattigen Gärten, von farbenprächtigen Blumen und Vögeln: von dem Allen giebt es nichts, wenigstens in dieser Jahreszeit und auf dieser Route. Die Eisenbahn führt von Washington eine weite Strecke entlang dem Potomac durch ein wenig gefälliges, zum Theil ödes, Land, das den bezeichnenden Namen „the wilderness" führt; es bietet

nur dadurch ein Interesse, daß es der Schauplatz harter Kämpfe gewesen ist, die in dem Secessionskriege in den Jahren 1863 und 1864 und zum Zwecke der Einnahme von Richmond geführt worden sind. Hier wie anderswo aber ist das Gras über die Todten gewachsen, und die Natur, gleichgiltig gegen der Menschen Geschicke, hat die Spuren jener blutigen Tage mit dem Kleide bedeckt, das sie unermüdet gleichmäßig aus Werden und Vergehen webt. Von der Eisenbahn aus merkt man nichts davon als die Namen der Plätze, an welche die Erinnerungen sich knüpfen; Feld und Wald sind schweigsam, wie sie auch stumme Zeugen der Schlachten waren, die auf ihnen getobt haben.

Richmond, die Hauptstadt von Virginia, die letzte Burg der Konföderirten in jenem Kriege, hat die äußeren Zerstörungen der harten Belagerung, welche es auszuhalten hatte, sowie des ihr folgenden Brandes längst beseitigt und auch sein Handel und Wohlstand soll in kräftigem Aufblühen sein. Bei der Durchfahrt war wenig davon zu merken; in den Straßen, in welchen nach der Schilderung meines Richmonder Reisegefährten auf der Ueberfahrt nach New-York, während der Belagerung das Geld gelegen hatte, lag jetzt unendlicher Schmutz, eine Folge des trüben und regnigten Wetters; doch war auch der Bahnhof innerlich nicht frei davon. Auffällig und vielleicht in ursächlichem Zusammenhang damit trat schon hier die Zunahme von Schwarzen und Farbigen entgegen, die auf dem Bahnhof müßig herumstanden, die Männer mit ausgesprochener Vorliebe für hohe Stiefel, die sie nach Art unserer Füsiliere trugen, für verschossene Fracks und verbogene Cylinder, die Weiber für grelle Farben und künstliche Blumen, im Uebrigen unglaublich schlumpig. Negerinnen bedienten auch am Büffet, an welchem heiße Sandwiches mit Hühnerbeinen darin zu haben waren. Es will mir scheinen, daß die Vereinigten Staaten mit der Aufnahme und Verarbeitung des schwarzen Elementes in den Leib der Nation doch eine schwere Aufgabe vor sich

haben, zu deren Erfüllung sie vieler Einsicht und unendlicher Geduld bedürfen werden.

Der nächste Tag führte durch Nord- und Süd-Karolina nach Georgia. Der Schnee, der von Washington aus, wo er an dem Tage nach Neujahr beinahe fußhoch die Straßen bedeckte, uns begleitet hatte, hörte hier allmälig auf und die bisher rauhe Luft wurde wärmer; doch hatte die Landschaft absolut keinen südlichen Charakter; viel Nadelholz (meist Cedern), aber auch Weißeichen; das Terrain hügelig, wie die zahlreichen Durchstiche der Eisenbahn erkennen ließen, der Boden von auffallend rother Farbe, die in den Sandsteinschichten der Einschnitte besonders hervortrat, die Felder fast ausschließlich mit Mais und Baumwolle bestellt, aber auch viel Oedland. Die zerstreuten Ansiedlungen, welche sichtbar wurden, waren kleine Häuser, meist aus Holz auf kurzen Balkenständern oder Steinunterlagen, ohne Fundamente auf den Boden gesetzt; nur der Schornstein, der gewöhnlich an der Giebelseite ausgebaut war, bestand aus Mauerwerk. Selten hatte ein Haus mehr als zwei Gemächer und den geringst möglichen Luxus an Fenstern. Scheuern fehlten, ein kleiner Stall oder Schuppen in einiger Entfernung vom Hause schien den wirthschaftlichen Bedürfnissen zu genügen. Die Fenze, aus Holzstämmen dreieckig zusammengelegt, erinnerten an die Holzverwüstung in Oregon. Allmälig wuchsen die Baumwollenfelder an Ausdehnung; die dünnen Stauden, die als Stroh auf dem Felde standen, sahen an sich nicht gerade schön aus und gewannen auch nicht durch die langen Tümpel dicken, gelblichen Wassers, die in Folge des Regens oder künstlicher Bewässerung in den Furchen sich hinzogen. Dafür wurde überall das Produkt sichtbar in Ballen auf den Eisenbahnstationen oder an den Häusern lagernd, häufig ohne allen Schutz gegen das Wetter. Auch die Küche veränderte ihren Charakter, nicht zu ihrem Vortheile; nur die entsetzlich heißen Cakes hielten auch hier vor. Der dritte Tag

erst brachte uns nach Montgomery, der Hauptstadt von Alabama, und daselbst einen Aufenthalt des Zuges, der einen Besuch der Stadt zuließ. Sie liegt am Alabama River, der bis hierher von seiner Mündung bei Mobile schiffbar ist und auf seinem linken Ufer hohe Bluffs bildet, über welche die Stadt sich ausdehnt. Auf breiten ungepflasterten Straßen, an deren Sidewalks die Häuser schattige Ueberbauten haben, wanderte ich nach dem Kapitol, das durch den stereotypen Dom und die stereotype Säulenstellung, welche dem Kapitol zu Washington nachgebildet sind, ohne Weiteres als das State House erkennbar wird. Auf der Station und auf den Straßen überwog die farbige Bevölkerung, die behagliches Lungern im Sonnenschein mehr liebt als die Arbeit; die drolligen Versuche der Negerinnen, in der Kleidung den modischen Schnitt mit ihrer Freude an munteren Farben in Einklang zu bringen und ihr Wollhaar zu Zöpfen und Nestern zu dressiren, erschienen in mehr als einem Specimen der Gattung. Ich leide im Allgemeinen nicht unter grundsätzlicher Abneigung gegen andere Racen; das Menschenantlitz hat unter allen Zonen und selbst wo sein Träger noch in den Uranfängen der Kultur steht, etwas Ehrwürdiges für mich, was ich respektire; aber gewöhnen muß man sich erst an den Anblick der Farbigen und an den Verkehr mit ihnen und — es geht langsam. In einer Schaar draller Negerkinder war ein weißes blondes Mädchen, ärmlich gekleidet mit nackten Beinchen; es kam mir vor wie ein Fürstenkind. Unter der weißen Bevölkerung sind übrigens auch die Deutschen, wie verschiedene Firmenschilder ergeben, ziemlich stark vertreten; natürlich fehlte ein Bayerischer Biersalon nicht.

Weiter nach Süden veränderte sich allmälig die Scene. Das immergrüne Unterholz zwischen den großbüscheligen Weymuthskiefern nahm zu; eine niedrige Pflanze mit palmenartigen Blättern, palmetto, kam erst in vereinzelten Exemplaren, dann in Gruppen von höherem Wuchse zum Vorschein; an die Stelle

der Aepfel, die bisher auf den Stationen ausgeboten worden waren, traten die Orangen. Leider wuchs auch die Zahl der Taback kauenden Eisenbahnpassagiere und ihre Ungenirtheit. Als wir Mobile uns näherten, sollte programmäßig der Spiegel des Golfs von Mexiko dem Auge des Reisenden „entgegen — blauen", er versagte jedoch. Dicke Regenwolken, die brav schütteten, hüllten Himmel und Meer gleichmäßig in Dunkelgrau und ließen nur an einzelnen Masten und Spieren der im Hafen liegenden Schiffe erkennen, daß das Meer nahe war. Dann ging es noch einige lange Stunden längs der Küste des Golfs über viele überbrückte Wasserarme, bis endlich New-Orleans erreicht war.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Mississippi, über dessen Wasserspiegel ihr Terrain sich nicht sehr erhebt, etwa 100 Miles oberhalb seiner Einmündung in den Golf. Die Bauart der Häuser und die Schutzvorrichtungen gegen die Sonne an ihnen weisen darauf hin, daß der Wendekreis nahe ist. Am 10. Januar, also in der Höhe des Winters, zeigt das Thermometer noch am Abend 17 Grad R.; frischer Rasen sprießt auf, überall in den Gärten blühen Veilchen und Monatsrosen erquicklichen Duftes voll. Es thut der warme Hauch recht wohl nach den rauhen Fahrten im Norden, wenn es auch nicht das linde Wehen unseres Frühlings ist.

Die Stadt ist von Franzosen begründet, hat dann etwa 40 Jahre unter spanischer Herrschaft gestanden, ist im Anfange des Jahrhunderts wieder eine kurze Zeit französisch gewesen und wurde mit Louisiana von Napoleon im Jahre 1803 an die Vereinigten Staaten verkauft. Sowohl in dem Typus und in den Sitten der Bevölkerung als in Bauten und Denkmälern ist die Erinnerung an die alte vorenglische Zeit erhalten. Zumal lebenskräftig hat sich das französische Element erwiesen; noch jetzt ist ein ganzer Stadttheil vorwiegend von Nachkommen französischer Kolonisten bewohnt, die meist in auskömmlicher

Lage sich befinden und eng zusammenhalten. Die Beweglichkeit und Freude am Lebensgenuß, welche in der Bevölkerung vorherrschen, werden auf diese Quelle zurückgeführt. Auch die französische Sprache lebt noch und wird, wenn auch wunderlich von Spanisch und Englisch durchsetzt, nicht blos in den französischen Kreisen, sondern auch darüber hinaus als Umgangssprache gebraucht. Hier war es auch, wo Louis Philipp, der spätere Juli-König, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Zufluchtsstätte fand, als das Direktorium die Freilassung seiner Mutter und seiner Brüder an die Bedingung knüpfte, daß er Europa verließe. Man zeigt noch heut das Haus, welches der enorm reiche französische Edelmann Mandville de Marigny, der dann später selbst im Elend starb, ihm eingeräumt hatte. Aus spanischer Zeit stammen die Kathedrale des heil. Ludwig und ein weitläufiges stattliches Regierungsgebäude, das ein Graf von Montalba angeblich aus gestohlenem Gelde gebaut und demnächst zur Erleichterung seines Gewissens dem Staate geschenkt hatte. Was die Stadt in dem Secessionskriege, in welchem sie mit Enthusiasmus die Sache der Konföderirten vertrat, und in weiterer Folge durch die Aufhebung der Sklaverei, welche viele Vermögen zerstört hat, und die dadurch bedingte Umgestaltung der wirthschaftlichen und Produktionsverhältnisse gelitten hat, ist noch nicht verwunden, wenn auch die Bevölkerung in den letzten Jahren sich erheblich vermehrt und der Ausfuhrhandel stark zugenommen hat.

Wie in Chicago Provisions und Weizen, so ist in New-Orleans die Baumwolle der Angelpunkt des Handels. Das Gebäude der Börse, an welchem er sich vollzieht, hat beschränkte Räume, jedoch ist ein neuer monumentaler Bau, dessen Plan ein deutscher Architekt aus Louisville entworfen hat und nun auch ausführt, in Angriff genommen. Es wird darüber geklagt, daß die Spekulation sich des Baumwollhandels in aus-

gedehntem Maaße bemächtigt habe, indem der Zeitkauf prävalire. Die Folge ist eine Hemmung des reellen Handels derart, daß Schiffe monatelang im Hafen liegen, ehe sie die in Aussicht gestellte Fracht erhalten. Die Besorgniß, daß nach Aufhebung der Sklaverei die Baumwollenkultur unmöglich werden oder nur in beschränktem Umfange zu erhalten sein werde, kann als beseitigt gelten, soweit die Erträge der Ernten ein Urtheil in dieser Beziehung begründen. Nach einem Rückgange in den Jahren 1866—1870 haben die Ernten seit 1873 mit einer einzigen Schwankung zugenommen, derart, daß die letzten Jahre selbst das beste der Jahre vor dem Kriege — 1860 — erheblich übertreffen *). Der Werth der Ernte von 1879 ist auf nicht weniger als 242 140 957 Dollars geschätzt worden.

Neben dieser Zunahme in der Produktion des Rohstoffes geht eine sehr bedeutende Steigerung der Verarbeitung der Baumwolle, die so beträchtlich ist, daß etwa 1/4 der Ernte des Jahres 1880 in den Vereinigten Staaten selbst versponnen worden ist. Nach vorläufigen Mittheilungen aus dem Census dieses Jahres hat sich die Zahl der Spindeln auf beinahe elf Millionen gehoben, die der Webstühle auf mehr als 230 000. Besonders kräftig ist die Entwickelung in den Neu-England Staaten (in erster Linie in Massachussets, N. Hampshire und in dem kleinen Rhode Island) auf welche etwa 80 Prozent der producirten Gewebe entfallen. Jedoch regt sich auch der Süden in Benützung der Vortheile, welche der billige Bezug von Kohlen aus Pennsylvania auf dem Mississippi und die bequeme Nähe der Rohbaumwolle bieten und welche Kapitalisten des Nordens

*) Im	Jahre	1860	4 669 770	Ballen à 440 Pfund netto.
=	=	1876	4 669 288	=
=	=	1877	4 485 423	=
=	=	1878	4 811 265	=
=	=	1879	5 073 531	=
=	=	1880	5 757 397	=

bestimmen, ihre Baumwollenmanufakturen in den Südstaaten selbst anzulegen. Die Textilindustrie der alten Welt wird dies allmälig empfinden, da die Vereinigten Staaten nicht blos einen großen Theil ihres eigenen Konsums decken, sondern auch bereits grobe und mittelfeine Gewebe in beträchtlichem Umfang nach Mittel- und Süd-Amerika exportiren.

Erwähnung verdient auch eine andere Ausnützung der Baumwolle, die neuerdings in Aufnahme gekommen ist und ausgezeichneten Erfolg verspricht: die verbesserte Bearbeitung der Saat auf Oelgewinnung. Ich wurde darauf aufmerksam, als ich in dem Office eines deutschen Kaufmannes eine Kollektion von Flaschen mit Proben von Oel sah, das mein Begleiter als „Olivenöl" bezeichnete. Die Verbesserung besteht in der Raffinirung des aus den Samenkernen gepreßten Oeles, dessen Verwendbarkeit dadurch um vieles erweitert wird. Der Preis der Baumwollensaat ist in Folge davon binnen zwei Jahren auf das Doppelte gestiegen, von 6 Dollars per Ton auf 12 Dollars, die Zahl der Oelmühlen von 12 auf 67, die im letzten Jahre 180 000 Tons verarbeitet haben, während die neu entstandenen Raffinerien täglich 600 Barrels produciren. Das Oel, das in raffinirtem Stande 65 Cents bis 1 Dollar gilt, dient zur Erleuchtung, zur Versetzung des Leinöls, zum Präserviren von Fischen, insbesondere von Sardinen, als Surrogat von Schmalz unter dem Namen „Cottonbutter" und soll zu einem Grade der Reinheit gebracht werden, das man Salade damit anmachen kann. Erhebliche Quantitäten werden nach England und Frankreich ausgeführt und es mag wohl die Bezeichnung „Olivenöl", unter welcher mir die Proben scherzweise präsentirt wurden, dabei ganz ernsthaft angewendet werden. Die Rückstände geben ein Viehfutter, welches besser sein soll als der nicht entölte Samen, der zu diesem Zweck gleichfalls bisher gebraucht wurde; auch als Dünger sind sie gut geeignet. Da der jährliche Ertrag an Saat auf 3 Millio-

nen Tons berechnet und der Ertrag an Oel auf 35 Gallons per Ton angegeben wird, kann die Baumwollensaat allerdings bis zu achtbarer Einträglichkeit gebracht werden.

Meine alte Passion hat mich auch an dieser letzten Station in den Vereinigten Staaten noch ein Mal in die Schule geführt; ich mußte zur Vervollständigung meiner Beobachtungen auch eine Negerschule besuchen. Sie zählte etwa 600 Kinder, Knaben und Mädchen, im Alter von 6—18 Jahren, von großer Verschiedenheit der Farbe und Gesichtsbildung; auch der Principal und die Lehrerinnen waren Farbige, Knospen und Früchte der Sklavenbefreiung auf einem Baume. Schulbesuch, Disciplin und Reinlichkeit wurden von den Lehrern unter Zustimmung des Superintendenten gelobt; namentlich wurde auch anerkannt, daß die Eltern verhältnißmäßig große Opfer bringen, um die Kinder die Schule besuchen lassen zu können. Wie auch anderwärts werden die jungen Scholaren es nicht erfreulich gefunden haben, daß gerade ein Deutscher sie besuchte; aus Höflichkeit gegen den Gast wurde beim geograpischen Unterricht hier wie anderwärts besonders nach Deutschland gefragt und wenn unser Vaterland ehedem nur ein geographischer Begriff war, so machte es den kleinen Geographen noch immer besondere Mühe, es geographisch zu begreifen. Eine Vereinigung sämmtlicher Kinder zu einer Singübung schloß den Besuch. Die musikalische Befähigung der Neger machte sich, trotz des Mischblutes bei Vielen, geltend; die Kinder sangen auswendig nach dem Gehör, aber rein und mit sicherem Takte. Damit basta.

Morgen scheide ich von den Vereinigten Staaten, um nach Havanna zu gehen. Ich thue es mit herzlichem Danke für die viele Freundlichkeit, die ich in ihnen von Landsleuten und von Amerikanern erfahren habe und für die Bereicherung meiner Kenntnisse über das Land und das Volk. Was ich Dir davon mitgetheilt habe, hat, wie ich bereitwillig einräume, mehr

den Charakter von Photographien als eines Gemäldes; es bewegt sich nicht in den hohen Gebieten des politischen und socialen Lebens und enthält wenig allgemeine Betrachtungen, sowie wenig Kritik im Einzelnen. Ich hätte über die Politik und das politische Parteitreiben, über die Presse, über die Eigenthümlichkeit der kirchlichen Verhältnisse, über die behauptete Korruption, über die Reform des Civildienstes, über die Pflege der schönen Künste, über die Stellung der Wissenschaft und ähnliche Dinge schreiben, auch einige Vermuthungen aussprechen können über die weitere Entwickelung der Union, die Wahrscheinlichkeit ihres Verfalles und ähnliche sublime Themata; ich besorge sogar, nach einigen, wenn auch zarten Andeutungen in Deinen Briefen, daß ich Deine Erwartungen in der einen oder anderen dieser Beziehungen getäuscht habe; ich wollte aber lieber ehrlich sein als geistreich scheinen und habe mich dieserhalb auf das beschränkt, was ich selbst gesehen und was ich erfaßt habe. Manche Erfahrung hat mich gelehrt, wie schwer es ist einzelne Menschen, geschweige denn ganze Völker richtig und gerecht zu beurtheilen; die Zahl der Einzelwahrnehmungen ist so unverhältnißmäßig gering; die Mittel der Erkenntniß in der Fremde sind an sich beschränkt, der Reisende ist überdies von dem Wechsel der Stimmung und dem Zufall der Begegnung abhängig, derart, daß ich es für eine Pflicht halte, in der Abgabe allgemeiner Urtheile vorsichtig bis zur Schweigsamkeit zu sein, zumal bei der Flüchtigkeit, mit welcher man heut zu Tage ganze Kontinente durchfliegt und umfährt. Immerhin möchte ich das sagen, daß die Amerikaner im ganzen Großen besser sind als ihr Ruf und daß Viele von uns in einer Menge von falschen Vorstellungen und Vorurtheilen über sie befangen sind, welche in veralteten oder ungenügenden Beobachtungen oder in Romanen und Bühnendarstellungen ihren Grund haben. Ich bin, indem ich dies sage, einer Prophezeiung eingedenk, die mir vor meiner Abreise von einigen Freunden, welche vor

Jahren längere Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt haben, auf den Weg gegeben worden ist: es würde mir gehen wie Vielen; ich würde Alles groß und schön finden und die Korruption und Fäulniß, welche unter der Oberfläche liege, nicht wahrnehmen. Nun bin ich allerdings optimistisch angelegt und so weit war die Warnung nicht ohne Grund; ich räume ferner ein, daß ein Reisender meiner Lage, der mit ausgezeichneten Empfehlungen versehen, als zu seinem Vergnügen, oder wo es höflicher ausgedrückt wird, Studien halber, reisend vorgestellt wird, der nichts haben will und in keiner Beziehung ein Konkurrent zu werden verspricht, leichter überall mit wohlwollender Freundlichkeit aufgenommen wird, und daß Menschen und Dinge in günstigerem Lichte sich ihm zeigen, als dem, der in das fremde Land kommt, um sich eine Existenz zu schaffen, der keinen Kreditbrief mit bringt, den sein Bankier mit höflicher Verbeugung honorirt und der ohne Anhalt durch „Introduktionen", vielleicht ohne Kenntniß der Sprache, den Boden ausfinden soll, auf dem er stehen kann. Gleichwohl halte ich den obigen Satz aufrecht. Daß unter den Amerikanern geschäftliche Tüchtigkeit, Energie, Kühnheit im Entwurf, verbunden mit Ausdauer in der Ausführung, kräftige Geltendmachung der Person und Individualität überwiegend hervortreten, wo die englische und deutsche Bevölkerung prävaliren, wird kaum in Zweifel gestellt; wer ein halbes Jahr im Lande reist, sieht davon täglich überzeugende Beweise. Man behauptet jedoch, daß diese Thätigkeit fast ausschließlich dem Erwerbe materieller Güter zugewendet, und daß die schlimme Folge davon die einseitige Schätzung des Erfolges sei, daß die Größe des Vermögens den entscheidenden Maßstab für den Werth des Menschen abgebe; Geld ist nicht blos Macht, sondern allein Macht, sei der herrschende Grundsatz. Ich habe in verschiedenen Städten bei Besprechung des Gegenstandes von zuverlässigen Leuten Thatsachen erzählen hören, welche diese Anschauung zu stützen allerdings

geeignet sind. In der einen hatte der vermögend gewordene Redakteur einer großen Zeitung wegen Steuerdefraudation im Gefängniß gesessen, ohne daß ihm dies in der öffentlichen Achtung wesentlich geschadet haben sollte; in einer anderen Stadt hatte ein Grosbonnet bei dem Municipalrath mit 20 000 Dollars nachgeholfen, um einen ihm günstigen Vertrag durchzusetzen; er erfreute sich angeblich unverminderten Ansehens, nachdem er, um die Sache vergessen zu machen, zur Ausführung eines wöchentlichen öffentlichen Konzerts ein Kapital gewidmet hatte. Solche Fälle, wenn die nähere Prüfung sie bestätigt, können allerdings zu Urtheilen wie das obige Anlaß geben; immerhin jedoch sind sie nur vereinzelt und neben ihnen fehlt es nicht an Thatsachen, welche gegen die Gemeingiltigkeit solchen Urtheils sprechen. Ein Landsmann, der seit länger als 30 Jahren hier lebt, verneinte mit Entschiedenheit, daß es allgemein zutreffend wäre. Die bessere amerikanische Gesellschaft wäre durchaus nicht gleichgiltig im Punkte der Moral, auch reichen Leuten gegenüber. Er belegte dies mit Beispielen, u. A. mit der Thatsache, daß erst kürzlich eine Litterary Society einem Manne, der sich mit 3 Millionen Dollars vom Geschäft zurückgezogen, die nachgesuchte Aufnahme verweigert hatte, weil der Erwerb der Millionen nicht ganz reinlich und zweifelsohne geschienen hätte. Es gibt danach Stätten, wo der Götzendienst des Erfolges, der übrigens auch in der alten Welt recht zahlreiche Bekenner findet, nicht gepflegt wird.

Ich halte es aber auch nicht für billig, bei der Beurtheilung den bei uns üblichen Maßstab unbedingt anzulegen, ohne auf die bestehende Verschiedenheit der Verhältnisse Rücksicht zu nehmen.

Eine junge Nation, die ein ungeheueres Landgebiet aufzuschließen und zu bevölkern hat, welcher der Boden ergiebige Ernten und reiche Mineralschätze anscheinend unerschöpflich gewährt, die einen Kontinent von mehr als 4 Millionen Quadratmiles mit Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln zu versehen hat,

um jene Reichthümer zu heben und nutzbar zu machen, in der vermöge der Dünnheit der Bevölkerung und vermöge der Verfassung, welche sie sich gegeben hat, jede Einzelkraft Raum zur Bethätigung und Freiheit der Bewegung hat, erfüllt nur die natürlichen Bedingungen ihres Daseins, wenn sie zunächst ihre ganze Kraft darauf richtet, dessen materielle Grundlagen zu schaffen und zu sichern. Es ist nicht minder natürlich, daß sie die Erfolge, welche hierbei der Einzelne erreicht, hoch schätzt und in dem Vermögen, welches er erworben hat, einen Maßstab seiner Tüchtigkeit, seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit findet, um so mehr, als dieses Vermögen leichter als in den alten Kulturstaaten Europas bei gewandter Benutzung fast unbegrenzter Vermehrung fähig ist, und als sein Besitz deshalb die Anderen, welche des Kapitals bei ihrer nach gleichem Ziele gerichteten Arbeit nicht entbehren können, in eine Abhängigkeit bringt, welche dem Besitzer Macht über sie gibt. Gebiete, auf welchen in den maßgebenden Staaten Europas neben denen der Produktion und des Vertriebes materieller Güter Geltung und Macht zu erlangen oder gesicherte und geachtete Lebensstellungen zu erreichen sind, sind in den Vereinigten Staaten gar nicht oder in beschränkter Ausdehnung vorhanden. Es gibt keinen Adelstand, dessen Angehörige durch den ererbten Namen und kraft der Verdienste ihrer Vorfahren auch ohne eigenes Verdienst einen höheren Rang in der Gesellschaft und eine bevorrechtete Anwartschaft auf gewisse Aemter und Würden haben; es gibt keine Höfe, an denen Gewandtheit für Formen und geschmeidige Klugheit einflußreiche Stellungen verschaffen, welche von dem Glanze des Herrschers mit erglänzen; es gibt keine Beamtenhierarchie, in welcher, wie etwa in Deutschland, die durch Examina legitimirte Befähigung, auch schon bei mittlerem Maße derselben, Fleiß und gute Führung vorausgesetzt, ein Amt sichert, das lebenslänglich ein zureichendes Auskommen gewährt; die regulaire Armee, in welcher in Europa Tausenden

und Abertausenden eine ehrenvolle Laufbahn sich öffnet, und in welcher Talent und Muth die höchsten Plätze erringen können, ist in den Vereinigten Staaten 27 000 Mann stark, also wenig mehr als ein deutsches Armeekorps. Im Bereich der schönen Künste ist nicht mehr als ein, wenn auch vielversprechender Anfang selbstständiger schöpferischer Thätigkeit vorhanden, und das Loos ihrer Vertreter wird, so lange sie nicht klingende Erfolge ihrer Kunst aufzuweisen haben, nur von Wenigen begehrt. Etwas bessere Aussicht bietet der Lehrberuf, wenigstens in den Stellungen bei höheren Lehranstalten. Jedoch ist auch die Stellung der Lehrer im Großen und Ganzen, wie ich gelegentlich schon bemerkt habe, vermöge der jederzeitigen Kündbarkeit und des Fehlens von Pension eine zu prekaire, als daß sie viele Bewerber anziehen könnte. Aus alledem erklärt sich die Bedeutung der sog. praktischen Berufe und die Einseitigkeit ihrer Werthschätzung.

Noch ein anderes Moment kommt für die Beurtheilung hinzu. Die Nordamerikaner sind keine homogene Nation; wenngleich der vorwiegende Bestandtheil angloſächsischer Abstammung ist, so bilden doch auch Deutsche, Skandinavier und Einwanderer von romanischem Stamme, Italiener, Franzosen, Spanier ein erhebliches Kontingent, nicht zuletzt, was Zahl und Einfluß anlangt, die Irländer, die als Politicians sowohl wie in der Verwaltung großer Städte und anderer Korporationen eine unverhältnißmäßig hervorragende Rolle spielen. Sie haben außerdem die farbige Bevölkerung in allen Schattirungen, die mehr als ein Achtel der Gesammtbevölkerung bildet*), und die Reste der Indianer in sich aufzunehmen, sowie den Einfluß zu verwinden, welchen die Chinesen, wenn sie auch stets in einer gewissen Isolirung bleiben werden, immerhin üben. Es mag

*) Nach dem Census von 1880 6 577 497 Farbige unter einer Gesammtbevölkerung von 50 152 866.

sein, daß aus dieser Mischung dereinst, was die Nordamerikaner erwarten, eine neue Nation sich herausbildet, welche die Sondervorzüge der Racen in sich vereinen und zu einer höheren Vollendung ausarbeiten wird, ein neues, die verfallenden europäischen Völker weit überragendes Volk. Zur Zeit treten noch die Schwierigkeiten, welche das Nebeneinander verschiedener Racen mit verschiedenen Temperamenten, Traditionen und sittlichen Anschauungen mit sich bringt, ziemlich grell in die Erscheinung und halten speciell auf ethischem Gebiet eine Läuterung der Ansichten auf.

Ich für meinen Theil wünsche und hoffe, daß der englisch-germanischen Race in den Vereinigten Staaten diese Kulturarbeit gelingen werde. Die Zeit, in welcher Amerika dem altgewordenen Europa die Fackel abnimmt, welche der Bildung der Menschheit vorleuchtet, ist zwar nicht so nahe, wie manche seiner jungen und alten Söhne in stolzer Freude über ihren Reichthum an Naturprodukten und die Leistungen ihrer Ingenieure glauben mögen; allein die Zeit wenigstens wird kommen, wo neben der materiellen Macht auch die höheren geistigen Güter der Menschheit die ihnen zukommende Würdigung finden werden. Viele gute Anzeichen sprechen dafür.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Aus Amerika.

Reisebriefe

von

C. Herzog,
Kaiserl. Staatssekretair z. D.

Zweiter Theil.

Kuba, Mexiko, Südamerika.



Berlin 1884.
Puttkammer & Mühlbrecht,
Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Inhaltsverzeichniß.

II. Theil.

Seite

XXV.

Von New-Orleans in den Golf von Mexiko. — Die Jetties an der Mündung des Mississippi. — Cedar Keys. — Die Halbinsel Florida. — Key West. — Havanna. — Kubanische Zustände. — Die Sklavenemancipation.

Havanna auf Kuba, Januar 1882.

Obwohl nur wenige Breitengrade zwischen Havanna und den Vereinigten Staaten liegen, so ist doch hier eine völlig andere Welt. Auf Klima und Vegetation, wie überaus verschieden sie auch sind, haben New-Orleans und die Küste von Florida vorbereitet; was aber völlig neu und völlig anders ist, das sind die Menschen und ist ihre Art zu leben, die nicht blos von Sonne und Luft bedingt wird. Es ist das erste Land unter spanischer Herrschaft, das ich betrete, und der Unterschied gegen englisches Wesen ist tiefer und schärfer, als der zwischen Palmen und Fichten. Da ich jedoch nicht durch Zauberei hierher versetzt bin, sondern mittelst einer regulairen Dampfschifffahrt, nach höchst nüchterner Zahlung von 35 Dollars, so kann ich nicht gleich kopfüber mich in die cosas d'España stürzen, vielmehr gibt es noch eine kleine Introduktion zu dem Bericht von der Perle der Antillen.

Die Schiffe der amerikanischen Morgan Line, welche von New-Orleans den regelmäßigen Verkehr mit Havanna auf der östlichen und mit Veracruz auf der westlichen Seite des Golfs vermitteln, bedürfen zu der ersteren Tour, da sie längs der

Küste fahren und zwei Zwischenhäfen, Cedar Keys und Key West, anlaufen, vier volle Tage. Die Fahrt geht zunächst den Mississippi hinab, da New-Orleans nicht an dessen Mündung in den Golf, sondern noch etwa 100 Miles oberhalb derselben oder vielmehr des Delta liegt, welches seine zahlreichen Ausflußarme bilden. Der Morgen, an welchem wir abfuhren, ließ sich trübe an; ein feuchter und schwüler Nebel lag über dem Strome, dessen Wasser auch hier die gelbliche Farbe zeigte, die es 1000 Miles oberhalb charakterisirt; Treibholz, oft starke Bäume mit den knorrigen Wurzeln nach oben, tauchte aus den Wogen, die unter dem Nebelschleier uferlos schienen. Bisweilen haben Stämme, von Aesten oder Wurzeln am Grunde gehalten, sich festgesetzt; anderes Holz hat sich eingeschoben, Weiden haben sich darauf angesiedelt und so sind kleine Inseln entstanden, die bestehen, bis eine Hochfluth sie losreißt und stromab führt. Gelegentlich sank der Nebel und die Linien der Ufer wurden erkennbar, weite flats, Niederschläge des Stromes mit geringer Erhebung über dessen jetzige Wasserhöhe. Auf dem linken Ufer unterbrachen die flache Oede vereinzelte Niederlassungen, von immergrünem Gebüsch umgeben, mit hohen Fabrikschloten, die zu Zucker- oder Oelmühlen gehören mochten. Am Nachmittag fanden sich die Möven ein, die Nähe des Meeres verkündend, das wir am Abend erreichen sollten.

Den Weg dorthin hatte der Strom, sich selbst überlassen, sich allmälig zu verlegen begonnen; die ungeheuere Masse von Sinkstoffen, welche er mit sich führt, lagerte sich in den Ausflußrinnen ab, welche das Wasser sich durch die Niederschläge des Delta bisher noch erzwungen hatte und höhte auch in diesen eine Barre auf, welche eine Wassertiefe von nur 9 Fuß über sich ließ. Damit rückte die Gefahr der Versperrung der mächtigen Wasserstraße für die Seeschifffahrt und der Versumpfung, nicht allein des Ausflußgebietes, sondern vermöge des Rückstaues auch des oberen Stromlaufes, in bedrohliche

Nähe. Ihr ist durch großartige Strombauten vorgebeugt worden, welche auf Kosten des Bundes durch den Kapitain Eades ausgeführt und vor einigen Jahren vollendet worden sind. Es sind die Jetties oder Deiche, von welchen ich bereits früher geschrieben habe. Dem Werke liegt der Gedanke zu Grunde, durch Einengung des Stromlaufes die Schnelligkeit der Bewegung des Wassers zu vermehren und dadurch zu erreichen, nicht allein, daß der Strom die mitgeführten Sinkstoffe länger trage, also erst jenseit der Mündung absetze, sondern daß er in die bereits gebildete Barre eine Fluthrinne von ausreichender Tiefe grabe und frei halte. Dieser Zweck ist völlig erreicht, da jetzt über der früheren Barre die geringste Tiefe bei Fluth 26 Fuß beträgt und der zwischen den Jetties hergestellte Schifffahrtskanal von dieser Tiefe 160 Fuß breit ist.

Ebensowenig neu, wie hiernach der Gedanke ist, sind es die zur Ausführung angewendeten Mittel, die in Europa seit Jahrhunderten zu gleichen Zwecken gebraucht werden; nur die weite Ausdehnung der Korrektionsbauten, die ingeniöse Adaptirung des Materials und der mechanischen Hilfsmittel an den Zweck und der hohe Nutzen, welchen der glückliche Erfolg für den Verkehr auf dem größten Wasserwege des Kontinents mit sich gebracht hat, begründen den Ruf und die Bewunderung der Bauten. Diese bestehen darin, daß zwei Uferwände künstlich gebildet beziehungsweise befestigt und in südlicher Richtung in das Meer vorgetrieben sind, welche den Strom zusammendrängen und zusammenhalten. Die östliche dieser Wände hat eine Länge von $2^1/_3$ Miles (etwa 4 Kilometer), die westliche, obwohl sie gleich weit reicht, soweit sie künstlich hergestellt ist, von $1^1/_2$ Mile, welcher Unterschied sich dadurch erklärt, daß das natürliche feste Ufer, an welches sie anschließt, auf ihrer Seite etwa $^3/_4$ Mile weiter in das Meer vortritt, als das östliche. Zwischen beiden ist ein ziemlich gleichmäßiger Abstand von durchschnittlich 950 Fuß. Die Wände sind durch eingerammte

Pfähle gebildet, welche den Halt für kolossale, neben und zwischen ihnen versenkte Faschinen abgeben. Für eine Strecke der östlichen Wand bedurfte es der Einrammung zweier Reihen von Pfählen, die von einander 12 Fuß in der Breite, 8 Fuß in der Länge abstehen, während im Uebrigen eine Reihe derselben genügte, deren Abstand von einander 10 bis 20 Fuß beträgt. Die Faschinen bestehen aus Weidenzweigen in Länge von 15 bis 30 Fuß, welche dem Jump, einer Niederung etwa 12 Miles oberhalb der Passage, wo vor 50 Jahren ein großer Durchbruch des Stromes stattgefunden und das Land überfluthet hatte, in unerschöpflicher Menge entnommen werden konnten. Sie wurden in Rahmen von dünnem Fichtenholz, welche meist 100 Fuß lang und 20 bis 40 Fuß breit waren, gelegt und in denselben nach starker Zusammenpressung mit Pflöcken und Nägeln befestigt, so daß die buschigen Enden der Zweige überhingen. Die Faschinen wurden auf geneigten Ebenen am Ufer zusammengesetzt, um bequem über dieselben abgeschoben und ins Wasser gelassen zu werden, auf welchem sie dann an die Stellen, wo sie versenkt werden sollten, bugsirt wurden. An diesen Stellen wurden die Faschinen langseits eines Barkschiffes gelegt und von demselben aus mit Kies und kleinen Steinen beschüttet, bis sie zu sinken anfingen. Dann folgte eine Ladung schwerer Steine auf die der Barke zugekehrte Seite, wodurch das Schiff von dem Strome über die sich senkende Faschine gehoben wurde, und nun den Rest seiner Steinladung bei weiterem Versinken auf sie niederfallen ließ, bis sie den Grund erreichte. Auf diese Grundfaschine wurden dann in ähnlicher Art etwas schmalere aufgelegt, bis die Wasserhöhe erreicht war und zuletzt die oberste mit Kies, Felsstücken und Rollsteinen kräftig abgedeckt. Wo zwei Reihen von Pfählen stehen, wurden die Faschinen auf beiden Seiten versenkt; wo nur eine Reihe nöthig gewesen war, geschah dies auf der inneren, der Stromseite.

Wenn Du nun nicht weißt, was Eades Jetties sind, so ist es nicht meine Schuld. Uebrigens behauptet man, daß die ganze Arbeit vergeblich gewesen sein würde, wenn nicht, was auch den Ingenieuren nicht bekannt gewesen sein soll, der Grund des Meeres jenseit der Ausmündung sehr schroff plötzlich zu großer Tiefe abfiele und in diese Tiefe die Sinkstoffe des Stromes mit einer Unverdrossenheit aufnähme, die auf Jahrhunderte vorzuhalten verspräche.

Die Sonne sank, als wir aus diesem künstlichen Strome im Meere in dieses hinaus fuhren; ein einsamer Leuchtthurm auf der Spitze des festen westlichen Ufers war die letzte Landmarke; im Süden stieg eine dunkle Wolkenwand auf, deren Säume die Sonne in wunderbarer Pracht vergoldete; sie sah unheimlich aus, als bärge sie nächtlichen Sturm; doch blieb das Meer ruhig und friedlich glänzten die Sterne durch die erste Nacht auf tropischem Meere.

Die Dampfschiffe, welche die Küsten dieser südlichen Meere befahren, haben die treffliche, durch die Hitze bedingte und durch die relative Sicherheit der Fahrt gestattete Einrichtung, daß das Deck hoch über dem Wasserspiegel liegt und daß die Kabinen der Passagiere zum großen Theil auf dem oberen Deck sich befinden. Sie haben daher mehr Licht und Luft, als die tiefer im Schiffskörper liegenden Kabinen der oceanischen Dampfer mit ihren kleinen Guckfenstern, die geschlossen werden müssen, wenn das Meer auch nur wenig bewegt ist.

Der Golf von Mexico kann mit etwas mehr Grund das mittelländische Meer von Amerika genannt werden als der Puget Sound, da er zwischen den nördlichen und südlichen Kontinent eingebuchtet ist und da die dunkle Bläue des Himmels und der Wasserfläche wohl an das Mittelmeer erinnern können. Aber damit hört auch die Aehnlichkeit auf. Die Riviera, Neapel, Palermo, die Akropolis dort und am Nordrande des Golfs Swamps und flache sandige Küsten!

Die Küste von Florida kam am Morgen des dritten Tages in Sicht; zuerst ein kleines, mit dichtem Gebüsch bedecktes Eiland, dann Masten und Raën von Schiffen im Hafen von Cedar Keys, noch halb vom Morgennebel verhüllt; auch die ersten Palmen hoben sich über das niedere Buschwerk, freie Palmen unter ihrem Himmel, in natürlichem Wachsthum, die langen gebogenen Wedel auf den schlanken Stämmen leicht vom Winde bewegt.

Der Anblick der ersten Palmen hat etwas von der ersten Liebe; die Erfüllung von Jugendträumen und Jugendhoffen, der idealen Vorstellungen, welche die Phantasie lange genährt hat und denen sie nun bei der Verwirklichung ihren Glanz leiht. Aus der biblischen Geschichte, aus den ersten Reisebeschreibungen von Robinson Crusoë ab, aus den Märchen des Orients hat sich das Bild der Palme als das Wahrzeichen der Schönheit und Fülle tropischer Natur der Seele eingeprägt, zugleich als ein Symbol von Reichthum und paradiesischem Glück, welche die junge Einbildungskraft mit dieser Natur verbunden wähnt und welche sie in sehnsüchtigem Drange mit den kühnen Seefahrern und Forschungsreisenden erreichen möchte. Dieser erste Eindruck, bei welchem alle Reflexe der Erinnerung und Erwartung mitwirken, verliert allerdings allmälig etwas von seinem Zauber, aber er haftet doch unauslöschlich im Gedächtniß.

Cedar Keys hat einen leidlichen Hafen und bildet den Endpunkt einer Eisenbahn, welche unter dem hochtönenden Namen der Atlantic-Golf-West-India-Transit Railroad, von Fernandina an der Küste des atlantischen Oceans ausgehend, die Halbinsel Florida durchschneidet. Abgesehen davon ist es ein trauriges Nest ohne regelmäßige Straßen, die Wege mit fußtiefem Sand bedeckt, die Häuser meist armselig, von Farbigen bewohnt, die schmutzig und dürftig gekleidet sind. Ein Post Office und ein Lagerbeer Saloon bekunden noch die Zugehörigkeit zu den

Vereinigten Staaten. Ich wanderte mit einem jungen englischen Reisegefährten im ersten Eifer eine Stunde in dem dichten Gebüsch von Chapparal, Lorbeer und Wassereichen, in welches die Häuser gebettet sind, herum, doch trieb die zunehmende Hitze uns zum Schiffe zurück, ohne daß wir eine besondere Ausbeute gehabt hätten, es wäre denn der Anblick der Morgentoilette einiger alten Mulattinnen.

Florida, das noch bis 1819 unter spanischer Herrschaft gestanden hat, war in den Vereinigten Staaten hauptsächlich durch den siebenjährigen Seminolenkrieg, die blutige Unterdrückung eines Aufstandes von Indianern, welche 1842 beendet wurde, bekannt; im Uebrigen galt es bis vor wenigen Jahren als ein greuliches Sumpfland, unfruchtbar und durch Fieber verderblich. Zur Zeit ist es ein „center of attraction", gepriesen als unvergleichlicher Winteraufenthalt für Brustkranke und als das beste Orangenland der Welt. An diesem plötzlichen Ruhme hat die Eisenbahn- und Landspekulation einen wesentlichen Antheil. Um anzureizen, sind sog. Round Trips, insbesondere auf dem St. Johns River, der bei Jacksonville in den atlantischen Ocean mündet und dessen unterer Lauf eine Kette von Seen bildet, in Mode gebracht. Sie bieten dem New-Yorker die Möglichkeit, in wenigen Tagen die Wunder des Urwalds zu sehen und auf lebendige Alligators vom sicheren Deck des Dampfers seinen Revolver abzuschießen. Daß an den Ufern des Flusses Fieber und Ruhr ständig herrschen, ist vom Schiffe aus nicht wahrzunehmen, und nur denen bekannt, welche kein Land zu verkaufen haben.

Der Hauptzug der Winterreisenden geht nach Sanford am Monroë See, wo ein ingeniöser Colonel dieses Namens ein großes Hotel angelegt hat und von wo eine Eisenbahn nach Orlando führt, dem Lande, wo im dunkelen Laube die Goldorange glüht. „Unzählige blaue Seen leuchten dem Wanderer entgegen, wie Stücke des Himmels, die in einen Blüthengarten

gefallen." Von der Einträglichkeit der Orangenpflanzungen werden Wunderdinge erzählt: 100 Bäume auf zwei Acres haben in einem Jahre 5000 Dollars gebracht. Die Anpflanzung kostet nur etwa 60 Dollars per Acre und verlangt eine fünfjährige Kultur; dann beginnt der reiche Ertrag. Orangen sind danach das allgemeine Losungswort; Alles drängt danach wie 1848 nach den Goldminen Kaliforniens. Um das Land zugänglich zu machen, sind von der langnamigen Transitbahn Zweigbahnen projektirt und in Angriff genommen, welche jene mit südlichen Punkten an der Westküste, Tampa Bay und Charlotte Bay, verbinden werden; um es gesund zu machen, sollen die Lagunen an der Küste und die Seen im Innern durch Kanäle verbunden und die Sümpfe ins Meer drainirt werden. Die Großgrundbesitzer, welche diese Pläne hegen und durch die Presse lanciren, rechnen darauf, daß englische und insbesondere holländische Ansiedler ihnen das angebotene Land abnehmen werden, die letzteren mit besonderem Vergnügen, da sie von Hause an Wasser gewöhnt sind und daher wohl auch mit den Sümpfen zurecht kommen werden. Leute, welche das Land kennen, ohne in Land zu spekuliren, sehen die Sache etwas skeptischer an; sie halten dafür, daß nur die südlichen, mit Nadelholz bestandenen Terrainerhebungen, High Pines, die etwa $^{1}/_{20}$ der Gesammtfläche des Landes betragen, bewohnbar und anbaufähig seien und daß die Kultur in der Hauptsache auf Fruchtbäume sich werde beschränken müssen, die allerdings bei richtiger Behandlung einen reichlichen Ertrag bringen können. Wenn ich von Cedar Keys mein Urtheil abnehmen sollte, so würde ich mich auf die Seite der letzteren Beobachter stellen, jedenfalls aber persönlich zu den Ansiedlern nicht gehören; doch mögen Andere anders denken.

Key West, den zweiten Hafenplatz, den wir anlaufen mußten, erreichten wir am Nachmittag des vierten Tages. Es liegt auf einer Koralleninsel vor der Südspitze von Florida und ist

mit seinen 2000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt des Staates. Seinen Namen Key West hat es von seiner den Eingang in den Golf beherrschenden Lage, welche die Vereinigten Staaten durch Erbauung eines bedeutenden Forts, das mit der Insel durch eine Brücke verbunden ist, verstärkt haben. Hier sah es ungleich freundlicher aus als in Cedar Keys. Die Palmen herrschten vor, unter ihnen die Kokospalme mit Bündeln von Früchten unter der Blätterkrone, in den Straßen und Gärten blühende Rosen und Oleander, die sauberen, weiß getünchten Häuser unter Tamarinden und Cedern geborgen, ein Gesammtbild, das der Vorstellung von tropischem Leben schon näher kam. Unter der Bevölkerung sind viele Kubaner, weshalb die spanische Sprache vorherrscht. Da es Sonntag war, spazierten die schwarzen und braunen Gesellen, die Damen in entsprechendem Aufputz, heiter und zahlreich auf ihrem Broadway, um die Kühle des Abends zu genießen, die ein unbeschreiblich herrlicher Sonnenuntergang verklärte. Wider Erwarten wurden wir von dem kubanischen Zollamt, das hier behufs Vornahme einer Vorrevision stationirt ist, trotz des Sonntags abgefertigt und konnten noch vor Nacht wieder unter Dampf gehen, um die Straße von Florida zu kreuzen, den Meeresarm, der Florida von der Isla de Cuba trennt, und durch welchen der warme Golfstrom nach Osten in den Ocean tritt.

Als der Morgen graute, tauchte die langgestreckte Nordküste der Insel aus dem Meere, mit der Silhouette tiefblauer Berglinien vom Himmel sich abhebend; bald leuchteten über der Fluth auch die lichten Häuserreihen von Havanna auf, der Hauptstadt der siempre fiel — immer getreuen — Isla de Cuba.

Mit dem Namen Havanna, den die Spanier Habana schreiben, verbindet die Vorstellung etwas Ueppiges, Reiches, etwas was an Luxus gemahnt, wahrscheinlich zu Folge der Verbindung der Gedanken mit den Cigarren aus dem edlen,

nach der Stadt benannten Taback, durch die sie vornehmlich in der Welt bekannt ist und die in der Wirklichkeit wie in Romanen nur reiche oder vornehme Leute rauchen, in den letzteren vielleicht noch öfter als in der ersteren, weil sie da den Vorzug haben nichts zu kosten und immer gut zu sein. Dieser Vorstellung, die vielleicht nur ein Kind meiner Phantasie ist, widerspricht der erste Anblick, den die Stadt von der See aus bietet, durchaus nicht, wenn er auch, wie das die Regel, wieder anders ist, als man sich gedacht hat. Das alte Castillo del Moro, das den Hafen von der Nordseite schützt, die langgedehnten Fronten der stattlichen, öffentlichen Gebäude, welche unmittelbar am Strande über der Brandung sich erheben, die trotzigen Mauern der alten Befestigungswerke, die jetzt als Gefängniß dienen, darüber die weit ausgelegte Stadt, aus deren flachen Dächern der Palast des Generalkapitains, die Kathedrale und die zahlreichen Kirchen, welche von einer spanischen Stadt untrennbar sind, emporragen, alles das bildet ein Panorama, das in dem vollen Licht der Morgensonne von imposanter Schönheit ist. Ob es innen halten wird, was die Außenseite verspricht?

Wir fuhren an der Front entlang in den Hafen, der durch eine weite geschützte Bay gebildet ist, gingen aber erst eine halbe Stunde von der Stadt an einer Stelle vor Anker, welche der Hafenkapitain angewiesen hatte, so entlegen angeblich, weil die Amerikaner in Havanna nicht sonderlich beliebt sind. Schon bei der Einfahrt kamen Boote, zahlreich und behende wie Möven über die Fläche, mit Dächern von weißem Zeug gegen die Sonne und von kräftigen Armen geführt; sie boten sich zur Ueberfahrt an zunächst par distance mit lebhaften Gestikulationen der Bootsleute, da sie dem Schiffe vor der Visite des Hafenbeamten nicht nahe kommen durften. Als diese absolvirt war, brachte uns eines der flinken Dinger, das wie ein Pfeil vor dem Winde durch die Wellen schnitt, ans Ufer und zwar direkt in die Aduana, das Zollhaus. Hier gab es zunächst

einen kleinen Vorgeschmack von dem, was man cosas d'España nennt. Der Chef war nicht anwesend, man sagte noch beim Frühstück, und ohne ihn konnte die Zollabfertigung des Gepäckes nicht geschehen. Wir erhielten dadurch Muße, uns der glücklichen Ankunft zu freuen, und Gelegenheit, uns in der Geduld für die Zukunft zu üben. Ich richtete mich an dem Vorbilde eines freundlichen Landsmannes aus Trinidad auf, der mit 5 Damen und 13 Koffern reiste und für den daher die Verzögerung peinlicher war als für mich, der ich in jeder Beziehung leichteres Gepäck hatte. Als nach einer runden Stunde der Zollgewaltige erschien, ließ im Uebrigen die Glattheit der Expedition nichts weiter zu wünschen. Ein leichter Wagen mit flinkem Pferdchen brachte mich in das Hotel am Prado, in dem ich seit acht Tagen hause. — — — —

Ich mußte eben eine Pause machen. 25 Grad C. in der sechsten Abendstunde im Schatten sind mir noch nicht geläufig, zumal im Januar. Dann lockte mich Militairmusik, die unten durch den Prado zog und deren Klänge ich lange nicht vernommen hatte, auf den Balkon meines Zimmers, von dem ich eine weite Aussicht über die Stadt habe, und als ich dort war, fesselte mich der Untergang der Sonne, von dessen Farbenpracht das Auge des Nordländers jeden Tag von Neuem entzückt ist, und dann, als ich wieder im Zimmer war, funkelten unzählige Sonnenbilder in den Augen nach und wollten lange nicht weichen, wie fest ich auch die Lider schloß; nun aber geht es wieder, — also: — — seit acht Tagen hause. Ich habe in dieser Woche Manches von der Stadt und ihren Bewohnern gesehen, auch einen Ausflug ins Innere gemacht, um das Zuckermachen an der Quelle zu studiren. Davon nur einen kleinen Niederschlag.

Die Stadt hat manches großartige Gebäude, insbesondere an dem Prado, einer breiten Straße, die vom Campo Marte im Herzen der Stadt nach der Plaza und längs dieser zum

Strande am Eingange des Hafens führt, den hier gegenüber dem Castillo del Morro ein zweites korrespondirendes Fort bewacht. Der Prado, von mehreren Reihen hoher Bäume besetzt, die ihr schattenspendendes Laub auch im Winter behalten haben, ist die Hauptverkehrsstraße und zugleich eine beliebte Promenade, die Plaza, welche der Prado an der einen Seite begrenzt, ein weiter Platz mit Gartenanlagen, reichlichen Sitzplätzen und zierlich abgepflasterten Wegen; er wird am Abend viel besucht, zumal wenn die Musikkorps der Truppen, was an bestimmten Tagen der Woche geschieht, dort gratis konzertiren. Dann versammelt sich hier die schöne und nichtschöne Welt, um bei den Klängen der Musik zu spazieren und die Abendkühle zu genießen, ein Bild, das für den Fremden um so mehr anziehend ist, als die Havannesinnen nicht ohne Grund den Ruf der Schönheit haben. Die Straßen sind im Uebrigen theils in Folge der alten Befestigung der Stadt, theils zum Schutz gegen die Sonnengluth meist eng und nicht gerade angenehm zu gehen, weil ein feiner weißer Staub sie bedeckt, den auch leichter Wind schon in Bewegung setzt. In den Stadttheilen am Hafen, in welchen die Handelsgeschäfte vornehmlich sich befinden, pflegt man in den Stunden der Hitze über die Straßen von den oberen Stockwerken der Häuser aus Velums von hellem Baumwollenstoff zu spannen, wie große Sonnenschirme, welche angenehmen Schutz gewähren und der Straße ein ungemein heiteres Aussehen geben. Die Bauart der Häuser ist nicht minder auf Abwehr der Hitze berechnet und folgt im Wesentlichen der spanischen Tradition darin, daß die Zimmer um einen inneren Hof liegen, den ein bedachter Gang umgibt. Die kleinen Geschäftshäuser und die bürgerlichen Wohnhäuser haben in der Regel nur ein Erdgeschoß und ein flaches Ziegeldach, sind aber zur Erzielung luftiger Räumlichkeiten doch von beträchtlicher Höhe. Die nach der Straße führenden Thüren haben entsprechend große Maaße, ebenso die Fenster, die nicht durch Glas, sondern

durch Vorhänge gedeckt und durch mächtige Eisengitter geschützt zu sein pflegen, in der Regel derart, daß in den kleinen Wohnhäusern das Zimmer neben dem Hauseingang als Empfangszimmer dient, wie die stereotype Ausstattung mit Divan und Stühlen erweist, welche man durch die offenen Fenster beim Flaniren übersehen kann. Indessen fehlt es in Havanna nicht an umfangreichen, mehrstöckigen Gebäuden mit Fenstern nach europäischer Weise, wenngleich in der Disposition des Baues die Gruppirung der Wohnzimmer um einen inneren Hof oder Garten festgehalten wird.

Bei Tage ist der Straßenverkehr von einiger Lebhaftigkeit nur in der Geschäftsgegend, während in den übrigen Stadttheilen innerhalb der heißen Stunden große Stille herrscht. Auch nach kurzem Aufenthalt bekommt man übrigens den Eindruck, daß der Verkehr nicht allein durch den Druck der Hitze leidet, sondern daß ein gewisses Gefühl der Abgeschlagenheit, des Niederganges ihn beeinflußt, welches politischen und kommerciellen Schwierigkeiten mehr entspringen soll, als der Einwirkung der Temperatur. In der That ist ein Rückgang vieler Geschäfte und eine Minderung des Wohlstandes als eine Folge des Aufstandes zu beklagen, welcher die Insel in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts erschüttert und welcher im Jahre 1878 durch die Kapitulation von Zanjon mehr äußerlich als virtuell beendet worden ist. Noch gegenwärtig ist der östliche Theil der Insel, insbesondere in den Gebirgen, im Besitz oder unter der Gewalt der Aufständischen und das Ansehen der Regierung daselbst nicht mehr als nominell. Die Unterdrückung hat große Opfer gekostet, welche das Land hat tragen müssen und welche durch Kontributionen aufgebracht worden sind. Von deren Höhe gibt einen Begriff, daß ein einziges deutsches Haus 30 000 Pesos oder etwa 120 000 Mark unter diesem Titel gezahlt hat. Viele Vermögen sind seitdem und in Folge der ökonomischen Umwälzung, welche die Emancipation der Sklaven

mit sich gebracht hat, zerrüttet worden, ohne daß die früheren Besitzer Kraft oder Muth haben, sich aufzuraffen. Sie leben tief verschuldet, oft in großen Palästen, für die sie keine Käufer finden. Bei der Natur der Ursachen, welche die Dekadenz begründen und welche mit den vorangedeuteten noch nicht erschöpft sind, ist nach der Meinung, welcher ich hier begegne, auf eine Besserung der Verhältnisse in naher Zeit nicht zu rechnen, es sei denn durch eine gründliche Reform des Regimes, die aber nicht wahrscheinlich ist.

Zu einem Schritte, der eine politische Reform bedeuten sollte, hat sich die Regierung in Folge der Insurrektion bestimmen lassen, indem sie in der schon erwähnten Kapitulation von Zanjon auf der Insel Kuba, welche bis dahin völlig absolut durch einen Generalkapitain regiert wurde, die politischen und administrativen Institutionen einzuführen verhieß, welche Puerto Rico gewährt sind. Auf Grund eines zur Ausführung dieses Versprechens unterm 1. März 1878 erlassenen Gesetzes soll Kuba fortan nach Maßgabe der Bevölkerung gleich Puerto Rico in den Cortes des Königreichs vertreten sein und außerdem eine repräsentative Provincial- und Municipalverwaltung erhalten. Die Wahlen zu den Cortes, zu welchen die Insel 16 Senatoren und 24 Deputirte entsendet, sind 1879 erfolgt, und ebenso diejenigen zu den Vertretungen der sechs Provinzen, in welche sie getheilt worden ist (Habana, Matanzas, Pinar del Rio, Puerto Principe, San Clara und St. Jago de Cuba), sowie zu den (131) Ayuntamientos oder Stadträthen. Ein Urtheil über die Wirkung und den Werth dieser Einrichtungen ist bei der Kürze der Zeit noch nicht zu fixiren, ebensowenig wie von dem Erfolge der weiteren, bezüglich ihres Nutzens von vornherein zweifelhaften Maßregel, daß auf die Insel die Gesetze des Königreichs fortan Anwendung finden sollen.

Als ein Symptom der ökonomischen Zerrüttung, im gewissen Sinne auch als Ursache derselben, erscheinen die Geld=

und Münzverhältnisse, die in einer geradezu heillosen Verwirrung sind. Die Insel hat kein eigenes Geld, nicht einmal eigene Scheidemünzen; es gilt spanische Währung und Münze, jedoch mit der Maßgabe, daß die spanische Unze, welche in Spanien = 16 Piaster (à 4 Mark) gerechnet wird, in Kuba 17 Piaster gilt, wonach auch die Theilstücke entsprechend höher stehen: die $^1/_2$ Unze = $8^1/_2$ Piaster, die $^1/_{16}$ oder der Peso, der in 100 Centavos getheilt wird, = $1^1/_{16}$ Piaster. Im Tagesverkehr sieht man jedoch nie oder nur selten ein metallenes Geldstück; es cirkulirt nur schmutziges Papiergeld in Stücken bis zu 5 Centavos (oder $^1/_2$ Real) hinunter, welches die Banca de Cuba ausgibt. Ihre Emission beläuft sich auf 45—50 Millionen Pesos, ihr Grundkapital auf 8 Millionen, der häufig schwankende Kurs ihrer Noten steht zur Zeit auf 72. Nicht ohne Einfluß auf den Kredit der Bank ist ihr Verhältniß zur Regierung, welche sie im Falle des häufig eintretenden Bedürfnisses mit sanftem Zwange nöthigt, Vorschüsse zu machen, deren Erstattung dann zeitweise Schwierigkeiten findet. Die folgende Geschichte, die vor einiger Zeit passirt sein soll, und die für autentisch gilt, illustrirt die Situation. Der Generalkapitain verlangte von der Bank zwei Millionen; die Verwaltung erklärte sich zur Hergabe bereit unter der Bedingung, daß gewisse, seit langer Zeit auf Ausgleichung wartende, geschäftliche Differenzen mit der Regierung durch Vertrag geregelt würden. Darauf ging der Generalkapitain ein; der Vertrag wurde entworfen und in Madrid zur Genehmigung vorgelegt. Einige Zeit später wurde der Bank eröffnet, daß nach einem von dort eingegangenen Telegramme die Genehmigung ertheilt wäre, und die Bank nahm im Vertrauen darauf keinen Anstand, $1^1/_2$ Million zu zahlen. Als demnächst die schriftliche Antwort kam, fand sich, daß die Genehmigung zwar ertheilt, aber an Bedingungen geknüpft war, die sich als nicht erfüllbar erwiesen. Die $1^1/_2$ Million sind bisher nicht zurückgegeben und gelten

für verloren. Das umlaufende Papiergeld ist greulich schmutzig und zerrissen, Eigenschaften, welche die Verbreitung falscher Zettel sehr erleichtern. Daß die Wirkungen eines solchen Treibens, Steigerung der Preise über den Werth der Waaren, und Leichtfertigkeit im Ausgeben, nicht ausbleiben, ist natürlich und sie sind denn auch auf Schritt und Tritt erkennbar.

Ein anderes Symptom wirthschaftlichen Verfalls ist die Ausdehnung der Glückspiele, welche von der Regierung nicht blos geduldet, sondern gefördert werden, indem sie selbst die Unternehmerin ist. Auf allen Straßen, in den Theatern, auf den Eisenbahnhöfen, überall, ich vermuthe selbst in den Kirchen, werden Loose ausgeboten und aufgedrängt, nicht nur von Weibern, Kindern und Krüppeln, sondern von kräftigen Männern, die einzig von dem Aufschlag leben, den sie beim Verkauf nehmen. Von den kanarischen Inseln kommen die Leute herüber, um dieses Geschäft zu treiben. Die Staatslotterie wird jeden Monat gezogen; zu jeder Ziehung werden 23 000 Loose ausgegeben zum Preise von je 40 Pesos, in Theilungen bis zu $^1/_{40}$ Loos à 1 Peso. 25 Prozent des Einsatzes verbleiben der Regierung. In jeder Ziehung entfallen nur 690 Gewinne, oder auf etwa 3 Prozent der Loose, alle anderen sind Nieten. Dafür sind aber die Gewinne hoch; je einer zu 200 000, 50 000 und 20 000 Pesos, 2 zu 10 000, die niedrigsten zu 500. Die Gewinnlust kann nicht mit mehr Raffinement gereizt werden. Nicht ohne Humor ironisirt sich der Plan selbst durch eine Beigabe, die mir sonst noch nicht begegnet ist, die aber von kluger Berechnung zeugt und die darin besteht, daß eine Anzahl von Gewinnen ausgesetzt ist, die man Trostgewinne nennen könnte. Die neun Loose, welche dem Hauptgewinn am nächsten sind, bekommen je 1000, die zwei dem Gewinne von 50 000 nächsten Loose je 500 Pesos, als ein Schmerzensgeld dafür, daß ihre Eigener, so nahe dem Treffer, in ihren Hoffnungen getäuscht worden sind.

Ein Element, das eine Regenerirung der bestehenden ungesunden Zustände auch einer Verwaltung schwer machen würde, die zu wirklichen, durchgreifenden Reformen Willen und Macht hätte, ist die farbige Bevölkerung der Insel, sowohl durch ihre Menge als in Folge der Unbildung, in welcher das bisherige Regime sie erhalten hat, schwer zumal in der Uebergangsepoche, in welcher sie vermöge der Emancipation zur Zeit sich befindet. Nach der Zählung von 1879 betrug sie etwa 32 Prozent der Gesammtbevölkerung (1 424 649 zu 458 914), wobei die Zahl eher zu niedrig als zu hoch angegeben sein mag. Die Einleitung zur Befreiung der Sklaven ist schon durch ein, unter dem Namen Morrets bekanntes Gesetz im Jahre 1869 gemacht worden, durch welches alle später von Sklaven geborenen Kinder, sowie alle über 60 Jahr alten Sklaven für frei erklärt wurden; das durchgreifende, die Frage endgiltig lösende Gesetz ist jedoch erst im Jahre 1880 wohl in mittelbarer Folge der Insurrektion ergangen. Es hebt die Sklaverei ohne Entschädigung der Eigenthümer derart auf, daß die Freilassung successive erfolgt und die letzte Serie nach acht Jahren dazu gelangen muß. Von Erlaß des Gesetzes ab hörte auch der Name der Sklaverei auf. Alle diejenigen Sklaven, welche als solche bei dem Census von 1871 inskribirt worden, bleiben unter dem Schutze ihrer zeitigen Besitzer und heißen Patrocinados. Das Patronat umfaßt das Recht, die Arbeit der Schützlinge zu benützen und sie in allen bürgerlichen und gerichtlichen Angelegenheiten zu vertreten; es ist durch alle rechtlich zuläßigen Titel auf Andere übertragbar mit der Maßgabe jedoch, daß die zu einer Familie gehörigen Personen durch die Veräußerung des Schutzrechtes nicht getrennt werden dürfen. Dem Recht des Patrons korrespondirt seine Pflicht, den Schützlingen Lebensunterhalt, Bekleidung und Beistand im Falle der Krankheit zu gewähren und einen Lohn für die geleistete Arbeit zu zahlen, der für die Minderjährigen von 8—10 Jahren 1 Peso, von

da ab bis zur Großjährigkeit 2 Pesos, demnächst 3 Pesos monatlich betragen soll. Den Minderjährigen soll Elementarunterricht und Anleitung zu einem Handwerk oder einer anderen nützlichen Beschäftigung gegeben werden. Auch für die Erhaltung, Bekleidung und Pflege der jungen Kinder müssen die Patrone Sorge tragen, dürfen dafür aber auch die Dienste derselben, soweit sie deren leisten können, unentgeltlich beanspruchen.

Die Patrone dürfen körperliche Züchtigung, außer in bestimmten, schon durch das Morretsche Gesetz vorgesehenen Fällen, als Strafe nicht anwenden, dagegen unter den Voraussetzungen des Gesetzes eine Verkürzung des Arbeitslohnes. Gegen Schützlinge, welche die Ordnung der Arbeit stören, können die Patrone die Hilfe der Verwaltungsbehörden anrufen, und diese sind verbunden, sie ihnen zu gewähren, nach dreimaliger als berechtigt erkannter Beschwerde auch befugt, die Renitenten für die noch laufende Dauer des Patronatsverhältnisses bei öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen. Das Patronat hört auf 1) durch gegenseitige Einwilligung, 2) durch Verzicht des Patrons, der jedoch nicht statthaft ist, wenn die Schützlinge minderjährig, über 60 Jahr alt, krank oder invalide sind, 3) durch Zeitablauf derart, daß von Erlaß des Gesetzes ab alle zwei Jahre ein Viertel der Schützlinge nach der Reihenfolge des Alters frei wird, 4) durch Ablösung der Dienstpflicht vermöge Zahlung einer Entschädigung an den Herrn für jedes noch bis zur Freiwerdung fehlende Jahr von 30—50 Pesos in den ersten fünf, und von der Hälfte dieser Beträge in den folgenden drei Jahren, 5) bei erwiesener Verletzung der Pflichten des Patrons.

In jeder Provinz und außerdem in den geeigneten Municipien ist eine Junta gebildet, um die Ausführung des Gesetzes zu überwachen; abgesehen davon, sind die Schützlinge unter die ordentlichen Gerichte gestellt. Nach Aufhebung des Patronats genießen die Freigelassenen alle bürgerlichen Rechte, bleiben aber demnächst noch vier Jahre den Gesetzen und Reglements über

Innehaltung der Arbeitsverträge unterworfen. Minderjährige unter 20 Jahren ohne Patron treten unter den Schutz des Staates. Diejenigen, welche die Verpflichtungen des Arbeitskontraktes brechen, werden als „Flüchtlinge“ angesehen und verfolgt.

Dies sind die Grundzüge des Gesetzes, bei dessen Erlaß die Absicht maßgebend war, durch allmäligen Uebergang die Produktion gegen den Mangel an Arbeitskräften zu schützen und den Exzessen vorzubeugen, welche man von einer sofortigen allgemeinen Freigebung besorgen zu müssen glaubte. Was den ersteren Punkt anlangt, so wird die Absicht insofern nicht erreicht werden, als die Patrocinados in unerwartet großem Umfang von dem Recht der Ablösung Gebrauch machen, derart, daß voraussichtlich bei weitem früher als im Jahre 1888, dem in dem Gesetz angenommenen Endtermin, die Emancipation sich thatsächlich vollzogen haben wird. Die nächste Wirkung ist eine Steigerung der Arbeitslöhne, da es bei den Patrocinados zwar nicht an Händen, wohl aber an Neigung zur Arbeit fehlt. Es wird gehofft, daß das Verhältniß sich bessern werde, wenn die Emancipation erst vollständig durchgeführt sein wird.

Havanna ist für die farbige Bevölkerung von besonderer Anziehung, da sie hier leichter und bequemer lebt als auf den Plantagen im Lande. Es wimmelt daher von Schwarz- und Braungesichtern aller Nüancen, nicht zum Vortheil der Moralität, der Sicherheit und der Sauberkeit. Es ist schwer abzusehen, wie dies überwunden werden soll. Es muß hier noch bei weitem schwieriger werden, als in den Vereinigten Staaten, nicht allein wegen der relativ ungleich größeren Zahl der Schwarzen, sondern auch wegen der geringeren Energie der weißen Bevölkerung, welche mehr grausam als fest ist und welche auch der socialen Vermischung mit den farbigen Elementen nicht so entschieden abgeneigt ist, wie die englisch-germanische Race. Wenn die Emancipation auch unerläßlich war,

nachdem der Abolitionismus in den Vereinigten Staaten den Sieg errungen hatte, so wird es doch manches Jahr kosten, ehe geordnete Zustände eintreten. Es ist die Buße, durch welche die Söhne die Schuld der Väter, welchen die Einführung der Sklaverei zur Last fällt, sühnen müssen.

XXVI.

Cigarrenfabrikation in Havanna. — Hahnenkämpfe. — Zuckerproduktion in Kuba. — Nach Matanzas. — Ingenio de acúcar in Majaua. — Ausfuhrhandel. — Stellung der Ausländer. — Wettrennen.

Havanna, Januar 1882.

Kuba verdankt seinen Namen als „Perle der Antillen“ seiner Fruchtbarkeit, die als unerschöpflich geschildert wird, und der Gunst seiner Lage am Eingange des Golfs von Mexiko, durch welche es sowohl für den Osten der Vereinigten Staaten als für das westliche und mittlere Europa das nächste und am leichtesten erreichbare Tropenland wird. Es würde diesen Namen auch voll verdienen können, wenn die natürlichen Vortheile, mit welchen es verschwenderisch ausgestattet ist, zu der Entfaltung gelangten, deren sie fähig sind, die aber durch die bekannten unstäten Verhältnisse des Regimentes, unter welchem die Insel steht, gehindert oder beschränkt wird. Auch unter diesen ungünstigen Verhältnissen hat sie eine Ausfuhr an eigenen Produkten, deren Gesammtwerth im Jahre 1879 auf mehr als 70 Millionen Pesos berechnet wurde.

Unter diesen Produkten stehen in erster Linie Taback und Zucker, auf deren Erzeugung und Verarbeitung sich Ackerbau und Industrie im Wesentlichen, soweit der Export in Betracht kommt, bisher beschränkt haben. Bauholz, Honig und Kupfer,

die außerdem noch ausgeführt werden, sind von verhältnißmäßig sehr geringem Belange. Obwohl ich in Betreff des Tabackrauchens die Ansicht der Mormonen für richtig halte, konnte ich doch nicht in Havanna sein, ohne mich darum zu kümmern, wie die Cigarren gemacht werden, welche alle Raucher in Entzücken versetzen, wenn auch nur eine Minorität wirklich weiß, wie wirkliche Havanna schmecken. Ich wendete mich daher an die beiden Häuser deutschen Namens, die bei uns am meisten bekannt sind, die der Herren Upmann und Bock & Co. und fand auf bescheidenes Ansuchen den denkbar freundlichsten Bescheid, indem die Chefs höchstselbst mich in ihre Fabriken geleiteten. Die Einleitung bildete natürlich das Anerbieten einer Cigarre, wie sie die Herren selbst rauchen, also sicherlich einer flor fina; Liebesblicke an einen Blinden verschwendet. Ich lehnte es ab, obwohl ich nicht leugnen will, daß es mir leid that. Um mit dem Anfang anzufangen, so präsentirte sich der Rohtaback in serones gepackt, Ballen, die aus Blättern der Königspalme gebildet sind; er ist in manojos (Bündel, eigentlich Handvoll) zusammengelegt, deren jedes 100 Blätter enthält, die dicht auf einander gepreßt sind. Sie werden in Klassen (7) nach Größe und Güte und Qualitäten getheilt; jedoch ist der Preis der verschiedenen Klassen nicht verschieden, vielmehr wird ein Durchschnittspreis gezahlt, der sich hauptsächlich nach dem Kredit der betreffenden Pflanzung — vega — bestimmt. Ich hätte gern die Kriterien erfahren, an welchen der Fabrikant die Güte des Blattes erkennt, wurde aber beschieden, daß diese Erkenntniß mehr Sache des Auges und gewissermaßen des Gefühls wäre, als daß sie an einzelne bestimmte Merkmale sich hielte. Die Hauptaufgabe des Käufers sei, den Boden der einzelnen vega und das Maaß der Sorgfalt zu kennen, welche der Pflanzer bei der Kultur und Erndte anwendet. Das Aroma entwickelt sich erst allmälig. Um die werthvolle Gleichmäßigkeit der Farbe zu erzielen, wird den

Blättern ein betun (Wichse, Schmiere) gegeben, die aber nicht stark sein darf, weil sonst die Blättter reißen; sie besteht in einer Sauce, die aus dem Extrakt von Blätterrippen gewonnen wird.

Die Fermentation geschieht durch Einlegen der angefeuchteten Blätter in hölzerne Fässer mit einer Luftöffnung an der Seite, in welchen der Taback ohne weitereres Zuthun sich erhitzt. Sie dauert bis zu 14 Tagen. Dann werden die Blätter einen Tag lang an der Luft gekühlt und getrocknet. Der erste vorbereitende Akt der Formung ist das Ausrippen, d. h. das Ausziehen der dicken Mittelrippen des Blattes, das ein Arbeiter mit einem Rucke vollzieht, so daß das Blatt in zwei Theile getheilt wird, deren jedes das Deckblatt für eine Cigarre abgibt. Die getheilten Blätter werden dann, wozu besonderes Geschick gehört, nach ihrer Qualifikation für die einzelnen Sorten von Cigarren sortirt und dem Cigarrenmacher nebst dem für die Einlage und das sog. Umblatt dienlichen Taback zugetheilt. Das Wickeln der Einlage und das Decken geschieht mit der Hand. Zum Zerschneiden der Deckblätter bedient sich der Arbeiter einer flachen, kurzen, beinahe halbmondförmigen Klinge, zum Befestigen der Spitze eines Klebstoffes. So einfach die Operation aussieht, so gehört doch ein sicheres Augenmaaß und eine große Geschicklichkeit, insbesondere eine ausgebildete Feinfühligkeit der oberen Glieder der mittleren Finger dazu, um der Cigarre die gewollte Form und die vorgeschriebenen Dimensionen zu geben, von deren Erreichung der Arbeiter sich überzeugt, indem er die fertige Cigarre in einer „Lehre" mißt. Was bei der Nachprüfung nicht probemäßig ist, wird zu seinem Schaden ausgesondert. Die probehaltigen Cigarren werden dann wieder nach der Farbe sortirt, wobei es Nüancen gibt, die das Laienauge nicht unterscheiden kann und demnächst aufgemacht.

Die Verschiedenheit der Fertigkeit und Geschicklichkeit der

Arbeiter ergibt sich aus der Verschiedenheit der Löhne, welche bei Upmann zwischen 13 und 60 Dollars per Mille sich abstufen und aus der Verschiedenheit des Tagesverdienstes, der zwischen 1.95 und 8 Pesos Gold sich bewegt. Die Fabrik von Upmann beschäftigt durchschnittlich 300 Arbeiter zur Bearbeitung eines Rohmaterials im Werthe von 400 000 Dollars, aus welchem 6—7 Millionen Cigarren gefertigt werden. Ein besonderes Item unter den Unkosten außer den Geldlöhnen bildet die Gewohnheit der Arbeiter, während der Arbeit zu rauchen, was ihnen erlaubt ist und Cigarren „auszuführen", was sie natürlich nicht thun sollen. Herr Upmann veranschlagt das bezügliche Konto für die Fabrik auf nicht weniger als 20 000 Pesos jährlich. Erhebliche Kosten verursacht auch die Aufmachung, d. h. das Einpacken in Kästen, in deren Ausstattung bekanntermaßen viel Luxus getrieben wird; sie belaufen sich bei Upmann durchschnittlich auf 12½ Dollars per Mille. Sein Preiskourant weist 66 verschiedene Sorten nach, deren Preise zwischen 38 und 500 Pesos und deren Gewicht zwischen 4½ (Tom Pouce) und 27 Pfund (Cesares) per Mille sich stufen. Die ihnen beigelegten Fancynamen zu erfinden erfordert eben so viel Geschmack als Phantasie.

Etwas anders ist die Einrichtung der Fabrik von Bock & Co., die etwa 1700 Arbeiter beschäftigt und in welcher sowohl Cigarren als Cigaretten fabricirt werden. Mit der Anfertigung der letzteren sind 1300 Arbeiter beschäftigt, vorwiegend Chinesen, deren feine Finger sich zu der Arbeit ganz besonders schicken. Es ist der einfachste Arbeitsapparat, den man sich denken kann: ein Stuhl, ein Tischchen mit einem Behälter voll geschnittenen Tabacks und Papierhülsen; das Andere besorgen die flinken Hände, deren linke nur mit einem unscheinbaren Instrumentchen versehen ist, um die beiden Enden der Cigaretten anzudrücken. Die Einführung einer sinnreich konstruirten Maschine, welche in drei kurzen Operationen ein Dutzend Cigaretten fertig macht,

ist versucht, wird aber keine ausgedehnte Anwendung erfahren, da die auf ihr hergestellten Cigaretten weniger lose als die mit der Hand verfertigten und deshalb weniger beliebt sind. Täglich werden von Cigaretten für 8000 Pesos verkauft, was nur erklärlich ist, wenn man den ungeheueren Konsum sieht, der eigentlich nimmer unterbrochen zu werden scheint. Die tägliche Produktion von Cigarren wird auf 50 Mille angegeben, soll aber auf das Doppelte gesteigert werden. Preise und Gewicht sind denen von Upmann ziemlich gleich.

Die Ausfuhr von Rohtaback und Cigarren hat 1878 einen Werth von 13¼ Millionen Dollars erreicht, für welche an Ausfuhrzoll 1 163 000 Dollars entrichtet worden sind, was beinahe 9 Prozent des Werths ausmacht. Der Centner Rohtaback ist mit vier Pesos, das Tausend Cigarren ohne Unterschied des Gewichts mit zwei Pesos belastet.

Weniger über die Welt berühmt aber nach Werth und Ausdehnung ungleich bedeutender als der Taback ist der Zucker, den Kuba produzirt und ausführt. Wie ich schon erwähnte, konzentrirt sich die Pflanzung des Rohrs und die Fabrikation des Zuckers in der Provinz Matanzas, doch findet sie sich auch in den südlich davon gelegenen Landestheilen wie Sagua, Remedio und St. Jago de Cuba. Ueberall, wo Eisenbahnen angelegt werden, begleitet sie die Zuckerkultur; sie fehlt im Norden, wo die Eisenbahnen fehlen und wo noch Urwald den fruchtbaren Boden bedeckt.

Ich hatte, um das Centrum kennen zu lernen, mich mit Empfehlungen nach Matanzas versehen und habe dem Ausflug dorthin einige Tage gewidmet. Indeß ehe ich davon erzähle, will ich eine Episode einschalten, die sich zeitlich an den Besuch der Bock'schen Fabrik schließt und die ich vielleicht vergessen möchte, wenn ich mich erst in den Zucker verbissen habe. Sie gilt einem Hahnenkampfe, der neben den Stiergefechten der beliebteste nationale Sport ist, jedoch mehr die Gewinnsucht als den Blutdurst befriedigt. Als wir in der Fabrik umhergingen,

war mir ein wüstes Schreien aufgefallen, das sich nach längeren Pausen wiederholte und nach dem Klange von leidenschaftlich erregten Menschen ausgehen mußte. Es rührte aus einem Cirkus, der neben der Fabrik stand, und in welchem, obwohl Werktag war, eben Hahnenkämpfe stattfanden. Solche Kämpfe werden von Unternehmern veranstaltet, welche den Cirkus errichten und sich für die Unkosten sowie für die Steuer von 50 Pesos, welche sie für jede Vorstellung zu entrichten haben, durch das Eintrittsgeld bezahlt machen, welches für die bevorzugten Plätze in unserem Falle 2 Pesos per Sitz betrug. Der Cirkus war ein höchst primitiver runder Bau aus dünnen Masten, Brettern und Stricken, ohne den Luxus eines einzigen eisernen Nagels, mit weißem Stoffe bedeckt zum Schutz gegen Sonne und Gratiszuschauer und mit Sitzen, die entsprechend dem Gegenstande des Schauspiels nur Hühnersteigen waren. Gleichwohl waren sie dicht mit Zuschauern besetzt, die in möglich einfachster Kleidung — meist nur im Hemd und Hose — auf ihnen herumbaumelten; es mochten ihrer wohl an die 300 sein. Als wir eintraten, war eben ein Kampf beendet und die Wetten, die bei der ganzen Geschichte die Hauptsache sind, wurden beglichen; es wurden dabei Beträge von mehreren hundert Pesos bezahlt. Sie gehen nach der Mittheilung meines Begleiters bei manchen Kämpfen von besonderem Interesse bis zu 5000 Pesos. Dann begannen die Vorbereitungen zu einem neuen Kampfe. Die Arena wurde geebnet und den beiden Wärtern überlassen, welche jeder mit einem Hahne eintraten, um ihn dem Publikum vorzustellen und den Sachkundigen zur speziellen Prüfung nahe zu bringen. Die Thiere sahen sonderbar genug aus. Die Köpfe waren blank gerupft, Kamm und Lappen abgeschnitten und auch andere Theile des Körpers von Federn entkleidet, was den Zweck hat, die Angriffspunkte für den Schnabel des Gegners zu vermindern; nur die stark gekrümmten, kräftigen Schwänze erinnerten an Gallus den Hahn und gaben zusammen

mit den sehr entwickelten gelben Sporen, die überdies durch daran befestigte kleine Klingen von Stahl verstärkt waren, ihnen ein kriegerisches Aussehen. Als die Zuschauer sich über den Werth der beiden Fechter genugsam unterrichtet hatten, ging es an das Entriren der Wetten in einem wirren Durcheinander der Stimmen, bei dem kaum ein Wort zu verstehen war und hauptsächlich vermittelt durch eine Zeichensprache der Finger. Die Wetten werden nicht gebucht; doch soll es selten vorkommen, daß sie nicht honorirt werden. Nach einer halben Stunde begann der Kampf. Während desselben blieben die beiden Wärter in der Arena, da ihnen obliegt, nach gewissen Regeln die Thiere loszulassen, sie auseinander zu bringen, wenn sie die Kampfordnung verletzen und sie nach der Entscheidung aufzunehmen. Die beiden Hähne, Eigenthum eines Grafen Federigo, gingen sofort aufeinander los und bearbeiteten sich mit Schnäbeln und Beinen, daß sie bald von Blut bedeckt waren. Mit ihrer Wuth wuchs der Enthusiasmus der Zuschauer, welche jeden Angriff und jeden Beweis von Bravour des einen oder anderen Hahnes mit lautem Geschrei und mit Gestikulationen begleiteten, daß die schweigsame Wuth der Thiere im Vergleich dazu wie Vernunft erschien: es war das reine Tollhaus. Der Tollsten einer war ein großer dicker Kreole, der mir gegenüber saß und der bei den Wetten stark betheiligt war. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, daß er dunkelblau wurde, so heftig schrie er und dabei schlug er mit Armen und Beinen um sich, daß seine Nachbarn nur mit äußerster Anstrengung ihn zu halten vermochten. Der Grund war, wie aus dem Gebrüll zu entnehmen war, daß er den einen Wärter bezichtigte, den Hahn, gegen den er gewettet, mit Verletzung der Regeln vor dem Gegner salvirt zu haben. Die Niederlage des einen Kämpfers, der für todt liegen blieb, machte dem Lärm und dem widrigen Schauspiel ein Ende. Ich hatte gemeint, daß die Zuschauer, welche es fesselte, nur den niederen Ständen angehören könnten; ich wurde beim

Herausgehen belehrt, daß unter den Hauptwettern der Präsident des Tribunals von Havanna und sein Schwiegersohn, Professor an der Universität daselbst, sich befunden hatten. Und nun, nachdem ich mein Reportergewissen erleichtert, hinein in den Zucker!

Die Stadt Matanzas, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist durch zwei Eisenbahnen mit Havanna verbunden und von hier in wenigen Stunden erreichbar. Ich fuhr mit dem ersten Morgenzug hinaus, der lange vor Sonnenaufgang von Havanna abging; er führte zunächst durch das Viertel der Chinesen, hier Asiaticos genannt, von denen etwa 10000 in der Stadt Havanna sich aufhalten und die hier, wie überall wo sie in größerer Anzahl zusammen sind, in besonderen Quartieren abgeschlossen leben. Dann ging es in das Land hinaus, in welchem die steigende Sonne den leichten Nebel, den die Morgenkühle darüber gebreitet hatte, langsam aufnahm. Ueberall fesselte Neues das Auge, Flächen mit jungem Zuckerrohr, dessen helles, frisches Grün wie ein Lächeln auf dem Antlitz der Landschaft erglänzte, an den Wasserläufen Gruppen hoher Bambus, die ihr Blattgefieder zu graciösen Lauben wölbten, Bananen, in tiefgrünen, mächtig breiten, leicht gebogenen Blättern vom Boden aufsteigend wie Fontainen, vor Allem die Palmen im stolzen Aufbau ihrer schlanken Stämme. Von dem überquellenden Reichthum des Pflanzenlebens gab jeder Eisenbahneinschnitt Zeugniß, dessen Wände in ihrer ganzen Höhe mit Grün so überdeckt waren, daß kein Fleckchen bloßen Bodens zum Vorschein kam. Ab und zu erschienen Pflanzungen mit Fabriken, stattliche Gebäude im weiten, ummauerten Viereck sich abschließend, daneben Hütten aus dem Uranfang der Kultur, Stangen in den Boden gesteckt, mit den breiten Blättern der Banane oder der Königspalme als Dach, an der Thür hier und da eine dürftig bekleidete Negerin, die dem vorbeibrausenden Zuge nachsah, oder wollhaarige, schwarzbraune Kinder, an der Mutter=

brust der Erde liegend und durch keine Kleidung in der Bewegung der rundlichen Glieder gehemmt. Bekanntes grüßt nur aus dem Thierreich. Der Truthahn und das Perlhuhn haben dasselbe Kleid wie bei uns und der kosmopolitische wälsche Hahn kräht wie bei uns. Etwas Weltbürgerliches hat auch das Schwein, das sich hier gerade so behaglich — wälzt und dabei grunzt wie anderswo; seine Erscheinung hat zwar entschieden etwas Untropisches vermöge der Inkongruenz von Fett und Hitze; doch scheint es weder selbst noch scheinen die Neger, deren Hauptnahrung es ist, daran Anstoß zu nehmen. Uebrigens ist Kuba insofern ein Paradies, als es weder reißende noch giftige Thiere beherbergt, letztere nicht mit Vorbehalt des Skorpions und einer Art der Kreuzspinne.

Die Stunden bis Matanzas waren rasch vergangen. Ich hatte das Vergnügen, in dem gastfreien Hause des deutschen Konsuls daselbst einen ehemaligen deutschen Offizier, Herrn v. Kr. zu treffen, der nach dem französisch-deutschen Kriege seinen Abschied genommen und in Kuba durch mehrere Jahre eine Zuckerpflanzung geleitet hatte. Seine Pläne waren jetzt auf Domingo gerichtet, wo Billigkeit des Bodens und der Arbeitskräfte für ein gleichartiges Unternehmen einem thatkräftigen, mit Kapital ausgerüsteten, Manne gute Aussicht eröffnen sollen. Er wurde mir ein freundlicher Führer in die Umgebung, hinauf nach dem Mont Serrat, von dem man die Stadt und den weiten Hafen überblickt, und nach dem Cumbre, einem Höhenzuge zwischen letzterem und dem Thal von Yumurí, das sich, von Palmen und Maisfeldern bedeckt, längs des Monte Augusto Ulloa zum Meere hinabzieht. Dort oben war ein idyllisch schönes Stück Erde. Zwischen blühenden Oleandern und unter Lorbeerbäumen geborgen liegt eine Anzahl kleiner Landhäuser mit dem Ausblick auf das Meer, das seinen kühlen Hauch auf die Höhe sendet und in Gärten, welche keinen Winter kennen. Sie sind der beliebte Aufenthalt junger Paare im

Mois de miel, und etwas von dem Glück und der Stimmung dieser Zeit schien in der Luft zu schweben, wie selbst wir beiden alten Junggesellen fanden. Wer weiß, ob wir es gefunden hätten, wenn wir sie einmal wirklich erlebt hätten?

Um mich in die Zuckerkultur praktisch einzuführen, begleitete Herr v. Kr. mich am anderen Tage nach Majaua, einem Ingenio de acúcar, wie man Pflanzung und Fabrik von Zucker nennt, im Innern des Landes nahe an der Eisenbahnstation Union, welches unter intelligenter Leitung steht und als musterhaft verwaltet gilt. Da Herr v. Kr. den Besuch angekündigt hatte, empfing uns am Bahnhof der Wagen des Verwalters, eine sog. Volante in ausnehmend schmucker Ausstattung. Eine solche Volante ist ein originelles, zugleich bequemes und zweckmäßiges Fahrzeug, das wohl eine Extrabeschreibung verdient. Es ist zweisitzig mit einem hinten offenen Verdeck und einem senkrechten Schutzbrett vorn. Die beiden fast fünf Fuß hohen Räder liegen mit ihrem ganzen Umfang hinter dem Wagen, das Pferd, in eine lange Gabeldeichsel gespannt, trägt vorn dessen Last. Man kann es vom Wagen mittelst langer Zügel leiten, die durch Oeffnungen des Schutzbrettes gehen, in der Regel aber wird ein Reitpferd daneben gespannt, das im Nothfall mitzieht und dessen Reiter das Wagenpferd im kurzen Zügel führt. Die sonderbar scheinende Konstruktion bewährt sich trefflich auf schlechten Wegen, auf welchen vierräderige Wagen stecken bleiben würden, und hat den Vortheil, daß alle Stöße auf unebenem Terrain ausgeglichen werden. Die Volante ist daher in dem theilweise bergigen Lande ein unentbehrliches Vehikel. In unserem Falle vereinigte sich der Zweckmäßigkeit die Eleganz, die in silbernen Beschlägen an Pferd und Wagen und nicht zuletzt in dem Reiter zum Ausdruck kam, der ein kräftiger Neger in schneeweißem Anzug und hohen blanken Stiefeln ein wahres Musterbild war.

Sr. V., der Verwalter, begrüßte uns im Ingenio und

führte uns nach einem einleitenden Rundgange durch die Anlagen bei seiner Familie ein, die aus einer anmuthigen Frau und zwei heranwachsenden Kindern bestand. Beide Gatten stammen aus Venezuela von deutschen Eltern, von denen Sr. V. das volle Verständniß der deutschen Sprache bewahrt hat, während es der Señora abhanden gekommen. Der Freundlichkeit der Aufnahme that Letzteres jedoch keinen Eintrag.

Der Tag und ein Theil des folgenden wurde einer Besichtigung der Felder und des Ingenio gewidmet, und es wäre nicht die Schuld meiner lehrfreudigen Führer, wenn ich den Gang der Zuckergewinnung nicht gründlich erfaßt haben sollte.

Das Zuckerrohr pflegt im Herbst gepflanzt zu werden, nachdem der Boden 8—10 Zoll tief — in Majaua mittelst Dampfpfluges — bearbeitet und mit animalischem Dünger gedüngt worden ist. In der Regel werden zwei Setzlinge gepflanzt. Umsichtige Pflanzer erneuern die Pflanzung durchschnittlich alle sechs Jahre; jedoch halten einzelne Pflanzungen 25 Jahre und darüber aus, während andere schon nach drei Jahren umgepflanzt werden müssen. Die Vegetationsperiode ist etwa ein Jahr. Das Rohr reift, wenn die Blüthen aufgehen, die auf hohen Stengeln als gefiederte Rispen von graublauer Farbe aufsteigend den Blüthen unseres Schilfrohres ähneln. Das Schneiden des Rohrs geschieht mittelst kurzer, starker, hirschfängerartiger Messer (machete). Bald nach dem Schnitt treibt das Rohr wieder aus den Wurzeln. Die Aufgabe alsdann und besonders in der Regenzeit ist, das Feld von Unkraut frei zu halten.

Das geschnittene Rohr wird auf Carretas geladen, vorsündfluthliche Fahrzeuge, deren schwerfällige Räder einen Durchmesser von fast 10 Fuß haben mit einer Deichsel von Balkenstärke, auf welcher der Führer stehen kann und von zwei oder vier Ochsen gezogen, die in schwere, plumpe Joche paarweise eingespannt sind und mit langen eisernen Stacheln angetrieben

werden. Um die Plattform des Wagens werden Stäbe bis zur Höhe von 10—12 Fuß gesteckt, zwischen denen die Ladung aufgeschichtet wird. Auf den in ihren Einrichtungen vorgeschrittenen Pflanzungen, wie Majaua, sind, wo das Terrain es erlaubt, Schienen auf die Wege gelegt, auf denen 6—7 vierräderige, niedrige Cars gleichzeitig gefahren werden. Die beladenen Cars werden, um das Gewicht des Rohrs zu ermitteln, nach der Ankunft zunächst auf Fairbanks Waagen mittelst einer Vorrichtung gewogen, die gleichzeitiges Wägen von sieben Cars gestattet.

Die Entladung geschieht unmittelbar neben dem Quetsch- oder Mahlwerke, einem aus drei Quetschwalzen bestehenden, mittelst Dampf bewegten Apparat, welchem das Rohr auf einem Conductor zugeführt wird und von welchem der zwischen den Walzen ausgepreßte Saft nach unten seitlich abfließt. Der Conductor ist ein aus hölzernen Gliedern bestehendes Band ohne Ende, über einer Walze langsam bewegt und in aufsteigender Richtung vor das Quetschwerk gelegt. Letzteres wird von zwei Arbeitern bedient, welche bei einer Stopfung die Walzenbewegung arretiren und das Hinderniß beseitigen. Das ausgepreßte Rohr fällt auf der Gegenseite auf einen zweiten Conductor ähnlicher Einrichtung, der es über die Umfassungsmauer hebt und in dort stehende Carretas entladet. Nachdem es auf den Boden gebreitet einen Tag lang von der Sonne getrocknet worden, wird es als Feuerungsmaterial verbraucht, so weit es dazu nicht erforderlich, als Dünger verwendet. Wo Kohle zu haben ist, wird es damit behufs der Feuerung vermischt und bedarf dann keiner vorgängigen Trocknung.

Der ausgequetschte Saft fließt in einen unterhalb liegenden Behälter durch einen kupfernen Deckel mit Löchern behufs Zurückhaltung grober Unreinigkeiten und wird von hier nach den Scheidegefäßen aufgepumpt. Die Klärung mittelst Kalk geschieht in eisernen viereckigen Behältern, die mittelst Dampf in einem

Röhrensystem geheizt werden. Der Saft gelangt dann in die Kochapparate, wird noch ein zweites Mal geklärt und demnächst in die Centrifugen bekannter Konstruktion gebracht, wo die Zuckerkrystalle vom Syrup durch Schleudern getrennt werden. Bei der Trennung wird eine bestimmte Farbe erstrebt mit Rücksicht auf den in den Vereinigten Staaten angewendeten Modus der Verzollung, bei welchem der Zuckergehalt nach Farbenmustern — neuerdings zum großen Mißvergnügen der Pflanzer unter Mitanwendung der Polarisation — bemessen wird. Der fertige Zucker fällt in einen Behälter, aus welchem er mittelst Schöpfwerks aufwärts in einen Trichter gehoben wird, durch den er in das zu füllende Faß fällt. Das Faß steht auf der Waage, ein Arbeiter stampft den einfallenden Zucker ein bis zur Erreichung des gewünschten Gewichtes, das per Faß 1500 Pfund beträgt; er kann den Zufluß aus dem Rohre des Trichters mittelst einer einfachen Vorrichtung jeder Zeit abstellen. Das gefüllte Faß, dessen Eigengewicht 200 Pfund beträgt, wird von einem zweiten Arbeiter geschlossen und mit einer Kippvorrichtung auf die Seite gelegt, so daß zwei Menschen zum Füllen und Fortbewegen ausreichen.

Das Zuckerhaus in Majaua macht den Eindruck vorzüglicher Disposition, ist, da es von zwei Seiten offen, luftig, sauber gehalten und auch äußerlich gefällig. Die Kessel liegen halb im Souterrain, derart, daß ihre Feuerungen von der Außenseite des Gebäudes zugänglich sind und bedient werden; gegen dieses sind sie im Innern durch einen leichten Ziegelboden abgeschlossen.

Das Ingenio von Majaua wird mit Negern betrieben, deren etwa 200, zur Hälfte Männer, zur Hälfte Weiber, ihm als Patrocinados angehören. Zur Erntezeit steigt die Arbeiterzahl durch Heranziehung freier Arbeiter auf 300. Die Letzteren erhalten neben der Kost einen Monatlohn von 30 Pesos Papier. Auch die Kinder werden zu Arbeiten angehalten, die ihren

Kräften entsprechen; sie helfen beim Auf= und Abladen der Carretas, füttern während desselben die Zugochsen mit den grünen Blättern des Zuckerrohrs u. s. w.

Die Neger sehen im Allgemeinen gut genährt und kräftig aus, sind aber nur dürftig bekleidet, was das Klima allerdings nicht blos erlaubt, sondern erheischt. Die Männer haben meist nur eine lange Hose, die Weiber nichts als ein Kopftuch und ein langes Hemd, die Kinder noch weniger; doch entspricht diese Einfachheit keineswegs ihrer Neigung. Die Weiber sind im Gegentheil auf Putz so begierig, daß sie viele Pesos in Gold für einen Anzug ausgeben. Nach der Ansicht von Sr. V. fehlt ihnen durchweg der Sparsinn und sie bestehlen einander wo sie können. Auch der Ehe sollen sie durchaus abgeneigt sein; die passe, wie sie sagen, nur für die Weißen.

Die gesammte Negerbevölkerung des Ingenio wohnt in einem sog. Barrancoon, das neben dem Hause des Verwalters liegt. Es ist dies ein einstöckiges Gebäude, weiß getüncht, mit Ziegeln gedeckt, das um einen großen viereckigen Hof liegt, in welchen zur Nacht die Pferde der Pflanzung gebracht werden, um sie gegen Diebstahl zu sichern. Das Haus ist in Abtheilungen getheilt, von denen je eine das Gelaß für eine sog. Familie oder Genossenschaft enthält. Jede Familie hat nur einen Raum, der sein Licht lediglich durch die Thür erhält, welche vom Hofe hineinführt. Rings um diesen läuft ein offener Gang mit einem vortretenden Dache, das auf Holzpfosten ruht. Hier wird das Kochen auf eisernen Untersätzen besorgt, welche mittelst eines mobilen Blechmantels gegen den Windzug geschützt werden und deren jede Abtheilung einen zur Verfügung hat. Sr. V. läßt gegenwärtig in einer Ecke des Hofes eine massive Küche bauen, deren gemeinschaftlicher Gebrauch der unzweckmäßigen und kostspieligen Einzelkocherei ein Ende machen soll; er bezweifelt aber, daß es gelingen werde, die schwarzen Köchinnen zur Benützung derselben zu bestimmen.

Die Nahrungsmittel bestehen in gedörrtem Rindfleisch, das aus Montevideo eingeführt wird, ein halbes Pfund und aus Reis ein Pfund per Kopf und Tag, dazu Bananen und süße Kartoffeln. Brod wird nicht verabreicht; die Neger lieben es angeblich nicht. Als ich in das Barrancoon kam, war eben eine alte Negerin, der das weiße, dichte Wollhaar unter dem Kopftuch hervorquoll, mit der Bereitung des Mahles für ihre Abtheilung beschäftigt; sie zerriß das Rindfleisch mit der Hand, schälte mit gleich einfachen Mitteln die zerbrochenen Bananen und warf Beides in den Kochtopf mit siedendem Wasser. Voilà tout. Auch in die Wohngelasse konnte ich Einsicht nehmen, als eine junge irrsinnige Negerin das ihrige vorübergehend verließ. Es sind Räume, deren ganze Ausstattung aus der Lagerstätte und einem Tisch besteht, mit festgestampftem Boden und geschwärzten Wänden. Die Neger wollen keine hellen Wände, wie sehr sie auch in ihrer Kleidung helle Farben bevorzugen und schwärzen sie nach der Tünchung baldigst wieder durch Rauch. Sie versetzen oder verhängen auch die Fenster; die Dunkelheit mag das Gefühl der Kühle erzeugen, wenn nicht andere Gründe sie bestimmen, sich gegen das Licht abzuschließen.

Ich konnte das Barrancoon nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung verlassen unter dem Druck der Vorstellung, daß in diesen Räumen zahlreiche Menschenleben beginnen, verlaufen und enden, ohne daß je ein Lichtstrahl der Bildung oder des Glückes, wie wir es verstehen, in sie gefallen ist. Nach der harten Arbeit des Tages Nichts als dieser Aufenthalt! Und noch dazu gilt dieses Ingenio als eines, wo für die Neger am besten gesorgt ist. Wie mag es anderswo aussehen, und wie wird es vor der Emancipation gewesen sein! Ich zweifele indeß, daß meine empfindsame Anwandlung von den Negern verstanden worden wäre, oder daß sie bei meinen deutschen Begleitern sympathische Aufnahme gefunden hätte. Sie Beide hatten auf Grund ihrer Erfahrungen aus langjährigem Verkehr mit den

Negern eine abweichende Auffassung über das Naturell der Race, welche für weichmüthige Milde keinen Dank, weil kein Verständniß hätte. Herr v. Kr. insbesondere hob als das Ergebniß seiner Beobachtungen hervor, daß die Neger unter strenger Zucht gehalten werden und daß sie sich der geistigen, womöglich auch der körperlichen Ueberlegenheit des weißen Mannes stets bewußt bleiben müßten, sollte die Bestie in ihnen nicht die Herrschaft gewinnen. Er hätte auf seiner Pflanzung den Beamten bei der Annahme erklärt, daß sie sofort entlassen werden würden, wenn er sie mit einem Neger anders als über Dienstliches sprechend fände, oder wenn er sähe, daß sie mit einer Farbigen sich einließen, und er hätte demgemäß auch gehandelt.

In wohlthuendem Gegensatz zu dem Barrancoon stehen die Einrichtungen, bei welchen der Verwalter von den Gewohnheiten und Vorurtheilen der Neger weniger abhängig ist: die Einrichtungen für die Krankenpflege und für die Erziehung. Die Krankenzimmer befinden sich in einem freundlichen Hause, das auf der anderen Seite der Wohnung des Verwalters steht, in gesonderten Abtheilungen für Männer und Weiber, zwar nur ausgestattet mit hölzernen Pritschen und Wolldecken, aber sauber gehalten, hell und gut gelüftet. Im Eingang hat der Krankenwärter sein Büreau; er dispensirt zugleich die Arzneien der Apotheke, die sich an den Wänden des Hausflurs schmuck präsentirt. Außer Verletzungen ist Fieber die hauptsächliche Krankheit, die ärztliche Behandlung daher einfach. Zur Zeit war der Bestand an Kranken vier Männer und drei Weiber. In einem Seitenflügel sind im oberen Stockwerk drei Zimmer für Wöchnerinnen eingerichtet, welche nach der Niederkunft 40 Tage hindurch von Arbeit frei bleiben. Auf das Jahr werden 8—10 Geburten gerechnet, doch sterben die Kinder meist in den ersten Jahren. Die Aufzucht wird in Abwesenheit der Mütter unter gemeinschaftlicher Obhut gehalten; es gibt kaum einen drolligeren Anblick als der, den die kleine Bande gewährt, so

lange sie in dem Alter steht, wo das Kind noch stärker ist als die Race. Die älteren Kinder erhalten dem Gesetz gemäß Unterricht, der sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt, und der ihnen gemeinschaftlich von dem Universalgenie von Krankenwärter, der zugleich Apotheker ist, ertheilt wird.

Sieht man das Treiben und Leben des Ingenio ohne Sentimentalität bezüglich der Neger an, so gibt es ein sehr bewegtes und durch Neuheit fesselndes Bild. Hochbeladene Carretas, die sich langsam vorüberschleppen; Stiere, die an langem Steintrog den Durst löschen; Neger, die Rohr tragen, dessen grüne Blätter sie fast verhüllen; dazwischen die Beamten, in ihrer kleidsamen weißen Tracht, das Haupt durch den breiten Sombrero, oder den indischen, in weißen Mousselin gehüllten Korkhelm geschützt; die schwanken Palmen über dem Ingenio und über Allem der tiefblaue Himmel und heller Sonnenglanz: es ist ganz vergnüglich zu sehen, besonders in behaglicher Ruhe von der kühlen Halle des Hauses.

Wir waren gerade in eine arbeitsvolle Zeit gekommen, in welcher alle Kräfte angespannt waren. Eine Woche zuvor waren etwa vier Caballerias (à 50 Morgen) Zuckerrohr in Brand gesetzt worden, ob durch Nachlässigkeit oder durch Bosheit war noch nicht festgestellt, und es war nothwendig gewesen, das angebrannte Rohr, das noch einen, wenn auch geringeren Ertrag gibt, schleunigst zu schneiden und zu mahlen, weil der Saft nicht länger als acht Tage sich hält und bei eintretendem Regen schon früher verdirbt. Es war daher Tag und Nacht gearbeitet worden, und auch am Tage unserer Ankunft mußte die Arbeit spät in den Abend fortgesetzt werden, um den letzten Rest des Rohres, welchen die Carretas heranschleppten, zur Verarbeitung zu bringen. Die Neger, Männer, Weiber und Kinder, standen in langen Reihen, um sie zu entladen und das Rohr neben den Conductor des Quetschwerkes niederzulegen. Dazu sangen sie eine nicht ungefällige, wenn auch einförmige Melodie, deren

Worte regelmäßig wiederkehrten. Der Text des improvisirten Gesanges drückte ihre Empfindungen unzweifelhaft aus; er lautete nach der mir gegebenen Erläuterung etwa so: Es ist spät Abend; immer noch müssen wir arbeiten und sind doch schon so müde.

Derartige Brände sind häufig und bei der großen Ausdehnung der Pflanzungen ebenso schwer zu verhüten wie zu löschen. Um sie beim Entstehen zu entdecken, ist in Majaua ein hoher hölzerner Thurm als Observatorium errichtet, auf welchem ein Wächter mit der Verpflichtung auszulugen beständig postirt ist. In der Regel ist diese Wache Aufgabe der Rekonvalescenten.

Auf anderen Pflanzungen beschäftigt man schon gegenwärtig ausschließlich freie Arbeiter, darunter viele Chinesen, die auf die Insel bereits in verhältnißmäßig großer Zahl eingeführt sind. Der Census von 1877 gibt dieselbe auf mehr als 46 000 an, darunter nur 76 Weiber. Chinesische Unternehmer, die auch selbst Pflanzungen in Pacht nehmen, vermitteln die Gestellung.

Der Zuckergehalt des Rohrs wird auf durchschnittlich 14 Prozent des Gewichts angegeben, von denen in Majaua $8\frac{1}{2}$ bis 9 Prozent gewonnen werden, eine Ausbeute, die für verhältnißmäßig hoch gilt.

Soweit der Tag nicht durch die Pflanzungen und die Fabrik in Anspruch genommen war, wurde er in dem traulichen Familienkreise verbracht. Das Haus des Verwalters ist mit Veranden umgeben, und durch einen Vorgarten geschmückt, in welchem seltene tropische Pflanzen reichlich wachsen; jedoch ist es im Ganzen nach deutschem Gebrauch disponirt und eingerichtet. Anders ist das Haus der Eigenthümer der Pflanzung, die es vorziehen, in Havanna zu leben und Majaua nur gelegentlich besuchen. Es repräsentirt den kubanischen Styl: ein einstöckiges Gebäude mit großen hohen Zimmern, die oben

offen sind, so daß man aus jedem den Dachfirst sieht; die Zwischenwände reichen nur bis an das Gesims des Daches. Der Zweck ist, daß die Luft frei durch das Dach über alle Zimmer streichen kann und diese dadurch kühl erhalten werden; gewiß eine einfache und sinnreiche Lösung der Ventilationsfrage. Ein noch größerer Vorzug des Hauses ist der ausnehmend schöne und große Garten, der daran anschließt und den Sr. V. mit allem Eifer und aller Einsicht eines passionirten Botanikers pflegt. Was in den Tropen nur gedeihen kann ist hier vereinigt: Mangobäume, süße Lemonen und Bergamotte-Orangen, Kafebäume mit Blüthen und Früchten, Brodbäume, die Kampferpalme, eine andere Palmenart, die Luftwurzeln aussendet, welche sie wie Strebepfeiler stützen, zahlreiche Orchideen, daneben aber auch Weißkohl und Bohnen zwischen sprießenden Veilchen, Heliotrop und blühenden Rosen und das Alles mitten im Winter, am 19. Januar! Vergib mir den neuen Ausbruch von Ekstase. Diese Fülle exotischer Natur berauscht noch immer den Sinn des nordischen Mannes.

Ein wenig dämpfen konnte den Eifer die Nacht von wegen der Mosquitos. Sie sind nicht groß an Format, aber um so größer an Bosheit, eine höllische Verbindung von Blutdurst und Schlauheit, vor der sich zu schützen ein von mir noch nicht begriffenes Kunststück ist. Man geht ohne Licht in das Schlafzimmer, man schlüpft wie ein Dieb in den Mousselinhimmel, der als „Mosquitonetz“ das Bett von allen Seiten bis auf den Boden hinab umspannt, man macht ebenso schleunig das Schlupfloch wieder zu und kaum liegt man ein Viertelstündchen auf dem ungewohnten Lager, auf welchem zu schlafen dem Neuling ohnehin schwer fällt, so erhebt sich ein leiser, schwirrender Ton, bald oben, bald zur Seite, ein anderer sekundirt und um die Ruhe ist es zunächst geschehen. Ich verglich in meinem stillen Zorn das Treiben der kleinen Bestien mit der Verleumdung, die um den Menschen flattert und die er auch nicht sehen oder

fassen kann, obwohl er ihr Dasein merkt und die ihm dabei still das Blut aussaugt. Wenn ich sagte „ungewohntes Lager“, so hat dies seine Berechtigung. Was man hier Bett nennt, besteht aus einem eisernen Rahmen als Unterlage, über den auf Gurten ein weißes Tuch gespannt ist, so prallhart, daß es absolut nicht nachgibt, dazu zwei rundliche harte Kissen und eine leichte Decke, von Matratze nicht die Spur; Alles der Hitze wegen. Man liegt wie auf Stein. Es bedarf einer gewissen Trainirung, bei der man durch blaue Flecke und einen Ansatz zur Hornhaut hindurchgeht, ehe man ein solches Lager als Bett anerkennen und seinen Werth schätzen lernt.

Die Frische und Schönheit des Morgens machte indessen diese kleine Miseren bald vergessen. Schon um 5 Uhr hatte die Hausglocke geweckt, denn unter den Tropen muß man die Morgenstunden nützen. Vor meinem Fenster lärmten kleine grüne Papageien, Lachtauben girrten und gluckften. Inzwischen brachten die schwarzen Treiber bereits die ersten Carretas vom Felde herein. Wir bekamen noch einen Strauß herrlicher Blumen auf den Weg; dann ging es nach freundlichem Abschied zurück nach Matanzas.

Nach dem, was ich hier und in Havanna über den Stand und die Aussichten der Zuckerindustrie vernahm, ist die Meinung darüber vorwiegend ungünstig. Weder in Ausdehnung noch im Ertrage der Kultur wird geleistet, was nach der Fruchtbarkeit des Landes möglich wäre. Von dem Boden der (431) Pflanzungen in der Provinz Matanzas ist kaum die Hälfte bebaut; die größere Hälfte, abgesehen von einer relativ geringen Quote, wo das Terrain Kultur nicht zuläßt, liegt brach. Den Ertrag per Caballeria gibt ein amtlicher Bericht für das Jahr 1881 auf nur 669 Dollars an, wovon $^2/_3$ auf Unkosten gerechnet werden. Für manche Pflanzungen läßt die Kultur überhaupt keine Rechnung mehr.

Die hauptsächlichen Ursachen des Rückganges werden in

dem Mangel an billigen Arbeitskräften und in dem Steuerdruck gefunden, der auf dem Lande insbesondere seit der Insurrektion lastet. Die Höhe der Arbeitslöhne, welche eine steigende Tendenz haben, ist, abgesehen von der Emanzipation, veranlaßt durch die hohen Preise vieler Lebensbedürfnisse und diese wiederum sind es, außer durch die schon erwähnte Papiergeldwirthschaft, durch die Höhe der Eingangszölle, die durchschnittlich 30 Prozent des Werths betragen. Auf dem Zucker ruht ein Ausgangszoll von 5½ Dollars per Faß, außerdem eine direkte Steuer von 16 Prozent des Reinertrags, welcher durch Kommissionen eingeschätzt wird. Die Pflanzer rechnen, daß die Steuern die Hälfte des Ertrages nach Abzug der Kosten nehmen.

Einen Fortschritt stellt es unter den angegebenen Umständen dar, daß eine Centralisirung der Fabrikation in Aufnahme kommt, in dem Sinne, daß Pflanzungen mit unzulänglicher Fabrikationseinrichtung das grüne Rohr nicht selbst verarbeiten, sondern es an central gelegene, mit zweckmäßigen Einrichtungen ausgestattete, Fabriken verkaufen. Vielleicht erfüllt sich auch die schon angedeutete Hoffnung, welche manche Pflanzer hegen, daß nach völliger Beseitigung der Sklaverei die Arbeitslöhne herabgehen, weil alsdann die Regierung dem Verlangen nach Ermäßigung der Steuerlast, das sich bisher mit Rücksicht auf die Sklaverei weniger allgemein geltend machte, nicht werde widerstehen können. Die tieferen Schäden, welche in der Race und deren Mischung, sowie in dem politischen Regime liegen, das in schwer empfundener Abhängigkeit von den schwankenden, politischen Verhältnissen des Mutterlandes steht, werden allerdings nicht geheilt, auch wenn jene Hoffnung sich erfüllt.

Die Hauptabnehmer der Ausfuhr sind die Vereinigten Staaten, die mehr als 80 Prozent des gesammten Werthes derselben, insbesondere den Zucker, aufnehmen; dann folgt unmittelbar Spanien mit einem Abschlag auf 5½ Prozent. Auf-

fallend ist dabei, daß Spanien trotz der Begünstigung seiner Flagge und seiner Häfen in dem Handel mit Kuba seinen Zucker nicht von dort bezieht, sondern daß es überwiegend Rübenzucker verbraucht. Die Frage, ob der beste Kunde Kubas, die Vereinigten Staaten, die Geschäfte dortselbst nicht lieber auf eigene Rechnung führen würden, ist, was den Wunsch anlangt, wohl zu bejahen, was das Können anlangt, nicht minder, nur das „Wann“? steht offen. Vielleicht bedarf es eines Durchganges durch die „Autonomie“, welche die liberale Partei in Kuba auf ihre Fahnen geschrieben hat und für deren Erreichung sie in den Provinzialversammlungen und in ihrer Presse wirkt. Die Frucht würde dadurch für die Vereinigten Staaten reif werden.

Die Ausländer sind auf der Insel der Zahl nach zur Zeit nicht stark vertreten; der Census von 1877, der den letzten Aufschluß darüber gibt, führt nicht mehr als 9597 an, d. h. etwa 0,6 Prozent der ganzen und etwas mehr als 1 Prozent der weißen Bevölkerung; wohl aber repräsentiren sie einen sehr erheblich stärkeren Prozentsatz an Thätigkeit und Vermögen. Es sind hauptsächlich Amerikaner, Deutsche und Engländer, die im Handel thätig sind. Das Fremdengesetz vom 16. August 1870 gestattet ihnen, in Kuba frei wohnen und sich niederlassen zu dürfen, indem es unterscheidet zwischen Domiciliados, Transeuntes und Emigrados. Domiciliados sind diejenigen, welche ein bedecktes Haus haben und drei Jahre sich aufhalten, oder welche als solche in das dafür bestimmte Register sich eintragen lassen; Transeuntes, bei welchen keine dieser Voraussetzungen zutrifft. Als Emigrados endlich (Einwanderer) gelten solche, welche nicht im Register sich eingetragen finden und sich länger als drei Monate aufhalten. Zur Eintragung in das Register bedarf es nur der Legitimation durch Paß oder sonstige Beweismittel; ist sie geschehen, so wird darüber ein Certifikat ausgestellt.

Ich hatte am letzten Sonntag Gelegenheit einen großen Theil der Kolonie bei einem Wettrennen zu sehen, das ganz im europäischen Style abgehalten und das vornehmlich von der Kolonie patronisirt wurde, wenn gleich auch die vornehme kreolische Gesellschaft aus Havanna sich betheiligte. Vor Allem reizend war die Lage der Rennbahn, die einige Stunden von der Stadt und mittelst Eisenbahn erreichbar in der Nähe des Strandes der Bay so lag, daß das Meer über den frischen, grünen Feldern sichtbar war. Eine frische Brise, die herüberwehte, machte den Aufenthalt auf der geschützten Tribüne nicht blos erträglich, sondern angenehm. Die letztere Wirkung brachten noch stärker die Frauen hervor, welche die Tribüne schmückten und von denen viele mehr als hübsch waren. Der kubanische Kreolentypus zeigt zierliche, nicht große Gestalt, mit wunderbar dunkelen großen Augen, tief wie der Laacher See, auf dessen Grunde ein Vulkan ist; aber auch die Kolonie hatte liebliche Vertreterinnen. — — Der Races waren vier, zuerst ein Trabrennen, bei welchem der Sieger im ersten Rennen sich gegen das zweite Pferd vertheidigen mußte und das außerordentlich spannend verlief. Bei dem ersten Umlauf war ein junger Reiter aus Havanna zuerst ans Ziel gekommen, der ein Bild schöner Männlichkeit, offenbar ein Liebling seiner Landsleute war und mit dem lebhaftesten Applaus begrüßt wurde. Bei dem zweiten Ritt ging ihm sein Konkurrent, ein englischer Buchhalter, an der letzten Ecke vor und schlug ihn auch bei dem dadurch nothwendig gewordenen dritten Rennen, natürlich unter großem Jubel seiner Landsleute. Darauf folgten ein Trabfahren mit Tilbury's, ein Karrièrereiten, bei welchem ein Deutscher den Sieg errang und ein Rennen von Kreolenpferden. Den drolligen Schluß bildete ein als Guerra bezeichnetes Rennen, an welchem wer immer wollte Theil nehmen konnte. Zehn Pferde erschienen am Pfosten in buntester Ausstattung der Reiter und Rosse; die letzteren zum Theil ohne Sattel,

statt mit dem Zaume mit einem Strick geleitet, große und kleine; die ersteren meist halbwachsene Jungen aus dem Volke, in abgelegten Jockeykostümen, oder barfuß und barhäuptig, mit und ohne Sporen. Der Favorito des Publikums war ein Negerjunge von etwa 12 Jahren, der bei dem vorigen Rennen gesiegt hatte, und den eine ausgesprochene Sympathie empfing und begleitete. Die Palme winkte ihm, doch errang er sie nicht; ein brauner Kreolenjunge mit Sporen an den blanken Füßen schlug ihn.

Mit diesem heiteren Schauspiele schloß der letzte Sonntag und schließt mein Bericht. Morgen geht das englische Schiff, das mich nach Veracruz bringt, wiederum zu früh für meine Wünsche. Doch ob mit oder ohne Sträußchen am Hute, fort muß er weiter — —.

XXVII.

Von Havanna nach Mexiko. — Veracruz. — Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko. — Pic d'Orizaba. — Die Hochebene.

Mexiko, 29. Januar 1882.

Mein Abschied von Havanna war ungemein feierlich. Am Morgen in der Frühe schossen die Kanonen Salut; dann gab es große Parade der Truppen und im Hafen flaggten alle Schiffe. Allerdings geschah dies Alles, wie ich allmälig inne wurde, zur Feier des Namenstages Sr. Majestät des Königs Alfonso, aber es machte sich doch ganz gut, daß es so zusammentraf. Das Schiff der Royal Mail Line, „Tiber", das mich aufnahm, stand unter dem Kommando eines noch jungen, sehr munteren Kapitains, die nicht sehr zahlreiche Reisegesellschaft bestand in der Mehrzahl aus Deutschen, Platz war reichlich, das Wetter klar und so waren alle Anzeichen günstig. Jeden=

falls konnte ich leichteren Gemüthes gen Mexico fahren, als weiland Fernando Cortez, der auch von Kuba aus seine Expedition unternahm, allerdings auch schlimmere Absichten hatte als ich.

Die günstigen Vorzeichen erfüllten sich; wir hatten eine angenehme, ungestörte Fahrt. Wenn das Meer stille ist wie der Golf es war und die Sonne voll und warm darüber liegt, überkommt in diesen Breiten den schifffahrenden Menschen eine Stimmung, die ein Dichter als „süßes Sichselbstvergessen", ein prosaisches Wesen als „sanfte Faulheit" bezeichnen möchte. Das Leben hat etwas von dem der Phäaken. Des Morgens ein Bad in Seewasser mit darauf folgendem ungesalzenem Ueberguß, dann eine Mahlzeit nach der anderen, in Summa, glaube ich, fünf, wenn nicht sechs, dazwischen heitere Gesellschaftsspiele, wie das Werfspiel, Koits genannt, oder gemüthliches Schwätzen; so wurde aus Morgen und Abend immer wieder ein Tag, nach welchem man ebenso heiter in seinem Bette unterging, wie die Sonne es in dem ihrigen gethan hatte. Die einzige Abwechselung, welche das Meer bot, abgesehen von dem herrlichen, immer neuen Spiel des Lichtes auf seinen Wassern, waren fliegende Fische, die ab und zu, besonders am Vormittag, über die Fluthen blitzten. Die kleinen Wesen, die nicht länger als 8—10 Zoll schienen, schnellten sich aus dem Wasser, einzeln oder paarweise, oft in ganzen Schwärmen und schossen über demselben 100 und mehr Fuß in gerader Linie fort, dabei von den Brust- und Bauchflossen getragen, die sie wie Flügel ausgespannt hatten, bis sie in einer sich hebenden Welle wieder eintauchten, bisweilen so kräftig, daß der Schaum spritzte. Die weißen Schuppen, deren Farbe gegen den Rücken in dunkles Blau übergeht, glitzerten und blitzten im Sonnenschein wie funkelndes Silber. Es sah aus wie ein heiteres, neckisches Spiel, das sie vergnügte, während die Kundigen der Meinung waren, daß sie einem Feinde, der

sie im Wasser verfolgte, sich durch den Aufschwung aus ihrem eigentlichen Element zu entziehen suchten.

Die Fahrt dauerte bis zum Morgen des vierten Tages, an welchem die Küste von Mexiko sichtbar wurde. Da in der letzten Nacht der Himmel sich getrübt hatte, entzog sich der Pic d'Orizaba, der „Wolkenrager“, der bei heiterem Wetter das Land dem Seefahrer verkündet, lange ehe das Ufer erkennbar ist, dem Anblick. Nahet das Schiff sich an einem hellen Morgen, so erscheint sein Schneegipfel im Glanze der aufgehenden Sonne wie ein rothes Wölkchen über dem Horizonte. Paloma Mexicana, „die Taube von Mexiko“, oder Estrella de los Mares, „Stern der Meere“, nennt ihn die Poesie der Seeleute. Ich konnte mich des Verlustes trösten, da ich hoffen konnte, ihn auf dem Wege von Veracruz nach der Stadt Mexiko näher zu begrüßen.

Der Strand, der sich hinter einer starken Brandung hebt, ist sandig und flach und zeigt Dünenbildung, ehe das Land zu einem waldigen Rücken ansteigt. Ein natürlicher oder geschützter Hafen ist nicht vorhanden; die Schiffe liegen auf offener Rhede. Aus dem düsteren Himmel prophezeiten die Matrosen einen Northern, der die Annäherung an den Strand zu hindern pflegt und oft so hartnäckig weht, daß die Schiffe drei bis vier Tage warten müssen, ehe sie landen können. Die Prophezeiung ging jedoch nicht in Erfüllung; nur einige dicke Regentropfen fielen, dann wurde und blieb es still. Das Wartenlassen, wenn auch nicht ganz so arg, besorgte übrigens der Hafenbeamte, der eine Stunde vergehen ließ, ehe er an Bord kam. Vor Beendung seiner Visite darf kein Verkehr mit dem Lande Statt finden und die Boote, die herausgeschossen waren, als der Dampfer sich näherte, mußten mittlerweile sich in respektvollem Abstand halten. Vielleicht wollte der patriotische Offizial uns nur Gelegenheit geben, das Bild der Stadt recht genau anzusehen und dem Gedächtniß einzuprägen. In

der That sieht sie stattlich genug aus mit ihren langfrontigen Bauten am Ufer und den zahlreichen Kuppeln ihrer alten Kirchen und Kapellen, die sie weit größer erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Sie wird von zwei Bastionen — Baluarte San Jago südlich und Concepcion nördlich — flankirt und hat als Vorwacht das Kastell von San Juan de Ullóa, das auf einer Inselklippe etwas nördlich von der Stadt liegt, indessen wohl mehr durch seinen Leuchtthurm als durch die Stärke seiner Befestigung, die dem Verfalle überlassen scheint, von Nutzen sein mag. Historisch ist diese kleine Insel dadurch von Interesse, daß sie der erste Punkt des mexikanischen Reiches war, den Cortéz mit seinen Conquistadores — am grünen Donnerstag des Jahres 1519 — betrat. Dort verbrannte er der Sage nach seine Schiffe, als seinen Genossen der Muth sank und sie auf Rückkehr sannen. Die Festung wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, angeblich zum Schutz gegen die Seeräuber, welche damals die Meere unsicher machten und die Stadt Veracruz wiederholt überfallen und geplündert hatten. Dagegen hat Cortéz selbst die Stadt Veracruz unter dem Namen Villa rica de Veracruz gegründet, wenngleich nicht an der Stelle, auf welcher die jetzige Stadt liegt, sondern etwa 5 Leguas weiter nördlich an der Mündung des Rio de San Carlo. Auf ihre jetzige Stelle wurde die Stadt am Ende des 16. Jahrhunderts verlegt, als die Verwüstungen des gelben Fiebers und die Schwierigkeiten der Ausschiffung dazu nöthigten, die erste Anlage aufzugeben.

In San Juan de Ullóa hat sich die spanische Flagge noch vier Jahre gehalten, nachdem der Unabhängigkeitskampf bereits (1821) entschieden war. Die Stadt Veracruz wurde von hier aus noch im Dezember 1823 beschossen und stark beschädigt. Ihr tapferes Verhalten dabei brachte ihr den Beinamen heroica. Auch im Kriege mit den Vereinigten Staaten wurde Veracruz beschossen und blieb zwei Jahre, bis ins Jahr

1848, in der Gewalt des Feindes. Dann hielten es die Franzosen sechs Jahre hindurch besetzt, bis Kaiser Maximilians Herrschaft zusammenbrach. Die Einsammlung und Auskramung dieser historischen Reminiscenzen bitte ich auf Conto des Hafenbeamten zu schreiben, der uns so lange warten ließ. Wenn für ihn die Frage von Interesse war, ob wir gesund wären, so war es für uns nicht weniger von Interesse, zu wissen, ob Veracruz, das als Brutstätte des gelben Fiebers einen wohlbefestigten schlimmen Ruf hat, diesen bösen Gast nicht beherbergte. Wir wurden darüber beruhigt und konnten an Land gehen, ohne Sorgen im Gemüthe zu wälzen.

Der Bekanntschaft mit den Hotels des Ortes wurde ich durch die Freundlichkeit des deutschen Konsuls überhoben, der mich für den Tag in sein Haus aufnahm, ein richtiges spanisches Kaufhaus mit innerem Hofe, hohen kühlen Zimmern und offenen Gängen, in denen tropische Pflanzen und Volièren mit fremdartigen Vögeln an die südliche Lage gemahnten. In anmuthigem Gegensatz dazu stand die Erscheinung der jugendlichen Hausfrau, der Tochter eines Forstmannes aus dem Harz, die, blond mit blauen Augen, ihre Heimath in holder Weise vertrat. An der Wiege mochte es ihr nicht gesungen sein, daß sie dereinst an der Küste von Veracruz heimisch werden würde. Aber Eros brachte es zu Stande, „Er, der Sieger im Kampfe, dem der Ewigen Keiner entrinnet und Keiner der Menschen, der Söhne des Tages.“

Obwohl Veracruz der Haupthafen an der Ostküste ist, so ist die Stadt doch still und ohne lebhaften Verkehr, was indeß vielleicht nur von den Stunden gelten mag, wo die Sonne mit voller Kraft in den ziemlich breiten, schattenlosen Straßen brennt. Und das thut sie gründlich, selbst in dieser winterlichen Zeit. Die auffallend helle und frische Farbe aller Häuser, durch welche das Licht grell und blendend zurückgeworfen wird, ist die Wirkung einer obrigkeitlichen Verord-

nung, wonach alle Häuser der Stadt alljährlich bei 25 Dollars Strafe frisch getüncht werden müssen, eine Bestimmung, die wohl weniger einer Begünstigung der Anstreicher oder einer besonderen Geschmacksrichtung der Municipalität als hygienischen Rücksichten ihren Ursprung verdanken mag. Die Plaza de Armas der Stadt, an welcher die Pfarrkirche und das Rathhaus liegen, hat keine kriegerischen Zwecke mehr zu erfüllen; sie wird von einem dichten Hain von Lorbeerbäumen und anderen immergrünen Pflanzen bedeckt, die nur gegen die Sonne Schutz zu geben haben.

In der Nähe ist das Standquartier der Deutschen, die sich hier am Vormittag zum Gedankenaustausch und zu einem kleinen Frühtrunk zusammenzufinden pflegen. Ich begegnete hier einem „engeren“ Landsmann, Dr. H. aus Breslau, der mit Kaiser Maximilian herübergekommen und wie viele der Theilnehmer jenes heut als abenteuerlich verurtheilten Zuges im Lande zurückgeblieben ist. Er machte mich mit einem der bevorzugten Morgengetränke, dem Julip, bekannt, der aus Sherry, Eiswasser und Krausemünze komponirt wird und dessen Einverleibung ich mich im Vertrauen auf das „praesente medico“ um so weniger widersetzte, als ich wußte, daß Dr. H. für eine Autorität in Fragen gilt, welche Ursprung und Bekämpfung des gelben Fiebers betreffen, dessen Wesen zu erforschen er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hat.

Die Kühle des Abends wurde zu einem Ausflug nach der Laguna benutzt, einem Platze, der etwa eine Legua von der Stadt am Strande liegt und auf welchem die Stiergefechte Statt zu finden pflegen. Der Tramway, der hinaus führte, hatte offene Wagen, so daß der frische Hauch, der vom Meere herüberwehte, aus erster Hand kam. Obwohl die Sterne in der Fülle des Glanzes funkelten, welcher in dieser Breite ihnen eigen ist, war es doch zu dunkel, um noch Etwas genau zu unterscheiden. Um die Arena herum im Grase lagen friedliche

Rinder, ohne jeden Kampfgedanken, die in der harmlosen Beschäftigung des Wiederkäuens selbst durch unmittelbare Berührung sich nicht stören ließen. Leuchtkäfer von ungewöhnlicher Größe blitzten wie Edelsteine am Boden oder flogen hoch in die Luft, hell genug, um sich vom Himmel abzuheben, aber auch flink genug, um jedem Versuch des Einfangens sich zu entziehen. Sonst gab es nichts zu sehen, aber die Luft war herrlich und es waren die Stunden, wo nach der Meinung meiner Begleiter das Leben etwas mehr als blos erträglich ist.

Noch in derselben Nacht fuhr ich auf der Eisenbahn, die Veracruz mit der Hauptstadt verbindet, nach Mexiko ab. Der durchgehende Zug, der nur ein Mal täglich kursirt, braucht zur Zurücklegung der Strecke von 470 Kilometern etwa 19 Stunden; er ist also nichts weniger als ein Schnellzug, kann es aber auch nach den Terrainverhältnissen nicht sein. Dafür hält er in der Regel die Fahrzeit pünktlich inne und erleichtert die lange Fahrt durch gute Einrichtung der bequemen und geräumigen Wagen. Einen etwas beklemmenden Eindruck machte es, daß der Zug durch eine militärische Eskorte begleitet wurde, welche in Stärke von 25 Mann unter einem Offizier in voller Bewaffnung den letzten Wagen einnahm und bis Mexiko mitfuhr. Auch auf den Bahnhöfen weiterhin sind Sicherheitsmaßregeln getroffen, welche dem Fremden auffällig sind. Nicht nur daß auf jedem Bahnhof bei Ankunft des Zuges Militairpiquets, in der Regel von 6 Mann, unter den Waffen stehen, auch die Bahnhöfe selbst sind mit hohen Mauern rings umgeben, welche anscheinend den Zweck haben, bei Angriffen zur Vertheidigung zu dienen.

Die Hauptstadt war mit Veracruz, obwohl dies der einzige Hafen des Landes war, bis Anfang dieses Jahrhunderts nur durch zwei Karrenwege verbunden, von denen der eine über Jalapa den Weg verfolgte, den schon Cortéz genommen hatte, während der andere über Orizaba ging; beide vereinigten sich

in Puebla. Erst 1803 wurde eine Straße angelegt; doch dauerte auch nach Einrichtung einer Diligence die Reise von Veracruz nach Mexiko noch 3—4 Tage und kostete 60—70 Dollars. Waarentransporte brauchten im Winter 14, in der Regenzeit 20—30 Tage. Es hat bis zum Jahre 1873 gedauert, ehe diese Straße durch eine Eisenbahn ersetzt wurde. Pläne und Vorarbeiten waren schon 1857 in Angriff genommen worden. Der Ausbruch der Revolution, dann der französische Krieg hinderten die Weiterführung. Unter Kaiser Maximilian wurde ein Anfang gemacht, indem Theilstrecken von Mexiko und von Veracruz aus fertig gestellt wurden; doch wurde erst nach Wiederherstellung der Republik die Hauptarbeit von einer neu koncessionirten Gesellschaft, welche hauptsächlich auf englisches Kapital gegründet war, unter der energischen Leitung des Ingenieurs Buchanan ernstlich angefaßt und bis zur Vollendung geführt.

Die Eisenbahn ist gleich merkwürdig durch die Eigenthümlichkeiten des Terrains, über welches sie führt, wie durch die technischen Schwierigkeiten, welche bei dem Bau zu überwinden waren. Bekanntlich bilden die Kordilleren, die den ganzen amerikanischen Kontinent von Norden nach Süden durchziehen, in Mexiko eine Hochebene, die sich zu durchschnittlich 2400 Meter über das Meer erhebt und steil nach Westen, in etwas breiterer Abdachung nach Osten, abfällt. Diese Hochebene mußte die Eisenbahn von der Ostküste aus ersteigen und zwar derart, daß sie auf einer Strecke von 172 Kilometern eine Höhendifferenz von 7942 Fuß zu überwinden hatte, die sich in drei Stufen gliedert: von Veracruz zum Fuße des Chihuihuite, von da zur Schlucht des Infernillo und endlich zur Boca del Monte. Die schwierigste Aufgabe bildete die Ueberbrückung der Barranca von Metlac, einer tief eingerissenen Schlucht, welche die Abflüsse des Pic d'Orizaba abführt und deren Wände steil abfallen. Sie wurde durch einen Viadukt bezwungen, der in 9 Bogen von je 50 Fuß Weite und in

einer Höhe von 28 Fuß über der Sohle des Rio de Metlac sie überspannt und zwar in einer Kurve von 325 Fuß Radius.

Von der ersten Stufe, die innerhalb der Tierra Caliente liegt, war bei Nacht wenig zu sehen, nur ab und zu der schwankende Umriß einer Gruppe von Palmen oder wilden Feigenbäumen, die das Auge durch das offene Fenster des Wagens erhaschte. Das Aufsteigen zu der zweiten Terrasse, in die Zona Templada, wurde gegen Morgen an der Kühle der Temperatur fühlbar, deren Frische sogar empfindlich wurde, als der Zug Orizaba erreichte. Es liegt 1228 Meter über dem Meere, in der Höhe, welche Humboldt für diese Breiten als die Region des ewigen Frühlings bezeichnet, und in einem Thale, dessen altaztekischer Name (Ahauializ apan) soviel wie „Thal der Fröhlichkeit“ bedeuten soll.

Es traf sich glücklich, daß der Zug grade mit der aufgehenden Sonne anlangte. Der Pic d'Orizaba (mit dem alten Namen Ciltaltapetl oder Sternblume), der bei der Annäherung an die Küste sein Haupt verhüllt hatte, zeigte es jetzt in allem Zauber des Morgenlichtes, das den Schnee auf seinem Gipfel rosig überhauchte. Es ist schwer, den Blick von dem herrlichen Berge abzuwenden, wie lieblich auch die Landschaft ist, über welche er aufragt. Etwas thut dazu das Wissen, daß er der König unter den Bergriesen von Mittelamerika ist, deren keiner seine Höhe erreicht, da er nach Humboldt 5295 Meter, nach den Ermittelungen späterer Besteiger sogar 5527 Meter mißt. Solche Superlative verstärken das Interesse. Für das Auge wirksamer ist, daß er vermöge seines vulkanischen Ursprungs unmittelbar und scharflinig über den niederen Bergen der Umgebung wie ein wahrer König emporsteigt.

Die Stadt Orizaba liegt von der Station in nördlicher Richtung einige Kilometer entfernt, von der Borrego-Kette geschützt und in einer Fülle von Grün, aus welcher die Kuppeln und Thürme ihrer zahlreichen Kirchen und Kapellen malerisch

sich heben. Die liebliche Miß Edith P. in Cincinnati, die im letzten Winter mit Freunden eine kleine Exkursion nach Mexiko gemacht hatte, wie sie jetzt in den Vereinigten Staaten bei dem regen Interesse für Mexiko Mode geworden sind, hatte mir dringend empfohlen, einige Tage in Orizaba zu bleiben; „es wäre das Eden auf Erden". Ich hätte dem Rathe gern gefolgt, um auch einmal im Paradiese gewesen zu sein, aber unser alter Freund W. in Mexiko hatte so dringend zur Eile gemahnt, daß ich mich beschied, nur einen Blick auf Eden zu werfen. Manche schlafen nicht blos, wenn das Glück an ihre Thür klopft, sondern gehen mit offenen Augen an ihm vorüber.

Von Orizaba geht die Eisenbahn mit der alten Landstraße parallel bis Santa Cruz, wendet sich dann nordwestlich in das Thal von Encinal und ersteigt die Schlucht des Infernillo, an welcher der Name das einzig Schauerliche scheint, da sie im Uebrigen nichts ist als eine kahle Felsenenge, die durchaus nichts „Höllisches" hat. Nachdem sie dann in die Thäler von Maltrata und de la Bota eingetreten, windet sie sich zu den Gipfeln von Maltrata auf und erreicht endlich bei Boca del Monte (2415 Meter über dem Meere) das Plateau der Hochebene, oder Mesa Central von Mexiko.

Die Vegetation der Tierra Templada ist von der der Tierra Caliente deutlich verschieden, aber von nicht minderer Schönheit und dabei von größerem Reichthum. Eine fest markirte Grenze zwischen beiden gibt es nicht, da außer der geographischen Breite und der Höhe über dem Meere auch die örtliche Beschaffenheit des Bodens und die Lage gegen Wind und Sonne Einfluß üben; vielmehr ist der Uebergang allmälig und es besteht eine ziemlich breite Zone, in welcher beide Vegetationsgebiete in einander greifen. Charakteristisch sind für die höhere Lage die Eichen, die schon von 800 Meter über der Meereshöhe ab vereinzelt sich zeigen, die Amberbäume, Myrthen, Lorbeere, Magnolien; sie bedecken mit dichtem Grün die Abhänge der

Berge und füllen die Schluchten, deren Wände Flechten und Farrenkräuter reich bekleiden.

Völlig anders erscheint die Natur, sobald der Rücken der Hochebene erreicht ist. Eine weite Fläche dehnt sich aus, selten unterbrochen durch eine Bodenerhebung, eine vereinzelte Ansiedlung oder einige Bäume. Berge von tiefblauer Farbe begrenzen sie in weiter Ferne, meist von Wolken bedeckt; die Vegetation wird spärlich und verkümmert; weite Sandflächen werfen grell die Strahlen der Sonne zurück; tiefe Ruhe waltet über der ungeheuren Fläche, die etwas Feierliches aber Unheimliches und Bedrückendes hat. Auffallend ist, wie ähnlich im Ganzen der Charakter dem der Hochebene im Westen der Rocky Mountains ist, die sich von dieser Ostmauer nach der Sierra Nevada erstreckt; nur daß die mildere Temperatur und etwas mehr Feuchtigkeit hier die Wüste überwinden und eine wenn auch beschränkte Kultur gestatten.

Nahe bei San Diego Notario erreicht die Eisenbahn die höchste Steigung von 2532 Meter über dem Meere und fällt dann abwärts nach Apizaco, die Barranca von Tschaque und den Fluß Apizaco kreuzend. Der „Thalweg“ (das deutsche Wort ist im Spanischen recipirt) wird durch die Ostabhänge der Melintzinkette gebildet, auf welcher die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen liegt. In Apizaco zweigt die Eisenbahn nach Puebla ab, dessen Einnahme nach längerer Belagerung den Franzosen im Mai 1863 den Weg nach der Hauptstadt öffnete. Seine anmuthige Lage am Rio de la Tlascala macht es in der heißen Jahreszeit zu einer sowohl von der Tierra Caliente als von Mexiko aus viel besuchten Sommerfrische.

Längs der Eisenbahn jedoch behält die Landschaft im Allgemeinen ihren einförmigen Charakter, in den ein neuer Zug nur durch die ausgedehnten Pflanzungen der Agave kommt, der unter dem Namen Maguey bekannten Art, aus welcher das nationalste der zahlreichen mexikanischen Nationalgetränke, der

Pulque, bereitet wird. Sie bedeckt weite Flächen, auf denen sie mit Sorgfalt kultivirt wird. Einige Mexikaner, die zu uns in den Wagen gestiegen waren, erwähnten, daß der Landstrich, in welchem sie vornehmlich gepflegt wird, das Bayern Mexikos genannt würde, weil er für das nöthige Getränk sorgte. Von welcher Bedeutung die Produktion und der Verbrauch sein muß, ist daraus zu entnehmen, daß die Eisenbahn für die Beförderung des Pulque nach Mexiko täglich einen besonderen Zug, den auch offiziell sogenannten Pulquezug eingelegt hat, um die Hauptstadt täglich frisch zu versorgen. Der Anblick der Felder ist höchst eigenthümlich. Du kennst die bei uns Aloe benannte Agave, die in Gärten gezogen wird und in Süditalien und Sicilien auch wild vorkommt, mit ihren dicken, fleischigen, rosettenartig gestalteten, an den Kanten dornigen Blättern, die gleich über dem Boden aus der Wurzel treiben und aus deren Mitte der hohe, kräftige Blüthenstengel emporschießt, wenn die Pflanze ihre Reife erreicht hat. Denselben Typus hat die Maguey, nur daß sie zu ganz anderen Maßen sich auswächst. Die Blätter erreichen bei entsprechender Dicke eine Länge von 2—3 Meter, die Blüthenschafte eine Höhe bis zu 12 Metern. Jede Pflanze bedarf danach eine große Grundfläche für sich, um sich ausbreiten zu können, da ihre pachydermen Blätter jeder Fügsamkeit abhold sind. Sie haben etwas entschieden Ungeselliges, Abweisendes in ihrem ganzen Habitus, der nur mit der Oede der weiten Fläche sich zu vertragen scheint.

Ueber dieser aber treten nunmehr in den Nachmittagsstunden die schneeigen Häupter des Popokatapetl und des Ixtacciuatl, der beiden riesigen Wahrzeichen des eigentlichen Thales von Mexiko, in den Gesichtskreis. Der Zug erreichte Otumba, denkwürdig durch die Schlacht, in welcher Cortéz, nachdem er in der „Noche triste“ die Stadt Montecżumas hatte räumen müssen, das Heer der Azteken angriff und die er durch seinen persönlichen Heldenmuth gewann. Dann fiel der Schimmer

der sinkenden Sonne auf die fernen Kuppeln der berühmten Kathedrale von Guadelupe Hidalgo, mit dem Wunderbilde der heiligen Jungfrau, der Schutzheiligen des Landes; etwas wie der Wasserspiegel eines Sees schimmerte durch das rasch gesunkene Dunkel, dann war mit der Station, die den freundlichen Namen Buena Vista trägt, Mexiko erreicht. Freund W. erwartete mich mit der Treue, die wir an ihm gewohnt sind, und sorgt selbstverständlich weiter für den Fremdling, der sich unter seinem Schutz als solcher zu fühlen kaum Anlaß hat.

XXVIII.

Die Stadt Mexiko. — Geschichtliches. — Die Kathedrale und der Kalenderstein. — El Paséo de Bucareli. — Mexikanische Reiter. — El Paséo de la Viga. — Die Entwässerung der Stadt. — Schloß Chapultepec. — Tacubaya. — Unterrichtswesen. — Das Nationalmuseum. — Die Nationalbibliothek.

Mexiko, 2. Februar 1882.

Bei den meisten unserer Landsleute stammt die Vorstellung, die sie von Mexiko haben, aus Spontini's Oper „Ferdinand Cortéz", oder sie ist nach den Mittheilungen gebildet, welche in der kurzen Episode des Kaiserthums von Maximilian herüber kamen und vorübergehend die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Von der Stadt, welche Hernan Cortéz erobert, ist kaum mehr übrig geblieben als die Erinnerung an die Stellen, wo die Paläste der Könige und die aztekischen Tempel gestanden haben und das, was die Berichte der alten spanischen Geschichtsschreiber von ihrer Bauart und Einrichtung dem Gedächtniß bewahrt haben. Danach muß die Hauptstadt des Aztekenreiches,

welche Tenochtitlan genannt wurde, reich an prächtigen Gebäuden und von großem Umfang gewesen sein und auf Inselgruppen in einem See gelegen haben, der sie völlig vom Lande trennte. Daß ein hoher Grad von Bildung und Kunstfertigkeit bestanden habe, wird durch viele Zeugnisse übereinstimmend bestätigt. „Wenn auch die Wohnungen der Armen" — sagt einer jener alten Autoren — „auf einen Raum sich beschränkten, in welchem der Herd und die Hausgeräthe bei einander standen, und in welchem die Familie und die Hausthiere zusammen wohnten (denn das war zu allen Zeiten so), so bauten doch die wohlhabenden Leute ihre Häuser mit drei oder vier Wohnräumen und außerdem mit einem Betzimmer, einem Bade- und einem kleinen Speiseraum. Die Häuser der Großen waren aus Steinen und Kalk gebaut, hatten in zwei Stockwerken bequeme und gut eingerichtete Wohnungen, Dächer von Holz, innere Höfe und geweißte oder polirte Wände. Viele Häuser waren mit Zinnen versehen und hatten Thürme und Gärten. Die größeren Gebäude hatten zwei Eingänge von der Land- und von der Wasserstraße; Thüren von Holz gab es jedoch nicht, man begnügte sich, die Eingänge mit Vorhängen zu verdecken." Die Spanier konnten alles dies durch eigene Beobachtung wissen, da sie bekanntlich in die Residenz Monteczuma's Eingang gefunden und einige Zeit daselbst verweilt hatten, ehe sie mit der hinterlistigen Gefangennahme des Kaisers den Kampf begannen. Als Cortéz dann die Stadt nach harter Belagerung (am 13. August 1521) einnahm, lag sie in Trümmern und war durch die Pest verwüstet. Gegen den Rath seiner Offiziere beschloß er aus Gründen der Politik die neue Stadt auf den Ruinen der alten zu errichten und ging damit so kraftvoll unter hartem Zwange gegen die unterworfenen Bewohner vor, daß bereits im Jahre 1525 150 Häuser von Spaniern erbaut waren. Es waren dies kleine Kastelle mit Thürmen, schweren Mauern, mit Luken und Schießscharten. Keines von ihnen ist

heut noch vorhanden. Nur ein Hospital und einige alte Klostergebäude sind die spärlichen Denkmale aus der Zeit, wo die spanische Herrschaft begründet wurde. Auch der See, der die alte Stadt umschloß, ist verschwunden: er hat sich auf mehr als eine Legua zurückgezogen, so daß die heutige Stadt völlig trocken liegt und keine Aehnlichkeit mehr mit Venedig hat, mit dem sie ehemals verglichen werden konnte. Mexiko ist jetzt überwiegend eine moderne Stadt, in der Anlage zwar dem allgemeinen Schema entsprechend, welches die Spanier bei Gründung ihrer Städte konsequent befolgt haben, aber, abgesehen von einigen alten Kirchen, ohne Gebäude von hervorragendem, monumentalem Werthe, oder Besonderheiten des Styles. Die Häuser sind in der Regel zweistöckig mit flachen Dächern, geräumig, mit weiten Höfen und aus solidem Material, aber ohne charakteristische Unterschiede. Einige von ihnen aus früherer Zeit, deren Façaden mit glasirten bunten Thonfliesen in maurischem Geschmack belegt sind, ziehen schon dadurch die Aufmerksamkeit auf sich.

Den Mittelpunkt der Stadt und des Verkehrs bildet die Plaza Mayor, an der jenem Schema entsprechend die Kathedrale, der Regierungspalast, sowie die Casas Consistoriales liegen. Sie war in früherer Zeit gleich den übrigen öffentlichen Plätzen der Stadt trocken und öde, seit 1867 ist sie wie jene mit Gartenanlagen geschmückt, welche durch Springbrunnen und Ruhesitze zu einer angenehmen Promenade geworden sind, insonderheit am Abend, wenn Militairmusik die beliebten danzas spielt. Weniger Glück hat der statuarische Schmuck des Platzes gehabt. Im Anfang des Jahrhunderts hatte man die Bildsäule des Königs Karl VI. von Spanien darauf gesetzt, der erste Metallguß, der im Lande ausgeführt war; sie wurde in der Revolution beseitigt und erst später, vielleicht nur wegen des letzterwähnten Umstandes, im Paséo de Bucareli wieder aufgestellt. Dann legte man inmitten des Platzes den Grund-

stein zu einem der „Unabhängigkeit" geweihten Denkmal; es ist jedoch in Folge der Wirren und Kämpfe, welche das Land bis vor wenigen Jahren fast unablässig zerrissen und den Genuß der Unabhängigkeit arg verkümmert haben, bislang bei dem Grundstein verblieben; nur ein Sockel, zócalo, ist darüber gelegt worden, von zierlichen Rabatten und Fußwegen umgeben, welcher als Podium der Musikbanden dient.

Die Kathedrale wurde auf dem Platze erbaut, auf welchem el Teocalli, der größte und wichtigste aztekische Tempel, der des Kriegsgottes Huitzilopochtli (wir pflegen den Namen in Fitzliputzli zu verschleifen) gestanden hatte, der sich über Terrassen erhob und auf dessen Spitze die Kriegsgefangenen dem Gotte geopfert wurden. Er war der Erde gleich gemacht und der Platz den Franziskanern übergeben worden, welche zur Sühne eine Kirche darauf errichteten, die aber nicht lange bestanden hat. Der jetzige Bau wurde 1573 begonnen unter Benützung der ungeheuren Fundamentsteine des alten Heidentempels, und 1635 dem Gebrauch übergeben; die beiden Thürme sind erst 1791 vollendet worden. Das Innere bildet ein griechisches Kreuz und ist in fünf Schiffe getheilt. Der Styl ist der als churroguerisco bekannte unschöne Zopfstyl; doch ist der Bau durch die bedeutenden Dimensionen wirksam. In die Seitenmauer der Kathedrale ist der aztekische Kalenderstein eingefügt worden, welcher vor dem Tempel gestanden hatte und welcher die Zeitrechnung der Azteken bestimmte, angeblich richtiger, als die der Spanier, welche damals noch den Julianischen Kalender hatten. Er ist ein kreisrunder Stein, der etwa 3 Fuß dick ist und 12—13 Fuß im Durchmesser hält. Die obere Seite ist in sechs konzentrischen Kreisen mit Skulpturen bedeckt, die von großer Freiheit und Feinheit der Zeichnung und von einem Geschick in der Ausführung sind, das Bewunderung hervorruft um so mehr, als den Azteken eiserne Werkzeuge nicht bekannt waren. Auf die Deutung lasse ich mich nicht ein; ich bringe

Dir aber eine Photographie mit, an welcher Du zu deuten versuchen magst, in wie weit Deine aztekischen Kollegen ihr Metier verstanden haben. Sonst sind wenige Reste des Tempels erhalten, jedoch sind bei neuerlichen Ausgrabungen auf der Plaza zum Zweck einer unterirdischen Wasserleitung interessante Funde gemacht worden, deren das nationale Museum sich angenommen hat.

Der Regierungspalast, in welchem die fünf Ministerien, die Staatskasse, der Senat, die Wohnung des Präsidenten der Republik und eine Infanteriekaserne sich befinden, steht auf dem Platze des alten Palastes von Monteczuma. Als nach Eroberung der Stadt der Grund und Boden für Neubauten an die Conquistadores durch das Loos vertheilt wurde, fiel jener Palast dem Cortéz zu, welcher auf den Trümmern desselben ein niedriges, aber ausgedehntes Haus errichtete, das von vier Thürmen flankirt war Bei der Theilung war im Eifer Seine Majestät von Spanien vergessen worden und Cortéz mußte daher die Behörden in seine Wohnung unterbringen. Später kaufte die Regierung das Gebäude.

Die Casas Consistoriales beherbergen die Büreaux der städtischen Behörden und der Verwaltung des Distrito Federal, sowie deren Dependencien.

Nach der Plaza Mayor rangirt unter den öffentlichen Plätzen die Alameda im Westen der Stadt (álamos, die Pappel) von breiten Fahrstraßen umgeben und jetzt innerhalb derselben mit einer parkartigen Anlage geschmückt, in welcher Springbrunnen und schattige Bäume den Aufenthalt angenehm machen. Ehedem war hier der Quemadéro, die Stätte, wo die von der Inquisition zum Tode Verurtheilten verbrannt wurden, was bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschah. Das Tribunal der Inquisition, die 1813 aufgehoben, 1814 aber wieder eingerichtet wurde und dann noch bis 1820 bestanden hat, hatte seinen Sitz in der jetzigen Avenida des 2. April. Es

kann für einen Humor der Geschichte gelten, daß an Stelle desselben die neue medicinische Schule errichtet worden ist. Die Straße San Hipolito, welche die Alameda an der Nordseite begrenzt, ist nach der Kirche benannt, welche zum Gedächtniß des Tages, an welchem Cortéz die Stadt einnahm, von ihm gegründet worden ist. Von seinen Stiftungen besteht außerdem nur noch das Hospital de Jesus, welches er im Jahre 1524 erbaut hat und welches 300 Kranke aufnehmen kann.

Am Ende der Calle San Hipolito beginnt El Paséo de Bucareli, eine lange staubige Chaussee, von wenig gepflegten Bäumen besäumt, aber der beliebteste Weg für Spazierfahrten und insoweit mit Recht, als er eine herrliche Aussicht auf das westliche Thal und auf die beiden mächtigen Schneeberge, welche es beherrschen, gewährt. Wer die vornehme und elegante Welt von Mexiko kennen lernen will, muß hier am Abend den Korso sehen, der sich von dem Eingang des Paséo, auf welchem der bronzene Karl IV. jetzt einen Ruheplatz gefunden hat, in der Richtung nach Schloß Chapultepec bewegt. Es fehlt nicht an schönen Frauen, deren Schönheit der spanische Schleier mehr hebt als verhüllt, und welche mit der ganzen Languideza, die ihrer Natur eigen sein soll, in den Wagen hingegossen, die Kühle der Abendluft genießen. Ob dies der einzige Zweck sei, machen die zahlreichen Reiter etwas zweifelhaft, welche sich zwischen oder neben den Wagen bewegen, vielfach in der eigenthümlichen Tracht, welche der Mexikaner mit Vorliebe trägt, wenn er reitet, und dies thut er fast immer oder möchte es wenigstens. Caballero, der Mann, der zu Pferde sitzt, ist nicht umsonst die Bezeichnung des vornehmen, des Edelmannes. Ob es noch mit der Bewunderung zusammenhängt, welche die alten Bewohner des Landes den ersten Pferden zollten, welche Cortéz landete und welche sie für göttliche Wesen hielten, ob es die Ueberlegenheit des Reiters über den Fußgänger ist, welche in einem Lande, wo die Wege erbärmlich sind und die Hitze groß ist, besonders hervor-

tritt: jedenfalls ist der Mexikaner ein leidenschaftlicher Pferdefreund und der Besitz eines Pferdes ein Kriterium, — Manche meinen das wesentlichste — für die Zugehörigkeit zur oberen oder unteren Klasse der Gesellschaft.

Die Pferde sind von mittlerer Größe, gutartig, weil im Allgemeinen gut behandelt und von großer Ausdauer. An ihrer Ausstattung fällt der eigenthümliche Sattel auf und die Größe der schuhartigen Steigbügel, jener von ungewöhnlicher Breite, vorn mit einem ovalen, schrägstehenden Aufsatz statt des Sattelknopfes, hinten mit einem hohen Bocke, beides Einrichtungen, deren Werth man schätzen lernt, wenn man steile Wege auf und ab reitet. Die Tracht des Reiters besteht in einer kurzen Jacke und in einer ledernen Reithose, welche an den Seiten aufzuknöpfen ist; sie wird geschlossen oder halb offen über dem weißen Beinkleid getragen, das nebst dem baumwollenen Hemd die regelmäßige leichtere Bekleidung bildet. Dazu der Sombrero, der breitrandige Hut von Stroh oder Filz, mit dicker Schnur umwunden, und die Serrape, ein shawlartiges Tuch oft von feinem Gewebe, das um die Schultern genommen oder hinter den Sattel gelegt wird und ohne das der Mexikaner nicht zu denken ist, da es ihm Alles ist, Cachenez, Mantel, Vermummung und Lagerdecke. Bei den Reitern, die sich in dieser Tracht auf dem Paséo zeigen, ist sie mit großem Luxus verfeinert und ausgeschmückt, der sich zumal in der Verwendung des Silbers, des nationalen Edelmetalls, gehen läßt. Das Zaumzeug des Pferdes und der Knopf des Sattels, sowie was sonst an demselben sichtbar wird, sind reich mit Silber beschlagen oder mit Silberplatten belegt; die Steigbügel, in denen der Fuß mit der ganzen Sohle ruht, sind wohl ganz von Silber, zuweilen mit kunstreich ausgeführten Gravirungen; die zahllosen Knöpfe der Jacke und der Reithose sind kleine Silberknollen; die Schnur um den Sombrero ist zu einem breiten Wulst von Silbergewebe geworden und noch dazu bedeckt eine Silberborte den Rand in

dessen ganzer innerer und äußerer Breite, so daß der Hut schwer wird wie ein Kürassierhelm und daß er einen Preis bis zu 40 Dollars erreicht. Dafür sieht aber auch El Señor Caballero ausnehmend stolz und prächtig aus.

In der Zeit vom ersten Fastensonntage bis Pfingsten ist ein anderer Spaziergang, El Paséo de la Viga, in Mode. Er führt entlang dem linken Ufer des Kanals, der aus den oberhalb des Texcocosees gelegenen Seen von Chalco und Xochimilco abgeleitet ist und an dessen Rändern sich eine Menge schwimmender Gärten, die sogenannten Chinapampas befindet, Wohnungen Eingeborener, ganz so wie sie zur Zeit der Eroberung bestanden haben müssen. „Die Erinnerung führt," so sagt mein spanischer Gewährsmann, „auf die alten Indier zurück, die, vor einem wilden Feinde fliehend, zwischen dem Schlamm der See-Eilande den Grund des großen Tenoxtitlan legten. Diejenigen, welche kein Land gewinnen konnten, bildeten ein kleines Floß aus Rohr, das fest verbunden wurde; auf diese schwimmende Grundlage legten sie einige kleine Baumstämme und warfen den Schlamm des Sees oder Fruchterde darüber, welche sie von anderen Orten zutrugen und so bildeten sie mit vieler Mühe ihre Pflanzungen, welche umherschwammen, ein Spiel der Winde."

Weit zurück in der Zeit führt noch ein anderes Denkmal, das auf einem kleinen Platze in der Mitte des Paséo steht, ein Monument für Guatimotzin, den letzten Fürsten der Azteken, der nach Monteczuma's und seines Nachfolgers Tode die Führung übernommen und die Stadt während der langen Belagerung durch Cortéz tapfer vertheidigt hatte. Die Kraft, Energie und Ausdauer, mit welcher der junge König die Vertheidigung fortgesetzt hatte, als er kaum noch einen Mann und einen Stein auf dem andern hatte, nöthigten auch dem Feinde Bewunderung ab. Er mußte endlich den Widerstand aufgeben und wurde gefangen vor Cortéz geführt. Als dieser seinen

Muth und die heroische Vertheidigung rühmte, ergriff der Fürst den Dolch, welchen Cortéz am Gürtel trug und rief aus: „Nun ist mein Leben für mein Vaterland und für mein Volk unnütz, nimm es mir, Kastilianer, ich bitte dich darum, aus Mitleid.“ Anfangs mit Rücksicht behandelt, änderte sich dies, als die Schätze, welche die Belagerer erwartet hatten, sich nicht fanden und die Vermuthung entstand, daß sie verborgen gehalten würden. Um die Angabe des Verstecks zu erreichen, wurden Guatimotzin und seine Gefährten auf das schrecklichste gefoltert. Seine Füße wurden mit Oel eingerieben und auf einen Scheiterhaufen gelegt, so daß sie beinahe ihre Form verloren. Einer seiner Genossen wendete sich weinend nach Guatimotzin mit den Worten: „Siehe, was ich leide.“ Der junge König, der ohne Klage seine Qualen trug, entgegnete ihm lächelnd: „Liege ich etwa auf Rosen?“

Die Mexikaner, welche es lieben, an Erinnerungen aus vorspanischer Zeit anzuknüpfen, haben dem aztekischen Helden das, wie mir scheint, wohlverdiente Denkmal gesetzt, vielleicht in der Absicht, an seinem Vorbild zu lernen und ihre Jugend zu lehren, wie man, nicht gerade die Schmerzen der Folter, aber die Leidenschaften der Geldgier und der Ehrfurcht um des Vaterlandes Willen zu überwinden habe, das der selbstlosen und redlichen Männer in seinem Regimente noch mehr bedarf, als der Eisenbahnen und der Einwanderung.

Die Stadt Mexiko stellt mit ihrer Umgebung ein politisches Sonderwesen dar, den Distrito Federal, der nach Proklamirung der Republik, wie die Verfassung derselben überhaupt, nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika formirt wurde. Wie der Distrikt of Columbia mit der Stadt Washington für die Union, so sollte auch die Stadt Mexiko mit einem Territorium von zwei Leguas Radius im Umkreise der Plaza de Armas das territoriale Fundament des Bundes, gewissermaßen seine körperliche Repräsentation bilden. Der

Distrito Federal wurde einem Gobernador unterstellt, der ohne feste eigene Befugnisse dem Minister des Innern untergeordnet und der geborene Präsident des ayuntamiento — Stadtrathes — und mittelbar auch der vier Präfekturen ist, in welche der Distrikt, abgesehen von der Stadt Mexiko, sich theilt, da er die Präfekten derselben ernennt. Die im Jahre 1857 erneuerte Verfassung nahm die Bildung eines besonderen Staates aus dem Thale von Mexiko, jedoch nur für den Fall in Aussicht, daß die höchste Staatsgewalt von der Stadt Mexiko nach einem andern Orte verlegt würde und überwies bis dahin dem Kongreß die Regelung der Distriktsverwaltung auf der Grundlage, daß die Bürger die politischen, städtischen und richterlichen Behörden wählen und die Deckungsmittel für ihre örtlichen Bedürfnisse bestimmen sollten. Indessen ist es zur Durchführung dieser Grundsätze bisher nur theilweise gekommen, da die Wahlen sich nur auf einzelne municipale Körperschaften erstrecken, die von den politischen Autoritäten völlig abhängig sind und die Bürger der Stadt über Auflegung und Erhebung der Steuern nicht mitbeschließen.

Zur Zeit beschäftigt das öffentliche Interesse mit großer Intensität eine Frage, die allerdings eine Lebensfrage ist, die Wasserfrage, aber nicht bezüglich der Versorgung der Stadt mit Wasser, sondern deren Entwässerung. Für die erstere war bisher durch zwei Wasserleitungen gesorgt, welche auf steinernen Bögen der Stadt das Wasser aus den Bergen zuführen und welche schon in früher Zeit angelegt worden sind, da das Brunnenwasser, obwohl leicht zu erreichen, wegen seines meist starken Schwefelgehaltes zum Genuß nicht geeignet ist. Jetzt ist eine unterirdische Wasserleitung eingerichtet. Dagegen ist die Entwässerung der Stadt in der übelsten Lage, weil das Terrain mangelt, welches die Abwässer aufnehmen und abführen könnte. Das Thal, in welchem die Stadt liegt, ist eine große Mulde von elliptischer Form, rings von schroffen Bergen umgeben,

mit Ausnahme der Nordseite, auf welcher es eine flache Abdachung hat. Es bildet das natürliche Sammelbecken für die Abflüsse der umschließenden Berge, hat aber nach den Niveauverhältnissen keinen natürlichen Ausgang, durch welchen sie weiter befördert werden könnten. Dieses Becken war früher in weiter Ausdehnung gefüllt durch zwei Seen, die zur Zeit der Eroberung durch Cortèz einen Umfang von mehr als 50 Leguas hatten und die in ihrer Umgebung eine reiche und kräftige Vegetation erhielten. In dem einen dieser Seen war die Hauptstadt Tenoxtitlan, auf deren Trümmern das heutige Mexiko erbaut wurde. Gegenwärtig sind jene beiden großen Seen nicht mehr vorhanden; sie sind so gesunken, daß sich sechs kleinere Seen von verschiedener Höhenlage gebildet haben, von denen der von Texcoco der Stadt zunächst liegt. Diese selbst liegt niedriger als die fünf oberen Seen und ist nur unbedeutend, kaum zwei Meter, höher als der Texcocosee. In diesen See, der zur Zeit etwa 10 Quadratleguas bedeckt, aber kaum mehr als einen halben Meter tief sein soll, wurden bisher als in den einzig möglichen Recipienten die Abflüsse der Stadt geleitet; es zeigt sich aber, daß sein Boden durch die Senkstoffe, welche die städtischen Abwasser und noch mehr die Zuflüsse von den umgebenden Bergen absetzen, sich beständig erhöht und zwar um 2—3 Centimeter jedes Jahr, so daß die Abflußkanäle allmälig unter seinen Boden zu liegen kommen. Die Folge ist, daß die Abgänge der Stadt in den Kanälen, die überdies eine unzweckmäßige Lage haben, zurücktreten oder stagniren und daß der Abfluß in der Stadt selbst stockt. Dazu kommt, daß unterhalb der Stadt ein nur von einer dünnen Erdschicht bedeckter, ausgedehnter Sumpf liegt, dessen schädliche Exhalationen sich durch Zerstörung der darauf errichteten Gebäude und der Gesundheit ihrer Bewohner äußern.

Die Senkung der alten Seespiegel hat außer diesen Uebelständen für die Stadt auch den weiteren mit sich gebracht, daß

die ehemals reiche Entwickelung des Pflanzenlebens aufgehört hat. Das Thal ist größtentheils innerhalb der ehemaligen Seebecken eine unfruchtbare, öde Fläche geworden, in welcher sich kleine Pfützen übelriechenden Wassers halten, oder die mit Streifen von Salz bedeckt ist. Die Waldverwüstung auf den Berglehnen, die auch hier der Unverstand rücksichtslos getrieben hat, ist die wahrscheinliche Ursache der Unregelmäßigkeit der Zuflüsse und der Aufzehrung der Seen durch Verdunstung, zugleich einer zunehmenden Trockenheit der Luft, welche im nothwendigen Kreislauf dieselbe beschleunigt, sowie einer starken Schwankung der Temperatur, welche oft an einem Tage um 20 Grad R. wechselt. Die nachtheiligen Wirkungen zeigen sich deutlich und in empfindlichster Weise an der Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Bewohner des Thales und der Stadt, die ehedem für außerordentlich gesund gegolten hat. In den öffentlichen Verhandlungen, welche über die Angelegenheit neuerlich gepflogen wurden, ist dargethan worden, daß die Sterblichkeit im letzten Jahrzehent in regelmäßiger Steigerung zugenommen hat. Während im Anfang desselben das Verhältniß der Todesfälle zur Zahl der Einwohner wie 1 : 42 war, ist es am Ende des Zeitraums wie 1 : 19 geworden, ohne daß besondere verheerende Krankheiten aufgetreten waren. Typhöse Fieber und Krankheiten der Athmungsorgane sind die hauptsächlichen Todesursachen.

Es handelt sich jetzt darum, diese Mißstände zu heben und zwar soll dies durch Erbauung von Kanälen geschehen, die so weit geführt werden müssen, daß sie eine den Abfluß sichernde Neigung erhalten, ein Erforderniß, welches, wenn überhaupt erfüllbar, die Baukosten ziemlich hoch machen wird. So haben nicht blos die Stadtväter an der Spree ihre Kanal- und Abfuhrsorgen!

In den Umgebungen der Stadt zieht den Fremden am meisten das Schloß von Chapultepec an, das etwa eine

Stunde von Mexiko entfernt ist, sowie das etwas weiter davon, seitwärts von Chapultepec belegene, Tacubaya. Das Schloß liegt auf einem vereinzelten Hügel, bis zu welchem wahrscheinlich einst der Spiegel des Texcocosees gereicht hat und der schon einen Palast des Königs Montezuma getragen haben soll. Es wurde in seiner zeitigen Gestalt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtet, und hat dem Kaiser Augustin I., dem ehemaligen Kreolenoberst Iturbide, während seines kaum einjährigen Regimentes (1822) als zeitweilige Residenz gedient. Demnächst aber hat es Kaiser Maximilian zum Sommeraufenthalt gewählt und für den Zweck einrichten, auch die breite, gerade Straße von Mexiko aus dorthin bauen lassen, deren Anfang der Paséo de Bucareli bildet. Es ist ein quadratischer Bau, auf dessen massivem Erdgeschoß sich ein rings von luftigen, hohen Veranden umgebenes Stockwerk erhebt und der von zwei mäßig hohen Aussichtsthürmen überragt wird. Weit vorspringende Terrassen, von massiven Mauern gehalten, bilden den Unterbau. An dem Hügel aufwärts zieht sich ein Wald, der wie ein Stück Urwald erscheint. Ahuehuetes (cupressus disticha) von riesigem Wuchse, von grauen Flechten wie mit Schleiern behangen, herrschen darin vor. Von unvergleichlicher Großartigkeit ist die Aussicht, die sich von der Terrasse und dem oberen Stockwerk bietet; im Vordergrund zu Füßen die Laubmassen des Waldes, der die Flanken des Hügels bekleidet, darüber hinaus das Thal von Mexiko mit der thürmereichen Hauptstadt, den Steinbögen der Aquädukte und den Seen, dann die Bergreihen, welche es einschließen, über allen aber die gewaltigen Hüter des Thales, der Popokatapetl und der Ixtacciuatl, jener mit scharfer, schneebedeckter Spitze ein noch thätiger Vulkan (der Name bedeutet „rauchender Berg“), dieser ein breites, mächtiges Massiv, dessen Linien einer liegenden Menschengestalt ähneln, und das deshalb die alten Indier „die ruhende Frau“ nannten. An Schönheit ge-

winnt das Bild bei Sonnenuntergang, wo die Fülle röthlichen Lichtes, die dann darüber ausgegossen ist, die kahlen Flächen des alten Seebeckens durch den Duft der Farbe hinwegtäuscht und die Grate der Berge, deren öde Hänge in blaue Schatten sinken, mit Golde säumt. Unwillkürlich drängt sich die Erinnerung an den unglücklichen Kaiser Maximilian auf, der in solchen Stunden von dieser Stelle aus oft auf das Thal zu seinen Füßen geblickt haben mag. Sein tragisches Schicksal rührt um so mehr, als alle Zeugnisse darin übereinstimmen, daß sein Herz voll von dem Wunsche war, das Land, das zu regieren er übernommen hatte, auch glücklich zu machen. Spuren seiner Residenz sind noch in der Einrichtung der Zimmer vorhanden. Im Uebrigen hat das Schloß zeitweilig als Sternwarte gedient und wird zur Zeit umgebaut und erweitert, um eine Militairakademie aufzunehmen.

Tacubaya, das man von der Terrasse des Schlosses am Fuße des Hügels sieht, ist ein Sommersitz mit hübschen Landhäusern und wohlgehaltenen Gärten. In seinem alten erzbischöflichen Palast hat sich das Collegio Militar der Republik installirt und wo ehedem die Priester auf leiser Sohle durch die Gänge wandelten, klirrt es jetzt von Offizieren aller Waffen, einschließlich des Genie und der Marine. Einen besonderen Namen hat der Ort in der Geschichte durch die verschiedenen Pronunciamentos, die von ihm ausgingen, auch als Stätte eines blutigen Gemetzels, das im Jahre 1859 nach einer Niederlage des Ejercito Constitucional der siegreiche General anrichtete, indem er eine Anzahl friedlicher Bürger, Studenten und Mitglieder des ärztlichen Korps erschießen ließ. Er hat davon den Beinamen la ciudad de los martyros (Stadt der Märtyrer) erhalten.

Hier war es auch, wo Henriette Sonntag auf einem Ausflug von Mexiko, wo sie als Sängerin Triumphe feierte, den Keim zu ihrem Tode legte. Sie erkrankte nach einem

heiteren Mahle, das sie mit Freunden eingenommen, angeblich durch Fische vergiftet und starb, nach Mexiko zurückgebracht, kurze Zeit darauf (17. Juli 1854).

Ueber das geistige Leben der Hauptstadt ist, oder vermag ich wenigstens, nicht viel zu berichten. Unter der Freiheit der Meinungen und der Presse, welche die Verfassung gewährleistet, werden in ihr zahlreiche Zeitschriften, darunter allein 18 politische Tagesblätter herausgegeben, bei denen es aber mehr die Menge als der Inhalt thut. Auch der Unterricht ist nach der Verfassung frei und damit zugelassen, daß neben den öffentlichen Schulen Privatschulen errichtet werden. Nach der Vorschrift des Gesetzes soll in den Staats- und in den Gemeindeschulen Unterricht in der Religion nicht ertheilt, dessen Ertheilung vielmehr den Müttern der Kinder, „deren Sache es sei", überlassen werden. In Folge davon haben insbesondere die Anhänger des katholischen Klerus, welchen jene Vorschrift anstößig ist, zahlreiche Privatschulen begründet, welche den öffentlichen Schulen starke Konkurrenz machen. Man hat mir die Zahl der Primairschulen in der Stadt auf 234 mit 13 000 Schülern angegeben, von denen den öffentlichen Schulen nur etwa 39 Prozent angehören. Für den höheren Unterricht bestehen 16 Anstalten mit etwa 4000 Schülern und Schülerinnen. Sind diese Zahlen richtig, so wäre zu schließen, daß ein relativ starker Prozentsatz der Kinder im Alter von 6—14 Jahren, deren Zahl sich bei 240 000 Einwohnern erheblich höher stellen muß als 17 000, des Unterrichts entbehrt.

Eine Universität besteht als Ganzes nicht, sondern es sind nur Fachschulen vorhanden.

Unter den höheren Lehranstalten ist ein Collegio de Bellas Artes hervorzuheben, das auch die Ingenieurkunst umfaßt und von etwa 600 Schülern besucht wird. Man hat auch ein Museum von San Carlos für Gemälde und Skulpturen begründet, das in zwei Abtheilungen Werke altspanischer und

altmexikanischer Kunst und die neumexikanischen Leistungen in beiden Gebieten enthält, und das jedenfalls Sinn für Kunstpflege bekundet, wenn auch das Gebotene nach Werth und Menge zur Zeit noch mehr das Wollen als das Vollbringen zeigt.

Eine recht werthvolle Einrichtung sowohl im erziehlichen als im patriotischen Sinn verspricht das Nationalmuseum zu werden, das alles auf die Geschichte der alten und neuen Bewohner des Landes Bezügliche sammelt und gut geordnet zur Anschauung bringt. Es steht unter der Leitung eines Direktors, dessen indianische Abstammung unverkennbar ist, der aber seiner Aufgabe mit Eifer und großem Geschick obliegt. Den interessantesten Theil bilden die Sammlungen von Reliquien der aztekischen Zeit, Waffen aus Obsidian und anderen Steinen, kunstreich geschnitzte Götterbilder aus Stein und Thon, musikalische Instrumente aus Holz mit Schlägeln zum Tönen gebracht und abgestimmt.

Von der hohen Kunstfertigkeit, welche die Azteken in Bearbeitung der Metalle und Steine erreicht hatten, gaben insbesondere zwei kleine Werke Zeugniß, welche der Direktor in seiner Privatsammlung hatte, ein Gefäß aus Obsidian, auf welchem ein Affe in Hochrelief mit großer Naturwahrheit ausgearbeitet war und ein Schmuckstück aus getriebenem Goldblech, das den Gott des Wassers darstellte. Nach diesen Probestücken wird wahrscheinlich, was die alten Chronisten von der technischen Geschicklichkeit der Azteken erzählen, wie, daß sie in einem einzigen Prozesse Fische mit Schuppen von Gold und Silber zu gießen vermochten, oder Vögel, welche die Flügel, die Zunge und den Kopf bewegten.

In dem Museum ist ein Idol, welches die Göttin des Todes darstellt, mit offenen Händen, in deren jeder drei dicke Schwielen ausgearbeitet sind, eine Andeutung ihrer harten und angestrengten Arbeit. Eine andere Merkwürdigkeit ist eine

bildliche Darstellung auf langen Tafeln von Agavepapier, welche die Einwanderung der Azteken darstellt und die Ueberwindung der Tolteken, durch welche sie sich zu Herren des Landes machten. Eine Anzahl monumentaler und sehr gewichtiger Alterthümer ist zur Zeit in dem offenen Hofe des Museums aufgestellt, bis zu der in Angriff genommenen Fertigstellung eines bedeckten Saales, darunter der große Opferstein, auf welchem die Kriegsgefangenen getödtet wurden, auf der oberen Fläche mit einer Vertiefung und einem Kanale zur Ableitung des Blutes der Opfer, am äußeren mehrere Fuß hohen Rande mit einem reichen Relief, welches die Kämpfe und Siege der aztekischen Könige in fortlaufender Folge darstellt. Dann die überlebensgroße Bildsäule einer Gottheit in liegender Stellung aus Yucutan und ein hohes Bild der Todesgöttin, dieses Mal zur Symbolisirung ihrer nimmer ruhenden Thätigkeit mit sechs Händen. Eine Zeitschrift in monatlichen Heften, deren erster Jahrgang vollendet ist, ist bestimmt, die wichtigeren Funde auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Daß das Museum außer den Bildnissen aller spanischen Vicekönige und aller Präsidenten der Republik, welche mehrere Wände füllen, auch die Uniform von Kaiser Augustin I. und das Tafelgeschirr von Kaiser Maximilian aufbewahrt, erwähne ich, um die objektive historische Auffassung zu kennzeichnen, welche die Verwaltung leitet. Ein starker Kontrast gegen diese Reliquien sind die eisernen Rüstungen der Männer und Rosse, welche aus den Zeiten der Conquistadores erhalten sind. Unter diesem Himmel im Eisenpanzer zu reiten und zu kämpfen setzt Männer von eisernem Willen und eiserner Kraft voraus.

Schätze anderer Art, die zum großen Theil noch der Hebung und Verwerthung harren, werden in dem Archivo general und in der Nationalbibliothek verwahrt. Das erstere, das neben den Büchern 14000 Hefte mit Handschriften enthält, ist dem Vernehmen nach insbesondere reich an Schriften aus

der ersten Zeit der spanischen Herrschaft, welche anderweit noch nicht bekannte Darstellungen der aztekischen Civilisation enthalten. Die Nationalbibliothek ist in der Kirche von San Agostin untergebracht und das Agglomerat der Bibliotheken der Klöster, welche im Jahre 1861 aufgehoben worden sind. Sie umfaßt mehr als 100000 Bücher, deren Inhalt und Werth noch so gut wie unbekannt sind und die auf den Ordner und Forscher warten.

Für heut muß ich schließen. Ich habe die Absicht, von hier nochmals an die Küste des stillen Oceans zu reisen, um auf ihm weiter nach Süden zu gehen. Dazu bieten sich verschiedene Wege. Der verhältnißmäßig leichteste wäre von Mexiko nach Acapulco, der etwa 12—14 Tage in Anspruch nehmen würde; doch bietet er wenig. Freund W. hat mir einen anderen Weg vorgeschlagen, der mich in Manzanillo an das Meer bringen und durch die Staaten Michoacan, Jalisco und Colima führen würde. Michoacan hat Humboldt das Paradies von Mexiko genannt und da der Frühling da ist, würde dies genügen, dem Vorschlag zu folgen. Allerdings ist die Route wenig begangen, führt durch rauhe Gebirge und muß fast durchweg zu Pferde gemacht werden, was für einen stark mittelalterlichen Büreaukraten gewissermaßen unnatürlich ist. Indessen will W. mir das Opfer bringen, mich zu begleiten und da ich nicht einsehe warum ich, der ich so lange bescheiden zu Fuß gegangen bin, mich auch nicht einmal aufs Pferd setzen soll, so habe ich alle Bedenken bei Seite gesetzt und mich auf den Ritt ins romantische Land verpflichtet. Dazu bedarf es nun aber mehr Vorbereitungen als ein Durchschnittsberliner sich träumen läßt. Reitpferde, Lastthiere, bewaffnete Mozzos, militairische Eskorte, Proviant, herzstärkendes Getränk, Feldbettstellen, alles das und mehr muß mitgenommen oder im Voraus bestellt werden und zwar, da die Reise etwa 4 Wochen dauert, nach sorgfältiger Ueberlegung und in der

erforderlichen Nachhaltigkeit. Da hat denn Freund W. natürlich ein dickes Päckchen Mühe. Morgen soll es fortgehen, zunächst eine Tagereise oder zwei mittelst Diligence. Ob es Postverbindung unterweges gibt, weiß ich zur Zeit nicht; wenn nicht, so kann ich erst von Colima aus schreiben, dem Ziele der Reise, von wo ich Manzanillo, das der Hafen von Colima ist, rechtzeitig zu erreichen streben muß, um den Dampfer zu fassen, der leider nur ein Mal monatlich von San Francisco nach Panama geht und Manzanillo anläuft. Gib mir einen kräftigen Reisesegen!

XXIX.

Von Mexiko über die Kordilleren nach Colima. — Die mexikanische Diligence. — Tolucca. — Maravatio. — Stiergefecht. — Hacienda de Agua Fria. — Schwefellagune. — Zinepécuaro. — Treiben in der Fonda. — Queréndaro. — Der See von Cuitzéo. — Morelia. — Patzcuaro. — Die Tarasco-Indianer in Jhuatzio. — San Clara de Cobre. — Ario. — Nach dem Vulkan von Jorullo. — Hacienda Tejomanil. — Bananen. — Tolmedan. — Cárento de Feras. — Uruápan, das Land der Blumen. — Kafekultur. — Wasserfall des Cupalitzio. — Besuch bei Donna Petra. — Le vieux laque. — Indianisches Quartett. — Hochzeitsfeier. — Die Reiseequipage. — In Apotzingan beim Cura. — Ein einsamer Rancho. — In Aquililla wieder beim Cura. — Ueber die Sierra Madre. — Die geistliche Kavalkade. — Kaltes Nachtquartier. — Coalcoman. — El Rancho de Pozo. — Nächtlicher Ritt im Bett des Rio Tortuga. — Der Rancho de Las Barreras. — Los Narranjos. — Cardona. — Begrüßung durch die deutsche Kolonie aus Colima.

Colima in Mexiko, 28. Februar 1882.

Das Ziel ist erreicht, zwar noch nicht der Hafen, und mit dem hat es auch noch gute Wege, da mir der Dampfer davongefahren ist und ich nun den nächsten abwarten muß,

aber doch das Ende der Expedition über die Kordilleren, zu der wir von Mexiko aus trotz aller Anstrengung 25 Tage gebraucht haben. Etwas entzwei fühle ich mich, aber da ich hier wohl geborgen bin, wie in Abrahams Schooß, oder besser, da ich mir eine klare Vorstellung nicht machen kann, wie es in Abrahams Schooß sein mag, derart wie es nicht anders in der Heimath sein könnte, so werde ich wohl bald wieder ganz sein und mich der schönen Fahrt freuen können, ohne durch etwas Lendenschmerzen und andere kleine körperliche Defekte in der Freude gestört zu werden. Ich hätte Dir wohl auf dem Wege einmal schreiben können, aber mit der Beförderung durch die Correos sieht es so zweifelhaft aus, daß ich für gerathener fand, erst wieder in die Nähe des Meeres zu kommen, auf dem von hier Briefe über die Vereinigten Staaten oder über Panama sicherer befördert werden, als über den Landweg nach Mexiko.

Da Colima schon in der Tierra Caliente liegt, ist es auch im Winter warm und zwar derart, daß das Schreiben schwer wird. Ich würde es kaum fertig bekommen, Dir eine Beschreibung der ganzen, fast vierwöchigen Tour zu senden und finde als ein Expediens, eine Sammlung loser Tagebuchsblätter beizulegen, die Du nach dem Datum zusammenfinden wirst und die, obwohl manchmal etwas abrupt oder nachlässig in der Fassung, da sie zum Theil auf dem Sattel oder mit müden Sinnen geschrieben sind, Dir doch als die frische und unmittelbare Wiedergabe des Eindrucks vielleicht ein richtigeres Bild geben, als das, welches ich jetzt aus ihnen unter dem Druck von 24 Grad R. komponiren würde.

---

3. Februar 1882.

Bemitleidenswerth früh heraus. Ein herrlicher Staubmantel, den ich bei einem first rate Schneider bestellt und mit

15 Pesos bezahlt hatte, bleibt aus, die versprochene Wäsche kommt ungeplättet, nachdem Boten über Boten gesendet worden. Cosas d'España! Um 7 Uhr in die diligencia, einen unerhörten, unbeschreiblichen Marterkasten, mit drei Sitzen à vier Personen, davon der eine in der Mitte schwebend und so dicht einer am andern, daß die Kniee der Besitzer wie Zahnräder in einander greifen müssen. Konnte mir a priori nicht klar machen, wie 12 Personen hineingestaut werden sollten, es ging aber, wie sich a posteriori ergab; Probiren geht eben über Studiren. Die Kutsche rasselte durch einige Straßen und Vorstädte und dann in der Richtung nach Chapultepec hinaus, aber nicht auf der neuen Chaussée, sondern auf der alten Landstraße, entlang den steinernen Bergen des Aquädukts von San Cosme. Neben mir eine indianische Frau mit einer niña von etwa 9 Monaten, die ein stumpfes, stark bekrustetes Näschen hat, aber wenigstens kein Schreihals zu sein scheint. Daß ich, wenn sie im Arm der Mutter liegt, an der Stützung des Köpfchens betheiligt werde, liegt an der Enge der Verhältnisse. Die Hoffnung, daß wir mit dem Verlassen der Stadt und des schlimmen Pflasters ihrer Straßen auf Wege kommen würden, welche das höllische Stoßen des Wagens mildern möchten, erwies sich als trügerisch. Die Straße ist in den ersten Jahren der spanischen Herrschaft gebaut aus Felsblöcken, die in den Boden gesenkt wurden und deren Zwischenräume mit irgend Etwas ausgefüllt gewesen sein müssen. Dieses Etwas hat im Laufe der Zeit der Regen ausgewaschen, die Sonne ausgedörrt, der Wind verweht, so daß nur die Steinblöcke übrig geblieben sind, die unvermittelt neben und über einander ragen. Eine Besserung ist dem Wege seit unvordenklicher Zeit, mindestens in diesem Jahrhundert, nicht angethan worden, und auf ihm fährt nun die Maschine, die man Diligence nennt, im Galopp, zu welchem der auf dem Dache sitzende Kutscher die acht vorgespannten Maulthiere mit langer

Peitsche unablässig antreibt. Was er damit nicht erreicht, bewirkt ein halberwachsener Junge, sein Adjutant, der bald auf dem Bock bei ihm sitzt, bald neben dem Wagen her läuft oder sich auf dessen Tritt schwingt und mit Steinen, die er wie im Fluge aufgelesen hat, nach den Mäulern, welche die Peitsche nicht erreichen kann, so sicher und geschickt wirft, daß sie den Wurf scharf wie einen Peitschenhieb empfinden. Was bei dieser Bewegung für den Inhalt des Wagens herauskommt, ist schwer zu beschreiben; ich glaube, daß ich keine Stelle am ganzen Leibe habe, die nicht einen Schlag oder Stoß bekommen hat, der inneren Erschütterungen nicht zu gedenken.

(Am Rande ex post: Zur Erklärung der gereizten Stimmung, die sich in diesen Notizen kund gibt, bemerke ich konfidentiell, daß ich in Folge eines Falles von der wie üblich mit Messing beschlagenen Schiffstreppe auf der Fahrt zwischen New-Orleans und Havanna, ein etwas beschädigtes Rückgrat hatte und daß dieses auch schon leichtere Stöße übel nahm.)

Der Mensch gewöhnt sich aber, wenn es nicht anders geht, selbst an eine mexikanische Diligencia und obwohl da, wo die Steinblöcke auf der Straße fehlten, schwerer Staub aufwirbelte, gab es doch lichte Stellen, wo ein Blick nach außen möglich und lohnend war.

Das Land längs der Straße erscheint wenig bebaut, nachdem wir Tacubaya passirt haben, doch werden hier und da auf dem Felde Ochsen sichtbar, schwerfällig vor dem Pfluge schreitend. Auf dem Wege begegnen leicht gekleidete Indianer, die in halbem Trabe laufend, schwere Lasten tragen; Esel schleppen Bauholz, am Packsattel ganze Balken, daß der kleine Burro fast darunter verschwindet; ab und zu liegt ein Haus am Wege, aus Luftziegeln — adobes — mit einem Blätterdach, ohne Fenster und ohne Schmuck, zahlreiche kleine Vogelbauer etwa ausgenommen, und die Schläuche voll Pulque, die unter dem Schatten der Dächer hängen, drollig genug

anzusehen, da sie je aus der ganzen Haut eines Ferkels bestehen, die zugenäht und geräuchert ist und an der Kopf und Beine gelassen sind, so daß die ausfüllende Flüssigkeit die volle Gestalt wiedergibt. In gewissen Distancen stehen militairische Piquets am Wege, 4—6 Mann stark, meist auf Höhen postirt, welche über die Sicherheit der Straße zu wachen haben; auch begleitet uns eine spezielle Eskorte, bestehend aus einem Unteroffizier und sechs Mann, gut beritten und bewaffnet, die im Galopp neben dem Wagen reitet und wenn nicht die Sicherheit so doch den Staub erheblich verstärkt.

Das Ziel des Tages, während dessen einige Male die Maulthiere mit kurzem Aufenthalt gewechselt werden, ist Tolucca, die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts, die wir nach neunstündiger Fahrt erreichen. Die Stadt liegt in bergiger Umgebung und macht den Eindruck einer gewissen Stattlichkeit und zwar nicht blos aus der Ferne; doch wird die Annehmlichkeit durch die Thatsache beeinträchtigt, daß die Blattern stark grassiren. Es sind drei deutsche Kaufleute am Ort wohnhaft, die aber das Leben vorwiegend ungemüthlich finden. Mögen darin wohl Recht haben.

---

4. Februar 1882.

Die Diligencia ging um drei Uhr Morgens ab; es hieß daher um zwei Uhr aufstehen, um die präzis innegehaltene Abfahrt nicht zu versäumen. Der Wagen noch enger als gestern, aber eben so viele Passagiere. Heut hatte ich meinen Platz auf dem Rücksitz, wo die Stöße schwächer sein sollen, ohne daß das Gerücht sich bestätigte. Das nächtliche Dunkel machte das Einsteigen noch schwieriger. Ich hatte ein weibliches Wesen an meiner Seite, das ich nach der Art, wie es den Kopf verhüllt hatte, für eine Nonne hielt. Als ich diese Vermuthung gegen meinen Reisegefährten aussprach, ließ sich

aus der Umhüllung Kindergeschrei hören, und ich fand dann allmälig, daß es die indianische Frau von gestern war, die ebenfalls den Platz gewechselt hatte; die Nachbarschaft der niña blieb mir also erhalten. Uebrigens war es so kalt, daß die Fenster geschlossen gehalten wurden, bis die Sonne ein gutes Stück über dem Horizont stand. Die Fahrt war durch Einrisse, barrancas, erschwert, welche das Wasser zur Regenzeit in den leichten Boden reißt und welche oft in weitem Bogen umfahren werden mußten. Es gibt auch hier Berge, die man den ganzen Tag nicht los wird, und die sich nicht zufrieden geben, bis man sie von allen Seiten gesehen hat. Ein solcher ist der Chocotlan, um den wir lange Stunden fahren mußten, und der immer gleich weit zu sein schien. Um Mittag machten wir in einem kleinen Pueblo Halt, um zu speisen. Die table d'hôte war in einer der kleinen Adobeshütten, und das Menu bestand in der Hauptsache aus blauen Bohnen, frejoles, heißen Maisfladen, tortillas, und säuerlicher Pulque. Vor der offenen Thür hatte sich ein Knäuel von indianischen Weibern und Kindern eingefunden, die ihrer Sehnsucht nach den Delikatessen des Tisches unzweideutig Ausdruck gaben. Es waren dabei mindestens vier Generationen vertreten, die älteste durch eine Greisin, der weißes Haar in dicken Strähnen in das runzelvolle Gesicht hing; die dritte, vielleicht vierte durch zwei Dirnen von 16—18 Jahren, von stark entwickelten Körperformen. Ihre einzige Bedeckung war ein Tuch, das um die Lenden geschlagen war und eine Art breiter Cravatte um den Hals; was dazwischen lag, war durch Kleidung nicht beengt. Sie griffen mit wahrer Gier nach dem, was von den Resten des Mahles ihnen überlassen wurde. Auch Blinde waren unter den Bettlern, die ihr Augenlicht durch die Blattern verloren hatten.

Als wir mit sinkender Sonne nach Depetongo kamen, begrüßte uns eine Kavalkade, an ihrer Spitze Herr von Fr.,

ein ehemaliger österreichischer Offizier, und ein Herr W., ehemals Offizier in der sächsischen Armee, Beide von dem Heere Kaiser Maximilians zurückgeblieben und jetzt bei dem Bau der Eisenbahn thätig, welche von Mexiko über Tolucca nach Morelia und weiter nach der Küste des stillen Ozeans geführt werden soll. Herr von Fr. bot sein Haus in Maravatio, wo er sein Hauptquartier hat, gastfreundlich an. Wir erreichten den Ort in voller Dunkelheit, froh der Folterkutsche mit ungebrochenen Gliedmaßen entsteigen zu können. In dem Städtchen noch volles Leben; indianischer Markt bei Fackellicht.

Sonntag, 5. Februar.

Wir wurden heut nicht fortgelassen. Ein Stiergefecht und ein Ball standen in Aussicht; sodann mußten Pferde gekauft und Führer angenommen werden. Mit einem der Ingenieure der Eisenbahn besuchte ich am Vormittag Kirche und Markt; die Erstere war so voll, daß eine große Menge vor der Thür stehen mußte. Der Markt beschränkte sich nicht auf die Plaza, die mit gut gehaltenen Gartenanlagen geschmückt war, sondern breitete sich in alle Straßen des Städtchens aus, das mit den zu seinem Gemeindebezirk, municipalidad, gehörigen ranchos oder Einzelhöfen, mehr als 12000 Einwohner hat. Einfachere Waaren und einfachere Art ihrer Ausstellung sind nicht wohl zu denken. Die Ersteren bestanden aus Salz, Kalksteinen, Früchten, irdenen Gefäßen und einigen Schmucksachen und Kurzwaaren der billigsten Art, die ihren nürnberger und böhmischen Ursprung nicht verleugnen konnten, Alles auf Matten am Boden; außerdem aus Pulque, die in kleinen Gefäßen verkauft wurde. Mancher Kram mochte im Ganzen kaum einige Groschen werth sein. Dabei hockten die Verkäufer, meist Frauen, stundenlang am Boden, mit einer Ruhe, die fast Unbeweglichkeit genannt werden konnte; selbst in den

Mienen des Antlitzes kaum eine Bewegung; überall, selbst an den Pulquequellen wenig laute Worte, nirgend ein Schreien oder ein Drängen. Dieses Maaß in Haltung und Lebensäußerung ist den Indianern von reiner Abstammung charakteristisch. Von den Carretas, welche auf dem Markte standen, hatten manche Räder, an denen Speichen und Felgen noch ungetrennt waren, hölzernen Mühlsteinen gleich, aber von unvollkommener Rundung, an die Uranfänge des Rades gemahnend.

Das Stiergefecht fand am Nachmittag Statt in einer Art Cirkus, der eine halbe Stunde von der Stadt errichtet war und etwa 3000 Zuschauer fassen konnte. Er war, obwohl zwei Stockwerke hoch, ohne jeglichen Aufwand von Eisen konstruirt und durch Stricke und Holzverbindungen gehalten, was ihm begreiflicher Weise eine etwas verquere Gestalt gab. Ein Dach gab es nicht; nur ein Theil der Plätze war durch Bretter und Vorhänge gegen die Sonne geschützt und dem zu Folge höher im Preise. Von den zahlreichen Zuschauern war die weitaus größte Zahl Indianer oder mezclados, die in ihrer kleidsamen weißen Tracht schweigend dem Schauspiel entgegen sahen. Die Weißen waren vornehmlich durch die bei der Eisenbahn beschäftigten Ingenieure und deren Angehörige vertreten. Musik eröffnete die Vorstellung, in welcher vier verschiedene Kämpfe geboten wurden. Sie hatten den schematischen Verlauf mit dem Unterschiede, daß die Stiere nicht getödtet wurden und daß es daher keinen Espada oder Matador gab, auf dessen Aktion in Spanien das Interesse sich konzentrirt.

Die Kampfstiere, obwohl junge Thiere, zeigten wenig Feuer und ließen sich weder durch die picadores, welche zu Pferde sie mit Lanzen reizten, noch durch die banderilleros, welche ihnen kleine, mit Fähnchen und Rasselwerk versehene Haken in den Rücken zu stoßen die Aufgabe haben, in besondere Wuth versetzen. Nur ein Mal brachte der Stier das Pferd eines

Picador, indem er es unterrannte, zu Falle, und ein ander Mal überrannte er einen Banderillero, begnügte sich jedoch, ihm mit den Hörnern die Hosen zu zerreißen; sehr bald erlahmte der Furor und der Kämpfer vermied die Torreros mehr als er sie suchte. Ueber solche Feigheit entstand regelmäßig heftiger Unwille des Publikums, der sich in starken Verbalinjurien gegen den Schwächling Luft machte. Ein Mal gab es jubelnden Beifall, als einer der Banderilleros den Stier, dem er nicht mehr ausweichen konnte, wörtlich „an den Hörnern" faßte und sich trotz aller Sprünge und Wendungen des kräftigen Thieres festhielt, bis er den günstigen Moment der Trennung erhaschte. Waren die Stiere des Kampfes, oder die Zuschauer des Stieres müde, so ritten zwei Reiter in die Arena, von denen der eine ihm einen Lazo um die Hörner, der andere einen solchen um die Hinterfüße warf. Saßen die Lazos, was nicht immer bald glückte, so sprengten sie in entgegengesetzter Richtung aus einander und brachten so das Thier zu Falle. Die Schlingen wurden dann gelöst und der Stier, ernüchtert und durch den Fall eingeschüchtert, pflegte ruhig aufzustehen. Um ihn aus der Arena zu entfernen, wurde ein eigenthümliches Mittel angewendet, das auf sein Gemüth berechnet war. Es wurden zwei scheckige Ochsen eingelassen, die, anscheinend darauf abgerichtet, behäbig zu dem Kämpfer hintrabten und ihn von dem Kampfplatz in den Stall begleiteten. Wenn die alten ruhigen Thiere hereintrotteten und wie mit sanfter Ueberredung den blutenden Bravo in ihre Mitte brachten, um ihn von dem Felde der Ehre an die Krippe zu eskortiren, gab es immer herzlichen Jubel. Der harmlose Verlauf der Kämpfe wäre nicht nach spanischem Geschmack; wie sie sind, erwecken sie mehr Heiterkeit, als daß sie die Leidenschaften aufregen.

Der Ball, der am Abend folgte, war von Herrn v. Fr. für die Honoratioren von Maravatio veranstaltet, die sich voll=

zählig dazu eingefunden hatten. Der Frack war nicht de rigueur. Dafür gab es Champagner à discretion und bei der Jugend viel Tanzlust. Der Fußboden war mit Leinwand bespannt, nicht um das Parquet zu schonen, wie beim Lord Mayor in London, denn er war von Lehm, sondern um die Unebenheiten zu verdecken, oder das Festkleben zu verhüten. Der Lieblingstanz der Mexikaner, die danza, die in sehr gemessenem pas mehr geschritten als geschleift wird, erlaubt einen solchen Untergrund. Es ist ein außerordentlich gefälliger Tanz, eine Verbindung von Rundtanz und Quadrille, der nach einer Musik von lebendigem, kapriziösem Rhythmus geht und dessen Verpflanzung in unsere Ballsäle an Stelle des Galopp und ähnlicher Frevel an Schönheit und Gesundheit ein Verdienst wäre.

---

6. Februar 1882.

Der Aufbruch verzögerte sich in Folge der nächtlichen Schwärmerei und weil die erwarteten Mulos ausblieben. Erst durch Intervention des Jefe politico, des Verwaltungschefs des Distrikts, wurden endlich zwei Esel beschafft, denen unser Gepäck aufgeladen wurde. Der Tag war wichtig als der erste Reittag für mich alten Herrn; doch erwies sich der Schimmel, den ich gestern erworben hatte, als ruhig und wohlerzogen, wenn auch mit einem unverhohlenen Widerwillen gegen jede rasche Gangart.

In starkem Sonnenbrand, unter dem Schutze dreier Soldaten, ging es zunächst einige Stunden über eine baumlose, weite Ebene, die blaue, hohe Berge begrenzten. Der Aufstieg auf diese begann gegen Mittag und brachte bald eine Aenderung der Vegetation, in welcher die Eiche der Kiefer wich, sowie schöne Rückblicke über die Ebene, aus welcher einige Seen und grüne Weizenfelder heraufleuchteten. Wie bei uns im März, gab es blühende Mandel- und Pfirsichbäume um kleine An-

siedlungen, die im Gebüsch versteckt lagen. Im Walde weiter oben nahm die Eskorte das Gewehr in Arm, doch blieb Alles still. Da wir in der Mittagsstunde nur kurzen Halt gemacht hatten — unsere Burros waren einen anderen Weg gegangen und mit ihnen unser Frühstück in die Brüche — erreichten wir die Hacienda de Agua Fria, wo wir zur Nacht bleiben sollten, leidlich früh am Nachmittag. Die Gegend ist geologisch interessant; sie liegt im Bereiche des Vulkans von San Andres, der noch in Thätigkeit ist und von dem zahlreiche Erdbeben ausgegangen sind, das letzte, sehr heftige, im Jahre 1873. Oberhalb der Hacienda aus bewaldeter Berglehne stiegen hellgraue Rauchsäulen auf, welche von Schwefelfumarolen ausgehen, die fortwährend in Aktion sind.

In der Hacienda, in welche der Eigenthümer uns gastfreundlich aufgenommen hat, sind alle Einrichtungen von ursprünglicher Einfachheit; im Empfangs- und Wohnzimmer ein Holztisch und einige Strohstühle, an den getünchten Wänden Lithographien der Evangelisten und des heil. Franciskus; ebenso schmucklos das uns eingeräumte Schlafzimmer. Und doch besitzt der Mann etwa 15 Quadratleguas Land. Nur eine Physharmonika, die ein studirter Bruder angeschafft und zurückgelassen hat, geht über die Nothdurft des Lebens; sie ist aber verstaubt und verstimmt. Das Gut, mit dem eine Sägemühle und der Betrieb von Schwefelöfen verbunden ist, wird mit Indianern bewirthschaftet, die in Hütten in der Umgebung schlafen; sie hatten nach der Tagesarbeit in einem offenen Schuppen sich zusammengefunden und saßen, dürftig bekleidet, am Boden um einen Kessel, in welchem bei offenem Feuer eine Alte Ochsenfleisch bereitete.

---

7. Februar 1882.

Die Nacht kalt, so daß W. glaubte, das Fieber zu haben; am Morgen der Boden mit Reif bedeckt. Wir machten zunächst eine Seitenexkursion, um die Laguna, wo der Schwefel gewonnen wird, zu besuchen. Sie ist der Rest eines Sees, der in einem eingesunkenen Krater sich gebildet hat und der bis auf eine Fläche von etwa 300—500 Fuß im Durchmesser abgelassen worden ist. Der trocken gelegte Boden ist stark zerklüfteter Kalkstein, der sich unter die Wasserfläche fortsetzt und in wunderlich gestalteten, spalten- und höhlenreichen Bildungen sie umgibt. Das Wasser hat eine so hohe Temperatur, daß die Hand sie nicht verträgt; überall steigen Blasen auf, wie bei kochendem Wasser; an einzelnen Stellen wird die Fläche auch durch kräftig aufstoßende Quellen bewegt. Der trockene Boden ist ebenfalls warm, selbst da, wo die Sonne ihn noch nicht beschienen hat; das großartigste natürliche Schwefelbad, das sich denken läßt.

Die Gewinnung des Schwefels geschieht, indem das leicht zerfallende Gestein gemahlen und dann in einfache Schmelzöfen gebracht wird, die etwa ein Drittel des Gewichtes der Masse an Schwefel ergeben. Der jährliche Ertrag des höchst primitiven Betriebes ist etwa 3000 Centner reinen Schwefels, würde aber bei besseren Verbindungswegen erheblich gesteigert werden können.

Nach dem Abschied von dem Besitzer, der uns bei dem Ausflug begleitet hatte und der außer einem freundlichen Dank kein Entgelt für die Beherbergung annahm, ging es weiter auf dem Wege nach Morelia, aber nicht auf dem Karrenwege, sondern über das Gebirge auf- und abwärts in raschem Wechsel. Noch am Vormittag passirten wir einen Wald von ausnehmender Schönheit, zumeist aus alten, immergrünen Eichen bestehend, zwischen deren hohen Stämmen sich ein dichter Niederwald blühenden Gesträuches drängte, bedeckt mit fuchsien-

artigen, stark duftenden Blumen, in allen Schattirungen von Roth und Weiß. Die Schönheit wäre vollkommen, fehlte nicht überall in der Landschaft der Rasen. Obwohl der Frühling da ist, herrscht er doch nur in Bäumen und Sträuchern, die er mit Blüthen in einer uns, namentlich bei großen Waldbäumen, unbekannten Fülle und Farbenpracht bedeckt; der Boden dagegen bleibt trocken und grau. Erst die Regenzeit weckt das hier schlummernde Pflanzenleben und bedeckt auch die Erde mit Grün.

Wie schmerzlich ist es doch, daß wir akademisch gebildeten Leute so wenig von der Natur wissen! Mit etwas mehr Pflanzenkunde, etwas tieferem Verständniß von den Bestandtheilen und der Formation des Bodens, mit etwas größerer Kenntniß der Thierwelt, wie anders würde ich den Reichthum der Schöpfung betrachten, der sich jetzt um mich aufthut! wie viel mehr Freude und Nutzen brächte diese Betrachtung, die jetzt auf den augenfälligen Reiz des Wechsels und auf ästhetische Anregungen durch Farben und Formen sich beschränkt! Ich denke, daß ich die mühsam erworbene Kenntniß der griechischen Partikeln, verschiedene alte assyrische und ägyptische Könige und alle Feinheiten der lateinischen Prosodie, so viel davon noch geblieben, hingäbe, hätte die Schule sich angelegen sein lassen, dem, was den Menschen in der Natur umgibt, mehr Aufmerksamkeit zu schenken, oder auch nur das Interesse daran rechtzeitig zu wecken. Ketzerische Gedanken, die ich nur dem Tagebuch anvertraue, aber ich gelobe mir, wenn ich noch je in Unterrichtsdingen etwas zu wirken haben sollte, daß kein Schüler die Schule verlassen dürfte, der unter den Pflanzen, Gesteinen und Thieren mindestens seiner Heimath nicht so vollkommen Bescheid wüßte, wie in Sprachen und Geschichte. „Mindestens seiner Heimath“, denn da liegt der Grund und Anfang.

Ueber sonnige Hänge, an denen ich wenigstens den heimathlichen Schlehdorn mit Freude erkannte, näherten wir uns einer

umfangreichen Hacienda, der von Charipeo, deren Eigener den historischen Namen Julio Borgia trug, und die uns während der heißen Stunden unter ihrem Dache Schutz gab. Obwohl Don Julio nicht heimisch war, fanden wir doch die gastfreundlichste Aufnahme, die übrigens Reisenden, auch wenn sie nicht empfohlen sind, fast niemals versagt wird. Nach Stärkung, insbesondere durch frische Pulque, die ich nach und nach zu würdigen anfange, ging es wieder aufs Pferd, jedoch erreichten wir das vorgesetzte Ziel des Tages, die Hacienda von Queréndaro, nicht, sondern blieben in dem Pueblo von Zinepécuaro, wie miserabel auch die Fonda schien, in welcher allein ein Unterkommen sich bot. Anmuthig dagegen ist die Lage des Städtchens in bergiger Umgebung, über welche wir nach Sonnenuntergang von der Kirche, die auf einem Hügel liegt, eine Uebersicht gewannen. Der Fremdenverkehr dahier beschränkt sich auf die Maulthiertreiber, welche die Waarentransporte besorgen, und sind die Einrichtungen deren bescheidenen Bedürfnissen entsprechend. Wir wurden in das Comedor, das Speisezimmer, untergebracht, weil es allein eine halbwegs verschließbare Thür und ein Fenster von Glas hatte. Holzpritschen mit Laken, die zweifelsohne nicht reinlich waren, bildeten das Nachtlager, aber Hunger würzet jedes Mahl und einem Müden ist leicht gebettet. Daneben jedoch auch Malerisches in dem weiten Raume, den die Fonda bedeckt, und in dem zwei große Höfe hinter einander liegen. Nach uns kam eine Mulada, ein Zug beladener Maulthiere, zwischen 40 und 50. Die Ballen und Kisten wurden abgeladen und zusammengestellt, die Packsättel, deren jeder allein an die 50 Pfund schwer ist, den müden Thieren abgenommen und innerhalb des ersten Hofes in einer Reihe niedergelegt, die Mulos selbst, die ihren Weg kennen, in den zweiten mit einer hohen Mauer umschlossenen Hof gelassen, wo sie ihren Mais erhalten und zur Nacht bleiben. In dem ersten Hofe brannte bald ein lustiges Feuer, das in dem Dunkel

des Abends die einzige Erleuchtung gibt. Ist die Arbeit gethan und das bescheidene Mahl genommen, dann strecken sich die Arrieros auf den lehmgestampften Fußboden der offenen Halle, welche um den inneren Hof läuft, die Serrape unter dem Kopfe oder bei kühlerer Luft über den Körper gedeckt und überlassen sich dem glücklichen Schlaf der Müden. Das Beispiel ihrer Genügsamkeit soll auch mir die Holzpritsche zum weichen Lager machen.

---

8. Februar 1882.

Als ich heut Morgen mich ans Wecken gab, was allgemach meine Funktion werden zu sollen scheint, sprang mir eine Katze ohne Schwanz über die Füße, und ein paar Schweine, die vor der Thür unseres Schlafgemachs der Ruhe pflegten, grunzten höchst ungehalten über die frühe Störung. Doch waren es keine bösen Vorzeichen. Auch daß ich über einige Mozzos (Jungen, Diener), die sich dem Schlummer noch nicht entrissen hatten, in der Dunkelheit stolperte, brachte weder ihnen noch mir Schaden. Es gelang, ein Chocolatl zu erreichen, das nationale Morgengetränk, das in der Regel selbst in ärmlichen Häusern wegen der Frische und Güte des Kakao (choco), der im Lande wächst, von großem Wohlgeschmack und zugleich nahrhaft ist. Dann ritten wir auf dem Camino Real, der großen Landstraße, die zwischen Weidenbäumen und hohen Kaktushecken sich breit dahin zog, gen Queréndaro. Wenig Verkehr auf des Königs Heerweg. Nur kleine Carretas mit ungeheueren Rädern und einem Viergespann von Ochsen schleppen sich langsam über die pfützenreiche Straße; auch vereinzelte Reiter, unter ihnen der Erwähnung werth eine beleibte Señora auf einem Esel, einen Mozzo hinter sich, der sie um die Taille hält, damit sie festsitze; das Land reich an Wasser; junge Zuckerpflanzungen mit künstlichen Bewässerungsgräben, aber spärliche Ansiedlungen.

In der Hacienda machte Don Joaquimo Arriego in Ab-

wesenheit des Eigenthümers die Honneurs des Empfanges mit sehr wohlthuender Freundlichkeit. Wie wohl that auch die Ruhe in den hohen kühlen Gemächern und auf der Lagerstätte, die nicht die volle Härte der sonst üblichen hatte, dazu mit der Aussicht auf 24stündige Dauer der Rast! Als die heißen Mittagstunden vorüber und wir etwas restaurirt waren, zeigte Don Joaquimo die Anlagen der Hacienda und arrangirte dann einen Ausflug an den See von Cuitzéo.

Die Hacienda, zu welcher ein Grundbesitz von 25 Quadratleguas (etwa 436 Quadratkilometer) gehört, besteht aus einer Reihe von mit Mauern umschlossenen, großen Höfen, die auch von einander durch Mauern mit verschließbaren Thorwegen getrennt sind. Die Hauptprodukte sind Weizen, Mais und Chilepfeffer, letzterer auch als spanischer Pfeffer bekannt, und in einem Umfange in Mexiko in Gebrauch, den sich eine davon noch nicht durchgebeizte Zunge nicht vorstellen kann. Der Ertrag, den diese Frucht allein auf der Hacienda von Queréndaro jährlich abwirft, wurde auf 25 000 Pesos angegeben. Sie wird im Wechsel mit Weizen gezogen, worauf das Land in Brache liegt. Düngung findet nicht statt, wohl aber Berieselung, die eine hohe Fruchtbarkeit bewirkt. Die Bewirthschaftung geschieht mit Hilfe von indianischen Peons oder Tagearbeitern, deren etwa 250 ständig beschäftigt werden. Sie sind meist verheirathet und wohnen in ärmlichen Lehmhütten, die ein kleines Pueblo um die Hacienda bilden. Zur Erntezeit steigt die Arbeiterzahl bis auf 400. Die ständigen Peons erhalten wöchentlich 12 Reales an Lohn und ein Stück Feld zum Anbau von Mais. Ein Zwang zur Arbeit besteht nicht. Für die Kinder wird eine Art Schule gehalten, welche ein Invalide leitet, der, so gut er kann, einige Elementarkenntnisse lehrt.

In dem äußersten der großen Höfe wurde Weizen ausgedroschen oder, um genauer zu sein, ausgetreten. Auf einer gestampften Tenne mit niederer Umfassung verrichteten etwa

20 Pferde, junge und alte, die im Kreise umgetrieben und von einem Mozzo mit langer Geißel dirigirt wurden, die Arbeit. Der mittelste Gaul bildete eine Art Pivot, den festen Punkt, an welchen die übrigen rechts und links anschlossen, so daß die ihm näheren langsamer, die äußersten am rascheſten liefen. In bestimmter Zeit wechselten sie dann, so daß sie nach einander an den äußersten Kreis kamen. In der Ecke des Hofes stand eine Mühle zum Schroten von Mais, zwei Mühlsteine auf einander, von einem im Kreise gehenden Pferde gedreht. Auf einer Erhöhung wurde Weizen mittelst einer Schwinge gereinigt, die in Stricken wie eine Wiege hing, von einem Arbeiter mit der Hand bewegt. Es kam mir in den Sinn, daß es so zu den Zeiten gewesen sein mag, in denen Odysseus auf seinen Irrfahrten umher getrieben wurde.

Die Arbeiter waren, obwohl wir Februar haben, nur mit einer Hose bekleidet; sie schienen gut genährt und kräftig; ein Mann nahm einen ledernen Sack mit Weizen, der 7 Arrobas (à 25 Pfund, also 175 Pfund) enthielt, mit Leichtigkeit auf die Schultern und trug ihn zur Verladung.

Der Lago de Cuitzéo, zu welchem wir am Nachmittag auszogen, liegt etwa ³/₄ Stunden von der Hacienda. Eine Kalesche, über und über mit weißem Zeug bezogen, wie bei uns die Polstermöbel in der Putzstube, hier aber zum Schutz gegen die Sonne, mit einem trefflichen Viergespann, brachte uns an die Höhe, zu der das Terrain an seinem Ufer aufsteigt. Nicht weniger als 7 Mozzos ritten mit, um die Pferde zu führen, die auf dem letzten Theil der Tour gebraucht wurden, jeder ein Gewehr am Sattel und mit Revolver versehen; auch auf den Kutschbock wurde eine Kartouche mit Patronen für ein Remington=Gewehr, welches unser Gastfreund führte, gelegt. Da Alle treffliche Reiter waren, machte sich die Kavalkade äußerst stattlich. Nachdem wir die Höhe erreicht hatten, was bei der Unwegsamkeit für Roß und Reiter nicht ganz glatt gegangen

war, gewannen wir einen Ueberblick über den See, der circa 15 Leguas (à 4190 Meter) lang und 2—3 Leguas breit ist. Aus der weiten Wasserfläche ragen mehrere waldbedeckte Inseln; doch verläuft sich das südliche Ufer weithin im Sumpf. Dem Sonnenuntergang, der auf dem Seespiegel in herrlichem Widerschein glänzte, folgte nach kurzer Dämmerung nächtliches Dunkel, so daß es finster war, als wir die Hacienda erreichten. Inmitten des Hofes, in welchem die Wohnräume liegen, brannte bereits das Feuer, welches in einem aus Eisenstäben gebildeten, mannshohen Behälter allabendlich angezündet und einen Theil der Nacht hindurch unterhalten wird. Bei der Cena, der Abendmahlzeit, mußten wir, wie schon am Mittag, der Gegenwart der Señora des Hauses entbehren, da sie am Wechselfieber litt. An ihrer Stelle assistirte Don Joaquimo der Cura oder Pfarrer des Pueblo, dessen Anwesenheit jedoch keinen Zwang auflegte. Als eine Huldigung für unsere Nationalität vermerke ich, daß uns deutsches Bier aus St. Louis vorgesetzt wurde.

---

10. Februar 1882.

Don Arriego hatte unsere Pferde und Gepäck vorausgeschickt und ließ uns in der weißen Kalesche nach Morelia fahren, so daß wir, ohne Zeit zu verlieren, noch den gestrigen Morgen im Behagen seines Hauses hatten verbringen können. Da das Viergespann wacker ausgriff, erreichten wir Morelia noch vor Abend, nachdem wir es schon früher zu Gesicht bekommen. Seine etwas erhöhte Lage inmitten laubreicher Bäume und die Thürme und Kuppeln seiner zahlreichen Kirchen gaben der Hauptstadt von Michoacan ein sehr stattliches Aussehen.

Am Eingange der Stadt erwartete uns Don Gustavo Gr. mit einem prächtigen Bombenwagen und führte uns in sein gastliches Haus an der Plaza. Er ist der einzige namhafte Deutsche in Morelia, wohnt aber hier seit 25 Jahren und kennt

Land und Leute um so gründlicher, als er mit einer Mexikanerin verheirathet war. Unter seiner Führung sahen wir heute, was sehenswerth ist, das Gouvernementsgebäude, in welchem auch die Staatsdruckerei und die umfangreiche, hauptsächlich aus den aufgehobenen Klöstern entnommene Bibliothek untergebracht sind, den Sitzungssaal des Kongresses von Michoacan, der nur 13 Abgeordnete zählt, aber sich sehr komfortabel eingerichtet hat, und das Collegio, zu welchem ein ehemaliges Jesuitenkloster umgewandelt ist. Die Stadt hat für ihre 36 000 Einwohner 26 Kirchen und Kapellen, ein Reichthum, um den Berlin sie beneiden könnte, das nach demselben Maßstab ihrer 900 haben müßte.

Die Kathedrale, wie üblich, an der Plaza, war, obwohl kein Feiertag war, am Vormittag voll Andächtiger, darunter viele arme und verkrüppelte Indianer. Wie sehr ist doch die katholische Kirche geschickt, gerade den Armen und Bedrängten eine Stätte der Zuflucht und des Trostes zu sein. Ihre stete Zugänglichkeit, ihre Altäre, deren Heilige immer anwesend sind, der tägliche Gottesdienst, dessen Weihe im Duft des Weihrauchs, im geweihten Wasser, in brennenden Kerzen den ganzen Tag über nachwirkt, sie bieten dem Gemüth, das Friede und Trost im Gebet sucht, stets eine ruhige Stätte. Diese armen, gebrechlichen Wesen, die hier am Boden knieeten, haben draußen kaum eine Scholle, ihr Haupt darauf zu legen; in der Kirche finden sie ihren Platz nicht minder sicher wie der Reiche und Gesunde; die Orgel klingt für sie mit, der Glanz der Kerzen und der priesterlichen Gewänder glänzt auch ihnen; es ist die einzige Stelle, wo sie den Glauben haben können, daß sie nicht Ausgestoßene sind. —

Morelia ist die Vaterstadt eines berühmten Helden des Unabhängigkeitskampfes, von José Maria Morelos, der hier im Jahre 1765 als eines Zimmermanns Sohn geboren wurde und durch den frühen Tod seines Vaters in seiner Jugend

gezwungen war, als Maulthiertreiber seinen Unterhalt zu suchen. Erst im Alter von 30 Jahren konnte er dem inneren Drange folgen und in das geistliche Collegio zu Nicola eintreten, nach dessen Absolvirung er im Jahre 1799 zum Priester geweiht wurde. Rektor dieses Collegio war Hidalgo gewesen, der zuerst die Fahne der Unabhängigkeit erhob. Als Morelos sich ihm nach dem ersten Kampfe im Jahre 1810 zum Kaplan anbot, ernannte Hidalgo ihn zum General und übertrug ihm die Organisation und Vertheidigung der Südprovinzen. Nach dem Tode dieses Führers war er dann die Seele des Aufstandes, dem es eigenthümlich war, daß hauptsächlich katholische Priester ihn begonnen und geleitet haben.

Von dem Thurme der Kathedrale bietet sich eine treffliche Uebersicht über die Stadt und deren Umgebung, die wir uns gegen Abend verschafften. Die Laubmassen, welche die Stadt im Osten einschließen, gehören der Alameda an, einem Parke, der in spanischer Zeit angelegt worden ist und wohl gepflegt wurde. Noch jetzt sind Reste davon in einem Rund von steinernen Sitzen vorhanden, auf denen unter schattigen Bäumen die Bewohner sich zusammenfinden.

Das Haus unseres Gastfreundes ist ein massiver Bau mit breiten Steintreppen und mit kühlen hohen Gängen, die im ersten Stockwerk um den inneren Hof laufen. Eine reich blühende Buckinvillia und andere Schlinggewächse voller Frühlingsblumen ranken sich an den Säulen der Hallen zu lieblichem Schmuck. Etwas absonderlich ist eine Sammlung von Hähnen der verschiedensten Arten, deren Zucht eine Specialität des Hausherrn ist und die, etwa 20 an der Zahl, in geräumigen Käfigen im zweiten Hofe ihr Quartier haben. Ein Jeder bekommt sein besonderes Futter und besondere Pflege. Es sind mehrere Prachtexemplare darunter, die man mit Vergnügen betrachtet. Weniger ergötzlich ist es, wenn sie vor Tagesgrauen mit fröhlichem Krähen wetteifernd den Morgen begrüßen, was so aus=

dauernd und so kräftig geschieht, daß ein Neuling im Hause schwerlich den Weckruf verschlafen wird. Ich rechne Don Gustavo die Störung nicht an, abgesehen von allem Anderen, um der besonderen Sorgfalt und Güte willen, mit welcher er sich unsere weitere Ausrüstung und Verproviantirung angelegen sein läßt. Wir müssen hier neue Lastthiere und Begleiter annehmen, da auf dem weiteren Wege wenig zu haben sein wird.

---

12. Februar 1882.

Wir kamen gestern zu guter Zeit nach Pátzcuaro, in der Nähe des gleichnamigen Sees gelegen und 2200 Meter über dem Meere. Der See war ehedem ein Mittelpunkt aztekischer Macht und Bildung, insbesondere das am südlichen Ufer gelegene Tzintzúntzan, der Sitz eines berühmten Tempels. Noch heut sind auf seinen Inseln und an seinen Ufern 21 Ortschaften, in denen sich indianische Bevölkerung ungemischt erhalten hat. Señor Navarete, ein Spanier aus Navarra, der in England seine Ausbildung genossen hat, und an den wir empfohlen sind, hat es übernommen uns damit einigermaßen bekannt zu machen, indem er uns heut Vormittag nach Jhuatzio, einem indianischen Pueblo auf einer Insel am Südwestrande des Sees begleitete. Wir ritten in der Morgenfrühe an den See und bestiegen dann ein Kanoe, das Schiffer aus Jhuatzio herüber gebracht hatten. Es war aus einem Stamm geschnitten, sehr schmal, so daß wir uns möglichst flach an den Boden legten und wurde mit breiten schaufelartigen Rudern von zwei Männern geführt. Wir brauchten zur Ueberfahrt etwa $^{3}/_{4}$ Stunden, obwohl das spitze Boot mit großer Geschwindigkeit die ruhige Fläche des Sees durchschnitt, der nicht so lang aber erheblich breiter ist als der See von Cuitzéo.

Die Indianer, von denen in Jhuatzio etwa 300 Familien leben, haben Taufe und Ehe angenommen und bekennen sich

zur katholischen Religion. Da Sonntag und demgemäß Gottesdienst war, gingen wir zur Kirche, kamen jedoch erst an, als das Hochamt bereits zu Ende ging. Die Kirche war so voll, daß ein Theil der Andächtigen vor der Pforte kniete, meist Weiber mit Säuglingen, die an der Mutterbrust lagen und dadurch still gehalten wurden. Nach kurzer Zeit kam die Gemeinde heraus, Alle sonntäglich gekleidet, eine merkwürdige Reihe von charakteristischen Typen, wie sie bequemer für die Betrachtung und den Vergleich nicht vereinigt sein konnten. Insbesondere bemerkenswerth waren die Gemeindeältesten, die zuletzt aus der Kirche traten, die meisten bejahrte Männer, das schwarze, bei einigen schon grau gemengte, halblange Haar in der Mitte gescheitelt, mit würdiger feierlicher Haltung, Apostelköpfe für einen Maler wie Gebhardt. Auffallend ist die dunkle, chokoladenbraune Hautfarbe dieser Indier, die zum Stamme der Tarasco gehören. Die Kleidung hat alle Besonderheiten abgestreift; die Männer tragen Röcke wie unsere Bauern. Eigenthümlich ist die Neigung der Weiber, den Rock, den sie um die Hüften tragen, auf der hinteren Seite in so viele Falten als möglich zu legen, so daß ein dicker Wulst entsteht; je dicker die Bauschung ist, desto schöner und vornehmer dünken sie sich. Señor Navarete versicherte, daß zu derartigen Röcken bis zu 30 Varas Stoff verwendet werden, was etwa 25 Metern gleich kommen würde, dem Schleppkleide also wohl noch über ist. Einen praktischen Nutzen hat diese Stoffverschwendung jedoch insofern, als der dadurch geschaffene Höcker den Kindern, die getragen werden müssen, einen Halt abgibt. Die Mutter schwingt das Baby mit einem Ruck auf ihren Rücken; es faßt auf dem Vorsprung Posto und wird dann in den Rebosso, den die Trägerin über Kopf und Brust legt, festgebunden. Wie die kleinen schwarzköpfigen Burschen daraus hervorgucken ist drollig genug anzusehen.

Mehr konservativ als in ihrer Kleidung sind die Tarasco

in ihrer Sitte und Verfassung. Grund und Boden ist Eigenthum der Gemeinschaft. Jeder verheirathete Einwohner erhält einen Antheil, der durch die Aeltesten ihm zugetheilt wird, aber nur auf Lebenszeit. Bearbeitet er ihn nicht gehörig, so wird er durch Entscheidung der Aeltesten ihm entzogen. Die Regierung hat versucht, diesen Gebrauch abzuschaffen, der die Mitglieder der Gemeinde in die Hand der Aeltesten gibt, indem sie ein Gesetz erlassen hat, durch welches die Antheile als Privateigenthum der zeitigen Besitzer erklärt wurden; jedoch kehren die Indianer sich nicht an das Gesetz und beobachten thatsächlich das frühere Verfahren. Die Wahl der Aeltesten erfolgt durch die verheiratheten Männer, was einen Grund dafür bilden soll, daß die Verheirathungen früh erfolgen, bei Männern in der Regel im zwanzigsten Jahre, sowie dafür, daß wenige Mädchen sitzen bleiben.

Unser Bootsmann lud uns ein, in seine Behausung einzutreten, die abseits von der Kirche lag und zu der ein an Steinen überreicher Weg führte. Sie bestand aus zwei Hütten von Lehm, mit Blättern gedeckt, von denen die eine zur Wohnung, die andere zum Kochen diente. Das Wohnhaus enthielt einen einzigen Raum, ohne Fenster, nur durch die Thür erleuchtet und ohne Scheidung von dem schrägen Dach, als Geräthe nur einige Matten und eine kleine Holzbank. Dagegen stand an der einen Seite ein Altar mit einem bunten Bilde der Madonna, mit künstlichen Blumen und Flittern und mit einigen Glaslampen verziert.

In der Küche, die etwa halb so groß war wie das Wohnhaus, war die Hausfrau beschäftigt, für unser Mahl zu sorgen, indem sie die Tortillas, oder Maiskuchen bereitete, die neben den Bohnen den Hauptbestandtheil der Nahrung bilden. Sie kniete in leichtester Bekleidung am Boden und walzte auf einem flachen Steine das mit Wasser gemengte Maismehl aus, das, da es aus nicht enthülseten schwarzen Körnern gestoßen

war, eine dunkelgraue Farbe hatte. Salz oder sonstige Würze kam nicht an den Teig, es sei denn, was ich aber mit Sicherheit nicht vertreten kann, daß der Schweiß, der von Hals und Antlitz der fleißigen Frau tropfte, unabsichtlich die Stelle vertrat. Die Fladen wurden in ein Becken von Eisenblech geworfen, das neben ihr über glühenden Kohlen stand und darin heiß gemacht. Möglichst heiße Tortillas sind der Ruhm der Küche. Die weiteren Zurüstungen zu unserem Frühstück waren entsprechend einfach. Als Tisch diente die kleine Holzbank, als Sitze Klötze, die am Boden lagen. Servirt wurden Fische, sowohl in marinirter Façon, d. h. kalt mit Oel und Salz, als gebraten und in beiden Formen außerordentlich wohlschmeckend, sodann die Tortillas, die ein brauner Junge in unerschöpflich neuen Auflagen in einem Kattunlappen präsentirte, der sie warm halten sollte und der diesen Dienst nach seiner Farbe schon lange Jahre hindurch versehen haben mochte. Für Getränk hatte Señor Navarete gesorgt, der uns mit einigen Flaschen englischen Ale überraschte; doch war auch abgesehen davon das Mahl ganz lecker.

Der gastfreie Bootsmann brachte uns auf dem Einbaum glücklich wieder ans Land und Señor Navarete entschädigte uns für die vermeintlichen Mängel des Frühstückes durch ein opulentes Mittagsmahl, was ich deshalb notire, weil er dabei einen ganz artigen Deidesheimer zum Vorschein brachte. Würde meine Freunde in Deidesheim freuen, wenn sie es wüßten.

---

15. Februar 1882.

Noch am Nachmittag des 12. aufgebrochen; über die Berge im Abendsonnenschein nach San Clara de Cobre. Fonda im Styl von Zinepácuaro, aber noch mehr Mulos, da der Ort an der großen Waarenstraße nach dem stillen Ocean liegt. Abendlicher Markt in den Straßen mit Fackelbeleuchtung, da=

zwischen rauschende Blechmusik, durch welche eine herumziehende Schauspielertruppe zu einer Darstellung von „König Philipp V." einladet, was zu genießen aber unsere Ermüdung verbietet. In der Fonda nichts zu essen, außer was wir bei uns haben, auch kein Nachtlager, weshalb unsere Catres, zusammenlegbare Feldbetten von Drill, aushelfen müssen. Am anderen Morgen eine Bratpfanne statt Waschbecken, und ein Teufelsgebräu von Kafe, aber den Humor nicht verloren. Um 6 Uhr a caballos! Der Ritt durch die Morgenlandschaft, an der Herz und Auge sich erfreut, macht die Nacht bald vergessen; die 8 Leguas bis Ario sind bis gegen 11 Uhr, also vor der ärgsten Hitze, bewältigt und hier empfängt uns in Folge vorheriger Ansage von befreundeter Seite auf der Plaza Don Joaquimo Ozegara, und bringt uns und die müden Thiere in das gastfreie Haus eines würdigen alten Herrn, der in Gestalt und Haltung einem Cura gleicht und uns freundlich in die für uns bestimmten Prunkgemächer geleitet. Zum Mahle kehren wir zu Don Joaquimo zurück. Es wird in offener Halle geboten mit dem Blick auf ein Gärtchen voll blühender Pflanzen und zugleich auf die Küche, die gleichfalls im Freien liegt und in welcher die Hausfrau, den Gästen sichtbar, das Regiment führt. Sie sorgt so eifrig für ihre Gäste, daß sie am Essen selbst nicht Theil nimmt. An den Chilepfeffer ist doch schwer sich zu gewöhnen und auch mit den blauen Bohnen, deren Erscheinen immer andeutet, daß nunmehr das Mahl zu Ende ist, geht es langsam, wie wechselnd auch die Arten der Zubereitung sind, in der sie vorgesetzt werden. Nach Tische in der Kühle des Abends anmuthiger Spaziergang vor die Stadt durch eine schattige Allee zu einem riesengroßen Eschenbaum, Fresno (fraxinus), mit schöner Aussicht auf die Berge, vor allen auf den Monte Tancitaro, einen mächtigen Bergstock, der seinen massigen Rücken über 12000 Fuß hoch erhebt. Am Abend machen die Honoratioren von Ario ihren Besuch, der Pfarrer, ein

junger Arzt, der in Brüssel seine Studien gemacht hat, einige notable Kaufleute und Hacienderos oder Gutsbesitzer. Dann nimmt mich das mir bestimmte Himmelbett auf, an dessen Fußende Familienportraits gemalt sind, während von der Wand die Wunder von Lourdes heruntersehen.

Nach dem erquickenden Schlummer, dessen ich unter ihrem Schutze genossen, machten wir uns in der Frühe des nächsten Morgens zu einem Ausflug nach Tejomanil auf, um den Vulkan von Jorullo zu besuchen, der erst im vorigen Jahrhundert (1759) nach einer Reihe furchtbarer Erdbeben gehoben worden ist und über den Alexander von Humboldt, der ihn 1804 noch in Thätigkeit getroffen, zuerst näheren Bericht gegeben hat. Mit vielen Umwegen, welche die Umgehung von Barrancas nöthig machte, stiegen wir von Ario über eine langsam abfallende Abdachung des Bodens wohl 1500 Meter abwärts in das Bereich der Tierra Caliente, deren Gebiet blühende Daturas und mit Früchten behangene Papayas markirten und dann mälig wieder aufwärts in das Bereich der Eichen und Kiefern. Unzählige Orchideen, die an deren Aesten sich festgenistet haben, geben ihnen ein fremdartiges, aber nicht ungefälliges Aussehen, doch haben sie bis zur größten Hebung des Bergzuges nicht vordringen können, auf welchem Luft und Bäume waren, wie sie im Herbst in Oberbayern oder auf den Mittelbergen des nördlichen Tyrols sind. Aber als der Wald sich lichtete und wir an den Abfall des Rückens hinaustraten, da verdrängte das Landschaftsbild, das sich dort unten aufthat, alle solche Erinnerung, denn da zeigte sich in dem weiten Thale tief unter uns die ganze Pracht tropischer Vegetation und drüber in Reihen, die weit und weiter am Horizonte aufstiegen, die Ketten der Kordilleren, insbesondere die stolze Mauer der Sierra Madre. Auch der Jorullo trat hervor, von unserer Höhe aus gesehen nicht wie ein vulkanischer Kegel, sondern wie ein langgestreckter Wulst, der an einer

Seite nach einer mäßigen Erhebung jäh abbrach. Der Abstieg über die steile Cuesta war für Roß und Reiter eine ziemlich harte Arbeit, welche die Mittagssonne desto mehr erschwerte, je tiefer wir hinabkamen; doch war dies mit einigem Rutschen und Gleiten in einer guten Stunde gethan.

In der Hacienda von Tejomanil führte uns der Präfekt des Distrikts von Ario, der uns begleitet hatte, bei dem Arrendador oder Pächter ein, der uns so gut er konnte aufnahm, indem er uns einen großen öden Saal überwies, der in einigen vergoldeten Stühlen Spuren davon zeigte, daß die Hacienda ehedem vornehmere Bewohner gehabt hatte. Der Arrendador, ein älterer zurückhaltender Mann, schien ein sogenannter Pinto zu sein, d. h. an einer Hautkrankheit zu leiden, welche in mehreren Gegenden von Mexiko verbreitet ist, und in weißen Flecken auf dunkeler Haut, in blauen auf heller Haut zu Tage tritt. Daß sie den davon Betroffenen schwer entstellt ist begreiflich, ebenso und da die Krankheit ansteckend sein soll, daß die Gesellschaft von Pintos nicht grade behaglich ist. Unser Arrendador schien dies aber nicht anzunehmen, da er an unserem Mahle Theil nahm und eigenhändig Bananen schälte um sie vorzulegen. Als die schwerste Mittagshitze vorüber war, stiegen wir wieder zu Pferde, um dem Jorullo näher zu kommen. Der Weg führte über ein Terrain, das mit Palmen, die hier besonders kultivirt werden, dicht besetzt war. Die Bearbeitung ihrer Blätter, die getrocknet, gebleicht und dann in dünne Bänder zerlegt werden, um zu Flechtwerk aller Art insbesondere für Hüte zu dienen, ist eine ebenso einfache wie einträgliche Industrie, deren Betrieb dem Arrendador nach Annahme des Präfekten ohne besondere Unkosten jährlich etwa 6000 Dollars bringt.

Eine eigenthümliche Erscheinung bietet der wilde Feigenbaum (higuera parasita), der bisweilen die Palmen umwächst, derart, daß deren unterer Theil völlig von dem Stamme des

Parasiten umgeben ist und nur der obere Theil mit dem Blattwedel, zu welchem die Higuera nicht hinauf kann, herausragt; er geht dabei so schonend mit der Palme um, daß diese trotz der engen Umarmung Luft und Leben behält.

Das nächste Ziel unseres Ausfluges war ein kleiner Fluß, der unterhalb des Jorullo unvermittelt aus der Erde bricht und wahrscheinlich der zu Tage tretende Theil eines der beiden Flüßchen (Cuitimbo und San Pedro) ist, welche bei der Erhebung des Jorullo, die eine Fläche von 4 Quadratmeilen umfaßte, verschüttet wurden. Der Fluß tritt unter einer mäßigen Bodenerhebung in einer Breite von 18—20 Fuß vor und erweitert sich zu einem Bassin von etwa doppelter Breite, das von Higueras überschattet ist; dann fließt er in geringerer Breite weiter. Das Wasser hat beim Austreten aus dem Boden eine Temperatur von 24—25 ° R., ist von klarer, heller Farbe und ohne merklichen Beigeschmack. Der Jorullo, an dessen Fuße es entspringt, hebt sich über dem Terrain etwa 500 Meter und erscheint von hier als ein flacher Kegel, dessen Mantel ein hellbrauner, grober Sand zu bilden scheint. Blöcke von Eruptivgesteinen und Reste vulkanischer Asche bedecken reichlich den Boden der Abdachung, die sich nach dem Kegel hinaufzieht und die vielfach durch tiefe Einrisse durchbrochen ist. Der Vulkan scheint jetzt außer Thätigkeit; auch von den zahlreichen kleinen Kegeln in der Umgebung, aus denen noch zu Humboldt's Zeit 10—14 Meter hohe Rauchsäulen aufstiegen und welche deshalb von den Eingeborenen Hornillos oder Oefen genannt wurden, war nichts zu bemerken, obwohl wir einen großen Theil der Abdachung des Vulkans erstiegen; auch unseren ortskundigen Begleitern war nichts davon bekannt.

Den Abend, an welchem die Luft nur wenig sich abkühlte, verbrachten wir meist in der offenen Veranda, welche um das ganze obere Stockwerk des Hauses läuft, an dessen einer Seite eine Bananenpflanzung von solcher Höhe liegt, daß die Blätter

bis an die erste Etage, also mindestens 18 Fuß über den Boden reichen. Die Bananen, gewöhnlich Platanos genannt, sind hier von ganz besonderer Güte, gründlich verschieden von den grünlichen, kümmerlichen Dingern, die in unseren Fruchthandlungen unter dem Namen verkauft werden, und denen, da sie unreif abgenommen sind, Zucker und Saft fehlt. Nahrungswerth und Wohlgeschmack sind ebenso groß wie der Reichthum an Früchten, die das ganze Jahr hindurch reifen. Es gibt Arten, die in einem Jahre bis 2500 Früchte geben. Von eigenthümlicher Schönheit insbesondere sind die Blüthenkolben, welche zwischen den mächtigen Blättern herauswachsen und an einem gebogenen dicken Stiele, der eine Länge von 3—4 Fuß erreicht, oben die kranzartig stehenden weiblichen Blüthen in mehreren Absätzen, an der Spitze die große dunkelrothe männliche Blüthe, welche die Gestalt eines Pinienzapfens hat, tragen.

Um die Hacienda im Kreise lagen die kleinen Hütten der Peons, aus denen weicher, mehrstimmiger Gesang ertönte, während die Nacht sank; er klang noch in den Schlummer hinein, den wir in der öden Sala auf unseren Catres suchten und fanden.

Der Besuch von Tejomanil war ein Extraseitensprung gewesen; wir mußten heut früh nach Ario zurück auf demselben Wege, den wir gekommen waren, hatten aber den Vortheil, die steile Cuesta zu ersteigen, ehe die Sonne über die hohen Berge kam. In Ario gab unser gütiger Wirth nach unserer Rückkehr ein festliches Mahl und am Abend war bei D. Joaquimo vor der Cena Konzert, bei welchem ein junger Mexikaner danzas auf einem Flügel von Kaps aus Berlin spielte und eine der Señoritas des Hauses, den Rebosso um die Schultern geschlagen und mit aufgelöstem Haar, wie die jungen Mädchen es gewöhnlich tragen, nationale spanische Lieder sang.

---

18. Februar 1882.

Es ist eine große Annehmlichkeit bei Reisen in dieser Jahreszeit, daß man sich nicht um das Wetter zu kümmern braucht; ein Tag ist klar und wolkenlos wie der andere, ob auf den Bergen oder im Thale; nur die Temperatur ist nach den Höhen merkbar verschieden. Der biedere, alte Gastfreund in Ario hatte trotz der frühen Stunde unseres Aufbruchs am Morgen des 16. es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich sein a dios zu sagen und uns mit den besten Wünschen entlassen. Im Anfang wäre es trotzdem fast quer gegangen, da mein Schimmel, der durch sein besonnenes und vorsichtiges Verhalten sich den ehrenden Beinamen „der Professor" erworben hatte, sich weigerte, freiwillig durch einen angeschwollenen Bach zu gehen, über dessen Tiefe er nicht im Klaren war; indessen half gutes Beispiel, und ich kam, wenn auch etwas angenäßt hinüber. Dann aber brachte uns ein angenehmer Ritt über die Höhen im Angesicht des Tancitaro, am Nachmittag bis zur Hacienda von Tolmedan, deren Besitzer mit der üblichen Gastfreundschaft uns und unser Gefolge aufnahm. Er war Strohwittwer und gab der Freude, in seiner Einsamkeit Gäste bei sich zu sehen, einen so gemüthlichen Ausdruck, daß wir nicht abschlagen konnten, über Nacht unter seinem Dache zu bleiben. Er zeigte uns Nachmittags seine Zuckermühle und eine kleine Brennerei von Aguardiente aus Melasse, die eine Stunde von Tolmedan in einem Garten voll der herrlichsten tropischen Pflanzen lag und in der wir die Bekanntschaft eines in hohem Grade erquickenden Getränkes aus den Früchten des Tamarindenbaumes machten.

Die beiden Fabriken werden sehr primitiv betrieben, der Art, daß aus 28 Arrobas Rohr nur eine Arroba Brodzucker und $1^1/_2$ Arroba Melasse gewonnen werden. Der Zuckerbranntwein wird in zwei Stärken von 52 und 86 Prozent erzeugt und

gilt per Barril von 72 Liter 6 bez. 10 Dollars *). Doch ruht eine Konsumsteuer (acavalla) darauf, die per Barril 6 Dollars beträgt.

Die Peons, mit denen D. Ignatio seine Hacienda bewirthschaftet, sind meist Mezclados (Mischlinge); er erzählte Manches darüber, als wir am Abend plaudernd unter der Veranda saßen. Bemerkenswerth ist im Gegensatz zu den Indianern ihre frühe Reife und ihre kurze Lebensdauer. Mädchen heirathen mit 9—10 Jahren, Knaben mit 14 Jahren; sie erreichen aber in der Regel nur ein Alter von 40—50 Jahren. ³/₄ aller Geburten sind unehelich, eine Erscheinung, die in der Hauptsache auf die Höhe der Trauungsgebühren zurückgeführt wird, welche 14 Dollars für den Cura betragen und welche für nicht wohlhabende Leute unerschwingbar sind.

Don Ignatio begleitete uns in der Frühe des nächsten Morgens auf unserem Wege nach Uruápan bis an die Grenze seines Gutes, eine übliche, wohlthuende Höflichkeit. In Tárento de Feras, das wir schon am Tage zuvor hatten erreichen sollen, wurden wir von Notabeln des Ortes begrüßt und in die Hacienda des Señor Vidalez geleitet, in dessen Abwesenheit seine Gattin und sein Sohn Gastfreundschaft boten. Die Begrüßung war sehr freundlich, aber dabei von einer gewissen feierlichen Förmlichkeit: Einführung in die Staatsgemächer, Erfrischungen nach einer bestimmten Regel angeboten, stylvolle Unterhaltung, für welche die spanische Sprache einen reichen Vorrath pompös klingender Worte und Wendungen hat; das Ganze hatte etwas, was an die würdigen Palawers der Indianer erinnern konnte, wenn es nicht auf arabische Erinnerungen zurück zu führen ist. Da wir der Einladung zu bleiben nicht folgen konnten, gab uns derselbe Cortège, erweitert durch eine von einem Rittmeister geführte militairische Eskorte, das Geleit bis an die Grenzen des

*) 36 bez. 60 Pfennige, das Liter, der mexikanische Dollar zu 4,35 Mark gerechnet.

Weichbildes. Es ging dann über eine neue Sierra, etwa 3000 Fuß in die Höhe wieder in die gemäßigte Zone. Leider weiß ich den Namen nicht zu nennen. Unter der Bevölkerung sind die Namen willkürlich und Spezialkarten, auf denen die einzelnen Gebirgszüge mit oder ohne Namen eingetragen wären, sind nicht vorhanden. Wir richten uns nach einer Karte des Staates Michoacan, welche in Mexiko als die beste vorhandene bezeichnet wurde; sie ist von einem Kanonikus der Metropolitankirche des Staates und Doktor der Theologie im Jahre 1865 herausgegeben worden und bringt uns täglich zu gelinder Verzweiflung, da sie, abgesehen von dem Mangel an zuverlässiger Terrainzeichnung, die Entfernungen der eingetragenen Orte von einander und ihre gegenseitige Lage mehr als ungenau angibt. Auf die für mich namenlose Sierra also mußten wir hinauf und dann wieder hinunter, da Uruápan in einem Hochthale, wenn auch noch 5800 Fuß über dem Meere, liegt. Auf der schrägen Fläche, über die wir im Sonnenbrand hinunter ritten, hatten wir das erste Mal den Anblick des Vulkans von Colima, den das scharfe Auge unseres Mozzo Mariano am Horizont auffand, durch die lichte Rauchwolke, die sich über ihn lagerte, erkennbar. Das Ziel der Reise!

Uruápan heißt so viel wie el pais de flores, das Land der Blumen und es trägt diesen Namen mit Recht. Es liegt in einer solchen Fülle von Grün, daß man kaum ein Haus sieht, bevor man in der Straße ist. Der Präfekt und das Ayuntamiento empfingen uns auf der Plaza, in deren Mitte ein blühender Garten und geleiteten uns in ein Hotel, das eben erst fertig geworden, und in welchem Sñr Treviño, dem wir empfohlen waren, der aber hatte verreisen müssen, Quartier für uns hatte machen lassen. Seine Freunde, Mitglieder des Ayuntamiento oder Gemeinderathes, hatten die Sorge, uns zu führen und zu unterhalten, übernommen und entledigten sich ihres Amtes mit freundlicher Beflissenheit.

Der Nährer und Erhalter von Uruápan ist der Rio Cupalitzio, der hindurchfließt und dessen nie versiegender Wasserschatz an den Boden immer neue Lebenskraft abgibt. Ihm galt der erste Besuch, den wir am Nachmittag unternahmen und der einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ. Der Cupalitzio ist ein richtiger Bergfluß, nicht sehr breit aber wasserreich; in raschem Laufe stürzt er in steilem Bett über Felsblöcke, an denen im Anprall das Wasser in weißen Schaum zerstiebt. Und an beiden Ufern eine Fülle von Bäumen und Pflanzen, die über das Wasser in dichten Lauben hängen, daß das Sonnenlicht nicht durchzudringen vermag. Erst in diesem Verein von Frische und Ueppigkeit ist die ganze Schönheit tropischer Natur begriffen. Um die kleine Ansiedlung, an der wir zum Ufer hinunterstiegen, drängten sich hohe dichte Bananen, Kafebäume mit schimmernden Beeren und weißen Blüthen, eine baumartige Dattura, Floribundo genannt, mit großen weißen, starkduftenden Blumen, Orangenbäume mit goldgelben Früchten, die so dicht in Bündeln standen, daß kaum ein Blatt zu sehen war; es war eine Fülle, die nicht zu erschöpfen ist, eine Pracht, an der ich mich nicht satt sehen konnte.

Die Bewässerung, welche der Fluß zu gewähren vermag, kommt insbesondere der Kultur des Kafe zu statten, welchem sie zuträglich, unter Umständen unentbehrlich ist. Uruápan gehört zu den Distrikten, in denen diese Kultur, die in Mexiko zuerst im Jahre 1828 und zwar bei Ario mit Samen aus Mocca eingeführt worden ist, einen günstigen Boden gefunden und eine vielversprechende Entwickelung genommen hat, insbesondere seit das Produkt auf der Ausstellung in Philadelphia wegen seines, dem des Mocca ähnlichen Wohlgeschmacks eine Prämie davon getragen hat. Gerade gegenwärtig ist die Zeit der Reife und damit der Ernte. Die rothen, kirschenähnlichen Beeren, die theilweise schon am Baume trocken werden und deren jede zwei Bohnen enthält, werden abgestreift und auf

Matten in der Sonne getrocknet, bis das Fleisch der Hülse sich leicht ablöst. Ueberall sieht man solche Matten mit Kafebeeren bedeckt, auf dem Boden ausgebreitet, selbst auf dem Marktplatz.

Nach dem Besuche des Cupalitzio gingen wir zu Donna Petra, einer alten Indianerin, die mit ihrer Tochter im Besitze der Kunstfertigkeit des vieux laque ist, d. h. der Bemalung und Lackirung von Holz mit einem Lacke, der außerordentlich dauerhaft und dessen Bereitung ein Geheimniß ist. Da die Arbeiten Ruf haben, wünschten wir die Stätte der Verfertigung zu sehen. Donna Petra empfing uns mit ebenso viel Höflichkeit als Würde; sie hatte Etwas in ihrem intelligenten und trotz des Alters noch lebhaften, regelmäßigen Gesicht, was mich an die Gräfin O. in Berlin erinnerte; bereitwillig zeigte sie ihren leider geringen Vorrath fertiger Arbeiten — große und kleine Schalen aus Holz und Gefäße von Kürbis — den wir alsbald erwarben und versprach, uns auch den Prozeß der Arbeit zu zeigen, wenn wir am anderen Tage, wo die Tochter, die eigentliche Künstlerin, anwesend sein würde, wiederkommen wollten. Auch bei ihr lag der kleine Hof ihres Häuschens voll Matten mit Kaffee. Ein alter Mann, der dabei beschäftigt war, stellte sich mit den Worten vor: „Ich bin das Brüderchen". Noch am Abend brachte ihr Sohn uns zur Unterhaltung der angeknüpften guten Beziehungen einige Orangenzweige mit Früchten, so köstlich, wie ich mich nicht erinnere sie je genossen zu haben.

Auch den heutigen Rasttag begannen wir mit dem Besuche des Cupalitzio, der einige Meilen unterhalb Uruápan einen großen Fall bildet, den unsere gütigen Stadträthe als sehenswerth gerühmt hatten. Er ist es in der That. Wir ritten auf frischen Pferden in der Frühe hinaus über eine Hochebene mit lichtem Walde und kamen gegen Mittag an das hohe Ufer des Stromes, wo donnerndes Getöse die Nähe des Falles verkündete. Obwohl es eine Art Ziegensteig war, über welchen

etwa 500 Fuß hinabgeklettert werden mußte, dachte doch keiner der Reiter daran abzusteigen; die Pferde überwanden die Cuesta auch mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit, daß kaum ein Gefühl der Gefahr aufkommen konnte. Erst wenn man hinabgelangt ist und um eine Ecke des felsigen Ufers sich gewendet hat, bekommt man den Fluß zu Gesicht, der in einem breiten Bande über eine glatte Felswand senkrecht niederfällt. Auf beiden Seiten dieses Falles springt aber das Wasser noch in etwa 20 dicken Strahlen aus Oeffnungen in der Felswand, wie aus den Löchern eines Siebes, ohne daß ein Zufluß sichtbar ist, so daß schon weiter oberhalb eine Senkung des Flusses in das poröse Gestein stattgefunden und das Wasser in demselben sich Abflußröhren gebildet haben muß. Die Bäume, welche das Ufer bekränzen und sich auf dessen Wänden an den Felsen herunterziehen, sind meist Kiefern von gigantischem Wuchse, so daß, obwohl die Höhenlage die von Uruápan nicht sehr übersteigt, man in einer ganz verschiedenen Zone zu sein glauben könnte.

Auf dem Heimwege über die leicht gewellte Fläche machte ich die Entdeckung, daß ich auf dem leichten Falben, den ich ritt, einen gestreckten Galopp riskiren könnte, der mich an die Spitze der ganzen Kavalkade brachte und es gab ein ganz lustiges Wettreiten. Ich muß das notiren, da es mein erster Galopp war und ich nie geglaubt hatte, daß rasches Reiten so vergnüglich sein könnte.

Am Nachmittag machten wir den vorbehaltenen Besuch bei Donna Petra, die uns mit derselben gütigen Vornehmheit empfing wie gestern. Ihre Tochter war heut zu Hause und nahm auf unseren Wunsch bald ihre Arbeit vor. Die Dekoration der Gefäße besteht meist aus Blumen und Blättern, in Bouquets oder vereinzelt, die nicht treu nach der Natur und ohne Berücksichtigung der Perspektive, aber mit großer Feinheit der Konture gestaltet werden. Die Figuren werden mit einem

kleinen Messer flach ausgeschnitten, dann wird das Ganze mit dem Lack, der angeblich von einem Insekt gewonnen wird, überzogen; darauf wird in die vertieften Stellen ein feines Pulver von hartem, weißen Stein eingerieben, darauf wieder Lack gebracht, und dies so lange wechselweise fortgesetzt, bis die Einlage ein wenig über die vertiefte Fläche hervorsteht. Demnächst werden die Farben, die aus Pflanzen bereitet sind, trocken aufgetragen und mit Baumwolle eingerieben und endlich wird das Ganze noch ein Mal mit Lack überfangen, so daß die Vollendung der Arbeit ebenso mühevoll wie langdauernd ist. Dafür widersteht aber auch der Lack der Feuchtigkeit und halten sich die Farben unverändert. Vedremo.

Donna Petra hatte die Güte, uns zu einer indianischen Hochzeit einzuladen, die in einer ihr verwandten Familie gefeiert wurde und zu der sie selbst zu gehen beabsichtigte, nachdem sie ihre Staatsgewänder angelegt haben würde. Wir nahmen die Einladung dankbar an. Inzwischen erfreute uns ihre Familie durch eine eigenthümliche Musik, ein Quartett, das auf einer Art Guitarren ausgeführt wurde, die in verschiedener Größe aus rohem Holz gefertigt und mit drei oder vier Saiten bezogen waren. Der Onkel, der sich als das Brüderchen eingeführt hatte, spielte das kleinste der Instrumente, das kaum zwei Spannen lang war, der Sohn eine Baßguitarre von ganz respektabler Dimension. Die junge Artistin sang dazu ein Lied in indianischer Sprache, von weicher Melodie, mit einer schüchternen aber reinen Stimme. Der Zusammenklang war, wenn auch die Saiten etwas schwirrten, im Ganzen angenehm. Leider konnte ich die Melodie nicht so erfassen, daß ich sie hätte aufschreiben können; entschieden hatte sie keine Verwandtschaft mit irgend einem Gesange der katholischen Kirche.

Das Hochzeitsfest wurde im Freien gefeiert, in dem Garten des Hauses der Eltern des Bräutigams. In einer offenen Laube war ein langer Tisch aufgeschlagen, an dessen einer Seite

die Braut mit den eingeladenen Frauen saß, während gegenüber der Bräutigam mit den männlichen Gästen Platz genommen hatte. Die Novios oder Brautleute, Beide noch sehr jung und ohne auszeichnende Kleidung, verriethen durch ihre Mienen nichts von ihrem Glück, sahen vielmehr recht trübselig aus. Um die Laube herum saßen dicht gedrängt am Boden Frauen und Mädchen, alle gleichmäßig den Rebosso um die Schultern und bildeten eine schweigsame aber theilnehmende Corona. Als wir durch sie hindurch uns der Laube näherten, an der bunte Papierlaternen eine abendliche Illumination und lange Dauer des Festes prognostizirten, begrüßte uns ein alter Ehrenmann, der als Ceremonienmeister zu fungiren schien und sich zu seinem schwierigen Amte ab und zu durch ein Glas Aguardiente stärkte, so daß er stark ins Schwatzen kam. Ein anderer Greis, der Vater des Bräutigams, sekundirte ihm dabei. Wir mußten an den Tisch, um zwischen den Ehrengästen Platz zu nehmen und von den Speisen, die auf kleinen Tellerchen für jeden Gast besonders gebracht wurden, kosten; auch zu trinken wurden wir dringend eingeladen. Freund W. ergriff mit dem Glase zugleich die Gelegenheit, einen eleganten Toast auf die Neuvermählten in spanischer Sprache auszubringen, indem er sein Bedauern betheuerte, dem Fest nicht länger beiwohnen zu können. Unter dem Beifall, den er erndtete, bewerkstelligten wir unsern Rückzug, um ein nettes Genrebild und um — sehr viele Insekten reicher.

---

20. Februar 1882.

Der Heilige, dessen Namen unsere Fonda in Uruápan trug, war San Antonio, ich lasse dahingestellt, ob der alte Vater des Mönchswesens, den Dämonen so arg versuchten, oder der von Padua, der den Fischen predigte, weil die Menschen ihn nicht hören wollten; jedenfalls schieden wir gestern früh mit

dem besten Danke für den Schutz, den seine gute Herberge uns gewährt hatte. Es ist klug, früh aufzubrechen, um etwas vorangebracht zu haben, ehe die Sonne kommt, aber es ist auch schwer, weil die Mobilmachung immer viel Zeit erfordert. Unsere Equipage besteht seit Morelia aus dem Führer Don Pepe, welcher den Troß kommandirt, aus zwei Mozzos, mit Vornamen Jesus und Mariano, alle drei beritten und mit großen Schleppsäbeln bewaffnet, und aus zwei Maulthieren, welche die Catres, unsere kleinen Reisekoffer und die Proviantkisten tragen. Die Befestigung der Ladung ist immer ein mühevolles Stück Arbeit und muß auch unterwegs oft erneuert werden, da die Maulthiere auf engen Wegen mit dem Gepäck anstoßen und die Stricke beim Laufe locker werden. Den Spezialdienst dabei hat Jesus, ein kleiner, schwächlich aussehender ältlicher Bursche, der ein ähnlich qualifizirtes Pferd reitet, aber ebenso gutmüthig wie unermüdlich ist, wenn es gilt, die Mulos anzutreiben oder vom falschen Wege abzubringen. Von den Maulthieren ist das eine, Macho genannt, ein ganz schnurriges Thier ob seines Ehrgeizes und seines guten Humors. Macho hat nicht Ruhe, bis er an der Spitze des Zuges ist; obwohl er immer die schwerste Last bekommt, drängt er sich mit seinen eckigen Kisten so lange vor, bis er sein Ziel erreicht; dann stellt er sich quer über den Weg und sieht sich nach den Uebrigen um, indem er eines der langen Ohren nach dem anderen sacht vor- und rückwärts bewegt und mit einem ganz unverkennbaren Gefühl der Genugthuung trabt er weiter. Mariano ist ein kräftiger, junger Mann, der auch äußerlich auf sich hält; er besorgt die persönlichen Dienstleistungen. Don Pepe, schweigsam, würdevoll, arbeitet auf dem Wege nicht; auf guten Wegen reitet er voraus, sonst hält er sich bei dem Gepäck.

Wir sind gestern um fünf Uhr losgeritten, erst durch kühlen Wald, dann durch stark zerklüftetes Gebirge, so daß es

doch manchmal sicherer schien, die Geschicklichkeit des „Professors“ nicht allzu sehr auf die Probe zu stellen, sondern zu Fuß zu gehen, obwohl die Mexikaner dies verächtlich finden. Erst am Mittag machten wir an einem einsamen Rancho, Orapóndrio, Halt, an dem ein uralter, weit schattender Eschenbaum zur Ruhe einlud, die Reiter und Thiere wegen der starken Hitze nöthig hatten. Wo die Rast einige Stunden währt, werden den Mulos die Lasten abgenommen, damit sie sich erholen. Das Erste, was sie thun, ist, sich am Boden zu wälzen, um den Rücken, der unter dem Packsattel durch Druck und Schweiß gelitten hat, durch Reiben zu erfrischen. Es gibt dazu besondere Plätze in den Fondas, zu denen die Thiere eiligst springen, um sich hinzuwerfen und die Beine in die Luft zu strecken; erst dann gehen sie ans Futter. Vor Allem eilig hat es immer Macho, der vor lauter Lust mit den Beinen förmliche Triller in der Luft schlägt. Ich glaubte, daß mein „Professor“ so was nicht thäte, seine Würde erlaubte ihm das nicht; ja ich wettete auf seine Enthaltsamkeit gegen Freund W., der sie bezweifelte. Der tiefere Kenner des Pferdegemüthes behielt Recht. Auch der Professor folgte, wenngleich erst nach einigem Besinnen, dem Beispiel des tollen Macho, und ich hatte meine Realen schmählich verloren.

Am Nachmittag führte der Weg durch ein Gebiet, das die Spuren vulkanischer Ausbrüche unzweifelhaft trug: Strecken mit Asche bedeckt und weit verstreute Eruptivgesteine. Die Thäter waren erkennbar, da mehrere Berge in Gesichtsweite durch die Kegelform ihrer Gipfel als alte Krater sich auswiesen. Auch in tiefen Einrissen des Bodens, barrancas, von ansehnlichen Dimensionen, die wir oft in großem Bogen umreiten mußten, ehe wir den Uebergang gewannen, trat die vulkanische Natur zu Tage. Die Nacht verbrachten wir in der Hacienda von Bancos. Der Eigenthümer war zwar zum Hahnenkampf nach Apotzingán geritten, doch nahm uns der Verwalter nach

Kräften auf, indem uns ein Verschlag neben dem Schlafzimmer der Familie eingeräumt wurde. Der jüngste Sprößling besorgte am Morgen das Wecken so kräftig, wie der Herold im Lohengrin, — gegen die Hähne sind wir bereits abgehärtet — und wir kamen dadurch schon vor Tagesgrauen in den Sattel.

Apotzingán liegt wieder mal unten, was schon sein Name ausdrückt, der soviel heißt wie „Herunter von einer großen Ebene“, und so tauchten denn am Wege in wachsender Menge wieder die Vertreter tropischen Lebens auf: Kokospalmen, Bananen, blaue Papageien, die wie alle ihrer Art immer paarweise leben und mit weit hörbarer, krächzender Stimme stets lebhafte Unterhaltung führen, nicht zuletzt die steigende Hitze. In dem Städtchen begrüßte uns der Präfekt und geleitete uns beim Mangel anderer Herberge zu dem Hause des Pfarrers, das uns unter sein weites Dach nahm. Die Wohnung des geistlichen Herrn besteht aus zwei Zimmern, die allerdings sehr geräumig und hoch sind und von denen er das eine uns abtrat. Wie anachoretisch einfach ist die Einrichtung! In dem Zimmer des Cura steht in einer Ecke seine eiserne Bettstatt, in der zweiten ein niederes Gestell, auf welchem einige Bücher und Kirchengeräthe aufgestellt sind, in der dritten ein roher hölzerner Tisch mit einer Bank, an dem gespeist wird. In dem uns überlassenen anstoßenden Gemach steht ein kleines Tischchen unter einer bunt ausgemalten Lithographie des Papstes Leo XIII.; sonst ist absolut nichts darin, wenn ich einige Fledermäuse ausnehme, die aus ihrer gewohnten Ruhe gestört, an der hohen Balkendecke herumgleiten, um anderweit unterzukriechen. Entsprechend einfach ist das Mahl; jedoch erleichtert diese Einfachheit die Annahme der Gastfreundschaft, die übrigens von dem wohlbeleibten, biederen Cura auf das freundlichste geboten wird.

Am Mittag fand sich der Señor ein, dem die Hacienda von Bancos gehört und lud uns ein, dem Hahnenkampfe bei-

zuwohnen, der ihn schon gestern hierher geführt hatte. Der nationale Sport also selbst in Apozingán, das kaum 1400 Einwohner zählt. Der Schauplatz, wie der ganze Hergang der Kämpfe, ähnelte im Wesentlichen denen in Havanna; nur trat die Gewinnsucht nicht so grell hervor wie dort. Unter den Zuschauern waren zahlreiche Frauen, die Cigaretten rauchten; eine Musikbande mit zwei Sängerinnen in extravaganten Toiletten füllte die Pausen zwischen den Kämpfen; es wurden Sorbet und feine Backwaaren herumgereicht. Das Ganze hatte mehr den Charakter eines Schauspiels als eines Spielhauses, denn obwohl Wetten zahlreich notirt wurden, geschah dies doch weder so ausschließlich, noch war das Interesse an den Kämpfen so leidenschaftlich, wie dies in Havanna der Fall war.

Nach der Rückkehr wurde eine Anzahl Pferde in den Pfarrhof gebracht, da sich als nöthig erwiesen hatte, mit unseren Reitthieren wechseln zu können und zu diesem Zweck zwei weitere Pferde gekauft werden mußten. Die bisherigen Anstrengungen des langen Marsches auf rauhen Wegen hatten unsere Thiere erschöpft, und schwierige Tage standen noch bevor. W. war dabei in seinem Element. Zwei junge Falbe von etwas lebhaftem Temperament wurden endlich gewählt, und wurde damit unsere Cabalgada auf neun Häupter gebracht.

---

22. Februar 1882.

Es war noch Nacht, als wir gestern früh aus dem gastlichen Pfarrhaus ausrückten. Der brave Cura umarmte mich zum Abschied; wenigstens glaube ich nach den Umrissen, daß er es war, denn sehen konnte ich nicht deutlich. Er gab uns noch einige Bananen auf den Weg, von der köstlichen Sorte mit schwarzer Schale und rosigem Fleische, für die ich ihm in mancher Stunde dieser beiden heißen Tage Dank wußte. Auch der Prefetto hatte sich mobil gemacht, um uns sammt

einer militärischen Eskorte das Geleit zu geben. Nachdem er sich empfohlen, drückte sich auch die Eskorte bis auf einen Pinto, der treu blieb. An dem Flusse, den wir gegen neun Uhr erreichten, fehlte das erwartete Fährschiff, und da unberechenbar war, wann es etwa kommen möchte, mußten wir wohl oder übel durchreiten. Obwohl das Wasser stark strömte und den Pferden bis über den Bauch ging, erreichten wir das jenseitige Ufer ohne Verluste. Um die Mittagstunde zwang die Hitze zur Rast, zu der wir an einem Waldwasser lagerten; doch waren die Mosquitos so arg, daß an Ruhe nicht zu denken war. Wir mußten auch bald weiter, um vor Nacht einen Rancho zu erreichen, in welchem allein ein Unterkommen möglich war. In der That erreichten wir ihn vor Untergang der Sonne, hatten aber damit nicht viel gewonnen. Die ganze Anlage war ein von allen Seiten offener Schuppen, dahinter eine Hütte, in welcher der Ranchero mit seiner Familie schlief, und an dem einen Ende des Schuppens eine Art Verschlag, der durch in den Boden gesteckte Stäbe, die durch Flechtwerk verbunden waren, gebildet wurde. Der Ranchero war auf der Jagd gewesen und hatte drei Stück Damwild erlegt, die bereits abgeledert an den Pfosten des Schuppens hingen. Aus Freude über sein Jagdglück hatte er sich in Aguardiente gütlich gethan und kam uns schwankend mit dem blutigen Messer in der einen Hand, die Flasche in der andern, entgegen. Wir richteten uns auf einem langen Baumstamm, der in dem Schuppen lag, häuslich ein; zu essen gab es nichts; ein Stück Wildfleisch, das angeboten wurde, war total vom Feuer ausgedörrt. Zum Glück hatte W. am Morgen einige wilde Tauben geschossen, deren Abkochung er persönlich überwachte, und die mit etwas Salz trefflich mundeten. Als Schlafstätte diente der Verschlag, nachdem eine Tracht Ferkel, die sich darin mit ihrer Nährmutter und einigen jungen Hunden niedergelassen hatten, ermittirt worden waren. Unsere Mozzos blieben im Freien,

um Pferde und Ladung zu bewachen. Ich deutete Mariano an, daß er innerhalb des Verschlages sich niederlegen möchte, um ihn näher zur Hand zu haben; er lehnte es aber aus Rücksicht auf die Skorpione ab, die nach seiner Vermuthung sich dort zahlreich aufhalten würden. Wir legten uns dann völlig angekleidet auf unsere Catres, die Waffen zur Seite, und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es kam aber nichts. Der Mond, der im ersten Viertel stand, schwamm friedlich in dem blauen Himmel, die Grillen zirpten, aus der Hütte klang fröhliches Lachen, die Augen sanken trotz Gedanken an Räuber und Skorpione und wir schlummerten ohne jeglichen Angriff. Nur die grunzende Nährmutter konnte es nicht verschmerzen, daß sie diese Nacht ohne die gewohnte Hüsung sein sollte; sie versuchte ein Mal durch den verbarrikadirten Eingang zu dringen, doch schreckte sie ein von einem Projektil begleiteter kräftiger Zuruf so, daß sie davon abstand, ihr älteres Recht geltend zu machen. Uebrigens bedurfte es an diesem Morgen keiner besonderen Mühe, um Alle flink auf die Beine zu bringen; es war noch stockdunkel, als wir im Sattel saßen.

Ein solcher Frühritt ist von ganz eigenthümlichem Reize. Der wolkenlose Himmel ist von einem klaren Blau, das im Osten lichter und wie von einem rosigen Schimmer überhaucht ist; die Milchstraße hebt sich deutlich und glänzender heraus, als ich es je am nordischen Himmel gesehen; der große Bär zeigt seine altvertrauten Sterne, sobald man sich darein gefunden, daß er auf dem Kopfe steht; die Linien der Berge zeichnen sich scharf gegen den lichten Horizont ab; Alles, was darunter liegt, ist in unterschiedlosen Schatten gehüllt, der es zugleich düster und geheimnißvoll macht. Von dem Wege ist nicht viel zu erkennen; das Zwielicht, das nur langsam wächst, läßt nichts als einzelne weiße Steine und die Umrisse der Bäume, zwischen denen der Pfad sich verliert, unterscheiden; doch wissen die klugen Pferde den Weg zu finden, so daß man ihnen die Zügel

wohl lassen kann. Dazu eine wohlthuende Frische der reinen Luft, welche die Lebensgeister spannt und selbst nach halbdurchwachter Nacht keine Müdigkeit aufkommen läßt. Der Weg führt durch mehrere brückenlose Bäche und dann in einem Flußbett aufwärts, in dessen Mitte nur eine schmale Wasserader sich erhalten hat. Zur Abwechselung folgt eine steile Cuesta, durch welche der Pinto mit dunkelblauem Gesicht uns führt. Erst in der dritten Nachmittagsstunde wird den erschöpften Thieren eine Pause gegönnt; wir rasten unter wilden Feigenbäumen und hohen Kiefern. Mit dem Proviant sieht es aber schon schwach aus; die letzte Büchse mit kleinen Sausages wird in dankbarer Erinnerung an Don Gustavo in Morelia geleert; dann soll der versäumte Nachtschlaf nachgeholt werden, aber hoch in den Bäumen verführen Papageien mit rothen Köpfen und Schwänzen ein so wüstes Geschrei, daß an Schlafen nicht zu denken ist. Ein Schuß unterbricht ihr Lärmen nur auf einige Sekunden; es sind zwei Pärchen, die ihre Meinung über uns austauschen oder, was wahrscheinlicher, in häuslichem Zwist leben.

Der Wald, in den wir dann kommen, bekommt mehr und mehr den Charakter des tropischen Hochwaldes, insbesondere in einem Thale, das ein wasserreicher Bach durchfließt. Eichen und Higueras, mit Orchideen dicht besetzt, von Lianen durchwunden, die wie luftige Brücken sich von Baum zu Baum schlagen, wie Strickleitern herabhängen oder wie leichte Wimpel sich leise bewegen, wenn der Abendhauch sich regt. Die Sonne sinkt früh hinter der hohen Bergkette, welche im Westen die Aussicht begrenzt und erleuchtet nur noch den Himmel über uns mit blendendem Lichte. Wir steigen langsam über eine Hochebene aufwärts, die sich der Sierra vorlegt und sehen Aguililla, das ersehnte Ziel des Tages, lange, lange, ehe die müden Pferde es erreichen.

Unsere Adresse ist auch hier der Cura, der allgemeine Gastfreund. Don Abundio wohnt in einem Hause, das aus der

Ferne wie ein Kastell erschienen, ein großes Viereck, auf einem Hügel gelegen und auf einem hölzernen Unterbau errichtet, der es hoch über die Häuser des Pueblo erhebt. Seine Hochwürden, ein kräftiger Herr mit krausem Haupthaar und einem Schnurrbart, der einem preußischen Rittmeister zum Schmucke gereichen würde, empfängt uns mit der natürlichen Höflichkeit, welche die Bitte um Gastfreundschaft wie deren Annahme leicht macht. Er theilt das Haus mit dem Municipalrath und mit den Schulen von Aguililla und bewohnt selbst nur eine bescheidene Ecke desselben; auch hat er bereits zahlreiche Gäste und doch will er gern Alles geben, was er hat, zunächst sein eigenes Zimmer, da alle anderen schon besetzt sind; er werde schon irgendwo ein Plätzchen finden. Das Zimmer ist ähnlich einfach ausgestattet, wie das des braven Cura in Apotzingán, zumal der Durchgang für zwei besetzte Nebenzimmer; doch haben wir unsere Catres, ein Dach über dem Kopfe und zum Abendbrod sauere Milch mit Zwiebelsauce. Herz, was willst Du mehr?

Der Hauptgast des Hauses ist der Abt von Patzcuaro, der mit einer sobrina (Nichte) und einer älteren Anverwandten nach Coalcoman zu Verwandten reist und bei seinem Amtsbruder eingekehrt ist. Wir bekamen die Damen nicht mehr zu Gesicht, werden sie aber morgen sehen, da unser Weg der gleiche ist. Mit den beiden geistlichen Herren wandelten wir im Mondschein in der offenen Halle, die das ganze Haus umgibt, der lehrreichen Gespräche halber und um die steifen Gliedmaßen etwas zu recken.

---

24. Februar 1882.

Mariano meldete gestern früh, daß die Pferde sehr ermüdet wären; er hätte wohl gern einen Ruhetag gehabt, doch mußten wir weiter, da unser Wirth seinen Herrn Konfrater und dessen Damen begleiten wollte. Ehe wir zum Aufbruch kamen, er=

schienen noch der Präsident und der Sekretair des Gemeinderathes, um uns zu begrüßen und uns einige Lebensmittel auf den Weg zu geben. Sie knieten, ehe sie weggingen, vor dem Cura nieder und empfingen seinen Segen.

Vor uns lag nunmehr die wahre Sierra Madre und sie sah ganz danach aus, als würde sie uns ein hartes Stück Arbeit geben. Das Steigen ging auch gleich sehr ernsthaft los, so daß selbst mein wackerer Schimmel nicht mehr mitmachen wollte; jedoch wurde mit der zunehmenden Höhe die Luft etwas kühler und erst einzelne Bäume, dann dichter Wald gaben Schatten. Eine Distelart von mehr als Manneshöhe mit großen purpurrothen Blüthen trat so häufig auf, daß sie ganze Flächen bedeckte, ein äußerst prächtiger Anblick, noch gewinnender dadurch, daß zierliche Kolibris um die Blüthen flatterten, um den Zucker mit ihren langen feinen Schnäbeln herauszuholen. Diese Vögelchen sind, was Zierlichkeit und Anmuth angeht, die höchste Leistung der Natur. Sie gleichen im Fluge eher dem Schmetterling oder der Biene, als einem Vogel, zumal wenn sie vor einer Blume schweben und, ohne die Flügel zu regen, sich bewegslos halten, mit dem Schnabel tief in den Blüthenkelch sich versenkend.

Als wir an einem schattigen Flecke Halt gemacht, kam die geistliche Kavalkade, die später aufgebrochen war, durch den Wald, ein Bild bietend, wie es im Mittelalter auch bei uns häufig gewesen sein mag. Voran der würdige Abt von Patzcuaro, mit einem weißen Sonnenmantel über den Schultern, über welchem ein großes, seine Würde kündendes Kreuz von Gold und grünen Edelsteinen hing, den hohen Hut mit einem weißen Schleier umwunden, die Soutane hoch um die Lenden geschürzt und die Beine in mächtigen Reithosen von rauhem Ziegenfell. (Von diesen Hirtenhosen stammen, beiläufig bemerkt, die Bockbeine der Satyre und Faune.) Aehnlich der streitbare Pfarrer von Aguililla. Die beiden Damen mit einer Dienerin

auf Maulthieren, ganz in weiße Untergewänder gehüllt und mit weißen Schleierhüten, die Sobrina, ein noch junges, schlankes Mädchen mit edlen und feinen Gesichtszügen, ihre Begleiterin, vielleicht die Schwester des Abtes, von etwas reiferer Schönheit und umfangreicher. Wir vereinigten uns an einer Quelle in der Nähe des Lagerplatzes um zu frühstücken. Mariano machte die Tortillas von Mais mit Pfeffer und eingelegten Hühnerstücken heiß, und wir steuerten von unserem Wermuthwein bei, der, mit Wasser gemischt, das geeignetste Getränk in der Hitze abgibt.

Nach dieser Erfrischung zog unsere Kompagnie wieder voran, immer bergauf, über lange Rücken und in Falten der Sierra langsam in die Regionen des Eichenwaldes, dann in die des Nadelholzes, daß es wieder ganz deutsch anmuthete. Coalcoman war aber doch zu weit; bei einem einsamen Rancho im Walde machten wir Halt, bestehend aus den üblichen zwei Hütten für Wohnung und Küche, hier im Kiefernwalde schindelgedeckt, dagegen staubig und schmutzig im Innern wie die in der Tierra Caliente. Kühl wie die Luft war auch der Empfang: es war nichts zu haben und die Frage des Nachtlagers blieb zweifelhaft. Ganz anders war die Stimmung des Ranchero und seiner Familie, als nach einer Stunde die geistlichen Herren ankamen. Da gab es helle Freude und Händeküssen auf der einen und Segnen von der anderen Seite. Der Gastfreund von Aguililla nahm nach den ersten Begrüßungen den kleinen Fernandez auf den Schoß; er war sein Pathenkind und die Mutter war glückselig, anscheinend mehr als der Niño, der vor dem Barte des geistlichen Herrn Pathen die in aller Welt gleiche Kinderangst hatte. Auch auf uns fiel ein Schimmer dieses Stimmungswandels, als klar wurde, daß wir mit den späteren Ankömmlingen bekannt waren und von ihnen mit achtungsvoller Höflichkeit behandelt wurden. Wir beschlossen, allesammt zur Nacht zu bleiben und inaugurirten diese Gemein=

samkeit durch eine Cena, deren Tisch die übliche niedrige und einzige Holzbank war. Unsere allerletzte Büchse mit Gänseleberpastete und einige glücklich gerettete Bordeauxpflaumen fanden Anerkennung bei den Señoras, wogegen wir ihrem Orangenblüthenthee unseren Beifall zollten. Mit den Pfarrherren ließ sich angenehm reden. Ich konnte Don Abundio erzählen, daß ich bei Papst Pio IX. im Vatikan gewesen, sodann auf seine Frage, daß ich unseren Kaiser, der Liebe und Verehrung über die ganze Welt genießt, nicht blos von Angesicht gesehen, sondern daß Se. Majestät auch mit mir gesprochen habe. Er wurde nicht müde, nach Einzelnheiten darüber zu fragen und ich natürlich noch weniger zu antworten.

In dem Gehege neben der Hütte entwickelte sich inzwischen ein fröhliches Lagerleben des beiderseitigen Trosses. Ein Feuer, nothwendig wegen der abendlichen Kühle, flackerte in der Mitte; die Pferde und Mulos, von ihren Lasten frei, sammelten sich um den Mais, der ihnen an verschiedenen Plätzen vorgelegt wurde, nicht ohne daß die Schwachen von den Starken verdrängt und zurückgestoßen wurden, und die Mozzos hüllten sich in ihre Decken nahe am Feuer, um, den Himmel über sich, die Erde unter sich, die Nacht zu verbringen. Unsere Unterbringung bot in dieser Hinsicht etwas mehr Schwierigkeiten, als wir bei der leichtherzigen Entschließung zu bleiben vorausgesehen hatten. Es war ein einziger fensterloser Raum vorhanden, in welchen die drei Frauen, die beiden geistlichen Herren und wir zwei Fremdlinge untergebracht werden sollten. Die Aufgabe war fast so schwer zu lösen, wie die des Fährmannes, der die Ziege, den Wolf und den Kohlkopf über den Fluß zu bringen hat. Doch glückte es. Mit Hilfe von Tüchern wurde eine Ecke des Raumes abgeschlossen, in welche die Frauen sich zuerst zurückzogen, dann folgten die beiden Curas, die wie die klugen Jungfrauen im Evangelium ihrer Zeit mit Oel, sich ihrerseits mit Betten und Matratzen klüglich versehen hatten,

die aus großen Ochsenhäuten ausgepackt und aus denen auf den vorhandenen Holzpritschen weiche und warme Lagerstätten bereitet wurden. Wir waren auf unsere Catres angewiesen und bekamen den Platz an der Thür, wo es sehr wenig behaglich war. Die Nacht war über Erwarten kalt; durch das Dach und die dünnen Wände strich der Wind und die luftigen schmalen Feldbetten gaben trotz Plaid und Rock dagegen keinen Schutz; ich konnte vor Frost nicht schlafen. Der Versuch, mich damit zu trösten, daß es eine ganz unbezahlbare Erfahrung sei, unter den Tropen zu frieren, hatte keinen rechten Erfolg; die Lage blieb unbefriedigend und wurde es, was ich mit einiger Beschämung niederschreibe, noch mehr dadurch, daß ein volltönendes Schnarchquartett bezeugte, wie wohl die besser situirten Kameraden sich befanden.

Die Auswickelung heute morgen war leichter als die Einschachtelung am Abend; natürlich ging es in umgekehrter Ordnung; die Frauen kamen zuletzt ans Licht. Wir ritten, um Luft zu schaffen, um sechs Uhr ab, zuerst weiter im hohen Kiefernwalde, bald aber abwärts durch böse Schluchten und über steinige Wege, daß ich statt des Pferdes mir einen Bergstock und tüchtige Nagelschuhe wünschte. Die kalte Nacht war unter dem Brande der Mittagssonne längst vergessen, Thal um Thal wurde passirt, Coalcoman kam noch immer nicht in Sicht; erst am Nachmittag erreichten wir es, nachdem wir ohne Unterbrechung acht Stunden geritten waren.

Die gastfreie Aufnahme in einem Privathause, wo wir wieder den Luxus der Handtücher und eines Bettes haben, thut nach der Beschwerde der letzten Tage ausnehmend wohl. Schmerzlich ist nur die Nachricht, die aus Colima hierher gelangt ist, daß der Dampfer von Manzanillo nach Panama bereits am 26. d. M. abgeht. Die Möglichkeit ihn zu erreichen ist damit ausgeschlossen, da wir noch drei Tage brauchen, um nach Colima zu gelangen. Ein Rasttag würde daher hier ohne

Nachtheil gehalten werden können, doch ist der Kriegsrath noch nicht gehalten.

---

27. Februar 1882.

Der Rasttag wurde kassirt, da W. auch an die Rückreise denken muß, und wir ritten vor Tagesanbruch aus dem wohnlichen Coalcoman, wieder durch zahlreiche Bäche, die in der Regenzeit Ströme sein mögen und viel bergauf. Um 9 Uhr belohnt die Mühe des Steigens eine herrliche Aussicht auf den Vulkan von Colima, der nunmehr seine beiden Gipfel zeigt, aber leider so hell gefärbt erscheint, daß noch viel Luft zwischen uns und ihm liegen muß. Immerhin ermuthigt der Anblick, was bei dem Abstieg in das Thal zu Gute kommt, der über gewundene Pfade auf unendlichen Bergnasen sich hinabquält. Es wurde Nachmittag, ehe wir ein bewohntes Haus fanden und einen davon abhängigen Halt machen konnten, abhängig, weil das Füttern der Thiere, wie knapp es auch während der Tagestour geschieht, immer gewisse Vorkehrungen erfordert, die sich im Freien nicht finden. Es war der Rancho de Pozo, der uns unter sein Dach nahm, eine Hütte mit halb offenen Wänden und einem dicken Blätterdach, das doch etwas kühl hielt. Wider Erwarten war es möglich, ein Huhn zu erhalten und verschiedene tropische Früchte, die noch neu waren, Coquitos, eine Art Radieschen und Timboliche, die Frucht einer Agavenart, aus der sich ein kühlendes Getränk bereiten läßt. Die Mobiliarausstattung stand auch hier auf dem tiefsten Niveau der Einfachheit, da sie sich auf Matten und einige Holzpritschen beschränkte, doch war die Civilisation durch eine Nähmaschine vertreten, die in dieser Umgebung wie eine Offenbarung wirkte. Ihre Anwesenheit erklärte sich daraus, daß die freundliche und gebildete Frau des Ranchero aus der Hauptstadt stammte und die Maschine ihre Ausstattung war. Auch ein kleines Louis'chen mit klaren blauen Kindesaugen entrückte die

Gedanken aus der indianischen Scene. Der Ranchero selbst gab sich als Politiker zu erkennen, eine Race, die in Amerika auch außerhalb der Vereinigten Staaten des Nordens üppig gedeiht, und brachte mit Vorliebe politische Gespräche auf die Bahn, ohne rechte Gegenliebe zu finden.

Noch immer brannte die Sonne, als wir die beschwerliche Steigerei wieder aufnahmen. Ueber die Entfernungen einen sicheren, unseren Maaßen entsprechenden, Aufschluß zu erhalten, glückt selten. Straßen mit Wegezeigern gibt es nicht, Taschenuhren sind in Mexiko noch wenig verbreitet; das Abmessen der Zeit oder der Entfernung nach festen Einheiten eines Maaßes liegt selbst außerhalb der Vorstellung; man erhält daher häufig die widersprechendsten Angaben. Als wir auf dem gestrigen Nachmittagsritt einen entgegenkommenden Mann fragten, wann wir nach Hihuatuan kommen würden, antwortete er: „con la lunita", mit dem Mondchen, d. h. mit dem Aufgehen des Mondes, und richtig, der Mond erhellte unseren einsamen Pfad, als starkes Hundegebell die Nähe des Pueblo ankündete.

Noch war es nicht das Ziel des Tages. Wir ritten noch einige Stunden, meist in dem halbtrockenen, steinigen Bett des Rio Tortuga in einem waldigen Thale, schwer müde, aber doch munter gehalten von der traumhaft schönen Scenerie, welche durch den Mondschein in einen phantastischen Glanz getaucht wurde. Die tiefen, scharfen Schatten der riesigen Higueras, das Blitzen des Wassers, das über die Felsen des Flußbettes hastete, darüber der tiefblaue Himmel und das leichte Wehen des Abendwindes, es war eine „mondbeglänzte Zaubernacht". Die poetische Träumerei unterbrach etwas brüsk die Meldung, daß eine große Heerde Rindvieh vor uns denselben Weg zöge und daß wir genöthigt sein würden, durch dieselbe lang zu reiten, wenn wir nicht viele Zeit verlieren wollten. Eine derartige Passage kann dadurch leicht unliebsam werden, daß unter der Heerde sogenannte Bravos sich befinden, d. h. Stiere, welche

in einem Stiergefechte gekämpft haben und demnächst ihrem friedlichen Leben zurückgegeben worden sind. Sie haben die Gewohnheit angenommen, Pferde, in denen sie ihre Gegner kennen gelernt haben, zu stellen und anzugreifen, was für einen darauf nicht eingerichteten Reiter äußerst ungemüthlich ablaufen kann. Glücklicher Weise war kein solcher Bravo a. D. oder z. D. unter den Rindern, die vor uns durch den Wald zogen, oder er war auch träumerisch gestimmt und deshalb nicht kampflustig; wir kamen wohlbehalten mit Hilfe einiger deutlichen Hiebe nach rechts und links durch die Breitgestirnten und bald darauf in die Hacienda, der wir uns auf die Nacht anvertrauen wollten. Erst heut erfuhren wir, daß gerade jenes Thal des Tortuga das Hauptrevier der Tiger wäre, die in Mexiko heimisch sind und die, zwar nicht so wild und stark wie der bengalische Königstiger, doch ganz ungeberdige Katzen sein sollen. Daß wir statt ihrer die Ochsen begegnet haben, ist sehr prosaisch; solch ein Renkontre mit den Bestien, die wir natürlich erlegt haben würden, hätte sich so nett für das Tagebuch und für spätere Erzählung am Theetisch gemacht.

In der Hacienda, die uns aufnahm, war viel guter Wille, aber wenig Können. Man gab uns einen Raum, in dem die Sättel und das Zaumzeug der Pferde und Mulos aufbewahrt wurden, also was wir in Schlesien eine Geschirrkammer nennen, und die vorhandenen Lagerstätten sahen sehr nach „Animales“ aus, welches der Kollektivname der Insekten aller Gattungen ist, welche nächtlicher Weile den Menschen quälen; indessen sieht man milde über solche Kleinigkeiten hinweg, wenn man elf Stunden geritten ist; etwas „persisches“ bannte die schlimmsten der Sauger und bald verdrängten im Traume die Bilder der Mondnacht das der alten Sättel, auf denen das Auge bei dem matten Schein des Talglichtes zuletzt geweilt hatte.

Am nächsten Morgen sah die Hacienda bei weitem freundlicher aus, als bei der unsicheren Beleuchtung des Abends;

wir rafften uns, trotz des Sonntags, in aller Frühe auf zur letzten Tagfahrt, da wir unsere Ankunft in Colima durch vorausgehende Boten hatten anmelden lassen. Der Tag war ein würdiger Abschluß, was die Unwegsamkeit, aber auch was die Schönheit der Gebirgszüge anlangte, die wir noch zu passiren hatten. Ein Mozzo der Hacienda, der statt der Reithose je eine halbe Rindshaut auf jeder Seite des Pferdes zum Schutz gegen die Dornen der Gebüsche und gegen scharfe Felsenkanten hatte, wurde unser Führer, wenigstens für die erste Hälfte des Tages, wo wir verschiedene Bachläufe zu passiren hatten, deren Furthen unser Arriero nicht kannte. Es gab nur einen Rancho „De las Barreras" auf der Strecke, den wir gegen Mittag erreichten und in dem ein Mezclado mit seiner Familie lebte. Der Hausherr trug eine weiße Hose und seinen braunen Naturfrack; seine Töchter, große und kleine, unter denen eine mit auffallend jüdischem Gesichtsschnitt, hatten es sich noch bequemer gemacht, indem sie in einem nahe bei dem Rancho gelegenen Teiche sorglos badeten. Woraus zu folgern, daß es warm war.

Am Nachmittag hatten wir die letzten der Sierras zu übersteigen, jenseits deren die Abdachung nach Colima beginnt. Hier kam zu guter Letzt auch mein braver „Professor" und mit ihm sein Reiter zu Falle, derart daß es eigentlich beinahe nicht zu guter Letzt gewesen wäre. Er rutschte beim Abklettern über eine steile und glatte Felsplatte mit den Hinterfüßen, so daß er stürzte; ich fand den Winkel zu steil, um sitzen zu bleiben und fuhr, glücklich genug, aus beiden Steigbügeln über den hohen Bock des Sattels lang nach hinten und mit einem hörbaren Krach auf den Felsen, daß ich einen Augenblick die Besinnung verlor. Als ich mich aufrichtete, merkte ich einen intensiven Brandgeruch in nächster Nähe und sah, daß ich selbst der Heerd des Feuers war. Die Wachslichtchen in meiner Rocktasche, los fósforos, waren durch den Schlag in Brand ge-

rathen und verursachten den Qualm. Ich hatte eben noch Zeit, den Rock abzuwerfen, dessen Tasche bereits durchgebrannt war, bestieg aber nach der Löschung, da beide Schrecken sich kompensirt hatten, wieder meinen Professor, nachdem ich ihm sein pflichtwidriges Benehmen in einer Rede vorgehalten hatte, die er mit gesenkten Ohren also mit Beschämung über sich ergehen ließ.

Wiederum im Mondschein und erst am späten Abend kamen wir nach Los Narranjos, dem letzten Nachtquartier vor Colima, das eine Folie auch für weniger Komfort, als in Colima uns erwartete, abgegeben haben würde. Hier vertrat noch der Kienspan die Stelle der Petroleumlampe und was schlimmer war, das Wasser war nach der eigenen Erklärung des Ranchero ungesund und deshalb nicht trinkbar, eine harte Entbehrung nach der Sonnengluth des Tages. Wir kochten es und brühten damit grünen Thee, den wir von Mexiko mitgenommen; es behielt aber, oder bekam vielleicht durch letzteren, einen giftigen Geschmack. Das letzte Mal wurden die Catres aufgeschlagen und der Schlaf, der Lohn der Arbeit und eines guten Gewissens, löste die müden Glieder.

Mit fröhlichem Gemüthe brachen wir heut früh auf nach Colima, über eine weite Ebene, die mit zerstreuten Steinen vulkanischen Ursprungs bedeckt ist, den Expektorationen des Vulkans von Colima, dessen mächtige Gestalt, die isolirt vor die Kordillere hinausgeschoben sich breitet, in immer deutlicheren Umrissen heraustritt. Gegen 8 Uhr kommt die Abordnung entgegen, die unser Gastfreund in Colima ausgesendet hat, um uns zu begrüßen. Nicht blos mit Worten; der brave Mann sendet frische Reitthiere und in den Satteltaschen etliche Flaschen Bordeaux und Bier, wirkliches Bier, sogar aus Teufelsbrück in Holstein. Wie viel abhängiger sind wir doch von unserem Leibe, als wir daheim, wo wir Alles bequem zur Hand haben, glauben und merken.

Mit den ausgeruhten Maulthieren bekam der Marsch ein etwas lebhafteres Tempo, doch war noch manche Barranca zu umreiten, Furchen, welche der Vulkan in den Boden gerissen hatte, ehe wir Cardona erreichten. Ein Rittmeister mit drei Offizieren, von dem Gouverneur des Staates von Colima, dessen Grenzen wir gestern überschritten hatten, entgegen gesendet, meldete sich hier als Escolta, um uns sicher nach Colima zu geleiten. Es waren wohlaussehende, umgängliche Krieger, gebildet genug, um in einer ländlichen Fonda, die sie mit Geschick gewählt hatten, uns in der Würdigung der von Colima gestifteten Getränke bereitwilligst zu unterstützen. Die Fonda hielt eine indianische Frau, würdigen Aussehens durch ihr weißes volles Haar, und umgeben von einer Anzahl von Töchtern und Enkelinnen, die ihr zur Hand gingen. Einige nackte Niños strampelten auf erhöht liegenden Matten am Eingang, wurden aber entfernt, um uns Platz zu machen. Männer waren nicht vorhanden oder abwesend. Am Nachmittag setzte sich der zahlreicher gewordene Zug in Bewegung für den endlich letzten Theil des Weges. Nach einer Stunde überraschte uns ein feierlicher Empfang in der Hacienda d'Estancia; die Deutschen von Colima, an ihrer Spitze der Konsul, waren dorthin geritten, uns zu begrüßen. Es war eine stattliche Schaar von Landsleuten, die uns freundlich die Hand boten und dann in munterem Galopp den Wagen begleiteten, den der fürsorgliche Konsul mitgebracht hatte. Ich kann kaum ausdrücken, wie wohlthuend und herzerhebend das Gefühl war, von dieser Escolta begleitet zu werden. Als wir der Stadt uns näherten, kam der Gouverneur des Staates mit seinem Adlatus auf offenem Wagen uns entgegen und lud uns ein, an seiner Seite in die Stadt einzufahren. Also geschah es. Vor dem Hause von Don Christian, das uns aufnehmen sollte, verabschiedeten sich die Begleiter; wir traten unter ein Dach, das nicht allein alles äußere Behagen zu bieten verspricht, sondern

auch das, was der Gastfreundschaft den wahren Werth gibt, herzliche Freude bei ihrer Gewährung.

XXX.

Colima. — Häusliches Leben. — Abendmarkt. — Theater. — Hausmusik. — Umgebung der Stadt. — Mantafabriken. — Nach dem Vulkan von Colima. — Die Hacienda von San Marcos. — Zuckergewinnung. — Arbeiterverhältnisse. — Besteigung des Vulkans. — Frühere Ausbrüche desselben.

Colima in Mexiko, 12. März 1882.

Die Hälfte meiner Rast in Colima ist um; ich habe mich wieder an civilisirte Gebräuche und speziell an die Hausordnung gewöhnt und auch von Colima und seiner Umgebung bereits gesehen, was die Umstände zu sehen möglich machten. Die ersten Tage wurden mit Besuchen ausgefüllt bei dem Gouverneur des Staates und dessen übrigen nicht zahlreichen Würdenträgern, sowie bei den Vertretern der deutschen Kolonie, die hier die erste Stellung im Handel und in den Geschäften einnimmt. Dann folgten Mittags und Abends die Reihe herum Gastmähler zu Ehren der Fremdlinge und zur Befestigung der angeknüpften freundlichen Beziehungen, deren Wachsthum und Gedeihen deutsche Weise unter allen Himmelsstrichen ohne Begießung bei festlichem Mahle sich nicht denken kann. Die Entbehrungen und Anstrengungen der Reise waren darüber bald vergessen, obwohl der Uebergang in die Opulenz der neuen Lebensführung nicht ohne empfindliches Unwohlsein sich vollzog, das über eine Woche mich plagte und das ich in Ermangelung anderer Gründe auf den giftigen Thee in Los Narranjos zurückführte. Abgesehen aber von dieser kleinen Prüfung läßt der Aufenthalt nichts zu wünschen.

Don Christian bewohnt ein geräumiges, massives Kaufhaus, das mit einer Front am Rio Principal de Colima liegt und dessen unteres Stockwerk mit gewölbten Gängen und Speichern dem Handelsgeschäft dient, dessen Sitz es ist und das hauptsächlich im Import europäischer Waaren besteht. Im oberen Stockwerk, mit offenen Hallen und Salas nach dem Innenhof reich ausgestattet, liegen die Wohnräume der Familie und der in dem Hause thätigen deutschen Gehilfen, welche nach hiesigem Gebrauch bei dem Chef Kost und Wohnung haben.

Die Lage der Stadt und speziell des Hauses von Don Christian ist ausnehmend schön. Von meinem Fenster aus sehe ich zunächst auf den Fluß, der jetzt im Frühling nur eine spärliche aber munter fließende Wasserader darstellt, dessen mit Kieseln und größeren Steinen bedecktes Bett aber schließen läßt, welche Ausdehnung die Wassermasse, die er in der Regenzeit führt, haben muß. Eine steinerne Brücke, auf zwei Bogen mit weiter Spannung, el puente de Zaragoza, führt von der Ecke des Hauses über den Fluß, den einige hundert Schritt weiter abwärts noch eine zweite steinerne Brücke, el puente antiguo, überspannt. Beide verbinden die Stadt mit einer weitläufigen Vorstadt, deren niedrige Häuser mit flachen Dächern in dem Grün der zahlreichen Gärten (Huertas), welche dazwischen liegen, fast verschwinden. Der Frühling hat diese Gärten mit der ganzen Pracht, die er hier entfalten kann, geschmückt, indem viele Bäume und Sträucher mit Blumen von prangenden Farben überschüttet sind. Insbesondere ist es ein Primavera genannter Baum, den er mit goldgelben oder auch mit violetten und weißen Blüthen bedeckt, die aus dem dunkeln Laub der umstehenden Bäume sich glänzend herausheben und auf weite Entfernungen aus dem Walde leuchten wie Sterne am Himmel. In weitem Halbrund jenseits der Vorstadt begrenzen den Gesichtskreis die Bergketten, die sich in

sehr mannigfaltigen Linien vor und durch einander schieben und theilweise bis zur Höhe von 6000—7000 Fuß ansteigen. Ihren Abschluß im Nordwesten bildet der Vulkan, dessen rauchender Gipfel der Stadt zugewendet ist und dessen mächtiger Kegel über dem Vordergrunde des Flusses und der Haine von Palmen und dichtbelaubten Weiden, die das breite Massiv seiner Basis verdecken, in den blauen Himmel aufsteigt, als schwebte er in der Luft. Das Bild ist unversiegbar schön zu allen Tageszeiten, im Morgengrauen, wo das Licht vom Zenith noch nicht niedergestiegen ist, wie in der Hitze des Mittags, die wie ein leichter Gazeschleier die Berge bedeckt, vor Allem aber, wenn die Sonne im Westen sinkt und die Grate der Bergketten wie die Rauchwolke, die über dem Vulkan ruht, mit Gold säumt. Diese Rauchwolke ist ein wahrer Proteus an Veränderlichkeit der Form, je nach der Gewalt des Ausbruches, der mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintritt, nach der Windrichtung und nach der Beleuchtung. Bei jedem Ausblick fesselt sie immer noch zuletzt das Auge.

Sinkt der Abend und legt sich Dunkel über die Berge, so regt sich das Leben in der Nähe. Unter den Fenstern auf der Straße, die das Haus vom Flusse trennt, findet allabendlich ein Markt statt, beschränkt auf Früchte und andere Nahrungsmittel, mit welchen die ärmere Klasse der Bevölkerung ihr Leben fristet. In langer Reihe sitzen die Verkäufer, meist Frauen, am Boden, die Matten mit ihren Waaren, unter denen Pfeffer eine Hauptrolle spielt, vor sich, einen kleinen Ofen oder ein Becken mit glühenden Kohlen neben sich, um die Tortillas aus Maismehl heiß zu machen, oder aus Fett und Mehl ein Gebäck herzustellen. Kein Geschrei oder Lärmen, kaum ein laut gesprochenes Wort; wie aus Bronze gegossen sitzen die braunen Weiber, schweigend, den Rebosso um die Schultern geworfen, von den brennenden Kienspänen oder Fackeln, welche die Beleuchtung geben, grell beleuchtet. Ich würde den

Beginn des Marktes kaum merken, dränge nicht ab und zu etwas Fackelqualm oder der scharfe Geruch verbrannten Fettes nach oben, den ich in den Kauf nehmen muß, wenn ich die frische, oder richtiger weniger heiße, Abendluft genießen will.

Im Hause geht das tägliche Leben mit einer gewissen ernsten Regelmäßigkeit, wie es sich für ein solides, deutsches Handlungshaus geziemt. Denn diesen Charakter hat das Haus, obwohl die Hausfrau eine Mexikanerin ist, doch in allem Wesentlichen bewahrt. Nur in der Küche macht sich einige Abweichung geltend, so in dem kräftigen Gebrauch von Pfeffer, in der Anhänglichkeit an Frijoles und in dem Puchero, der regelmäßig bei Tisch erscheint, einer Komposition von gekochtem Hammelfleisch mit zahlreichen Gemüsen, wie Kohl, Gurken, frischen Maiskolben, Tomatos, Kürbis, süßen Kartoffeln u. s. w.

Des Mittags vor der Mahlzeit schleiche ich im Schatten der Häuser nach einem Bade im Rio Principal, das 1/4 Stunde oberhalb des Hauses unter schattigen Bäumen liegt und durch welches das muntere Wasser des Rio fließt. Die kühlende Wirkung hält allerdings kaum über die Rückkehr vor. Am Abend machen wir einen Spaziergang nach der Plaza oder nach einer der Huertas, in welcher die Pracht der Palmen und anderer Kinder der Tropen immer von neuem erfreut, oder wir reiten gegen Sonnenuntergang in die weitere Umgebung der Stadt nach den Bergen zu, die in der Richtung nach dem stillen Ocean liegen. Die Zwischenzeit füllt Lektüre und Stillsitzen in den relativ kühlen Zimmern, relativ, denn die Temperatur in der Luft ist 22—26° R. und erfährt in der Nacht keine erhebliche Minderung, so daß sie auch in geschlossenen und schattigen Räumen in gleicher Höhe allmälig herrscht.

Die Stadt Colima ist die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der einer der kleinsten ist in Israel; er rangirt der Fläche nach (mit 7136 Quadratkilometer) als der 25., der Bevölkerung nach als der vorletzte unter den 29 Staaten und

Territorien der Republik. Von dieser Bevölkerung (65 827 Seelen) wohnt mehr als ein Drittel (23 579) in der Hauptstadt, neben welcher eine andere bedeutende Stadt nicht besteht. Diese macht einen sauberen und frischen Eindruck durch die durchweg helle Farbe der Gebäude und die fast durchweg herrschende Reinlichkeit in den Straßen. Zumal die Plaza Principal der Stadt ist durch Gartenanlagen mit Orangenbäumen, Springbrunnen, gepflasterten Fußwegen und gemauerten Ruhebänken ein sehr angenehmer Ort der Erholung. Zu solcher Ausschmückung der Plazas im Lande hat, wie man sagt, Kaiser Maximilian die Anregung gegeben durch die Umgestaltung der Plaza mayor in der Stadt Mexiko und die Herstellung des Zócalo für die Abendmusik, die zeitweise stattfindet.

Die sonst üblichen öffentlichen Gebäude liegen auch hier an der gewohnten Stelle, die Pfarrkirche und das Regierungsgebäude mit dem Gefängniß. Doch sind die beiden ersteren unvollendet und seit 10 Jahren ist ihr Bau, der nur bis zum ersten Stockwerk gediehen ist, angeblich aus Mangel an Mitteln nicht weiter gefördert worden. Für diesen Mangel auf der einen Seite der Plaza entschädigt eine andere, welche von Privatgebäuden eingenommen wird, die eine übereinstimmende sehr gefällig aussehende Façade in maurischem Styl haben. Auch ein Theater ist vorhanden, als Bauwerk allerdings nicht bemerkenswerth, es sei denn durch die Ureinfachheit der Konstruktion, aber den Colimensern doch werthvoll, da es das einzige öffentliche Vergnügen ist, welches ihnen geboten wird. Es ist ein großer Holzbau, wieder ohne ein einziges Stück Eisen und obwohl mehrere Stockwerke hoch mit einer unbedingten Verachtung aller senkrechten Linien errichtet, so daß man beim ersten Anblick nicht begreift, wie es überhaupt stehen kann. Wandernde Truppen geben im Winter Lustspiel- und Opernvorstellungen mit Hilfe des Orchesters aus Zapotlan, einer ansehnlichen Stadt in dem benachbarten Staate Jalisco, das

am Abend unter Fackellicht durch die Straßen zieht, um durch Musik zu der erst spät beginnenden Vorstellung einzuladen. Ich habe einigen dieser Vorstellungen beigewohnt, weniger gefesselt durch die Darstellung auf der Bühne, der zu folgen noch etwas schwer fällt, als durch die Zuschauer und ihr Verhalten. Das Haus hat ein Parquet mit Sitzreihen auf Holzbänken und drei Reihen Logen. Von den letzteren sind die des Parquets reservirt für Abonnenten, welche die ausländische Kolonie und das vornehme, eingeborene Colima stellen. Vor der Vorstellung schicken die Abonnenten ihre Stühle in die Logen, da Sitze darin nicht vorhanden sind. Daß deren Rückwand nur aus einer Matte besteht, die sich mit der Hand zurückschlagen läßt, und durch welche man unmittelbar ins Freie tritt, hat den doppelten Vortheil der Kühle und des leichteren Ausganges, insbesondere bei einer Feuersgefahr. Die letztere scheint bei der leichten Bauart des Hauses dem fremden Besucher nicht ausgeschlossen, um so weniger, als während der Vorstellung der größte Theil der Zuschauer, die Frauen inbegriffen, Cigaretten raucht. Die oberen Ränge, Balkon und erster Rang eingeschlossen, sind die Plätze der niederen Klassen, welche das Schauspiel leidenschaftlich zu lieben scheinen, da das Haus trotz der verhältnißmäßig hohen Preise fast immer voll ist. Die beliebteste Positur der Caballeros im ersten Range ist, die Beine über die niedere Brüstung zu legen, so daß die Besitzer der Parquetlogen ab und zu den vergnüglichen Anblick brauner Füße mit Sandalen haben, die an dem oberen Rande der Loge herunterbaumeln; doch nimmt man daran keinen Anstoß. Die Vorstellungen dauern in der Regel bis gegen 1 Uhr Nachts und werden von dem Auditorium mit offenbarer Theilnahme bis zum Schluß verfolgt, obwohl die Indianer sie durch lauten Beifall nicht äußern. Die Seltenheit des Genusses erklärt die Genügsamkeit.

Neben dieser öffentlichen Pflege der Kunst wird die Musik

auch häuslich gepflegt, wenigstens in deutschen Familien, was ich wiederholt zu meiner Freude erfahren habe. Ich habe in Colima Arien aus dem Freischütz singen hören und an einem anderen Abend einem Konzert beigewohnt, bei welchem außer den häuslichen Kräften ein recht tüchtiger Geiger aus Metz, der mit der Tänzerin einer Seiltänzertruppe hierher gekommen ist und sich durch Ertheilung von Unterricht in der Musik und in der französischen Sprache eine Position geschaffen hat, eine französische frühere Opernsängerin, die ihr bewegtes Leben nach Sibyllenort in Schlesien und nach Quito in Ecuador geführt hatte, und ein italienischer Sänger, der sich mit ihr in Colima zur Ertheilung von Musikunterricht verbunden hat, betheiligten. Es war ein etwas abenteuerliches Ensemble, aber es war tüchtig bei der Sache.

Sehr vergnüglich sind auch die gemeinschaftlichen Ausflüge, zu denen wir uns schon einige Male am frühen Morgen oder späten Nachmittag zusammen gefunden haben. Alle Welt ist hier beritten und muß es nach den Verhältnissen sein. Die Pferde sind nicht theuer und ihre Unterhaltung ist nicht kostspielig. Es kann daher jedes erwachsene Mitglied der Familie ein eigenes Reitpferd haben. Da auch die Damen reiten ist in den Cabalgadas auch die Anmuth vertreten und zwar mit mehr Natürlichkeit als bei den Reiterinnen im Thiergarten oder im Hyde-Park sich offenbart, wo die Geschichte immer etwas gezwungen aussieht. Eine solche Exkursion richtete sich nach der Kafepflanzung eines Landsmannes, die er vor mehreren Jahren angelegt und auf der er etwa 11 000 Bäume gezogen hat, die unter dem Schatten von Bananen und mit Hilfe geeigneter Bewässerung sehr gut gedeihen. Merkwürdig ist das rasche Wachsthum der Pflanzen; vierjährige Kokospalmen sind hohe Bäume; doch ist auch hier gesorgt, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Neben anderen Feinden leiden sie von einem

Käfer, der die Schößlinge frißt und dadurch den Baum zum Sterben bringt.

Ein anderer Ausflug hatte den Besuch zweier Fabriken von Manta (grobem Baumwollenstoff), die in der Nähe der Stadt liegen, und von Deutschen geleitet werden, zum Zweck. Der Betrieb, zu welchem hauptsächlich Wasserkraft dient, ist, da an der Westküste die Baumwolle gedeiht, da die Arbeitslöhne niedrig sind und da der Verbrauch des Stoffes, aus welchem die Kleidung der gesammten unteren Bevölkerung vornehmlich gefertigt wird, groß und regelmäßig ist, ungeachtet der Mangelhaftigkeit der Transportwege und der Kleinheit des Betriebes doch so profitabel, daß die Erweiterung der bestehenden und die Errichtung neuer Fabriken geplant wird.

Einen Ausflug in größerem Style, wenn auch ohne Damen, haben wir in der letzten Woche unternommen und mit gutem Erfolge durchgeführt, nach dem Vulkan von Colima. den etwas näher zu sehen mein stiller und allmälig auch lauter Wunsch war. Don Christian organisirte die Expedition im Zusammenhange mit der Abreise von Freund W., dessen Weg sich so legen ließ, daß wir am Fuße des Vulkans in der Hacienda von San Marcos Station machten und daß W. nach Besteigung des Berges nördlich weiter zog, während ich nach Colima zurückkehrte.

Die Hacienda ist etwa 6 Stunden Reitens von Colima entfernt, bei welcher Abmessung der kurze Zotteltrab zu Grunde gelegt ist, welcher hier zu Lande den Pferden und Maulthieren statt des Schrittes eigen ist. Sie liegt etwas abseits von der Landstraße, die nach Zapotlan und weiter in nördlicher Richtung nach Guadalajara, der Hauptstadt des Staates Jalisco führt und die einige Stunden gerade über die Hochebene sich streckt, bis sie an der weitreichenden Hebung, welche die Basis des Vulkans bildet, ansteigt. A conto der Abreise von W. gaben ihm die Landsleute das Abschiedsgeleit mit etwa

20 Pferden. Sie verstehen sich, obwohl meist Kaufleute und von Hause aus nicht daran gewöhnt, hier trefflich auf die edle Reitkunst und halten sich gute Thiere und reiches Geschirr. Es ist auch so ziemlich das einzige Vergnügen, das sich ihnen bietet. Die älteren Herren trennten sich nach etwa einer Stunde, um den Heimweg anzutreten, die jüngeren zogen noch einige Stunden weiter mit nach St. Hieronymo, wo wir von ihnen Abschied nahmen, da sie den Sonntag dort zu verbringen die Absicht hatten. Wir erreichten San Marcos am Nachmittag und wurden von dem Haciendero Don Miguel aufs beste bewillkommt.

Wegen meines noch immer nicht ganz gehobenen Unwohlseins wurde die Besteigung des Vulkans um einige Tage verschoben und die Zwischenzeit zur Umschau auf der Hacienda und in ihrer Umgebung benutzt.

Das Gut ist ein Beispiel der Latifundienwirthschaft, die in Mexiko vorherrscht. Die in einer Hand vereinigte Fläche umfaßt etwa 10 Quadratleguas (175 Quadratkilometer) und reicht ununterbrochen fast bis in die Nähe von Colima. Der Boden, soweit er angebaut ist, trägt hauptsächlich Zuckerrohr und Reis, das erstere in solcher Ausdehnung, daß jährlich etwa 40 000 Arrobas Zucker gewonnen werden. Der Eigenthümer, dessen Vater, ursprünglich auf der Hacienda ein Hirt, wie Eumäos im Hause des Odysseus, den Besitz zusammengebracht hat, ist ein thatkräftiger und intelligenter Mann, der seine technische Ausbildung in den Vereinigten Staaten erworben hat und vermöge derselben nunmehr sein eigener Architekt, Ingenieur und Fabrikdirektor ist. Auf der ganzen Besitzung ist eine von ihm abhängige Arbeiterbevölkerung von etwa 8000 Köpfen.

Das Centrum ist San Marcos, wo der Eigenthümer wohnt und wo auch die Fabrikation des Zuckers und Zuckerbranntweins hauptsächlich betrieben wird. Es ist mit Wasser reich gesegnet, da nicht weniger als 8 lebendige Wasserläufe, aus den

Flanken des Vulkans niederfließend, es durchschneiden, der eine so kräftig, daß er die Betriebskraft für die gesammte Fabrikanlage abgibt. Der Gebäudekomplex umschließt zwei weite Höfe und wird von einem alten Herrenhause beherrscht, das auf der in Terrassen absteigenden Berglehne liegt und mit offener Halle und von Thürmen flankirt, vornehm auf die Arbeitshöfe herabsieht. Zur Zeit ist es nicht bewohnt; Don Miguel zieht vor, in unmittelbarer Nähe der Arbeitsstätte zu sein und mag als praktischer Mann wohl Recht daran thun. Die herrliche Aussicht, welche von dem flachen Dache des Hauses auf den Vulkan und über das Land hin sich bietet, zu genießen, steht ihm frei, doch thut er es wahrscheinlich selten, da Naturschwärmerei keine mexikanische Eigenthümlichkeit ist. Uebrigens ist auch in den Höfen ganz gut sein. Die Zimmer, die nach dem Innern auf bedeckte Gänge sich öffnen, sind hoch und kühl; Orangenbäume mit Blüthen und Früchten beladen, geben Schatten und Schmuck; an den zweiten Hof schließt ein weiter Garten, den der Mühlbach durchfließt und in dem aller Reichthum der tropischen Pflanzen ausgebreitet ist, selbst jetzt im Frühling, wo der Boden des Rasenschmuckes entbehrt.

Ich habe in den paar Tagen, wo ich, Anstrengungen zu vermeiden genöthigt, mich still hielt, meine Freude an der Pracht dieses Gartens und an dem rührigen Treiben gehabt, welches den Tag über den Hof belebte. Schon in der Frühe kam ein Theil der Maulthiere, deren die Hacienda zur Bearbeitung der Felder und zum Tragen von Lasten mehr als 400 bedarf, um in Reihen gestellt, die Cargas aufzunehmen, welche fortgeschafft werden sollten; andere brachten das Rohr herein, das auf dem Felde geschnitten wurde; dazwischen Arbeiter, die für den Umbau der Zuckerfabrik, mit welchem Don Miguel beschäftigt ist, Material brachten oder bereiteten, Reiter, die kamen und gingen, es war eine Bewegung ohne Rast und Stillstand.

Als ich wieder hinaus durfte, holte ich einige Ausflüge

nach, an welchen ich nicht hatte Theil nehmen können, vor Allem an einen Wasserfall, der aus beträchtlicher Höhe in die Barranca von Beltran stürzt. In dieser Barranca, welche vom Vulkan bis an den stillen Ocean reicht und welche in der Nähe der Hacienda eine Tiefe von fast 1000 Fuß bei einer Breite von durchschnittlich 300 Fuß hat, fließt der Rio Tuxpan ab. Der senkrechte Abfall der Wände läßt sie wie eine große Spalte erscheinen, die durch Erschütterungen bei den zahlreichen vulkanischen Ausbrüchen in unvordenklichen Zeiten entstanden sein mag. Durch ihre bedeutende Tiefe wird sie zu einem empfindlichen Hindernisse des Verkehrs, der zur Zeit auf der einen Seite in den Grund steigen muß, um auf der anderen wieder in die Höhe zu klimmen, was einen Verlust von Stunden besagt; eine Ueberbrückung soll erst bei dem Bau der Eisenbahn hergestellt werden, die von Morelia über Colima nach Manzanillo am Pacific projektirt ist.

Ein ander Mal ritten wir zur Jagd hinaus und als sie erfolglos blieb, entschädigte uns Don Miguel, indem er zeigte, wie Stiere auf freiem Felde mit dem Lazo gefangen werden, eine Leistung, die ebensowohl Kraft wie Geschick beim Reiten erfordert, bei der aber auch das Pferd einen wichtigen Antheil hat. Ich wurde dabei inne, warum die Mexikaner beim Vorreiten von Pferden es als die höchste Kunstleistung ansehen, das Pferd in voller Karriere plötzlich anzuhalten und mit einem Ruck herum zu werfen und warum des Weiteren der Neuling im Reiten hier seine liebe Noth hat, ehe er die Handhabung des Zaumes lernt, indem bei einem auch nur mäßigen Rucke daran das Pferd sofort steigt und sich seitwärts wirft. Beides ist Folge der Dressur für den Lazo, dessen Ende am Sattelknopf befestigt ist, beziehentlich der scharfen Zäumung, welche nothwendig ist, um das Thier im schärfsten Lauf zum Halten und Wenden zu bringen. Hier im Felde, wo es galt, den Stier erst einzuhegen und ihm im Lauf die Schlinge überzu=

werfen, sah die Sache ganz anders aus, als im Cirkus zu Maravatio, wobei das edle Pferd von Don Miguel und seine zugleich elegante und kräftige Beherrschung durch den Reiter ihren besonderen Antheil hatten.

Auf den Feldern der Hacienda wird Zuckerrohr und Reis im Wechsel gebaut und zwar in Perioden von 4—5jähriger Dauer. Der Reis gilt für vorzüglich an Qualität. Das meist angebaute Rohr ist das sogenannte rothe von Otaheiti, dem man den Vorzug gibt, weil es dem Angriff von Insekten besser widersteht. Den besten Ertrag gibt es im ersten Jahre; es wird zur Zeit der Blüthe mit der Machete geschnitten, die hier in abweichender Form von der kubanischen in der Hacienda selbst ausgeschmiedet wird. Der Arbeiter schlägt das Rohr möglichst nahe am Boden ab, kippt die Spitzen und reinigt es von den Blättern. Die Stoppel und die auf dem Felde verbleibenden Abfälle werden verbrannt und bilden ausschließlich die Düngung, zu welcher jedoch künstliche Bewässerung kommt. Die aus der Wurzel treibenden Schößlinge erfordern zur Pflege nur die Bedeckung mit Erde, so daß aus den Vertiefungen, in welche die ersten Setzlinge gepflanzt wurden, allmälig Erhöhungen werden.

Der Zuckergehalt des Rohres wird auf durchschnittlich 18 Prozent angegeben; zur Zeit werden jedoch nur etwa 6 Prozent davon gewonnen, von denen $^1/_3$ zu Zucker, $^2/_3$ zu Aguardiente verarbeitet werden. Diese relative Geringfügigkeit der Ausbeute ist die Folge des bei der Gewinnung angewendeten, höchst primitiven, Verfahrens, bei welchem die Pressung unvollkommen geschieht und der Rohstoff ohne vorgängige Reinigung in Kesselsysteme geleitet wird, in denen die Klärung mit Kalk vorgenommen und die Krystallisirung durch Evaporation in offenen Gefäßen eingeleitet wird. In diesem Zustande wird der verdickte Saft in thönerne Formen übergeschöpft, welche die Gestalt eines abgestumpften Kegels und an der Spitze eine

Oeffnung haben, durch welche der Syrup abfließt. Der so gewonnene krystallisirte Zucker ist jedoch sehr ungleich von Farbe; nur der Boden des Hutes ist annähernd weiß, dagegen die Spitze, in welcher das in dem Saft enthaltene Gummi sich sammelt, sehr dunkel. Um dies auszugleichen, werden die Brode wieder zerschlagen, die bereits fest gewordenen Theile werden zerdrückt und das Ganze wird aufs Neue in die Formen gefüllt, jedoch so, daß auf deren breites Ende nunmehr eine etwa 2 Zoll dicke Schicht eines sehr feinen Thones gelegt wird, durch dessen Druck der noch an den Krystallen hängende Syrup durchgepreßt wird. Nach dieser Prozedur ist der Zucker, der noch immer eine graugelbe Farbe hat, verkäuflich. Jedes Brod, im Durchschnittsgewicht von einer Arroba oder 25 Pfund, wird in Papier, dann in ein Palmenblatt (palmito) eingeschlagen; sechs Brode zusammen werden in eine Matte aus Istle, den Fasern einer Agaveart gepackt; sie bilden eine halbe carga oder Maulthierlast. Der Transport einer Arroba Zucker nach Zapotlan, wohin nächst Manzanillo der Hauptabsatz stattfindet und das von San Marcos etwa 40 Kilometer entfernt ist, kostet 1 Dollar, was, da der Detailpreis in Zapotlan $3^1/_2$ Dollars beträgt, beinahe 30 Prozent des Verkaufspreises ausmacht. Eine Illustration für die Bedeutung der Kommunikationsmittel.

Die Umgestaltung der Fabrik, welche Don Miguel in Angriff genommen hat, bezweckt eine radikale Aenderung des langsamen und im Ertrage ungenügenden Betriebes. Das Quetschwerk soll verstärkt und mit einem Elevator zur Abführung der Rückstände, die auch hier als Brennmaterial Verwendung finden, versehen werden, die Klärung und Kochung soll mittelst Dampf, die Ausscheidung des Krystallzuckers durch Centrifugen geschehen. Don Miguel nimmt an, daß der Prozeß der Zuckergewinnung, welcher jetzt 45 Tage in Anspruch nimmt, dann nur 24 Stunden dauern werde, daß statt 6 Prozent, wie bisher, dann $8^1/_2$—9 Prozent des Zuckergehaltes des Rohres werden extrahirt und

daß davon $^2/_3$ zu Brodzucker gegen $^1/_3$ zu Branntwein zu werden verarbeitet werden können, während zur Zeit das Verhältniß umgekehrt ist. Er veranschlagt den Mehrertrag auf jährlich 62 000 Dollars, wogegen der Neubau einen Kostenaufwand von nur 100 000 Dollars erfordert. Wir konnten ihm zu einem so erfolgreichen Unternehmen, dem Siege der Intelligenz über den Schlendrian, nur Glück wünschen.

Was die Verhältnisse der Arbeiter anlangt, so wäre wohl auch eine Reform zu wünschen, sie mag aber schwieriger sein, da sie isolirt und allein durch die Kunst des Ingenieurs sich nicht durchführen läßt. In der Zuckerfabrik sind ihrer etwa 800 beschäftigt, welche in der Umgebung der Hacienda und in Ranchos wohnen, welche zerstreut innerhalb der Feldflur liegen. Die Wohnungen sind Hütten von Adobes, meist ohne Fenster, ohne jeglichen Schmuck und ohne jede Bequemlichkeit. Sie enthalten in der Regel nur einen Raum, der von Schmutz starrt und der Ausstattung mit Hausgeräth fast völlig entbehrt. Sie sind um nichts besser als die Barrancoons der Schwarzen auf der Zuckerplantage in Kuba, von welchen ich Dir geschrieben habe. Das Geldlohn, welches außer der Wohnung gewährt wird, beträgt für den erwachsenen Arbeiter 2 Reales*), für Vorarbeiter 4 Reales, für jüngere Arbeiter $1^1/_2$ Reales bis hinunter zu 3 und 2 Quartillos. Die Abstufungen des Lohnes richten sich allgemein und mit großer Gleichmäßigkeit nach der Altersstufe. Leute bis zu 15 Jahren erhalten eine halben Real oder Medio, ältere bis 20 Jahre einen Real, 20jährige anderthalb, Männer 2 Reales. Diese Abstufungen stehen so fest, daß sie zur Bezeichnung des Alters selbst gebraucht werden. „Als ich ein muchacho de medio war“, sagt ein alter Mann, um auszudrücken, daß er ein Knabe von noch nicht 15 Jahren war.

---

*) In Mark nach dem zeitigen Kurse etwa 80 Pfennige. Der mexikanische Dollar wird in 8 Reales à 4 Quartillos getheilt.

Bei der Bezahlung des Lohnes besteht ein Verhältniß ähnlich dem englischen Trucksystem. Der Haciendero hält eine tienda (Kramladen), in Weise des Store im Westen der Vereinigten Staaten, in welcher alle Bedürfnisse der Arbeiter verkäuflich sind. Die Arbeiter sind zur Entnahme rechtlich nicht gezwungen, sie sind es aber vermöge der weiten Entfernung anderer Verkaufsstätten thatsächlich. Was sie nicht baar bezahlen, wird ihnen kreditirt und die Schuld wird vom Lohne abgezogen. Aus den Rechnungsbüchern, die Don Miguel zu zeigen keinen Anstand nahm, ergab sich, daß fast alle Arbeiter im Debet standen und damit in einer Art von persönlicher Abhängigkeit, da das Gesetz gestattet, daß Arbeiter, welche die Arbeit vor Abtragung solcher Schulden verlassen, zwangsweise dazu zurückgebracht werden. Je nach der Behandlung kann diese Abhängigkeit zu einem sklavenähnlichen Verhältniß werden. Immerhin ist der Zustand jetzt besser als früher, da das Gesetz, welches dem Gläubiger den erwähnten Schutz gewährt, bestimmt, daß auch der verschuldete Arbeiter im Falle körperlicher Mißhandlung die Arbeit zu verlassen berechtigt ist. Wie es mit der Ausführung, d. h. mit der Möglichkeit für den Arbeiter stehen mag, sein Recht vor dem Richter wahrzunehmen, ist allerdings eine andere Frage.

Zu einer anderen unverfänglichen Wahrnehmung gaben die Rechnungsbücher noch Gelegenheit, die einen Schluß auf die Schulbildung der arbeitenden Bevölkerung erlaubt und an die Anfangsstadien der Kultur gemahnt. Die Arbeiter haben das Recht, von dem ihr Arbeitslohn und die darauf ruhenden Schulden umfassenden Conto persönlich Einsicht zu nehmen, sie haben davon aber wenig Nutzen, da sie die üblichen arabischen Ziffern und deren Werth beim Rechnen nicht verstehen. Um das Verständniß zu ermöglichen, ist man auf gewisse konventionelle Zeichen gekommen, z. B. einen Halbkreis zur Bezeichnung eines halben Real oder Medio, und auf einzelne Striche, die

mit den römischen Ziffern Aehnlichkeit haben und bei denen keine andere Operation als Zusammenzählen erforderlich ist.

Inzwischen hatte Don Estevan, der Arriero aus Colima, mein braver Pfleger, mich mittelst pollito (Hühnchen) und Reis soweit wieder in die Höhe gebracht, daß ich zur Besteigung des Vulkans mich stark fühlte, nachdem ich ihn jeden Tag mit stiller Sehnsucht betrachtet hatte.

Der Bergzug, welchem der jetzt noch thätige Vulkan, Volcano de Fuego, angehört, zieht sich von Südosten nach Nordwesten und ist in seiner ganzen Ausdehnung eine isolirte, langgestreckte Hebung, bei welcher der Boden der Umgebung blasenartig mit in die Höhe gezogen zu sein scheint. Der nordwestliche höchste Punkt, von welchem ab der Gebirgszug in die Hochebene von Zapotlan el grande (1523 Meter über dem Meere) abfällt, bildet der Volcano de Nieve (Schneevulkan), dessen Gipfel eine Höhe von 4304 Metern erreicht. Seine Form macht es unzweifelhaft, daß er früher ein Krater gewesen ist, doch fehlt jeder Nachweis, wann er zuletzt thätig war. Die südöstliche höchste Erhebung ist der Volcano de Fuego (Feuervulkan), dessen Gipfel in der Höhe von 3885 Metern liegt und von dem aus das Terrain östlich nach Tonila und südlich nach Colima sich zur Ebene absenkt, die in Colima nur 447 Meter über die Meereshöhe aufsteigt. Unterhalb des höchsten Kraters des Volcano de Fuego, hat sich ein zweiter, parasitischer, im Jahre 1869 gebildet, der nordwestlich von ihm etwa 200 Meter tiefer liegt und seit jener Zeit gleich dem oberen in steter Thätigkeit geblieben ist. Dem langen Rücken, der sich in fast gleichmäßiger Erhebung zwischen den beiden großen Kegeln erstreckt, wird eine Höhe von 3157 Metern beigemessen*).

*) Die Höhenmessungen sind von Aug. Dolfus und E. D. Montserrat, welche Mitglieder der französischen Expedition waren, die im Jahre 1865 Mexiko bereist hat, ausgeführt und die Resultate sind mir handschriftlich mitgetheilt worden.

Wir nahmen von San Marcos, das südöstlich von dem Volcano de Fuego auf der Abdachung liegt, in welche dessen Fuß ausläuft, unsern Weg so, daß wir den Vulkan nach Nordwesten zu umgingen, um eine Erhebung des vorerwähnten langen Kammes zu erreichen, welche an dem Fuße des Kegels liegt und von welcher aus die beiden thätigen Krater übersehen werden können. Von einer Ersteigung der letzteren selbst konnte nicht die Rede sein, da jede Annäherung an dieselben durch die Eruptionen, welche unregelmäßig und von verschiedener Heftigkeit, also auch von verschiedenem Wirkungsbereich der ausgeworfenen Massen sind, lebensgefährlich ist.

Der Weg führte von der Hacienda aus in einer Barranca aufwärts, in welcher ein alter, mehrere Fuß mächtiger Lavastrom abgeflossen ist; in diesen hat wiederum einer der Wasserläufe sich ein Bett gegraben, in welchem die Niederschläge des Bergzuges zu Thale gehen. Zur Zeit war der Bach auf ein dünnes Band zusammengezogen, während er zur Regenzeit, nach der Breite des trockenen Bettes zu urtheilen, sehr große Wassermengen abführen muß. Nach einer Stunde etwa verließen wir das Flußbett, um im lichten Walde weiter zu steigen, meist über steile Schneiden (cuchillas), die durch Schluchten von einander getrennt waren. Um 8 Uhr vernahmen wir eine schwache Detonation und sahen, wie eine weiße Dampfwolke aus dem oberen Krater mit Heftigkeit ausgestoßen wurde, die sich hoch und höher aufbaute, ohne abzufließen, eine Eigenthümlichkeit, die ich schon von Colima aus beobachtet hatte. Der Wald wurde allmälig dichter, gemischt aus hohen Eichen und Nadelhölzern, auf denen zahllose Orchideen sich angesiedelt hatten und zwischen denen immergrünes Gebüsch den Grund deckte. Der Weg war lange nicht begangen, zum Theil verwachsen und so kam es, daß wir in den Pfad geriethen, der längs des Verbindungskammes zum Volcano de Nieve führt. Der Irrthum wurde reparirt, kostete aber fast eine Stunde. Je höher wir

aufstiegen, desto schwieriger wurde der Weg. Zwei Mozzos, die voran ritten, suchten mit Machetes ihn gangbar zu machen, indem sie die nächsten Zweige und Stauden abhieben, doch kamen wir dabei nur langsam vorwärts und die braven Maulthiere, die bisher die steilsten Hänge mit nie irrenden Hufen erklettert hatten, konnten sich nicht weiter durchzwängen. Wir gingen daher den weiteren Weg zu Fuß, bis wir nach einer Stunde endlich in einer Höhe von beiläufig 2800 Metern freies Terrain erreichten. Als wir hinaus traten, lagen die beiden Krater vor uns und wie in Anerkennung unserer Leistung begrüßten sie uns mit einem Ausbruch von überraschender und etwas ungemüthlicher Heftigkeit. Ein tiefer, anhaltender Donner ging voran und dauerte, wenn auch schwächer, fort, als eine Säule von Dampf und Rauch aus dem oberen Krater sich hob, emporschießend, wie wenn ein Ventil geöffnet worden wäre, das sie bis dahin zurückgehalten. Wenige Sekunden später wurde ein polterndes Geräusch vernehmbar, das durch das Niederfallen der Steinmassen entstand, die mit der Dampfsäule aus dem Krater geschleudert sein mußten und nun an der Außenwand des Kegels herunter rasselten. Wir waren so nahe, daß wir das Aufschlagen auf die zahlreichen Vorgänger deutlich wahrnehmen und den durch Staub und rollende Steine bezeichneten Weg verfolgen konnten, den die neuen Auswürflinge abwärts nahmen. Nach der weißen Farbe zu schließen, war es Wasserdampf, der ausgestoßen und auf eine gewisse Höhe zusammengehalten wurde, wie der Stamm eines Baumes, ehe er sich in die Breite dehnte. Noch war letzteres nicht geschehen, als auch der kleine, etwas tiefer liegende Krater lebendig wurde und in ähnlichem Verlaufe, aber viel schwächer, sich mit seiner Begrüßung äußerte. Nachdem wir diese Höflichkeiten mit Dank quittirt, mußten wir über diverse glatte Hänge hinauf, hinter denen stets ein neuer Gipfel sich reckte, so daß wir noch mehr als eine Stunde harten Steigens brauchten, um die letzte er-

strebte Höhe zu erreichen. Dieselbe lag höher als die Basis des Kegels, von welchem sie durch einen mehrere 100 Fuß tiefen Einschnitt getrennt war. Ihre Lage gewährte in der That einen vollen Ueberblick über die beiden Krater und den Mantel des Kegels in dessen ganzer Höhe. Von Lava war auf derselben nichts zu erkennen, vielmehr schien er durchweg mit losem Gestein bedeckt, in den verschiedensten Größen, von Blöcken bis zu 10 Fuß im Durchmesser bis zu kleinem Geröllе. Auch von Asche war weder auf dem Kegel, noch auf unserer Warte etwas wahrzunehmen.

Wir machten ein Feuer an, nicht der Temperatur wegen, die warm genug war, sondern der Bereitung des Frühstücks halber, und genossen nun in Ruhe der großartig schönen Aussicht. Sie umspannte das Vorland des Vulkans im Süden und Südosten bis über Colima hinaus und reichte bis an die Küste im Westen, wo ein heller Schein am Horizont in einer Lücke der zwischenliegenden Bergketten als der Spiegel des stillen Oceans erkannt wurde. Im Norden lagerte sich der Volcano de Nieve vor. Die ganze Abdachung beider Berge und des Zwischenkammes ist mit Wald bedeckt, der hier der Verwüstung entzogen ist, da die Wege fehlen, auf denen das Holz heruntergebracht werden könnte. Auf den Hängen nach Süden und Südosten, welche flacher sich neigen, steigt der Anbau weit aufwärts; insbesondere ist in den Wasser führenden und schattigen Schluchten des Vulkans auf jener Seite der Anbau von Kafe mit Erfolg versucht. Von Schnee war auf dem Volcano de Nieve zur Zeit nichts zu bemerken. Daß auf dem Volcano de Fuego Schnee liegt ist selten; doch ist es im vorigen Jahre am 7. Februar der Fall gewesen, wo der ganze Kegel damit bedeckt war. Während wir auf der Höhe waren, die noch innerhalb der auf 3954 Meter angegebenen Vegetationsgrenze liegt, verhielt sich der Hauptkrater ruhig, von der weißen Dampfwolke bedeckt, die dem von Osten wehenden Winde etwas

nachgab. Dagegen produzirte der kleine Krater sich noch in einigen Explosionen mit frischen Dampfwolken und Steingerassel, die aber an Stärke hinter der ersten Vorstellung zurückblieben.

Bald nach 2 Uhr traten wir den Rückweg an und waren nach 7 Uhr wieder in der Hacienda. Hätte ich wie Absalom langes Haar gehabt, so hätte ich bei dem Hinunterklettern wie er an einem Eichbaum hängen bleiben können, an dessen Ast im dichten Walde ich mit dem Kopfe derart streifte, daß ich mich beinahe von meiner Mula getrennt hätte. Der dicke Filz des breitrandigen Sombrero hatte den Schlag glücklicher Weise so abgeschwächt, daß es beim Schreck und einer Brausche blieb.

Als wir am späten Abend noch einmal auf den Vulkan ausschauten, zeigte sich, daß in der Gegend, wo wir gelagert hatten, ein Waldbrand ausgebrochen war. Wir sahen hohe Bäume hell brennen und Feuer auch am Boden verbreitet. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß das Feuer, an welchem wir Mittags unser Mahl bereitet hatten, die Ursache des Brandes geworden war, da die Mozzos es nicht vollständig ausgelöscht hatten und trockenes Gras ringsherum war. Auch am Abend des folgenden Tages war das Feuer noch an mehreren Stellen wahrnehmbar. Don Miguel, dem Grund und Boden gehört, nahm die Sache aber leicht, da ihm der Wald dort oben doch keinen Nutzen brächte.

Nach diesem Rasttage nahm Freund W. Abschied, um gen Zapotlan zu reiten und über Guadalajara nach Mexiko zurückzukehren. Ich begleitete den lieben und treuen Kameraden bis an die Barranca von Beltran und trat dann mit dem Gastfreund aus Colima den Rückweg nach dort an.

Die Besichtigung des Vulkans und die Proben, welche er von seiner Thätigkeit abgelegt hatte, hatten den Wunsch bestärkt, auch etwas über seine Vorgeschichte zu erfahren: ich hatte dafür die Hilfe von Don Miguel in San Marcos in Anspruch ge-

nommen und mich demnächst auch hier bemüht, vorhandene schriftliche Nachrichten aufzufinden, oder solche Personen, welche davon wußten, zu vernehmen. Die Sache hat indeß ihre Schwierigkeiten. In San Marcos waren einige alte Indianer auf der Hacienda und in Tonila lebte ein alter Mann, bei denen einige Wissenschaft vermuthet wurde und welche Don Miguel rufen ließ, um sie auszuforschen. Die Ausbeute war jedoch gering, da sie eine Angabe aus eigener Kenntniß nicht machen konnten, und was sie vom Hörensagen wußten, ungenau oder widersprechend war. In Colima selbst gab es schriftliche Mittheilungen nur über den letzten Ausbruch von 1869, zugleich mit interessanten Belegexemplaren von Eruptivsteinen und Asche; über frühere Aktionen des Vulkans war dagegen nichts außer dunkeler Tradition vorhanden. Nur aus Zapotlan langten einige schriftliche Nachrichten ein, die weiter zurückreichen und zum Theil auf älteren handschriftlichen Aufzeichnungen beruhen. Ich trage nachstehend zusammen, was sich aus diesen Quellen ergibt, wenn auch die Wissenschaft des Vulkanismus dadurch nicht sehr bereichert werden wird.

„Am 15. April 1611 warf der Vulkan eine große Menge Geröll und Asche (escorias) aus auf mehr als 40 Leguas im Umkreise. Es scheint, daß dies die erste Eruption war, deren Erinnerung sich erhalten hat. Von demselben Tage ab begannen starke Erdbeben. Man weiß nicht, wie lange Zeit der Vulkan in Thätigkeit blieb. Nur wird gesagt, daß die Erderschütterungen mit mehr oder weniger Häufigkeit bis zum Jahre 1613 fortdauerten und daß damals verschiedene Kirchen und Häuser in Guadalajara, Zapotlan und anderen Orten einstürzten.

Im Jahre 1743 wurden wiederum starke und häufige Erschütterungen wahrgenommen, vornehmlich in Zapotlan. Die bedeutendste war am 22. Oktober desselben Jahres; sie zerstörte viele Häuser. Die Bäume peitschten (azotaban) fast den

Boden. Der größte Theil der Bewohner von Zapotlan verließen ihre Häuser während 10—12 Tagen und lebten unter Hütten von Zweigen, welche sie außerhalb der Stadt errichteten.

16 Jahre später am 28. September 1759 erhob sich der Vulkan von Jorullo im Staate Michoacan. Die Chronik berichtet, daß vom 29. Juni ab zahlreiche Erdstöße mit schrecklichem unterirdischem Getöse stattfanden. Es steht jedoch nicht fest, daß in dieser Epoche ein Ausbruch des Vulkans von Colima gewesen ist.

Dagegen war am 25. März des Jahres 1806 um 4½ Uhr Nachmittags in Zapotlan ein starkes Erdbeben, welches einige Häuser zerstörte. Eine zahlreiche Menge war um diese Zeit in der Pfarrkirche, welche ebenfalls zusammenfiel, unter ihren Ruinen gegen 2000 Personen begrabend, welche augenblicklich umkamen, abgesehen von vielen anderen, welche schwer verwundet wurden. Es wird versichert, daß es nicht ein Haus gab, wo nicht ein Todter beweint wurde und daß einige Häuser geschlossen blieben, weil die ganze Familie in der Kirche umgekommen war. Von da ab blieb der Vulkan in beständiger Thätigkeit bis 1808, wo er sich allmälig beruhigte, um mit größerer Wuth im Jahre 1818 auszubrechen.

Am 15. Februar des letzteren Jahres gab es einen fürchterlichen Ausbruch. Sand und Asche, welche er damals auswarf, reichten bis nach Guadalajara, Zacateras, Guanacuarto und selbst San Luis. In Zapotlan fiel ein so reichlicher Regen von Sand, daß es nöthig war, ihn mit Schaufeln und Besen von den Dächern zu werfen. Ein alter Mann erzählte, daß dieser Ausbruch zwischen 9 und 10 Uhr Abends stattfand. Alle Einwohner voll Schrecken liefen auf die Gassen, mit lauter Stimme betend, die Einen schrieen, Andere weinten, die Bestürzung war allgemein. Ueber Zapotlan sah man eine große und dichte Wolke von Rauch, Sand und Asche, welche ver=

hinderte, die Sterne des Himmels zu sehen. Die Leute zündeten Holzspäne an, weil der Sand, welcher aus der Wolke regnete, die Kerzen auslöschte. Es fielen auch viele Steine, ganz roth von Feuer."

In San Marcos wurde von diesem Ausbruch erzählt, daß der Krater von allen Seiten übergeflossen sei und daß Lava in der Richtung auf Tonila in einer Barranca — del muerto — in welche sie jedoch erst unterweges eingetreten, abgeflossen sei. Eine Menge Vieh und Bäume wurden zerstört. Ein Erdbeben fand nicht statt, jedoch viel Donnergetöse; glühende Steine wurden bis zum Fuß des Berges geschleudert. Nach dem Ausbruch war der Vulkan vollkommen ruhig; es strömte nur Rauch aus kleinen Oeffnungen im Krater.

Mit dem Jahre 1869 endlich begann eine neue Periode der Thätigkeit des Vulkans, indem er täglich vielen Rauch und erhitztes Geröll auswarf. Damals wurden wieder in Zapotlan einige Erschütterungen gespürt, und ganz besonders in der Stadt Guadalajara, wo fast alle Tage mehrere Monate hindurch starke Stöße zahlreich sich wiederholten, bis 15 und 20 in weniger als 24 Stunden.

Francisco Rivas in Tonila hat Zeichnungen von 8 Ausbrüchen gemacht, die er von Tonila aus beobachtet hat. Die Zeichnungen sind lithographisch vervielfältigt und ihre Richtigkeit ist von dem Gemeindevorstand, dessen Mitglieder Augenzeugen gewesen waren, bestätigt. Der erste Ausbruch fand am 12. Juni 1869 statt und eröffnete den neuen Krater unterhalb des alten in nordöstlicher Richtung um 9 Uhr 10 Minuten Abends. Die weiteren sieben, durch ihre Stärke ausgezeichneten, Ausbrüche umfassen die Zeit vom 26. Februar bis August 1872. Als Zeit der Beobachtung sind angegeben: der 26. Februar 11 Uhr Vormittags, der 19. März 6½ Uhr Abends, der 26. März 8¾ Uhr Vormittags, der 27. März 7½ Uhr Vormittags, der 10. April 11½ Uhr Abends, der 16. April

$10^1/_2$ Uhr Vormittags und der 13. August 11 Uhr 50 Minuten Vormittags. Die Abbildungen zeigen überall eine mehr oder minder zusammengehaltene Rauchwolke, von Blitzen durchzuckt, am unteren Theile feurig und einen Fall von Steinen aus derselben. Ein Schaden wurde nicht angerichtet. Der Vulkan ist seitdem aus beiden Kratern in Thätigkeit, indem täglich kleinere Ausbrüche stattfinden.

Nach den Beobachtungen von Don Ramon de Vega zu Colima, ehemaligem Gouverneur des Staates, findet sich weder in den Kratern noch unter den Ausflüssen Schwefel. Dagegen sollen die ausgeworfenen Massen bisweilen unter der Bimssteinbildung Lagen rothen weichen Kupfers enthalten. Ein solches Exemplar war leider nicht zu erlangen. Die Handstücke, welche ich erhalten habe, sind rundlich, von mattem Grau, sehr porös, zum Theil mit röthlichem Sande durchsetzt, an einigen Stellen von schwarzem glasigem Fluß; das eine, von großer Leichtigkeit, gleicht in Gestalt einem Badeschwamme und sieht aus wie aus gesponnenem Glase gebildet.

XXXI.

Der Namenstag des heil. Joseph. — Stellung des katholischen Klerus. — Die Einziehung der Kirchengüter. — Organisation der katholischen Kirche. — Unterrichtswesen. — Schulen in Colima.

Colima, 23. März 1882.

Der gezwungene Aufenthalt in Colima, der mir bei meiner Ankunft in reisefieberiger Stimmung als schmerzlich lang und wie ein unersetzlicher, harter Zeitverlust erschien, ist nun seinem Ende nahe und hat sich nicht nur als wohlthuende und gesunde Erholung erwiesen, sondern auch als nützlich, insofern ich

Menschen und Dinge um mich mit etwas mehr Sammlung betrachten konnte, als sonst bei der Beförderung mittelst Dampf der Sklave seines Programmes sich gönnt. Don Christian hat mir dabei treulich geholfen. Was an Material über das Land und dessen Zustände in seinem oder seiner Freunde Besitz war, wurde herbeigeschafft; er machte mich mit angesehenen und unterrichteten Einwohnern auch außer dem deutschen Kreise bekannt und war stets bereit, mir aus seiner eigenen reichen Erfahrung insonderheit über den Handel Aufklärungen zu geben, wo ich sie brauchte. So habe ich die Tage in angenehmer Beschaulichkeit hingebracht, ohne daß ein besonderes Ereigniß einen derselben auszeichnete; doch muß ich zwei davon ausnehmen, den Namenstag des heil. Joseph, und den Geburtstag unseres Kaisers. Der erstere brachte die ganze Stadt in Bewegung, der zweite wurde von der deutschen Kolonie festlich begangen.

Ich weiß nicht, ob der heil. Joseph der spezielle Schutzpatron der Stadt ist, jedenfalls steht er in ihr in hohen Ehren. Schon am Vorabende seines Namenstages (20. März) war die ihm geweihte Kirche für die religiöse Feier, die darin abgehalten wird, mit Kränzen und Blumen geschmückt; nach dem Gottesdienst wurden die Straßen durch bunte Papierlaternen erleuchtet, welche guirlandenartig über die Breite der Straße hingen, nicht minder zahlreiche Häuser; dazu gab es Musik, die ein ambulantes Musikkorps in den der Kirche naheliegenden Straßen ausführte, dabei stets gefolgt und umstanden von einer zahlreichen Volksmenge, die selbst still und aufmerksam zuhörte.

Die Hauptfeier fand jedoch erst am folgenden Tage statt und bestand in einer großartigen Prozession zu Ehren des Heiligen. Die Vorbereitungen dazu waren bereits am Vormittag an dem lebhafteren Treiben merkbar, welches die sonst stillen Straßen füllte und an der festtäglichen, d. h. frischgewaschenen Kleidung der Leute; auch kamen schon einzelne

der bei dem Aufzuge im Kostüm Mitwirkenden probeweise zum Vorschein. Endlich um 5 Uhr Nachmittags setzte sich der Zug von der Kirche des heil. Joseph aus in Bewegung. Er wurde von einer Schaar Indianer eingeführt, etwa 30 an der Zahl, denen eine große Trommel und eine Art näselnder Pfeifen oder Flöten Musik machten und die, Brust und Rücken mit bunten Zierrathen behängt und mit der offenen Reithose bekleidet, in dem üblichen kurzen Trabe liefen; in den Händen trugen sie fagotartige Instrumente, deren klapperndes Geräusch den Trommeln und Pfeifen sekundirte. Die Straßenjugend, denselben Trieben folgend wie überall in der Welt, marschirte ihnen in regellosen Kolonnen voran. Die eigentliche Prozession eröffnete der Engel Gabriel, auf einem Postament von stämmigen Mozzos getragen, die sich ablösten, obwohl die Last nicht schwer war; ein junges Kind mit langen Locken, in luftigen Tarlatan oder Barège gekleidet, stellte den göttlichen Boten dar; ihm folgten einige 20 kleine Mädchen, ähnlich gekleidet, aber auf Pferden sitzend, die mit Flittern und Schleifen behangen waren und deren jedes von einem Mozzo geführt wurde. Merkwürdiger Weise saßen die Niñas nach Männerart auf dem Sattel, mit den kleinen Händchen den großen Sattelknopf umklammernd, über welchen bei manchen die mütterliche Sorgfalt das Florkleidchen ausgebreitet hatte. Nunmehr griff die Darstellung ins Paradies zurück. Eine allegorische Figur, wiederum eine Niña in Flor gehüllt, schien die Sünde darstellen zu sollen, welche in die Welt gekommen, wie ich aus dem sichtbaren Bruchstück einer Inschrift auf rothem Papier schloß, welche zur Erläuterung beigefügt war: „(Eritis?) — Sicut Deus“. Das Kindchen neigte auf seinem unsicheren Postamente mehr zum Fallen, als es im Stande schien, Andere dazu zu bringen. Und dieser Meinung mochten auch Adam und Eva sein, welche nach ihm auf einem großen Wagen heranfuhren, stehend unter einem wirklichen, mit

Früchten behangenen Orangenbaum im Kübel, eine greuliche Pappschlange zwischen ihnen. Die Ureltern der Menschheit waren noch sehr jung, höchstens 7—8 Jahr alt, in rosa Trikots gesteckt, Adam außerdem mit einem schwarzen Barte garnirt, Beide fest an den Baumstamm sich klammernd, trotz der bösen Schlange, von deren Arglist sie nichts zu ahnen schienen. Dem Sündenfall folgte die Erlösung, dargestellt durch drei allegorische Figuren, Glaube, Hoffnung und Liebe, mit den Symbolen des Kreuzes, des Ankers und des Herzens, für welches letztere aber ich nicht einstehen kann, da mir sein Anblick entzogen war. Die Darstellerinnen, erwachsene Mädchen, wurden auf bunt geschmückten Tragbahren getragen, auf denen außer ihnen noch je ein prächtiger natürlicher Baum oder Strauch stand und eine Anzahl von kleinen Genien oder Englein gruppirt war, kaum 3 oder 4 Jahr alte Kinder, in weißen Kleidchen, mit wohlgeringelten Locken über den weißen Gesichtchen, die allegorischen Figuren selbst in weißem, grünem und rothem Gewande, Hoffnung und Liebe in schwerem Sammt. Sie waren der Sicherheit halber an Stützen gebunden, um bei der trotz aller Bemühung der Träger schwankenden Bewegung nicht zu fallen. Nach der Allegorie kam die Legende zu ihrem Recht, eingeleitet durch einen großen Tempelbau, mit der Aufschrift: „Los desposorios de S. José“ (die Verlobung des heil. Joseph). Vielleicht war dabei Raphaels Sponsalizio zum Vorbild genommen. Ich konnte nur die Gestalt des heil. Joseph erkennen, der, in schönen Gewändern und mit stattlichem Barte vor einem Altar stehend, die Hand einer neben ihm stehenden Figur hielt. Auf dem Puente de Saragoza kam der Tempel, der auf einem breiten, unten verdeckten Wagen gefahren wurde, in bedenkliche Schwankungen, so daß er einer sichernden Stützung bedurfte und der Zug ins Stocken kam, eine Pause, welche von der Jugend benutzt wurde, um unter dem Unterbau

durchzukriechen und einen Vorsprung zu gewinnen, gerade so wie dies bei uns geschehen würde. Daran schloß sich die Flucht nach Aegypten: Maria auf dem Esel, eine große, roth geschmückte Puppe im Arme haltend, welche das Jesuskind darstellen sollte, daneben Joseph, den Esel führend. Das Florkleid der Madonna und der goldene Reif auf dem Haupte des etwa achtjährigen Joseph, dem sein schwarzer Bart ein sehr ernsthaftes Aussehen gab, stimmten nicht recht zu den Umständen, unter welchen die Flucht geschah; doch wurde die historische Treue nicht vermißt. Hinter der Flucht ritten sechs gewaltige Kriegsknechte oder Ritter in eisernen Pickelhauben, mit grimmigen Bärten, deren Bedeutung an dieser Stelle mir dunkel geblieben ist. Den Beschluß machten drei Darstellungen der Jungfrau und des heil. Joseph, die den üblichen Heiligenbildern in den Kirchen nachgebildet waren. Es erklärte sich daraus, daß nicht blos Maria, sondern auch der heil. Joseph, der gewöhnlichen Darstellung entsprechend, das Kind in den Armen trug. Auch hier waren die Darsteller, gleich denen der christlichen Tugenden und der Kriegsknechte, aus dem Kindesalter heraus.

Der Zug bewegte sich durch alle Hauptstraßen der Stadt, und mag wohl an die zwei Stunden gebraucht haben, ehe er an den Ausgangspunkt zurückgelangte. Die Menge, die sich daran betheiligte oder zusah, zählte nach Tausenden. Auffallend war die völlige Abwesenheit der Geistlichkeit; sie wirkte nur mittelbar, indem ein geistlicher Mäßigkeitsverein die Leitung besorgte. Auch Polizeibeamte waren nicht zu bemerken. Die Ordnung wurde aber nirgends gestört, vielmehr verhielt sich die Menge durchweg ernst und gemessen, mit der den Indianern eigenen Schweigsamkeit, obwohl sie der Feierlichkeit augenscheinlich volle Theilnahme zuwendete. Ich mußte der Worte Jesu gedenken, die er am Jakobsbrunnen zu dem Weibe aus Samaria sprach: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten,

sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, und es wollte mir scheinen, daß es ein weiter Umweg wäre, auf welchem Christi Bekenner zu dieser Anbetung hier geführt würden.

Ein ähnliches Fest, bei welchem noch mehr Pomp sich entfaltet, wird alljährlich im Januar zu Ehren der Santa Virgén de la Salud in der Vorstadt gefeiert, in welcher die gleichnamige Kirche steht. Es währt neun Tage und wird durch tägliche Gebete in der reich ausgeschmückten Kirche und allabendlich durch Feuerwerk und Illumination begangen. Die Tageskosten werden abwechselnd von den wohlhabenden Einwohnern des Barrio (Stadtviertels) getragen, welche sich, wie man sagt, zu der Ehre des Bezahlens drängen.

Es ist diese Opferwilligkeit, bei welcher allerdings auch die sehr profanen Motive der Eitelkeit und des Ehrgeizes mitspielen, einer von vielen Beweisen für den Einfluß, welchen der katholische Klerus noch immer ausübt, obwohl die mexikanische Gesetzgebung ihm das Vermögen und die Vorrechte, welche er früher besaß, im Wesentlichen genommen hat. Die tiefe Fundirung, welche der römisch-katholischen Kirche unter dem spanischen Scepter gegeben worden ist, hat sich fest genug erwiesen, um den darüber errichteten Bau alle Stürme der endlosen Staatsumwälzungen, welche das Land seit Anfang des Jahrhunderts erschüttert haben, wenigstens im äußeren Gefüge überdauern zu lassen. Sie war bis über die Hälfte dieses Jahrhunderts hinaus die ausschließliche Staatskirche, als welche selbst die erste republikanische Staatsverfassung nach dem Unabhängigkeitskriege im Jahre 1824 sie noch prädicirt hat. Bekannt ist, daß dessenungeachtet und obwohl der Unabhängigkeitskampf von katholischen Priestern begonnen und von dem Klerus begünstigt worden war, der Papst die Republik und ihre Regierung mit dem Bannfluch belegt hat und daß erst, nachdem die Krone Spanien die Republik anerkannt hatte, ein

modus vivendi hergestellt wurde, in Folge dessen der Erzbischof und die höheren Geistlichen, welche ihre Sitze verlassen hatten, zurückkehrten und die verwaiseten Pfarreien besetzt wurden. Die Kirche hatte trotz dieser Haltung der Kurie ihr reiches Vermögen, dessen Einkünfte auf 20 Millionen Dollars jährlich berechnet wurden, behalten und auch an die weitgehenden Fueros, die Sonderrechte der katholischen Geistlichkeit, war nicht Hand gelegt worden. Kraft derselben war der Klerus im allgemeinen von dem bürgerlichen Gerichtsstande exemt, übte in Ehe- und Erbschaftssachen eine ausgedehnte Jurisdiktion und hielt gegen hohe Gebühren die Civilstandsregister. Ein Bruch in diesen Besitzstand trat erst 1856/7 ein, als die liberale Partei ans Regiment kam. Die Gesetze von Lerdo und Juárez im Jahre 1856 und die sogenannten leyes de reforma im Jahre 1857 hoben den eximirten Gerichtsstand der Geistlichen und ihre Gerichtsbarkeit auf, verfügten die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden, erklärten die Kirchengüter ohne Entschädigung zum Nationaleigenthum, führten die obligatorische Civilehe und die Civilstandsregister ein und erlaubten neben dem katholischen die Ausübung auch anderer Kulte. Hierbei ist es auch während der Herrschaft des Kaisers Maximilian geblieben, da die Kurie vor Allem verlangte, daß die erwähnten „Skandalgesetze“ radikal beseitigt und die Kirche in integrum restituirt würde, und da der Kaiser sich außer Stande sah, einer solchen Forderung zu entsprechen. Sein Thron brach darüber zusammen. Die nachfolgende republikanische Regierung hat es bei dem status quo ante belassen, ohne daß ein Versuch des Ausgleichs mit Rom gemacht worden ist, oder, wenn dies geschehen, Erfolg gehabt hat.

Der materielle Verlust, den die Kirche durch jene Gesetze gehabt hat, ist sehr beträchtlich gewesen. Der Werth der säkularisirten ländlichen und städtischen Grundstücke allein wird

von klerikaler Seite*) auf mehr als 184 Millionen Dollars beziffert. In die Staatskasse ist begreiflicher Weise nur ein Bruchtheil des Schätzungswerthes als Erlös aus dem Verkauf geflossen. Die Folge ist, daß die Mittel zur Erhaltung des Klerus verhältnißmäßig sehr gering geworden sind und daß daher viele der Geistlichen, besonders in den unteren Graden, in Bedrängniß leben. Es begreift sich, daß solche Stellen nicht sonderlich begehrenswerth sind und daß in weiterer Folge der Klerus sich nicht aus den wohlhabenden und gebildeten Ständen rekrutirt, sondern aus den armen und roheren Klassen. Als einen wirthschaftlichen Nachtheil hörte ich von konservativer Seite beklagen, daß die Kreditverhältnisse durch die Einziehung der geistlichen Güter wesentlich verschlechtert worden wären; der Klerus war früher der Banquier und vermöge der Einkünfte aus seinem umfangreichen Grundbesitz auch der hauptsächlichste Kreditgeber der ländlichen Bevölkerung, indem er Darlehne gegen 5—6 Prozent Zinsen gewährte. Seit er solche Einkünfte nicht mehr bezieht, hat dies aufgehört. Der Kreditsucher ist an die Geldmänner gewiesen, welche aus dem Darleihen ein Geschäft machen und die — meist sind es Spanier — Zinsen im Betrage von 30 Prozent jährlich nehmen sollen. Von anderer Seite dagegen wird als eine Wirkung gerühmt, daß die Grundstücke, die Jahrhunderte lang dem Verkehr entzogen gewesen wären, jetzt besser bewirthschaftet würden, daß insbesondere in den größeren Städten durch die Beseitigung von Konventen und Klöstern der Bauthätigkeit ein kräftiger Impuls gegeben worden. Neue Straßen und Hunderte von Wohnhäusern erhöben sich, wo früher öde, alte Ordensbauten gewesen.

---

*) Catecismo geografico-historico de la Iglesia Mexicana por el Presbitero F. H. Vera de Amesameca 1881. Imprenta del Colegio Católico.

Die äußere Organisation der katholischen Kirche ist seit 1863 derart geordnet, daß drei Provinzen, Mexiko, Michoacan und Guadalajara, gebildet worden sind, von denen die erste in acht, jede der beiden anderen in vier Bezirke getheilt ist, welche Suffraganbischöfen unterstehen. Daneben ist ein apostolisches Vikariat für Baja California eingerichtet. Die oben erwähnte Quelle gibt die Gesammtzahl der katholischen Geistlichen auf 3611 an, wonach der Sorge eines jeden derselben im Durchschnitt annähernd 3000 Seelen anvertraut sein würden.

Darüber, wie es mit der Bildung und Moralität des Klerus stehe, wird verschieden geurtheilt. Außer Zweifel ist, daß er unter den politischen Wirren der früheren Jahre in beiden Beziehungen zurückgekommen war. Die Unabhängigkeit von den Bischöfen, welche die Pfarrgeistlichen während des Unabhängigkeitskrieges und demnächst unter dem Druck des Interdikts gewonnen hatten und in welcher sie durch die weite Entfernung von den Bischofsitzen und ihre Isolirung sich erhalten konnten, hatte die Disziplin gelockert und zu Wege gebracht, daß, wie zahlreiche Zeugnisse versichern, der Klerus in Unsittlichkeit und Aberglauben versunken war und daß viele seiner Mitglieder ihr Hirtenamt zu willkürlichen und harten Bedrückungen der Heerde mißbrauchten. Die Beschränktheit der Mittel, ja die Armuth, in welcher viele Geistliche nunmehr leben, wird die Wirkung gehabt haben, daß die unsittlichen Ausschreitungen, welche durch reiche Einkünfte und Wohlleben begünstigt worden waren, sich verringert haben; sie mag aber andererseits auch die Mittel der Bildung beschränkt und die ganze Stellung des Geistlichen herabgedrückt haben, so daß er vielfach wenig über den indolenten und geistig unentwickelten Indianern stehen mag, die seine Gemeinde bilden. Von den Letzteren, die mehr als ein Drittel der gesammten Bevölkerung ausmachen, wird angenommen, daß ihr Glaube vielfach ganz äußerlich sei; sie sind zwar getauft und werden der kirchlichen

Gemeinschaft zugerechnet; allein im Stillen verehren sie noch die alten Götter, oder es ist der alte Glaube mit dem neuen derart verquickt, daß das christliche Bekenntniß sehr problematisch ist.

Insbesondere soll dies im Staate Puebla der Fall sein, wo die Indianer fast unabhängig von der Regierung oder nur nominell ihr unterworfen unter eigenen Kaziken leben.

Was die jungen Kleriker an Ausbildung haben, verdanken sie den geistlichen Kollegien oder Seminarien, welche die Bischöfe aus ihren Mitteln mit privater Unterstützung unterhalten, und deren Bestehen nur dadurch möglich ist, daß als Lehrer ausschließlich Geistliche wirksam sind, welche keine Besoldung bekommen. Ein derart unterhaltenes Seminar besteht in Colima mit 100 Zöglingen, die unentgeltlich unterrichtet werden und von denen eine Anzahl zugleich freie Wohnung und Kost erhält. In dem Lehrplan figuriren außer scholastischer und Moraltheologie und Latein auch Mathematik, Astronomie, spekulative Philosophie und Geschichte der Philosophie, ja selbst Sprachphilosophie; ich glaube aber nicht Unrecht zu thun, wenn ich bezweifele, daß diese Studien sehr in die Tiefe gehen.

Anscheinend noch bei weitem schwächer ist es um das weltliche Unterrichtswesen bestellt, mit Ausnahme vielleicht der größeren Städte. Die verschiedenen Regierungen der Republik haben in den politischen Wirrsalen weder Zeit noch Verständniß, noch Mittel gehabt, sich damit zu beschäftigen, und in der Bevölkerung wurde das Bedürfniß danach noch weniger empfunden und daher auch kaum der Versuch gemacht, aus eigener Anregung auf diesem Felde etwas zu thun. Erst in neuerer Zeit fangen die Regierungen der Einzelstaaten an, sich auf die ihnen obliegende Aufgabe zu besinnen und dem Volksunterricht, sowie dem höheren Unterricht Aufmerksamkeit zuzuwenden. Immerhin geht dies nur langsam, und es wird auch gegenwärtig noch, abgesehen von den Städten, nur ein kleinerer

Bruchtheil der im Schulalter stehenden Kinder nothdürftigen Unterricht erhalten. Ich habe bei der Reise durch den fruchtbaren Staat Michoacan an den Orten, wo wir Aufenthalt nahmen, mich danach umgethan und die Bestätigung des vorstehenden Satzes gefunden. Aus einem von dem Gouverneur des Staates erstatteten Bericht für 1877 ergab sich, daß in Bezirken mit 5000 Einwohnern nur 20 Kinder einigen Unterricht genossen.

Etwas besser steht es, wenngleich erst seit der jüngsten Zeit, im Staate Colima, wo ein einsichtiger und thatkräftiger Gouverneur sich des Unterrichts angenommen und in einem seiner Amtsvorgänger, der sich dessen praktischer Leitung unterzieht, einen eifrigen Beistand gefunden hat. Der Unterricht ist für obligatorisch erklärt und unentgeltlich. Es sind staatliche Elementarschulen für Knaben und Mädchen eingerichtet, deren im Staate bis jetzt 40 mit etwas über 2100 Schülern bestehen, und für den höheren Unterricht in der Stadt Colima ein Lyceum für Knaben und eine höhere Töchterschule, Escuela superior de Señoritas. Außerdem ist eine Schule für Erwachsene begründet und auch für den Unterricht der Gefangenen Sorge getragen. Neben den öffentlichen Schulen, für welche im vergangenen Jahre 22 000 Dollars verausgabt worden sind, bestehen noch drei Privatschulen und eine Anzahl Kleinkinderschulen unter freiwilliger Leitung.

Ich habe in Begleitung des würdigen Don Ramon de la Vega die beiden höheren Lehranstalten, sowie eine der Elementarschulen für Knaben besucht und den Unterricht angehört. Die Schüler des Lyceums beziehen die Anstalt im Alter von etwa 15 Jahren, nachdem sie eine Abgangsprüfung in der Elementarschule bestanden haben. Der Lehrkursus dauert vier Jahre; Gegenstände des Unterrichts sind spanische (kastilianische) Grammatik, Latein, Französisch, Englisch, Mathematik, Geographie, Kosmographie, auch Pädagogik, gewerbliches Zeichnen und

Kalligraphie. Wer förmlich als Zögling eingeschrieben ist, hat alle Fächer durchzumachen; es steht aber den Eltern auch frei, ihre Söhne nur an einzelnen derselben Theil nehmen zu lassen. Die meiste Theilnahme findet zur Zeit Englisch (mit 34 von 71 Schülern), was wohl eine Folge der amerikanischen Eisenbahninvasion ist, und Lateinisch (23). Jeder Gegenstand wird von einem Lehrer gelehrt, ohne daß die betheiligten Schüler in Klassen getrennt sind, derart, daß Anfänger und Vorgeschrittene zusammensitzen. Auch bei dieser Zusammenziehung ist es noch schwer, ausreichende und geeignete Lehrkräfte zu finden. In der Lehrstunde des Latein, der ich beiwohnte, wurde zuerst eine biblische Geschichte aus dem Lateinischen übersetzt, dann Cicero's Rede gegen Catilina: „Quousque tandem“ — vorgenommen, was darin bestand, daß einige Worte des lateinischen Textes von der einen Seite des Buches, dann die Worte der spanischen Uebersetzung von der anderen Seite gelesen wurden, nichts als eine Leseübung, bei der das Latein schlecht wegkam. Um die Kenntnisse in der Grammatik, die man hier Analysis nennt, zu erweisen, wurde ein beliebiger Satz an die Tafel geschrieben, und dann nach der Qualität der Worte, nach Kasus, Zeiten und einigen Formen gefragt, aber mechanisch, ohne jedes nähere Eingehen. Auch in dieser Beschränkung wurden immer nur dieselben 5—6 Schüler aufgerufen, d. h. diejenigen, welche bei der letzten Prüfung bestanden hatten.

Wesentlich kräftiger war die Führung in der höheren Töchterschule, der etwa 60 junge Mädchen im Alter von 12 bis 16 Jahren anvertraut sind und die von einer anscheinend sehr thätigen und lebhaften Señorita dirigirt wurde. Die jungen Mädchen, welche zu Ehren der bevorstehenden Josephsfeier sauber, zum Theil schmuck gekleidet und bereits in festlicher Stimmung waren, wußten auf dem Globus gut Bescheid und leisteten Achtbares im Zeichnen und Schönschreiben, das hier überall mit besonderer Liebe geübt wird, aber auch in weiblichen Hand-

arbeiten. Zu den Unterrichtsgegenständen gehört auch Hygiene, Hauswirthschaft und urbanidad oder feines, artiges Benehmen, wogegen die Knaben in den deberes sociales, den Pflichten des Bürgers, besonders unterrichtet werden.

In der Elementarschule, die erst seit vier Monaten eingerichtet ist, waren die Knaben in zwei Klassen getheilt, die aber nur einen Lehrer hatten. Die Räume waren sauber und freundlich, auch die Kinder frisch gewaschen und gekämmt, gleichfalls zu Ehren des Festtages. 32 kleine Bursche der Unterklasse von 7—10 Jahren saßen auf einem niederen Bänkchen neben einander, leidlich disciplinirt, aber noch in den Rudimenten des Wissens; selbst das Lesen ging schwach und ungleich. Die obere Klasse führte vor, was sie im Rechnen mit Brüchen und in der Zinsrechnung wußte. Einige Unterrichtsfächer waren noch nicht begonnen. Einen Beweis, daß auch hier die Urbanidad praktisch geübt wurde, gab die Form der Fragen und der Antworten. Die ersteren leitete der Lehrer stets, auch dem kleinsten niño gegenüber, mit der Anrede „Señor“ und mit den Worten ein: „hace me el favor de decir“, „erweise mir die Gunst zu sagen“, und jeder Antwort ging die Anrede „Señor“ an den Lehrer voraus.

In dem Reglement der Schulen bekennt sich die Verwaltung zu dem System des Anschauungsunterrichtes, sistema objectivo, das auch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit einem gewissen Enthusiasmus aufgenommen ist. Von dort stammen die bezüglichen Unterrichtsmittel, die technisch sehr gut ausgeführt scheinen, wenngleich die darunter befindliche Büste des Achilles über den Fassungsbereich der niños etwas hinausgehen mag. Dem Lehrermangel sucht man dadurch abzuhelfen, daß man den Gegenseitigkeitsunterricht eingeführt hat, wobei die älteren und vorgeschrittenen Schüler die jüngeren und schwächeren unterweisen, eine in den französischen und in geistlichen Schulen häufig angewendete Methode. Von diesen ist wohl auch das

System von Prämien übernommen, die bei den jährlichen Prüfungen vertheilt werden und die in Ehrenmedaillen, Blumenzweigen, verbunden mit einem ganzen oder halben Silber-Peso, und in Büchern bestehen. Wie in Frankreich werden sie feierlich verliehen und bringen den Preisgekrönten überdies die Ehre, daß ihre Namen in dem Schulberichte veröffentlicht werden.

Es ist nicht viel, was bisher erreicht ist und es möchte sich von unserem pädagogischen Standpunkt manches an den Grundsätzen aussetzen lassen, aber es ist doch ein Anfang an der richtigen Stelle, dem um so mehr Anerkennung zu zollen ist, wenn man das Naturell der Bevölkerung, die Entlegenheit des Ortes und die Schwierigkeiten erwägt, welche der Mangel an geschulten, der Sprache kundigen Lehrern und an Vorbildern, sowie die Beschränktheit der finanziellen Mittel mit sich bringt. Daß der kleine Staat von seinen Einkünften mehr als ein Viertel auf die Schulen verwendet, ist gewiß aller Ehre werth.

XXXII.

Produktion und Handel in Mexiko. — Geschichtliches. — Natürliche Hemmnisse. — Aus- und Einfuhrhandel. — Zölle und andere Lasten. — Stellung der Deutschen im Handel. — Amerikanische Konkurrenz. — Eisenbahnunternehmungen. — Subventionen der Regierung. — Rückwirkung der Eisenbahnen auf den Handel. — Einwanderung.

Colima, März 1882.

Mexiko hat einen großen Reichthum an Naturprodukten, sowohl an edlen Metallen als an werthvollen Bodenerzeugnissen. Die Schätze, welche der Boden birgt und welche die Sonne reift, sind jedoch bisher nur unvollkommen gehoben oder verwerthet. Der Handel des Landes ist relativ beschränkt und die

Gewerbthätigkeit mit wenigen Ausnahmen noch in den ersten Anfängen. Die allgemeinen Gründe dieser Erscheinung sind bekannt. Die spanische Herrschaft hat durch drei Jahrhunderte mit der ihr eigenen Härte das Land ausgebeutet und mit der ihr eigenen Kurzsichtigkeit seine Entwickelung hintangehalten. Das Land durfte keine Produkte ziehen, welche denen des Mutterlandes Konkurrenz machen konnten; es durfte, was es hervorbrachte, nur durch Vermittelung spanischer Schiffe ausführen und keine anderen Waaren verbrauchen, als die, welche aus Spanien ihm zugebracht wurden. Alle Macht und alle Aemter waren in spanischen Händen. Das Volk wurde geflissentlich in Rohheit und Unwissenheit erhalten. Durch den Aufstand in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wurde zwar die Unabhängigkeit von Spanien errungen, das Land wurde aber durch eine Reihe von inneren Kämpfen und äußeren Kriegen fast ununterbrochen erschüttert, so daß es nicht zu der Ruhe und Sammlung gelangen konnte, welche die friedliche bürgerliche Arbeit bedarf. Die Episode des Kaisers Maximilian, welcher dem Lande Friede und Wohlfahrt bringen wollte, war zu kurz und seine Herrschaft war zu wenig befestigt, als daß sie über tastende Versuche hinausgekommen wäre.

Neben diesen der Geschichte angehörigen Hindernissen geht eine Reihe von Hemmnissen, welche die natürliche Beschaffenheit des Landes dem Verkehr entgegenstellt. Wie günstig auch für denselben die Lage zwischen den beiden Oceanen zu sein scheint, so erschwert doch der geologische Aufbau die Nutzbarmachung dieses Vortheils. Das Land fällt nach beiden Küsten von einer Höhe über dem Meere, welche durchschnittlich der des St. Gotthard gleich ist, in seiner ganzen Längenausdehnung meist so steil und unvermittelt ab, daß die Anlegung von Straßen in hohem Grade schwierig und kostspielig und die Beförderung von Gütern auf denselben mittelst thierischer Zugkraft, soweit überhaupt möglich, ausnehmend theuer wird. In Folge dieser

Konfiguration hat Mexiko keinen einzigen schiffbaren Fluß, der das Innere mit der Küste verbände; es hat endlich auf der Ostküste, welche Europa und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zugewendet ist, nur wenige und obenein ungeschützte und unsichere Häfen. Die Beförderung von Waaren nach und von den Küsten war daher bis zur Erbauung der wenigen im letzten Jahrzehnt hergestellten Eisenbahnen und ist noch heute zum allergrößten Theil auf die Maulthiere oder im günstigen Falle auf die schwerfälligen Carretas gewiesen, und auch im Innern auf der Hochebene gibt es keine anderen Transportmittel. Unter diesen Umständen hat der Außenhandel eine erhebliche Ausdehnung nicht erlangen können. Der Werth der Ausfuhr hat im Jahre 1879, für welches mir officielle Angaben vorliegen, 29 Millionen Dollars nicht erreicht; fast drei Viertel desselben entfallen auf Edelmetalle, insbesondere Silber; daneben werden in nennenswerther Menge nur Zucker, Kafe, Kakao, Taback und Baumwolle, deren Hochwerthigkeit die Kosten des Transports trägt, ausgeführt. Der Werth der Einfuhr, die in Waaren aller Art aus Europa und den Vereinigten Staaten besteht, erreicht nicht voll jenen Betrag.

Der Einfuhrhandel liegt, was charakteristisch ist, vorwiegend in den Händen von Ausländern. Er leidet, abgesehen von den erwähnten natürlichen Hemmnissen, noch insbesondere unter dem Sinken des Silberwerthes und unter unzweckmäßigen staatlichen Einrichtungen. Das Herabgehen des Silberpreises auf dem Weltmarkt, das den Kurs der Wechsel auf Europa beeinträchtigt, bringt dem Handel einen Verlust bis zu 25 Prozent im Verhältniß zu früher; es mindert außerdem die Kaufkraft des Silbers, das in Mexiko die geltende Währung ist. Von staatlichen Einrichtungen ist ihm nachtheilig die Höhe der Eingangszölle, welche mehr als die Hälfte der Einnahmen der Bundesregierung ausmachen (für das Jahr 1882 auf 15 Millionen Dollars veranschlagt). Sie sind theils feste (specifische), theils

Werthzölle und werden in letzterem Falle nach dem Verkaufswerth am Platz berechnet. Eine amtliche Statistik, welche die Einfuhr für das Jahr 1873—1874 nach dem Faktur- und dem Platzwerth angibt, stellt daneben auch den Betrag der erhobenen Eingangszölle, und es ergibt sich daraus, daß sie im Durchschnitt von dem ersteren mehr als 57 Prozent, von dem letzteren mehr als 30 Prozent betragen. Für manche Waaren sind sie völlig oder nahezu prohibitiv, so für Tafelglas, für welches der Zoll 500 Prozent des Werthes ausmacht, und für fertige Kleider, welche mit einem Werthzoll von 132 Prozent belegt sind. Noch drückender als die Höhe der Zölle ist die Zollbehandlung. Die Beamten erhalten neben ihrer Besoldung die Strafgelder, welche wegen Verstoßes gegen die Zollgesetze zu zahlen sind, fast vollständig, da der Theil derselben, welcher für Zwecke des öffentlichen Unterrichts verwendet wird, geringfügig ist. In Folge davon besteht das Bestreben, die Einnahmen möglichst zu steigern, und die Versuchung, dies durch eine chikanöse und spitzfindige Handhabung der formellen Vorschriften zu erreichen. Kein Haus kann bei einzelnen Zollstellen einen Dispacho machen, ohne daß irgend eine Strafe zu zahlen wäre. Auch für das geringste formelle Versehen bei der Deklarirung wird eine Geldbuße nicht unter 5 Dollars auferlegt. Der Administrator von Veracruz soll im Zeitraum von nicht voll einem Jahre eine Einnahme von 29 000 Dollars aus solchen Strafgeldern gemacht haben, von welcher er allerdings einen namhaften Theil in Folge Entdeckung eines Schmuggels, für den er aufkommen mußte, wieder verlor. Die feste Besoldung der Zollbeamten ist im Jahresbetrage nicht so niedrig, daß sie auf die Ergänzung derselben durch die Strafgelder angewiesen wären; der Direktor des Hafenzollamtes in Manzanillo z. B. hat ein Jahresgehalt von 5000 Dollars, sein Adjunkt von 3000 Dollars; allein die Stellung ist nicht gesichert; die Beamten sind jederzeit absetzbar und wechseln mit dem jeweiligen Regimente in der Hauptstadt.

Darin liegt ein Anlaß, sich die Zeit zu Nutze zu machen. Zu dieser Handhabung tritt sodann noch der Umstand, daß zollfreie Niederlagen nicht eingerichtet sind, außer in der Stadt Mexiko, theils aus Mangel an Mitteln zur Herstellung, theils wegen der Gefahr für die Sicherheit, für welche die Regierung die Verantwortung zu übernehmen sich scheut. Der Handel entbehrt daher der Vortheile des Zollkredites bei sicherer Verwahrung, welche entsprechende Einrichtungen anderwärts ihm bieten.

Was die Besteuerung in den Einzelstaaten anlangt, so beklagt man, abgesehen von der Ungleichheit und Vielartigkeit der Auflagen (in dem kleinen Staate Colima bestehen 25 verschiedene Steuern und Abgaben), vom Standpunkt des Handels vornehmlich die Erhebung besonderer Zölle, welche in mehreren Staaten von gewissen Waaren beim Eingang über die Grenze erhoben und welche noch 10—12 Prozent des bereits entrichteten allgemeinen Eingangszolles betragen, eine Belastung, die mit der Bundesverfassung im Widerspruch steht, deren Beseitigung aber bisher nicht erreichbar gewesen ist.

Unter den Ausländern, welche den auswärtigen Handel betreiben, nehmen die Deutschen eine hervorragende Stellung ein. In allen größeren Städten sind sie durch eine oder mehrere Firmen vertreten, in der Mehrheit altbegründete Faktoreien des hanseatischen Handels, deren Mutterhäuser in Hamburg und Bremen ihren Sitz haben. Ihre Gesammtzahl im Lande wird auf 120—130 veranschlagt und repräsentirt ein sehr ansehnliches Kapital. In der Regel betreiben sie den Engroshandel für Import und Export, in den Städten des Innern verbunden mit Detailgeschäften für fremde Waaren aller Art, daneben aber auch Bank- und Kommissionsgeschäfte, Fabrikation von Garn und Geweben, Bergbau und landwirthschaftliche Unternehmungen. Es ist erfreulich, überall bestätigt zu hören und zu sehen, daß der wohlgebildete deutsche Kaufmann hoch angesehen ist, häufig

sogar an der Spitze des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens steht. Er verdankt diese Stellung einer anerkannten Solidität und Betriebsamkeit im Verein mit einer traditionellen klugen Geschäftspraxis, die es versteht, sich dem Charakter und den Gewohnheiten der Bevölkerung anzupassen, indem sie die Sprache des Landes sich aneignet und seine Umgangsformen annimmt. Es mag daher kommen, wie es zugleich ein Beweis des Vertrauens ist, daß Heirathen deutscher Kaufleute mit den Töchtern des Landes zahlreich sind. Durch diese Praxis und die Koulanz in der Kreditgewährung hat der deutsche Kaufmann einen entschiedenen Vorsprung vor den Handeltreibenden anderer Nationen, von denen der Spanier unbeliebt ist, weil er die Airs der herrschenden Klasse abzulegen noch nicht gelernt hat, und von denen der Engländer durch Hochmuth und Rigorosität verletzt. Am wenigsten sympathisch jedoch, fast könnte man sagen am meisten zuwider, soll dem Mexikaner der Nordamerikaner sein, bei dem er das „Kurzangebundensein“ gar nicht „zum Entzücken“ findet, und der durch seine knappe Schroffheit im Allgemeinen, sowie durch die Kürze der Kreditgewährung, die ihm Princip ist, im Besonderen den Kindern dieses Landes nicht zusagt. Die Presse der Vereinigten Staaten, welche sich mit Mexiko sehr eingehend beschäftigt, fühlt diese Mängel ihrer Landsleute sehr wohl und empfiehlt ihnen, wie ich selbst öfter gelesen habe, auf das dringendste, das deutsche Vorbild nachzuahmen und junge Leute nach Mexiko zu senden, damit sie mit der Sprache und den Gewohnheiten des Landes sich vertraut machen.

In Colima speciell liegt der Importhandel in deutschen Händen; nur in einem Geschäft ist ein Mexikaner Theilhaber. Er umfaßt vornehmlich Manufakturwaaren (dry goods), sog. Abarrotes (Spezereiwaaren, feine Liqueure und Wein), und kurze Waaren. Der Geschäftsgebrauch ist, daß der Großhändler achtmonatlichen Kredit und bei Baarzahlung 8 Prozent Rabatt gibt.

Bei Berechnung der Verzugszinsen wird Nachsicht geübt. Daß der Betrieb nicht leicht ist, habe ich oft mit eigenen Augen gesehen, wenn die kleinen einheimischen Kaufleute vom Lande kamen, um sich in dem Almacen von Don Christian zu assortiren. Den vornehmeren Kunden unter ihnen mußte der Chef sich persönlich widmen, um Stunden lang, ohne in Geduld oder Höflichkeit zu ermüden, ihnen Waaren vorzulegen und mit ihnen zu besprechen, was sich für sie eignen möchte. Sie verlangen diese Rücksichtnahme und schlagen sie hoch an. Obwohl eine fremde Konkurrenz in Colima nicht besteht, ist doch das Geschäft in dem letzten Jahrzehnt zurückgegangen, nicht in dem Sinne, daß weniger verkauft würde als früher, sondern darin, daß der Nutzen geringer geworden. Der Grund liegt, abgesehen von der bereits erwähnten Entwerthung des Silbers, in einer Verschiebung des ehemaligen Handelsbereichs, von welchem die Hauptstadt Mexiko nach Eröffnung der Eisenbahnverbindung mit Veracruz einen Theil an sich gezogen hat. Die Zahl der deutschen Kaufleute, die früher 60 und mehr betragen hat, ist auf 30 zurückgegangen. Jedoch handelt es sich dabei mehr um eine lokale als um eine allgemeine Erscheinung, die sich mit Fortgang der Eisenbahnbauten auch anderwärts zeigen wird.

Die bedeutende Antheilnahme der deutschen Kaufleute am Handel läßt übrigens nicht den Schluß zu, daß die Waaren, welche sie einführen, ausschließlich oder vorwiegend deutschen Ursprungs seien, so daß deutsche Industrieerzeugnisse ebenso im Verbrauch die erste Stelle einnehmen möchten, wie die deutschen Kaufleute im Waarenvertriebe. Auch die deutschen Kaufleute handeln nur mit dem, was ihnen Rechnung läßt, und assortiren ihre Lager da, wo sie die dem Geschmack und den Bedürfnissen ihrer Kunden entsprechenden Waaren am besten und billigsten einkaufen. Selbstverständlich bevorzugen sie Waaren deutschen Ursprungs, wenn der Vortheil an fremden gering sein würde oder zweifelhaft ist. Da die Anschaffung meist durch Ver=

mittelung der Häuser in Deutschland geschieht, findet es einige Schwierigkeit, den Ursprung der Waaren, welche hier zum Verkauf gelangen, festzustellen. Auch soweit dies angänglich oder ersichtlich, will ich doch mit der Nomenklatur Dich nicht behelligen. In den Importlisten der Zollverwaltung stehen die Waaren, welche direkt aus Deutschland eingeführt werden, dem Werthe nach erst an vierter Stelle; England, die Vereinigten Staaten und Frankreich gehen ihm voran. Doch ist dies nicht entscheidend, da deutsche Waaren auch über England und Frankreich eingeführt werden. Im Allgemeinen wird angenommen, daß die Einführung deutscher Waaren in den südlichen Staaten der Republik eher in Zunahme als in Abnahme sei, daß sie in den mittleren Staaten sich konstant halte, daß sie dagegen in den nördlichen vor der amerikanischen Konkurrenz weiche. Die letztere macht sich insbesondere geltend in Feuer- und Handwaffen, billigen Uhren, Maschinen aller Art, Chemikalien und Ackerbaugeräthen; sie gewinnt aber auch mehr und mehr Terrain im Bereich der baumwollenen Gewebe, von denen sie die gröbere bedruckte Waare billig und gut liefert. Sie trifft in erster Linie den englischen Import, der im letzten Jahrzehnt nicht unerheblich zurückgegangen ist; sie beschränkt aber auch deutschen Waaren das Absatzfeld und wird es voraussichtlich in steigendem Maaße thun, je mehr die Industrie der Vereinigten Staaten sich entwickelt und je mehr die Verkehrsmittel an Zahl und Schnelligkeit zunehmen. Es kommt ihnen außer der Solidität der Waare und der Gleichmäßigkeit der Lieferung, welche die amerikanischen Fabrikanten auszeichnen, die relative Kürze der Entfernung zu Statten, welche es möglich macht, Bestellungen in einem Viertel der Zeit zu effektuiren, welche für die Ausführung in Europa nöthig ist und vermöge deren eine raschere Ausnützung der Konjunkturen stattfinden kann. Die Amerikaner sind außerdem in Ausbildung des Offertenwesens der Konkurrenz, insbesondere der deutschen, weit voran. Ihre Waaren-

kataloge sind in spanischer Sprache verfaßt, enthalten Abbildungen, Angabe des Preises, des Maaßstabes, und sind bei gewissen Artikeln von Musterkollektionen begleitet, welche wie die Preiskurante gratis verabreicht und möglichst verbreitet werden. In den deutschen Ankündigungen fehlt fast immer Preis-, Gewichts- und Maaßangabe und bei Maschinen die wichtige Angabe über Leistungsfähigkeit und den Verbrauch an Feuerungsmaterial. Auch in der Verpackung, bei welcher auf die Transportmittel des Landes, d. h. die Beförderung auf Maulthier und Carreta, Rücksicht genommen ist, zeichnen sich die amerikanischen Fabrikanten aus. In der letzteren Beziehung ist früher häufig und mit Grund über die deutsche Behandlung der Waare geklagt worden. Auch jetzt, während in Dessins und Aufmachung, sowie in Sicherheit der Lieferung eine merkliche Besserung eingetreten ist, stehen die deutschen Sendungen bezüglich der Verpackung hinter den amerikanischen und englischen zurück, bei denen eine um 25 Prozent größere Raumersparniß und damit eine erhebliche Minderung der Fracht erreicht wird. Gebrechliche Waaren werden in Frankreich besser verpackt, Nähmaschinen in den Vereinigten Staaten, während es bei deutschen Colli der Art bis 25 Prozent Bruch gibt. Es wäre größere Sorgfalt und etwas mehr Geschicklichkeit wohl auch in Deutschland zu erreichen, wenn nicht vielfach die unglückliche Neigung bestände, an diesen anscheinenden Nebensachen kleine Ersparnisse zu machen.

Wenn diese Darstellung des Handels und der Verkehrsverhältnisse bis für die neuere Zeit gegolten hat und in der Hauptsache noch gegenwärtig Geltung hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich ein tief gehender Wandel vorbereitet und zum Theil schon vollzieht, den man als den Anfang einer neuen wirthschaftlichen Periode bezeichnen kann. Er wird dadurch möglich, daß das Land seit 1877 politisch so weit beruhigt ist, daß ein gewaltsamer Aufstand gegen die Centralgewalt mit Erfolg

nicht mehr unternommen worden ist, und daß damit Kraft und Willen gewachsen sind, die öffentliche Sicherheit zu erhalten; hauptsächlich veranlaßt aber dadurch, daß die natürlichen Hindernisse des großen Verkehrs durch die Erbauung von Eisenbahnen gehoben werden sollen, welche einerseits die Küsten der beiden Oceane mit einander verbinden, andererseits an die Schienenwege der Vereinigten Staaten von Nordamerika anschließen sollen. Von den letzteren geht der hauptsächlichste Impuls in dieser Richtung aus und von ihnen vornehmlich soll auch das zur Ausführung der Projekte erforderliche Kapital aufgebracht werden. Vergegenwärtigt man sich die Schwierigkeiten, welche die eigenthümlichen Terrainverhältnisse des Landes der Güterbewegung entgegensetzen und welche kaum anders als mittelst Eisenbahnen gehoben werden können, so wird leicht verständlich, daß das Vorhaben, das Land mit Eisenbahnen zu bedecken, zu welchem das amerikanische Kapital sich erbietet, beifällige Aufnahme und bereitwilliges Entgegenkommen findet. Seine Durchführung und Erweiterung stehen zur Zeit im Vordergrunde aller Interessen, da sich die weitestgehenden Hoffnungen für die Entwickelung nicht blos der materiellen Hilfsmittel des Landes, sondern auch seiner politischen Machtstellung daran knüpfen.

Seit dem Jahre 1877, bis wohin nur die Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko mit ihren Zweigbahnen (zusammen 584 Kilometer) im Betriebe war, bis zum Februar 1881, mit welchem Zeitpunkt die mir vorliegenden offiziellen Uebersichten abschließen, sind von der Bundesregierung nicht weniger als 52 Konzessionen für Eisenbahnen ertheilt worden, deren Gesammtlänge sich auf 12461 Kilometer berechnet. Seitdem sollen noch neue Konzessionen ausgefertigt sein.

Träger jener Konzessionen sind theils die Regierungen der einzelnen Staaten, theils Privatpersonen und Aktiengesellschaften; nur für zwei verhältnißmäßig kleine Strecken von zusammen

87 Kilometern ist das Gobernio General als Konzessionär benannt. Unter den Aktiengesellschaften ragen die des Central Internacional e Interoceanico, welche 2435 Kilometer bauen soll, und die Constructora Nacional Mexicana, repräsentirt durch die Amerikaner Sullivan und Palmer, welche 1958 Kilometer über sich genommen hat, hervor. Doch steht auch hinter den Staatenregierungen zumeist fremdes Kapital. Ich sehe davon ab, die genehmigten Linien im Einzelnen zu beschreiben, da Du doch die betreffenden Namen auf unseren gewöhnlichen Landkarten nicht finden würdest. Sie legen sich wie zwei große Kreuze über das Land, deren Stämme theilweise mit einander parallel laufen und welche beide bis zum Grenzfluß gegen die Vereinigten Staaten, dem Rio Grande del Norte, derart geführt werden, daß der westliche Stamm bei El Paso del Norte im Staate Chihuahua, der östliche in Laredo im Staate Tamaulipas den Strom erreicht, wo sie mit den entgegengeführten Eisenbahnen der Vereinigten Staaten sich verbinden sollen. Von den Hafenplätzen, welche durch die Querlinien an die Hauptstämme angeschlossen werden, nenne ich im Osten, wo Veracruz und Tampico bereits eine Eisenbahnverbindung nach dem Innern haben (Tampico de Tamaulipas mit S. Luis Potosi) Matamoras, nahe der Mündung des Rio Grande, im Westen an der Küste des Pacific: Huatulco in Oaxaca, Acapulco in Guerrero, Manzanillo in Colima; außerdem soll an einem noch nicht bestimmten Küstenpunkte im Staate Jalisco die Eisenbahn münden, welche von Guadalajara nach dem stillen Ocean geführt werden soll. Der nördlichste Hafen der Westküste, Guayamas, im Staate Sonora, hat ebenfalls bereits eine Eisenbahnverbindung mit Hermillos und weiter mit der Atchison Topeca und Sa Fé-Bahn in den Vereinigten Staaten.

Die Spurweite, welche den konzessionirten Linien gegeben werden soll, ist entweder 1,435 Meter, gleich der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angenommenen Normalweite,

oder 0,914 Meter; die erstere ist jedoch nur auf etwas mehr als 1/4 der konzessionirten Strecken vorgeschrieben, während beinahe 3/4 des gesammten Netzes schmalspurig hergestellt werden sollen.

Für alle konzessionirten Bahnlinien sind von der Bundesregierung Subventionen zugesagt, welche pro Kilometer 6000 bis 8000 Dollars betragen und mit dem Fortschreiten der Bauten zahlbar werden. Ob es möglich sein werde, alle projektirten Linien in der vorgesehenen Zeit zur Ausführung zu bringen und demnächst im Betriebe zu erhalten, ist zur Zeit noch eine offene Frage. Von nüchternen Leuten werden in beiden Beziehungen Zweifel gehegt. Die Kosten des Baues würden, da die Terrainverhältnisse bei vielen Linien schwierig sind und alles Material an Schienen und Betriebsmitteln aus dem Ausland herangeschafft werden muß, sich wahrscheinlich beträchtlich höher stellen, als die Voranschläge und es würden dann die Mittel zur Fortsetzung der Bauten fehlen. Schon gegenwärtig haben in der That bei verschiedenen Bahnen, deren Bau in Angriff genommen ist, Stockungen und längere Unterbrechungen stattgefunden, welche im Mangel an flüssigen Mitteln ihren Grund hatten. Sodann besorgt man, daß die Bundesregierung mit dem Versprechen der Subventionen mehr über sich genommen habe, als sie leisten könne. Der Gesammtbetrag dieser Subventionen beziffert sich allein für die vor dem Februar 1881 ertheilten Konzessionen auf mehr als 93 Millionen Dollars und belastet den Etat im Durchschnitt mit jährlich 9 Millionen Dollars, ein Betrag, dessen Aufbringung bei einer jährlichen Einnahme von nur 27 Millionen Dollars und einer Schuldenlast, welche auf etwa 150 Millionen Dollars berechnet wird, nicht leicht sein möchte. Was den Betrieb angeht, so wird gefragt, wo der Verkehr herkommen solle, der so viele Eisenbahnen ausreichend alimentiren könne. In Anbetracht des zeitigen Kulturstandes des Landes sei es gerathener, zuerst einfache Land-

straßen herzustellen und die große Masse des Volkes, welche der ersten Elementarkenntnisse noch entbehre, darin zu unterrichten, als das Land mit einem komplizirten Eisenbahnnetze zu bedecken, das ohne jene Unterlagen verfrüht sei und sich nicht halten könne. Von einer Bevölkerung, die roh und unwissend sei und überdies die Trägheit der Arbeit vorziehe, wie dies von dem größten Theile der Landbevölkerung gelte, sei nicht zu erwarten, daß sie Güter genug produzire, um die Eisenbahnen dauernd mit Fracht zu versehen und eine zahlreiche, produktive Einwanderung aus Europa, wie sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika möglich mache, Eisenbahnen in unkultivirtes Land hineinzubauen, denen dann die Ansiedelung sicher folge, dürfe für Mexiko überhaupt nicht oder nur sehr langsam in Aussicht genommen werden.

Die Mexikaner nehmen solche und ähnliche Einwendungen nicht sehr schwer. Sie sind der Meinung, daß wo erst Eisenbahnen seien, auch der Verkehr sich finde, und daß einem Staate mit den Vorzügen des ihrigen auch die europäische Einwanderung nicht fehlen werde, sobald er nur erst besser zugänglich geworden. In jedem Falle aber glauben sie keinen Grund zu haben, das amerikanische Kapital, welches danach dürste, in mexikanischen Eisenbahnen investirt zu werden, davon abzuhalten und ihm zu empfehlen, anderweite Anlage zu suchen. Soweit das Unternehmen mißlinge, treffe der Schaden hauptsächlich die Amerikaner, gelinge es, so komme es den Mexikanern in erster Linie zu Gute. Ein so sicheres Geschäft nicht mit beiden Händen zu ergreifen, wäre Thorheit; überdies seien die Amerikaner Geschäftsleute, die zu rechnen verstehen und die sich auf Unternehmungen, welche nicht Profit versprechen, nicht einlassen würden, die zugleich aber auch da, wo sie einmal angefaßt hätten, nicht leicht wieder locker ließen. Selbst für den Fall, daß die mexikanische Regierung außer Stande sein sollte, die verheißenen Subventionen aufzubringen, würden die amerika=

nischen Unternehmer und Gläubiger das ihrerseits bereits aufgewendete Kapital nicht im Stiche lassen und schlimmsten Falls mit weiteren Opfern wenigstens die Hauptlinien betriebsfähig machen, um einen Nutzen aus der Anlage zu ziehen. Der Vortheil bliebe dabei immer auf der Seite von Mexiko.

Für die Richtigkeit dieses Kalküls spricht, daß die Bauten thatsächlich so weit gefördert worden sind, daß am Schlusse des Jahres 1881 die Länge der im Betrieb befindlichen oder doch im Bau fertigen Strecken, einschließlich der Bahn von Veracruz nach Mexiko, sich auf bereits 1640 Kilometer belaufen hat, und daß für das laufende Jahr die Fertigstellung von weiteren 1560 Kilometern erwartet wird.

Sieht man die Sache lediglich vom Standpunkte des Kaufmanns oder des Produzenten an, so kann die mexikanische Rechnung auch fernerweit sich als richtig erweisen. Anders stellt sich vielleicht das Ergebniß, wenn man sie vom politischen Gesichtspunkt betrachtet und die Frage stellt, ob die Abhängigkeit von amerikanischem Kapital nicht auch eine politische Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten nach sich ziehen werde. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten darauf ausgehe, eine solche Abhängigkeit herbeizuführen, oder Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, unterstütze, dafür fehlt allerdings jedes positive Anzeichen. Einsichtige politische Männer in den Vereinigten Staaten, mit denen ich gelegentlich darüber gesprochen habe, lehnten mit Entschiedenheit sogar jeden Gedanken daran ab, mit der Begründung, daß die Vereinigten Staaten an den Negern der Baumwollenstaaten und an den Indianern von New-Mexiko und Arizona gerade genug widerhaarige und schwer zu assimilirende Elemente hätten, und daß die Zunahme südlicher Politiker im Kongreß nichts weniger als erwünscht wäre. Dagegen ist in den Vereinigten Staaten eine große Zahl unternehmungslustiger oder vermöglicher Leute, denen Mexiko als ein Zuwachs der Vereinigten Staaten sehr gelegen sein

würde, um es unter deren Schutze für sich zu „fruktifiziren“ und die Einfluß genug haben, eine ihrer Absicht geneigte Politik zu inauguriren. Und wo es direkt nicht geschehen könnte, so doch auf dem Umwege, daß die erheblichen Vermögensinteressen amerikanischer Bürger in Mexiko des Schutzes ihrer Regierung, unter Umständen ihrer aktiven Intervention, bedürften. Die mexikanische Regierung scheint nicht frei von Argwohn in dieser Beziehung; sie hat vorgesehen, daß sowohl die Konzessionäre oder deren Vertreter, als alle Angestellten derselben in Mexiko naturalisirt werden müssen, in der Absicht, die Anlässe zu einer Einmischung unter dem Vorwande des Interessenschutzes amerikanischer Bürger von vornherein abzuschneiden; sie wird aber nicht hindern können, daß die Aktien oder sonstigen Antheile am Vermögen der Eisenbahnen in den Händen von Angehörigen der Vereinigten Staaten sich befinden und daher auch nicht zu verhüten vermögen, daß die Regierung der Letzteren sich unter Umständen der bezüglichen Interessen mit einem Nachdruck annehme, von dem zur Gewalt nur ein kurzer Schritt ist.

Indessen sind dies Eventualitäten, die dem unfruchtbaren Gebiet der Konjekturalpolitik angehören und über welche ich nicht weiter kannegießern will, da Deutschland schwerlich jemals in einen bezüglichen Streit eintreten würde. Weniger ungewiß und zugleich deutsche Interessen nahe berührend ist eine andere Wirkung, die sich an den Fortgang der Eisenbahnbauten durch Nordamerikaner und mit amerikanischem Kapital schließen wird, das ist die Prävalenz, welche der Handel und die Produkte der Vereinigten Staaten demnächst auf dem mexikanischen Markte gewinnen werden. Schon jetzt werden die Materialien für den Eisenbahnbau vorwiegend aus den Vereinigten Staaten bezogen; die Ingenieure und anderen Angestellten der amerikanischen Kompagnien und Unternehmer geben auch in anderen Branchen den amerikanischen Erzeugnissen, an welche sie gewöhnt sind, den Vorzug und fördern, indem sie den Bezug vermitteln und

die Waaren bekannt machen, deren Verkauf auch in weiteren Kreisen; einmal angeknüpfte Handelsbeziehungen aber dehnen sie naturgemäß aus. Dazu kommt, wenn die Verbindung mit den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten im Norden des Landes hergestellt sein wird, was, da die Vollendung der Strecke zwischen Durango und Paso del Norte noch im Jahre 1882 mit Bestimmtheit erwartet wird, eine Frage nur noch kurzer Zeit ist, die Leichtigkeit und verhältnißmäßige Kürze des Weges, auf welchem Waaren aus den Vereinigten Staaten in das Innere von Mexiko und zwar gerade in die hauptsächlichsten Centren des Verkehrs auf der Mesa Central gebracht werden können, damit aber auch ein Uebergewicht zu Gunsten dieser Waaren, welches die Konkurrenz der europäischen überall ausschließen wird, wo die amerikanische Industrie auch nur annähernd gut und billig produzirt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß davon auch der deutsche Handel in Mexiko erheblich beeinflußt werden wird, jedenfalls in dem Sinne, daß gewisse Waaren deutschen Ursprunges den amerikanischen weichen werden, wogegen bei anderen vermöge der zu erwartenden Zunahme der Wohlhabenheit des Landes und der Erleichterung des Transportes der Verbrauch sich steigern kann. In dieser Beziehung ist es von großer Wichtigkeit, daß die zu Tage tretenden Bemühungen der Vereinigten Staaten, durch Verträge mit Mexiko ihrem Handel besondere Vergünstigungen zu sichern, in dem gewollten Umfange nicht Erfolg haben, weil derartige Bevorzugungen in Verbindung mit der durch die Lage gegebenen Ueberlegenheit für manche Zweige des Handels den Vereinigten Staaten geradezu ein Monopol geben würden*). Unter dieser Voraussetzung wird für den deutschen Kaufmann immerhin noch ein fruchtbares Feld der Thätigkeit in Mexiko verbleiben, wenn auch manche Ver-

*) Der inzwischen geschlossene Handelsvertrag sichert Deutschland die Rechte der meistbegünstigten Nationen.

schiebungen der bisherigen Handelscentren eintreten werden und wenn auch die Geschäfsgewinne hinter denen, welche in früherer Zeit erreichbar waren, zurückstehen werden.

Außer durch seine Kaufleute ist Deutschland in Mexiko bisher nicht vertreten gewesen und diese haben in der Regel ihre Nationalität bewahrt. Der Brauch ist, daß die verbündeten Häuser in Hamburg oder Bremen junge, entsprechend vorgebildete Leute herübersenden, welche als Gehülfen eintreten und deren Ziel ist, nach längerer Thätigkeit Theilhaber zu werden, nach genügendem Erwerbe aber nach Deutschland zurückzukehren. Letzteres gilt auch von denen, welche sich hier mit Mexikanerinnen verheirathen, wenngleich in diesem Falle die Familienbeziehungen häufig die Rückkehr verzögern oder erschweren.

Eine andere Einwanderung aus Deutschland besteht in nennenswerthem Umfange bisher nicht und wird sich wahrscheinlich hierher auch nicht wenden, so lange die Vereinigten Staaten für Kolonisten noch günstige Chancen bieten.

Im Allgemeinen hofft man hier mit dem Fortschreiten der Eisenbahnbauten die Einwanderung erheblich zunehmen zu sehen und begründet diese Hoffnung, indem man die Fruchtbarkeit des Bodens bei billigen Preisen, die weisen Institutionen des Landes, die vom Gesetz verbürgte religiöse Toleranz rühmend hervorhebt. Die Verschiedenheit des Klimas erlaube allen Racen und Völkern in Mexiko eine Heimath zu finden. Im Grunde denkt man in erster Linie, wo nicht ausschließlich, an die Gewinnung billiger Arbeitskräfte, um die Latifundien nutzbar zu machen; man ist daher nicht wählerisch und bereit, selbst Chinesen unter geeigneten, d. h. für die Grundbesitzer vortheilhaften Bedingungen, aufzunehmen.

Der Boden, auf welchem deutsche Ackerbauer hier gedeihen könnten, ist beschränkt. Sie könnten nur in den höheren Lagen des Landes aushalten, während die heißen, zum Theil auch ungesunden Küsten, sowie die der Tierra Caliente angehörigen

Depressionen des Inneren sich für Nordeuropäer nicht eignen. Im Uebrigen würde das Heimischwerden seine Schwierigkeit haben. Zunächst wegen der Racenverschiedenheiten. Kaum $^{1}/_{5}$ der Bevölkerung ist europäischer Abstammung; die übrigen $^{4}/_{5}$ sind Indianer oder Mischlinge, bei denen die Unterschiede der Race noch wenig verwischt sind. Sodann die Verschiedenheit der Religion. Die Verfassung des Landes gewährt allerdings die Freiheit der Meinungsäußerung und das Vereinsrecht; sie proklamirt auch nicht ein Bekenntniß als das ausschließliche oder eine Kirche als Staatskirche; diese Vorschriften aber stehen auf dem Papier und sind kraftlos gegenüber der Macht der katholischen Hierarchie und der ihr unterworfenen Sitte. Diese Macht äußert sich z. B. bezüglich der gemischten Ehen, welche die katholische Kirche verwirft. Nach dem Gesetz ist die Civilehe obligatorisch und bürgerlich giltig, in der Praxis müssen die Protestanten, welche eine Katholikin heirathen wollen, vorher zum Katholizismus übertreten, ohne daß ihre Nationalität einen Einfluß übt. Ich kenne einen Fall, wo ein junger deutscher Fabrikant sich diesem Zwange nicht fügen wollte und sich mit der Civiltrauung begnügte. Die Folge war, daß er von der einheimischen Gesellschaft gemieden, daß seine Ehe von der Kanzel als ein Aergerniß gerügt wurde und daß endlich kein Dienstbote bei ihm bleiben oder sich in sein Haus vermiethen wollte. Er sah sich endlich gezwungen, nachzugeben und den Glauben zu konvertiren. Daß die Kinder aus Mischehen katholisch getauft und erzogen werden müssen, versteht sich danach von selbst. Wenn dies vermögenden und gebildeten Deutschen widerfährt, wie viel weniger würden protestantische Einwanderer, die gering bemittelt und ohne geistigen Rückhalt sind, dem Gewissenszwange widerstehen können!

Auch mit den Schulen, nach welchen der deutsche Kolonist überall, wohin er kommt, zuerst fragt, ist es übel bestellt. Sie bestehen, abgesehen von den größeren Städten, zur Zeit nur vereinzelt und in dürftigen Anfängen. Die Freiheit des Unter-

richts steht allerdings in der Verfassung, auch ist die Religion von der Staatsschule ausgeschlossen, so daß der Errichtung protestantischer Schulen theoretisch kein Hinderniß entgegen stehen würde. Aber diese Freiheit ist praktisch so wenig werth wie die Civilehe, und obenein in der Anwendung dadurch erschwert, wo nicht bedeutungslos, daß die Beschaffung genügender Lehrkräfte und deren Ersetzung mit größeren Kosten verbunden ist, als ackerbauende Kolonisten aufwenden können, es wäre denn, daß sie in großer Anzahl und in kompakten Gemeinden vereint zusammensäßen. Unter dieser Schwierigkeit bei Erziehung ihrer Kinder leiden selbst die deutschen Kaufleute auf das empfindlichste, da die öffentlichen Schulen, ganz abgesehen von der Frage der Religion, unzulänglich, gute deutsche Privatlehrer aber nur mit großen Opfern zu haben und zu halten sind. Es bleibt vielen Eltern kaum etwas Anderes übrig, als sich von ihren Kindern zu trennen und sie nach Deutschland zur Erziehung zu schicken, eine Trennung, die dann besonders schwer wird, wenn die Mutter Mexikanerin ist und der Einfluß ihrer Familie sich geltend macht. Und auch wenn sie durchgesetzt wird, fehlt nicht selten der gewünschte Erfolg, da mehr als der Unterricht die Erziehung in der Familie den Menschen bildet. —

Ich muß abbrechen; der San Francisco-Dampfer ist für Manzanillo avisirt und ich muß mich morgen dorthin aufmachen, um nicht ein zweites Mal sitzen zu bleiben. Ich denke, von dort noch ein Mal zu schreiben, ehe ich Mexiko verlasse.

XXXIII.

Nach Manzanillo. — Die Lagune von Cuyutlan. — Der Hafen von Manzanillo. — Wirbelsturm. — La Gran Vista.

Manzanillo, März 1882.

Wenn Dir der Name Manzanillo Erinnerungen weckt an den Manzanillobaum, unter welchem Meyerbeer's Selika des Grames wie des Lebens sich entledigt und damit zugleich die Besorgniß, auch ich könnte versehentlich unter einen solchen Giftbaum hier gerathen, so kann ich Dich beruhigen. Der arbos de Mansanillas oder Mancinella wächst weder hier noch überhaupt an der Westküste von Amerika, sondern so viel ich weiß, nur auf den Antillen; dagegen fehlt es nicht an Hayfischen, Kaymans und Skorpionen, die, wenn auch kein romantisches, so doch ein jähes Ende mir bereiten könnten.

Manzanillo ist die Hafenstadt von Colima; es sieht der Vollendung der Eisenbahn entgegen, welche es mit der Hauptstadt verbinden soll und an der die Arbeiten sei mehreren Jahren im Gange sind. Zur Zeit ist man noch auf ursprünglichere Beförderungsmittel angewiesen, auf eine Wagenfahrt von etwa zwölf Stunden und auf eine Bootsfahrt über die Lagune von Cuyutlan, die sechs Stunden erfordert.

Die Landsleute gaben mir berittenes Geleit und nahmen dann herzlichen Abschied. Der Weg ist angenehm, so lange er durch die Bergkette führt, in welcher die Hochebene zur Küste sich absenkt, geht aber, nachdem er in das Niveau der letzteren getreten ist, in tiefem Sande durch einförmiges, niederes und dichtes Buschwerk. An dem Rio de la Armeria, den wir mit Hilfe verschiedener Relais um Mittag erreichten, hätte die Fahrt fast ein Ende gefunden, da in der Furt des ziemlich breiten und schnellen Flusses, welche durchfahren werden mußte, eines der Maulthiere stürzte; der Wagen wäre zu Falle gekommen,

wäre nicht Don Estevan, der Arriero, ins Wasser gesprungen und hätte die Stränge des Thieres, das eben noch die Nüstern über Wasser hielt, geschickt gelöst. Jenseits trafen wir die Niederlassung der amerikanischen Ingenieure, welche den Bau der Eisenbahn leiten und deren Chef, ein gebildeter und frischer junger Mann, seit fünf Jahren an diesen öden Fleck gebannt war. Daß unter diesen Umständen Besuch gern gesehen wurde konnte nicht Wunder nehmen.

Die Sonne war bereits am Untergehen, als die Lagune in Sicht kam. Sie ist ein altes Stück Meer, das von diesem durch eine schmale Landzunge getrennt ist und mit ihm nur im Südosten durch eine sumpfige Niederung, im Nordwesten bei Manzanillo durch einen Kanal noch in Verbindung steht; durchschnittlich zwei Stunden breit, verengt sie sich etwa in der Mitte durch das Einspringen eines Vorgebirges von der Landseite her eine kurze Strecke bis auf einige hundert Fuß. Das Wasser ist brackig und durch üble Ausdünstungen während der heißen Jahreszeit berüchtigt. Nichtsdestoweniger wird die Bootfahrt darüber dem Wege über die dünenartige Landzunge, der sich mehr als 28 Leguas (62 Kilometer) in tiefem Sande hinzieht, vorgezogen. Ein Boot, mit vier indianischen Ruderern bemannt, unter dem Kommando eines ungewöhnlich korpulenten Steuermannes, war von Manzanillo entgegen gesendet worden und wartete am Ufer. Die Ueberladung des Gepäckes war bald besorgt; ein letzter Abschied von dem freundlichen Begleiter, den Don Christian mir mitgegeben hatte, und das Boot glitt leise in die Wasserfläche. Die Fahrt war außerordentlich angenehm; der Himmel wurde mit dem sinkenden Abend etwas dunstig, aber nicht so trübe, daß der Mond, der dem Vollsein nahe war, dadurch verhüllt wurde; eine kühle Seebrise verwehte alle üblen Gerüche und erfrischte nach der Hitze des Tages. Die Höhen auf der Landseite der Lagune, an deren Fuße sich ausgedehnte Wälder von Kokospalmen hinzogen, blieben

trotz des Abendnebels sichtbar; die vom Ocean trennende Landzunge, am Seeufer von laubreichen, niederen Bäumen bedeckt, längs deren das Boot dahin fuhr, war trotz der späten Stunde voll Leben. Die Einsamkeit der Lage, das viele Laubwerk und der Fischreichthum machen sie zu einem bevorzugten Aufenhalt zahlreichen Wassergevögels: wilde Enten in langen Ketten, silberweiße Reiher, die ihr Nachtmahl fischten, Pelikane und Gänse, schwimmend oder niedrig über dem Wasser streichend; es war eine, wenn auch schweigsame, doch muntere Gesellschaft, die erst zur Ruhe kam, als es dunkel wurde. Nur eine kurze Pause machten die Ruderer in ihrer Arbeit; in etwa fünf Stunden war sie gethan und noch vor Mitternacht war Manzanillo erreicht, wo wieder ein deutsches gastliches Dach mich unter seinen Schutz nahm.

Der Hafen von Manzanillo ist eine natürliche Bucht von 4—5 Miles Breite und sehr gleichmäßiger Wassertiefe. Den Eingang bilden zwei Vorgebirge, die Punta de Carissal im Norden, die Punta de Campos mit dem Sealrock im Süden, deren äußerste Vorsprünge etwa drei Miles von einander liegen. Von dem ersteren Kap, etwa ½ Mile in See, liegt ein Merkzeichen der Schiffer, die Piedra Blanca, ein steiler hoher Fels von weißer Farbe, die wahrscheilich von dem Stoffwechsel der darauf nistenden Seevögel herrührt. Rings um die Bay hebt sich ein Kranz bewaldeter Berge, deren flache Abdachung Wälder von Kokospalmen bedecken. Die Stadt Manzanillo liegt auf der schmalen Landenge, welche die Lagune an deren nordwestlichem Ende von der Bay trennt, am Fuße von Hügeln, welche nahe an den Hafen treten, an der Südostseite der Bay. An ihrer Nordseite hängt die letztere mit der Lagune von San Pedra zusammen, einer sumpfigen Wasserfläche, die bei hohem Wasser mit der See Verbindung hat und von einer Fülle von Wassergeflügel und Kaymans bewohnt ist, zugleich die Brutstätte von Fiebern, welche zeitweise den Aufenthalt in

Manzanillo gefährlich machen. Trotz der Güte des Hafens lag zur Zeit nur ein einziges Schiff darin, ein amerikanisches Segelschiff, das Schienen für die Eisenbahn von Colima, deren Ausgangspunkt Manzanillo wird, gebracht hatte und mit Löschung derselben beschäftigt war. Die Eisenbahn durchbricht den Höhenzug, der die Bay von der Lagune von Cuyutlan trennt, überschreitet dann die letztere auf einem Pfahldamm, der beinahe vollendet ist und zwei englische Miles lang wird, und wird dann auf der schmalen Landzunge, welche die Lagune vom Meere trennt, weiter geführt. Für die Entwickelung von Manzanillo würde die Bahn vermöge der günstigen Lage des Hafens von Bedeutung werden, wenn nicht die Erweiterung der Stadt durch die dicht an die Bay tretenden Hügelketten und die Lagune beschränkt wäre. Für die Ausdehnung an letzterer bildet die gesundheitschädliche Beschaffenheit derselben ein Hinderniß; auf der Ost- und Nordseite der Bay, wo das Ufer flach und das Vorland breit ist, steht der Umstand entgegen, daß der Ankergrund weniger sicher ist und daß die nahe Lagune von San Pedra ebenfalls ungesunde Ausdünstungen verbreitet.

Zur Zeit besteht der Ort nur aus zwei kaufmännischen Niederlassungen, der Kirche, dem Zollhause, dem Stadthause und wenigen massiven Häusern, im Uebrigen aus ärmlichen Lehmhütten, in welcher die etwa 800 Köpfe zählende Arbeiterbevölkerung wohnt. Ein Theil derselben findet seinen Erwerb beim Entladen und Leichtern der Schiffe, die anderen treiben am liebsten Handel, der Profit bringt ohne Anstrengung. Es ist ein sorgloses Völkchen, das nur für den Tag lebt. In der Zeit, wo die Schifffahrt geht, verdient ein Arbeiter mit Leichtigkeit 150 Dollars monatlich. Sparen und Zurücklegen ist aber nicht ihre Sache. Ist das Geld verthan, was sehr flink geschieht, so bitten sie den Arbeitgeber um Vorschuß, und dieser schwillt in der Regel so an, daß jene starken Verdienste bereits voraus verzehrt sind, wenn die gute Zeit kommt.

Am Abend des Tages nach der Arbeit machten wir eine Bootfahrt durch den Hafen nach der Klippe der Pelikane, die Gelegenheit bot, die Anfänge der Guanobildung zu studiren, dann nach der Lagune von San Pedra. Auf dem Wege dorthin passirten wir das Wrack eines englischen Vollschiffes, Ailnwick Castle, das in der Nähe des Strandes lag und das im letzten Herbst in der Nacht vom 26. Oktober im sicheren Hafen durch einen Orkan zu Grunde gegangen ist, der ebenso ungewöhnlich wie unheilvoll war. Es war ein Wirbelsturm, der von Südost her über Land kam und auf die Bay fiel. Den Tag vorher war gutes Wetter gewesen und kein Anzeichen, insbesondere keine Depression des Barometerstandes hatte den Sturm angekündigt, der um 2 Uhr Nachts unvermuthet losbrach. Mit solcher Stärke, daß er mächtige Bäume abbrach, die massiven Häuser abdeckte und die Strohhütten vom Boden wegriß. Im Hafen lagen fünf Schiffe; der Sturm schleuderte sie auf die felsigen Hügel im Westen der Stadt, so daß sie auf dem Trocknen lagen. Um 7 Uhr Morgens trat Stille ein; dann erhob sich der Sturm von Neuem, aber aus entgegengesetzter Richtung und warf die Ailnwick Castle auf die andere Seite der Bay, wo sie zerschellte. Ihr gegenüber blieb als Zeuge der Sturmesgewalt das Wrack eines zweimastigen Schiffes, dessen Steuermann bei dem Bruche des Schiffes das Leben verlor. Nur eines der fünf Schiffe, ein amerikanischer Schoner, wurde gerettet, obwohl es hoch aufs Land getrieben war. Ein amerikanisches Kriegsschiff zog es, wenn auch mit schweren Beschädigungen, auf untergelegten Rollen wieder in sein eigentliches Element. Ungeheuer waren auch die Verheerungen in den Wäldern, namentlich in den Palmenwäldern längs der Lagune von Cuyutlan und auf den Manzanillo gegenüberliegenden Ufern der Bay. Einen traurigen Anblick bot das Wrack des gescheiterten englischen Schiffes, an dem unser Boot hielt. Es war ein fast neues, 1100 Tonnen haltendes Schiff gewesen,

das seine erste Fahrt nicht überlebt hatte. Nun lag es halb auf der Seite; die Kajüte war noch vorhanden und viele Planken des Deckes, aber die Borde waren zerbrochen wie die Masten und die Wellen der Brandung spielten hinüber und herüber in höhnischer Freude, wie die öffentliche Meinung über einen gebrochenen Mann.

Am anderen Morgen bestiegen wir einen der Hügel, die im Westen der Stadt sich erheben, die Gran Vista genannt, von dem man eine weite Aussicht über die Bay, die Lagune und den Ocean hat. Als wir uns daran erfreuend auf der Höhe rasteten, sah ich hoch oben die ersten Fregattenvögel, jene eigenthümliche Mischung des Raub- und Schwimmvogels, die Michelet in seinem „L'oiseau" so wundervoll beschrieben hat, die organischen Lebewesen, die am höchsten über die Erde sich heben. Aus einer Höhe, in welcher sie ungeachtet ihrer Flügelweite von mehr als zwei Meter nicht größer als eine Schwalbe erscheinen, stürzen sie mit der Geschwindigkeit des Blitzes oder eines bösen Gedankens in das Meer hinab, um ein Opfer, das sie aus jener Höhe erspäht haben, zu greifen. Auch ein rothköpfiger Geier stellte sich mir das erste Mal auf der Gran Vista vor. —

Eben donnerte unerwartet ein Kanonenschuß; er kam von der Clyde, dem Panamádampfer, der eingelaufen ist, früher als hier angenommen wurde. Er geht in einigen Stunden wieder ab; ich muß eiligst Abschied nehmen auch von Dir; ich hoffe daß ich von Panamá aus mich wieder melden kann.

XXXIV.

Verbindung mit Panamá. — An der Westküste von Mexiko. — Acapulco. — St. José de Guatemala. — La Libertad. — Panamá. — Der Kanal durch den Isthmus von Darien. — Die Isthmuseisenbahn. — Bedeutung des Kanals. — Schwierigkeiten des Baues. — Anfänge und Aussichten. — Stellung der Vereinigten Staaten zu dem Unternehmen.

Panamá, April 1882.

Die gesammte Westküste von Mittelamerika hat zur Zeit keine andere regelmäßige Verbindung als die, welche die Dampfschiffe der nordamerikanischen Pacific Mail Steam Ship Company vermitteln. Diese Gesellschaft, die in New-York ihren Sitz hat, läßt jeden Monat zwischen San Francisco und Panamá in beiden Richtungen je ein Schiff gehen, welches bestimmte Häfen in Mexiko und in den Republiken von Centralamerika regelmäßig anläuft und in ihnen eine gewisse Zeit liegen bleibt. Dafür erhält sie von den Regierungen der betheiligten Staaten eine jährliche Subvention von 104 000 Dollars und Befreiung von Hafengebühren oder Ermäßigung derselben. Der Verkehr war bei weitem lebhafter, bevor die Eisenbahnverbindung zwischen New-York und San Francisco hergestellt war, weil die Seefahrt über Panamá immer noch bequemer und kürzer war, als die Landreise über den Kontinent. Er würde es auch jetzt noch sein, wenn die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht alle außer Landes gebauten Schiffe von der Küstenschifffahrt ausschlösse und wenn nicht eine gleiche Ausschließung auch von den Häfen in Mexiko und in den centralamerikanischen Staaten, sei es kraft ihrer Gesetzgebung, sei es vermöge einer Vereinbarung mit den Vereinigten Saaten, stattfände. Ohne die Küstenschifffahrt aber, d. h. ohne das Anlaufen beliebiger Zwischenhäfen, läßt der Schiffsverkehr keine Rechnung. Es hat daher weder England noch Deutschland eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung

nördlich von Panamá bisher ins Werk setzen können, wie sehr dies auch von dem Handel der westlichen Häfen zumeist in Mexiko gewünscht wird, dem die amerikanische Gesellschaft vermöge ihres Monopols die Frachtbedingungen diktirt.

Die Clyde, die mich in Manzanillo aufnahm, war ein kleines, nicht schnelles Schiff; sie hatte aber wie die meisten der an der Küste fahrenden Schiffe die gute Einrichtung, daß die Kabinen der Passagiere über Deck lagen und mit Jalousie-Fenstern und -Thüren versehen waren. Bei der hohen Temperatur, die auch in der Nacht nur wenig niedriger wurde, war dies sehr werthvoll. Die Bemannung des Schiffes bestand fast durchweg aus Chinesen, an die als Matrosen ich mich erst gewöhnen mußte; es waren zum Theil lang aufgeschossene Bursche, aber mit schwacher Muskulatur, deren Mängel sie durch Fleiß und Handgeschick ersetzen. Wenn sie die Zöpfe aufgebunden hatten, sahen sie aus wie Weiber; noch mehr, wenn sie am Abend diese Zöpfe gegenseitig flochten. Der Kapitain hatte von ihrem Muthe und ihrer Zuverlässigkeit in Gefahr eine diesem Aussehen entsprechende Meinung. Von den guten weiblichen Eigenschaften hatten sie jedenfalls nicht die der Reinlichkeit, im Gegentheil, sie waren schmutzige Gesellen mit höchst unsauberen Gewohnheiten. Sie werden als Matrosen für die Küstenfahrt geheuert, weil, abgesehen von ihren bescheideneren Ansprüchen bezüglich der Löhne, besondere Gefahren auf dieser Strecke der Westküste nicht zu bestehen sind und weil sie von der Hitze nicht leiden. Ist diese auch auf Deck zu ertragen, so ist sie es doch kaum bei Bedienung der Dampfkessel. Es kommt öfter vor, daß weiße Heizer in Folge der Hitze in plötzlichen Wahnsinn verfallen, insbesondere auf Schiffen mit engen Heizungsräumen. Die Leute stürmen aus dem Kesselraum herauf und springen direkt ins Meer; das Maaß ist eben voll.

Der Kurs, den die Clyde nahm, führte sie nicht weit von der Küste ab, so daß deren Umrisse meist sichtbar blieben,

wenn der Tag stieg, durch den lichten, weißen Dunst verschleiert, den die Erwärmung der Luft mit sich bringt. Die Temperatur war in den ersten Tagen sehr hoch, 92 Grad F.; sie sank aber, je weiter südlich wir kamen, zum Theil in Folge nächtlicher Gewitter, die an der Küste niedergingen ohne uns zu erreichen — nur von dem Regen bekamen wir bisweilen etwas ab — zum Theil auch, weil der kalte Meeresstrom vom Süden her auch über den Aequator hinauf bemerkbar wird. Das Meer verdiente hier den Namen des stillen Oceans; es war regelmäßig glatt und ruhig, jedoch wie ohne Bewegung der Wellen so auch ohne thierisches Leben. Ein einziger Fisch zeigte sich, der drei Mal hinter einander fast senkrecht aus dem Wasser emporsprang. Ich hatte auf dieser Fahrt zeitweise die Empfindung, daß das Schiff bergauf führe, vielleicht in Folge der Vorstellung, daß, weil es dem Aequator zuginge, wir in die Höhe müßten, um den weitesten Umfang der Erde zu erreichen.

Wiederholt wurde die Fahrt unterbrochen. Wir liefen die Häfen von Acapulco, San José de Guatemala und Libertad an, um Ladung zu löschen und einzunehmen. Solche Aufenthalte sind für die Passagiere, auch abgesehen von dem Zeitverlust, nichts weniger als erbaulich, so lange man nicht an Land gehen kann. Ueberall ist man im Wege und hat doch nirgend Ruhe. Ist das Schiff vor Anker gegangen und die Formalität der Hafenvisite überstanden, so kommt der Schiffsagent an Bord, um über die Ladung Meldung zu machen, von deren Umfang und Art der Kapitain in der Regel schon im vorletzten Hafen telegraphisch nnterrichtet worden ist. Dann werden die großen Luken auf Deck geöffnet, welche zu den Laderäumen führen; die Railing vor ihnen wird ausgehoben, der Krahn, den die Schiffsdampfmaschine bedient, fertig gemacht. Nun kommt eine der flachen schweren Lanchen, welche die Ladung bringen, nach der anderen vom Ufer, um sich an Bord zu legen; die dicken Ketten

des Krahnes rasseln ohne Unterlaß und Ballen auf Ballen schwingt sich auf und versinkt dann in den offenen Leib des Schiffes. Einer der Offiziere zählt und notirt was eingenommen wird, während rüstige Arme drunten die sinkenden Kolli empfangen, um sie von der Kette zu lösen und wegzustauen. Die Poesie der Meeresfahrt geht dabei völlig in die Brüche. Alles athmet auf, wenn die letzte Lanch endlich sich nähert und aus der Zahl der Säcke oder Ballen, welche sie noch bringt, berechnet werden kann, wann die Luken geschlossen und der Anker wird gelichtet werden können. Rasselt die Kette, welche den Anker hebt, so ist dies Musik gegen die Kette des Krahnes.

Acapulco ist der bedeutendste Hafen der Westküste von Mexiko, eine Doppelbucht, die fast die Gestalt einer Pinienkrone hat, so geschützt, daß man im Innern des Hafens des Einganges kaum gewahr wird. Ein starkes Fort schützte ihn ehedem gegen Angriffe der Flibustiers; jetzt ist es im Verfall und so wenig gerüstet, daß Kriegsschiffe das Salut unterlassen, weil es an Pulver für die Kanonen fehlt, den Gruß zu erwidern. Südlich vom Hafen liegt die Lagune, die reich an Alligators und Wasservögeln ist; Cortéz ließ dort neue Schiffe bauen, was besser verbürgt ist, als daß er bei Veracruz diejenigen verbrennen ließ, welche ihn von Kuba dorthin gebracht hatten. Obwohl von Acapulco die Hauptverkehrsstraße von der Küste nach dem Innern führt — die Hauptstadt ist 130 Leguas oder 544 Kilometer entfernt — so ist doch der Schiffsverkehr gering. Außer der Pacific Mail Comp. hält die englische Marine ein Kohlendepot; von Schiffen war außer einem deutschen Segelschiff, dem „Schiller" aus Bremen, das von Schottland Kohlen gebracht und zur Reise um Kap Horn 140 Tage gebraucht hatte, nur ein amerikanisches Vollschiff im Hafen. Voraussichtlich hebt sich der Verkehr, wenn die Eisenbahn zwischen Acapulco und der Hauptstadt, für welche eine Konzession ertheilt ist, hergestellt wird. Die Stadt ist

größer und besser gebaut als Manzanillo und scheint auch gesünder. Ich machte dem Verwalter des deutschen Konsulates einen Besuch und fand in ihm einen ehemaligen Offizier des 47. Regiments, der den Krieg 1870/71 mitgemacht hatte. Außer ihm war noch ein deutscher Schweizer ansässig, der die Vereinigten Staaten als Konsul vertrat. Mit großer Freude gedachten die Herren des Besuches, den Prinz Heinrich im Jahre 1879 Acupulco gemacht und der zu einem Jagdausfluge nach der Lagune benutzt worden war.

Bei San José de Guatemala hat die Natur keinen Hafen gebildet; es hat nur eine offene Rhede, auf welcher die Schiffe vor Anker gehen müssen. An der langgestreckten Küste bricht sich das Meer in heftiger Brandung; doch ist der Platz von Wichtigkeit als der einzige Ausgangspunkt der Republik, auf welchem deren Produkte von der Westküste ausgeführt werden, insbesondere Kafe, dessen Anbau sehr zugenommen hat und der als Costarica in den Handel gebracht wird. In neuerer Zeit ist der Bau einer Eisenbahn von San José nach der Hauptstadt Guatemala von einer amerikanischen Gesellschaft begonnen worden, von welcher 30 Leguas fertig gestellt sind. Um der Ungunst der Lage, welche das Landen immer gefährlich und zu Zeiten unmöglich macht, abzuhelfen, ist in Verbindung mit der Eisenbahn eine hölzerne Wharf gebaut, welche etwa 1000 Fuß lang über den Bereich der Brandung in das Meer hinausgeführt ist, und an welcher die flachen prahmartigen Boote (lanches), welche die Waaren von und nach den Schiffen überführen, anlegen. Das Anlagekapital hat 300 000 Dollars betragen und verzinst sich vermöge der Höhe der für die Benutzung erhobenen Spesen auf 30—40 Prozent. Jede Person zahlt 2 Dollars; die Abgabe für die Beförderung der Waaren darüber beträgt per Centner ebensoviel, wie die Transportkosten von San José nach Europa. Die Gesetze der Republik gewähren gegen derartige Ausbeutung keinen Schutz.

Ich ging mit dem Kapitain auch hier an Land, was mit einiger Fährlichkeit verbunden war. Es galt nämlich, die Wharf, die einige 20 Fuß über dem Wasser, an einer senkrechten Strickleiter zu erklettern und zunächst deren Enden vom Boot aus, das auf den Wellen auf- und abtanzte zu erfassen. Ich wurde auf die eigentliche Gefahr erst aufmersam, als der Kapitain, der vorausgeklettert war, mir, als ich mich eben aufziehen wollte, mit Löwenstimme zuschrie: „Beine einziehen!“ eine sehr zweckmäßige Mahnung, da dem darin Säumigen das Boot sein Pedale gegen die Balken der Wharf zu quetschen liebt. Ich verstand sie und rettete meinen unteren Menschen durch eine Bewegung, deren Schnelligkeit und Geschick einem Frosch Ehre gemacht haben würde.

Wenige kaufmännische Niederlassungen und das Gebäude der Zollverwaltung am Strande bilden das St. José, das der Seemann zu sehen bekommt. Das eigentliche Pueblo liegt etwa ein Kilometer landeinwärts und ist eine Kollektion von Lehmhütten um eine von Palmen eingefaßte Plaza. Es war vor einigen Jahren die Scene einer kriegerischen Aktion der Engländer, die es besetzten, weil der betrunkene Kommandant der Truppen den englischen Vicekonsul beleidigt und eingesperrt hatte. Sie räumten es erst, nachdem die Regierung der Republik sich zur Zahlung einer Entschädigung von 50 000 Dollars verstanden hatte. Im Hause des jetzigen Vicekonsuls, der zugleich Agent der nordamerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft war, machten wir bis zur Abfahrt des Schiffes Rast. Es lag dicht an der Küste, durch die Kühle begünstigt, welche die Brandung, die dicht unter ihm sich brach, erzeugte. Charakteristisch war, daß hinter dem Hause mehrere große Haufen von eisernen Balken, Trägern und Maschinentheilen lagerten, welche vor einigen Jahren aus England gebracht worden waren, um eine industrielle Anlage zu errichten. Das Unternehmen war ins Stocken gekommen und nun rosteten die kostbaren

Materialien am Boden, ohne daß sich Jemand darum kümmerte. Sie dienten zahllosen Leguans zum Aufenthalt, schuppigen Eidechsen von fast zwei Fuß Länge, die sich darauf sonnten, oder aus den Luken hervorlugten, ohne irgend Scheu zu verrathen. Ebenso friedsam und in guter Kameradschaft mit ihnen saßen die schwarzen Aasgeier umher und hielten ihr Mittagsschläfchen; ein guatemalischer Hühnerhof.

Auf dem Rückweg über die Wharf vermieden wir die bedenkliche Strickleiter, da das Meer noch unruhiger geworden war, und ließen uns auf eine andere, ebenfalls eigenthümliche Art in unser Boot befördern, mittelst einer Art großen Vogelkäfigs, den ein Krahn von der Wharf ins Freie schwenkte und dann in das Boot niederließ. Denselben Weg hatte vorher ein Arzt gemacht, der mit seiner jungen Frau und einem Baby von drei Monaten aus Guatemala gekommen war, um über Panamá nach New-York zu gehen. Unser leichtes Boot holte die schwere Lanch ein, welche ihn nebst einer Kafeladung ans Schiff bringen sollte, und die trotz starker Bemannung mit äußerster Mühe gegen Wellen und Gegenwind kämpfte; wir konnten die Passagiere aber nicht aufnehmen, da die arme Frau schwer von der Seekrankheit litt und daher nicht übersteigen konnte. Sie kamen erst nach einer Stunde ans Schiff und mußten auch hier mittelst Krahnes an Bord gehißt werden, indem ein Stuhl hinuntergelassen, und nachdem die Passagiere darauf festgebunden waren, in gleicher Weise wie die Kafesäcke heraufgeschwenkt wurde. Es war nicht zu verwundern, daß die junge Frau während der Luftfahrt ohnmächtig wurde und bewußtlos an Deck kam, ebensowenig, daß das Baby, welches der Doktor zuerst heraufgebracht hatte, in die Kabine neben mir einquartirt wurde; es entsprach dies meinem Kismét; doch führte es sich, da der junge Doktor selbst eine ausgezeichnete nurse war, recht manierlich auf.

In La Libertad, der Hafenstadt von San Salvador-

Honduras, begnügte ich mich, während die Clyde die Kafeladung vervollständigte, mit dem Anblick vom Schiffe aus, der übrigens bei der freundlichen Lage der Stadt, unter bewaldeten Hügelketten, hinter denen Reihen schön gezackter Berge sich hoben, sehr anmuthig war. Der Hafen ist eine nicht tiefe Einbuchtung zwischen zwei Vorsprüngen der Küste, an denen eine heftige Brandung schäumt. Nach dem Beispiel von San José hat man auch hier eine Wharf ins Meer gebaut mit ähnlichen maßlosen Gebühren für die Benutzung. Leider zeigten sich auf den Berglehnen weite ausgebrannte Flächen und zahlreiche Rauchsäulen, welche an diesem und den folgenden Tagen sichtbar wurden, sobald wir der Küste uns näherten, verkündeten, daß die Geißel der Waldbrände das Land verheerte.

Das Meer bewahrte auch weiter seine Ruhe; es war leblos wie der Verkehr darauf. In der Zeit vom 26. März, wo wir Manzanillo verließen, bis zum 2. April waren nur zwei Segelschiffe und ein Dampfschiff in Sicht gekommen. Dafür entschädigte es uns an den Abenden durch die Herrlichkeit seiner Farbenpracht im Licht des Vollmondes. Ich weiß nicht woran es liegen mag, daß die Erscheinung so viel glänzender war, als ich sie jemals auf nördlichen Meeren gesehen hatte. Der Kegel des Lichtes auf dem Wasser, das ein leichter Wind nur wenig kräuselte, erschien wie flüssiges Silber, das aus der Tiefe emporquoll; die unzähligen kleinen Wellen waren flimmernde Schuppen, einander ähnlich und doch jede von besonderer Farbe, in einer gleitenden und dabei zitternden Bewegung, an den Rändern mit Diamanten besetzt, denen gleich die aufspritzenden Wassertropfen leuchteten.

Etwas bewegter wurde die See, als wir der Papageyenbay uns näherten, oberhalb deren der Vulkan von Monitomba, durch Rauchwolken kenntlich, sichbar geworden war; auch andere Berge zeigten in ihren Formen den vulkanischen Ursprung. Nachdem wir an der Punta Mala östlichen Kurs genommen

und dann gegen Norden gewendet hatten, wehte sogar ein frischer Wind entgegen, der die Luft kühl machte. Die Küste der Bay von Panamá, welche sich gegen Südwesten ausbuchtet, wird allgemach flacher und auch die Kordilleren senken sich ab, je schmaler der Isthmus von Darien wird, der um Panamá seine geringste Breite hat.

Die Rhede von Panamá erreichten wir am Morgen des 5. April, also am zehnten Tage nach der Abfahrt von Manzanillo, bis wohin 1784 Seemeilen gerechnet werden. An demselben Tage sollte programmmäßig der fällige Dampfer der englischen Pacific Steam Navigation Company, welche eine Zweiglinie zwischen Calláo und Panamá unterhält, abgehen; jedoch erfreute die Panamá-Zeitung, welche der Agent an Bord brachte, durch die Nachricht, daß der Dampfer der englischen Royal Mail Steam Packet Comp., welche die Verbindung zwischen Westindien und Colon besorgt, Verspätung gehabt habe und daß daher das westliche Schiff erst am folgenden Tage von Panamá abgehen werde. Diese Ankündigung machte es erträglich, daß das kleine Dampfschiff, welches die Passagiere zur Isthmus-Eisenbahn abholen sollte, bis Mittag auf sich warten ließ.

Die Lage der Stadt Panamá fand ich schöner, als ich nach dem Rufe erwartet hatte; die Mauern eines alten Forts, die Thürme der Kathedrale und anderer Kirchen gaben ihr wenigstens aus der Ferne ein zugleich stattliches und malerisches Aussehen. Im Nordwesten liegt etwa eine Mile von der Stadt ab der massige Cerro d'Ancon, im Südosten bilden mit schöner Vegetation bedeckte Hügel, die sich weiterhin zu hohen Bergketten erheben, den Hintergrund. Die Rhede liegt unter dem Schutze dreier kleiner Inseln, von denen die größte, Nao, sich bei Ebbe durch eine Sandbank mit der Nachbarinsel verbunden zeigt. Weiter westlich ist die Inselgruppe von Taboga, Uraca und Taboguilla, die bewohnt und bebaut ist und auf welcher die amerikanische Pacific Mail Comp. ihre Werk-

stätten und Kohlenniederlagen hat. Auf Taboga wachsen beiläufig die besten Ananas der Welt, weiß von Farbe, saftig, mit weichem Fleische und von einem unbeschreiblichen Aroma.

Die eigentliche Stadt, San Felipe genannt, liegt auf einer Landzunge, welche die Gestalt einer Speerspitze hat und deren westliches, felsiges Ende sich weit in die See erstreckt, aus der es zur Zeit der Ebbe heraustritt. Hinter der Stadt auf dem Isthmus liegt die Vorstadt St. Ana. Beider Begründung fällt erst in das Ende des 17. Jahrhunderts. Das alte Panamá, zu dem bereits im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts Pedrarias Dávila den Grund gelegt hatte und das den Ausgangspunkt für die Entdeckungen im Süden bildete, hatte der Bukkanier Morgan um 1670 überfallen und zerstört; seine Ruinen liegen etwa drei Miles südlich von der heutigen Stadt. Im Inneren der letzteren sind die Straßen eng aber gut gepflastert und von massiven, mehrstöckigen Gebäuden besetzt. Das Centrum bildet die Plaza mit der Kathedrale und dem bischöflichen Palast, ein großer schmuckloser Platz, den die Ruinen eines umfangreichen Gebäudes, das bei einer Feuersbrunst im Jahre 1879 zu Grunde ging und noch nicht wieder aufgebaut ist, verunstalten. Die Kathedrale ist im richtigen Jesuitenstyl gebaut, das große Portal zwischen zwei niedrigen, viereckigen Thürmen, die ganze Facade etwas windschief, wohl in Folge der Terremotos, welche den Isthmus zu erschüttern pflegen. Das Grand Hotel an der Plaza, das durch theuere Preise und Schmutz einen bösen Namen hatte, ist jetzt der Sitz der zahlreichen Büreaux der v. Lesseps'schen Kanalgesellschaft. Es hat als Hotel einen Nachfolger in einer von der Plaza nach der Eisenbahn führenden Straße erhalten, auf welchen mit dem Namen auch die üblen Eigenschaften des früheren übergegangen sein sollen.

Die Frage, welche in Panamá vor Allem interessirt, ist die der Anlage des Kanals, der Fortschritte sowie der Aussichten

des Unternehmens. Der Gedanke, die Landenge zu durchbrechen, ist so alt wie die spanische Eroberung; er entstand, nachdem die Entdecker sich überzeugt hatten, daß eine natürliche Verbindung der beiden Meere in der Mitte des Erdtheils nicht bestände; es blieb aber bei den Plänen. Die Eisenbahn, welche eine amerikanische Gesellschaft in den Jahren 1850—1855 über den Isthmus gebaut hat, war zwar eine Erleichterung des Verkehrs, die nach der Besiedlung von Kalifornien unerläßlich geworden war; sie war aber und ist nicht entfernt ein Ersatz für den Wasserweg, selbst nicht in dem Maaße, wie sie es sein könnte, weil die Verwaltung, unter welcher sie steht, das ihr zugefallene Monopol derart ausbeutet, daß nur Personen und werthvolle Waaren ihren Weg darüber nehmen können. Der Personengeldtarif ist wohl der höchste, der überhaupt besteht. Die Länge der Bahn beträgt 47 Miles (75 Kilometer), zu deren Zurücklegung vier Stunden gebraucht werden; dafür zahlt die Person 5 £ oder per Kilometer $1\,^1/_3$ Mark. Dem amerikanischen System gemäß besteht nicht mehr als eine Wagenklasse; nur die Neger werden in besonderen, offenen Wagen befördert. Entsprechend sind die Waarenfrachten. Ueberdies hat sich die Gesellschaft gegen die amerikanische Pacific Mail Company verpflichtet, nur solche Waaren aus dem Norden über ihre Schienen zu befördern, welche auf den Schiffen der letzteren Gesellschaft in Panamá anlangen.

Unter diesen Umständen hat das Projekt, einen Wasserweg zwischen den beiden Meeren herzustellen, nicht zur Ruhe kommen können. Es erhielt einen neuen Anstoß, als es gelungen war, den Suez-Kanal, an welchem Jahrtausende vergeblich gearbeitet hatten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht blos zu vollenden, sondern auch rentabel zu machen und es ist bekanntlich derselbe Mann, dessen Ausdauer und Geschick den neuen Seeweg nach Indien eröffnet hat, der es vermochte, auch für die Durchstechung des darischen Isthmus das Kapital so weit zu inter-

essiren, daß sich eine Gesellschaft für das Unternehmen gebildet und dasselbe in Angriff genommen hat.

An der Nützlichkeit, ja an der Nothwendigkeit, das schmale Erdband wieder zu lösen, durch das erst einer der jüngsten geologischen Hergänge die beiden amerikanischen Kontinente scheinbar lose an einander geknüpft hat, kann wohl Niemand zweifeln, der ein Mal einen Globus angesehen, noch weniger, wer ein Mal die Reise um das Kap Horn gemacht hat. Europa und der Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika werden dadurch der Westküste des gesammten amerikanischen Kontinentes um die Hälfte näher gebracht. Die Abkürzung des Seeweges von London beträgt nach Valparaiso 1400, nach San Francisco 3300, nach Sidney 2200 Seemeilen, von New-York nach denselben Plätzen 2700, 4700 und 3800 Seemeilen. Ostasien kommt Europa zwar nicht wesentlich näher, soweit es sich um Dampfschiffe handelt, welche jetzt unter Benutzung des Suez-Kanals den Weg machen, wohl aber für Segelschiffe, die jetzt noch um das Kap der guten Hoffnung gehen, und auch für jene wird die Fahrt erheblich erleichtert sein; für den Osten und die Mittelstaaten von Amerika wird Ostasien überhaupt erst erschlossen, sobald der Kanal von Panamá fahrbar wird.

Für die Erweiterung und für die Richtung des Handels wird dieser Kanal eine neue Epoche bilden und den von Suez voraussichtlich an Bedeutung in diesen Beziehungen übertreffen. Er übertrifft ihn allerdings auch in Ansehung der zu überwindenden Schwierigkeiten.

Soweit das Projekt bis jetzt zu übersehen ist, soll der Kanal eine Länge von 74 Kilometer erhalten, während die Länge der Luftlinie zwischen den angenommenen Endpunkten 55 Kilometer beträgt. Von der Strecke entfallen 49 Kilometer auf ebenes Terrain; 25 Kilometer müssen durch die Felsen geschlagen werden, aus welchen die Absenkung der die Wasser-

scheide bildenden Kordillere besteht. Die Dimensionen des Kanalbettes sind auf 22 Meter am Grunde, auf 50 Meter in der Höhe des Wasserspiegels, mit einer Zusammenziehung auf 25 Meter innerhalb des in Felsen zu treibenden Abschnittes, und auf eine Tiefe von 8,5 bis 9 Meter vorgesehen. Der höchste Punkt des zu durchschneidenden Bergrückens liegt 180 Fuß über dem Meere, während die Isthmus-Eisenbahn 256 Fuß darüber ansteigt. Von der Kanalstrecke fällt der längere Theil mit 45 Kilometer auf den östlichen Abfall, der kürzere mit 19 Kilometer auf die Westseite; auf jenem soll das Bett des Rio Chagre von seiner Mündung ab theilweise benützt werden, im Westen der Rio Negro den Kanal aufnehmen. Der Uebergang zwischen den beiden Flußläufen soll durch einen Tunnel oder einen Einschnitt gewonnen werden. Einer Ergänzung bedarf der Kanal auf beiden Seiten durch Molenbauten, welche wegen der Beschaffenheit des Meeresgrundes weit vorgetrieben werden müssen.

Die natürlichen Hindernisse sind daher schon hiernach erheblich größer, als bei dem Kanal von Suez, der obwohl im Ganzen erheblich länger (154 Kilometer) durchweg in ebenes, gleichartiges und leicht zu bearbeitendes Terrain gelegt werden konnte und obenein in seinem Laufe mehrere ausgedehnte, natürliche Wasserbecken vorfand. Es kommt dazu, daß die Fluthhöhe in den beiden zu verbindenden Meeren sehr verschieden ist, im Golfe 9 Fuß, an der Küste des Pacific 27 Fuß, und daß der Rio Chagre in der Regenzeit rasch und hoch anzuschwellen pflegt, so daß er die Wassermassen nicht fassen kann und austritt. Wie dem zu begegnen, ob es insbesondere möglich sein werde, den Fluß abzudämmen und den Wasserüberschuß in Sammelbassins zu halten, die ihn dann zur Speisung des Kanals abgeben könnten, ist noch offene Frage, ebenso, ob die Höhe von Culebra mittelst eines Tunnels zu durchbohren, der eine Länge von 7—8 Kilometer erhalten

müßte, oder ob sie bis zur vollen Höhe auszusprengen sein werde.

Nicht das geringste natürliche Hinderniß endlich ist die Ungunst des Klimas, das Fieber erzeugt, deren Keime besonders beim Aufbrechen frischen Bodens sich verbreiten und die so zahlreiche Opfer fordern, daß die Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte Noth macht. Beim Kanal von Suez stellte der Machtspruch des Chedive den Baumeistern Fellahs zur Verfügung, die gegen niederen Lohn arbeiteten und in deren Reihen es keine Lücken gab, weil Ersatz stets bereit war.

Fragt man in Panamá, was von den Leistungen der Compagnie zu sehen sei, so wird man auf das ehemalige, angeblich für den doppelten Betrag seines Werthes erworbene Grand Hotel gewiesen, in welchem die Ingenieure und andere Beamten die Vorarbeiten machen und auf den Bau von Beamtenhäusern und Lazarethen, die oberhalb der Vorstadt Sta Ana errichtet werden. Jene Vorarbeiten bestehen, soweit sie außerhalb der Büreaux zur Erscheinung kommen, in Beobachtungen der Windstärke und Fluthhöhe auf der Seite des Pacific und in der Lichtung der Linie, welcher der Kanal folgen soll, behufs Vornahme der Vermessungen. Die Hospitale in der Nähe von Sta Ana sollen für 400 Kranke Raum gewähren; sie werden ungemein solide konstruirt und sollen nebst den zugehörigen Wohnungen der Aerzte und Beamten einen Kostenaufwand von 2 Millionen Francs erheischen. Ein etwas ominöser Anfang. Mit den eigentlichen Kanalarbeiten ist auf der Westseite noch nirgend begonnen. Im Osten soll bei Colon ein provisorischer geschützter Hafen angelegt werden und sollen die Ausgrabungsarbeiten von ihm aus 16 Kilometer weit landwärts noch in diesem Jahre beginnen. Ein bezüglicher Vertrag wegen Ausschachtung von 6 Millionen Kubikmeter Boden ist mit einer Firma in San Francisco abgeschlossen, allerdings wie argwöhnische oder mißgünstige Stimmen in der amerika-

nischen Presse sich vernehmen lassen, ohne daß Aussicht auf Erfüllung bestände. Die Firma habe keine Mittel, die Preise seien so niedrig, daß die Arbeiten dafür nicht geleistet werden könnten und der Vertrag sei nichts als ein Manoeuvre, um den Ankauf der Kanalaktien in Wall Street plausibel zu machen.

Wenn die Sache bisher nicht weiter gediehen ist, so liegt dies jedenfalls nicht an dem Mangel an Ingenieuren und sonstigen Beamten; eher, wenn das Urtheil hiesiger Beobachter richtig ist, an einem Ueberfluß „leitender Persönlichkeiten", die einander hemmen und denen vielfach mehr die Protektion einflußreicher Aktionaire als ihre Befähigung zu einer Anstellung verholfen hat. Ein amerikanisches Blatt findet, daß die Ingenieure Gentlemen seien mit einer ausgesprochenen Vorliebe für elegante Pferde, Damen und Hunde und daß 85 Prozent von ihnen sich besser für die Boulevards von Paris qualifiziren, als für die harte und schwierige Kanalarbeit. Mag dies auch numerisch übertrieben sein, so ist doch sachlich genug des Wahren darin, wie der Besucher auch weniger Tage glaubhaft findet, wenn er das Treiben auf der Plaza und um das ehemalige Grand Hotel beobachtet.

Die Zahl der Arbeiter, welche zur Zeit beschäftigt werden, wird auf etwa 5000 veranschlagt; sie sind zumeist Eingeborene von Cartagena oder Neger aus Jamaika, welche dem Klima widerstehen; weiße Arbeiter, welche von außen kommen, werden bald weggerafft. Auch unter den europäischen Ingenieuren und Beamten fordert der Tod zahlreiche Opfer, die ihm durch unvernünftige Lebensweise, insbesondere durch Unmäßigkeit im Trinken und durch den ungewohnten Aufenthalt in den Sümpfen zufallen. Niemand zählt die Todten und spricht von ihnen. Civilstandsregister werden in Panamá nicht geführt. Wie mörderisch aber das Klima ist, mag daraus entnommen werden, daß von einem Bataillon, das aus Bogotá vor einem Jahre

in der Stärke von 500 Mann in Panamá eingerückt ist, innerhalb dieses Jahres 300 gestorben sind. Bezeichnend ist, daß die Chinesen, die auch hier zahlreich vertreten sind, sich zu den Kanalarbeiten nicht hergeben; sie halten Stores, sind Gärtner, Barbiere, Wäscher und Doktoren anderer freier Künste, überlassen die harte Arbeit dagegen den Negern. Auch letztere können in der Woche bei trockenem Wetter nicht mehr als fünf, bei nassem nicht mehr als drei Tage arbeiten, die übrige Zeit sind sie krank oder träge. Dabei ist das Leben theuer. Man sagt, daß ein Arbeiter seinen täglichen Unterhalt mit weniger als 60 Cents nicht bestreiten könne; der gezahlte Tagelohn von 1 Dollar wäre dafür nicht ausreichend, wenn alle Tage gearbeitet werden könnte; da dies aber nicht der Fall, langt er nicht für den Arbeiter, geschweige denn für seine Familie. Es steht danach zu besorgen, daß es bei umfassender Aufnahme der Arbeiten an Händen fehlen werde, oder daß Preise angelegt werden müssen, welche über die bisher gewährten stark hinausgehen. Als ein Fehler in dieser Beziehung wird gerügt, daß die Erbauung von Arbeiterhäusern, mit welcher hätte begonnen werden sollen, bisher unterblieben ist.

Bemerkenswerth ist, daß die Vereinigten Staaten an der Herstellung des Kanals bislang ein besonderes Interesse nicht gezeigt haben, es sei denn negativ, oder soweit die Politik mitspielt, ausschließend. Bemerkenswerth, weil in der That die Vereinigten Staaten den hauptsächlichsten Nutzen von dem Kanal ziehen werden, jedenfalls weit beträchtlicher als Europa. Allerdings läuft die Durchstechung des Isthmus auch gewissen und sehr wichtigen Interessen in den Vereinigten Staaten entgegen, denen der transkontinentalen Eisenbahnen, welche von dem Kanale eine ihnen nachtheilige Konkurrenz besorgen, und es mag daher wohl kommen, daß in der amerikanischen Presse vorwiegend abfällige Urtheile über das Unternehmen, seine Leitung und seine Aussichten zum Ausdruck kommen, sowie daß das amerikanische

Kapital sich gegen den Ankauf von Aktien sehr spröde zeigt. Allein, auch abgesehen davon, scheint das Vertrauen auf die Durchführung des Projekts in den Vereinigten Staaten gering zu sein, wenigstens unter der gegenwärtigen Verwaltung, an deren Fähigkeit zur Bewältigung der enormen Schwierigkeiten man Zweifel hegt. Jedenfalls zieht man es vor, die Franzosen das Lehrgeld zahlen zu lassen; mögen sie den Ruhm der Initiative haben, wenn nur der Kanal selbst den Amerikanern verbleibt, und je weniger Opfer diese selbst dafür bringen, desto besser.

Daß der Kanal den Amerikanern, d. h. den Vereinigten Staaten verbleibe, obwohl sie dafür nichts aufwenden wollen, dafür haben sie nicht versäumt Sorge zu tragen, soweit es zur Zeit durch diplomatische Aktion geschehen kann. Du erinnerst Dich der famosen Note von G. Blaine, durch welche er die europäischen Regierungen ersuchte, sich keinen Illusionen darüber hinzugeben, daß der Isthmus von Darien unter anderer Botmäßigkeit stehe, als unter derjenigen der Vereinigten Staaten; es werde zwar allen Nationen frei stehen, den Kanal zu Handelszwecken zu benützen, aber jeder Versuch einer oder mehrerer anderer Nationen, sich die politische Kontrole über denselben zu sichern, oder die Durchfahrt bewaffneter Schiffe in einem Kriege, an welchem Nordamerika oder Columbia betheiligt seien, zu erzwingen, werde ebensowenig zuläßig sein, wie die Passage bewaffneter Kräfte einer fremden Nation über Eisenbahnen der Vereinigten Staaten oder von Columbia, welche die atlantische und die pacifische Küste verbinden. Die Vereinigten Staaten würden auf ihrem Recht bestehen, alle nothwendigen Vorsichtsmaaßregeln gegen den Transit über den Isthmus zu ergreifen, der in irgend einer Beziehung ihrem Interesse zu Lande oder zur See nachtheilig sein könnte; sie würden diese Maaßregeln lediglich im Einverständniß mit Columbia treffen, eine Einmischung Europas aber als eine Herausforderung betrachten,

sich auch ihrerseits in die internationalen Streitigkeiten Europas einzumischen.

Gleichzeitig wurden die Vereinigten Staaten von Columbia an den Vertrag erinnert, welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1846 mit Nueva Grenada geschlossen haben und welcher die formelle Unterlage für das von Nordamerika in Anspruch genommene Recht abgeben soll. In jenem Vertrage garantirten die Vereinigten Staaten positiv und wirksam die Neutralität des Isthmus von Darien bezüglich jeder interoceanischen Verbindung, die auf ihm oder über ihn hergestellt werden möchte, die Erhaltung des freien Transit von See zu See und ebenso die Rechte der Souverainetät und des Eigenthums der Vereinigten Staaten von Columbia — damals Nueva Grenada — an dem Terrain des Isthmus, als eingeschlossen in die Grenzen des zu jenem Staatenbunde gehörigen Staates von Panamá. Mr. Blaine fand, daß es einer Bestätigung dieser Garantie oder einer Zustimmung anderer Mächte nicht bedürfte und insinuirte dies den europäischen Mächten, damit sie sich die Finger nicht verbrennen möchten.

An der Erhaltung des Garantievertrages hat zunächst Columbia ein Interesse und es fragt sich, ob es diese Erhaltung wünscht oder ob es von dem Vertrage zurücktreten will und kann. Indeß ist die Berufung auf den Vertrag überhaupt kaum ernsthaft zu nehmen, nicht für mehr als ein Mäntelchen, um die erneuerte Auflage der Monroëtheorie, daß Amerika den Amerikanern gehöre, etwas aufzuputzen. Auch ohne den Vertrag würden die Vereinigten Staaten gegebenen Falles so weit gehen, wie ihr Interesse fordert und ihre Macht sie dazu in Stand setzt. Daß diese Theorie in einem Falle wieder prädizirt wird, wo es sich nicht um politische Differenzen zwischen amerikanischen Staaten handelt, oder um irgend einen Angriff auf die Unabhängigkeit einer der Republiken Amerikas, sondern um ein friedliches, auch den Nutzen der Vereinigten Staaten för-

derndes Werk, das obenein nicht mit amerikanischem, sondern mit europäischem Gelde gebaut wird, erachten manche Stimmen für sehr unzeitig; vielleicht aber hat die Warnung weniger eine politische als eine finanzielle Bedeutung. Der Hinweis, daß das Unternehmen durchaus in dem Machtbereiche der Vereinigten Staaten liege und von ihnen unbedingt abhängig sei, könnte wohl die Unternehmer darüber aufklären sollen, daß sie gut thun würden, vor Allem die dort maaßgebenden Interessen zu berücksichtigen, oder richtiger, mit den Interessenten sich auseinanderzusetzen.

Sieht man von dem Leben ab, welches der Kanalbau nach Panamá bringt, so bleibt wenig übrig. Die Stadt ist zwar die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der ein Glied der Columbia-Konföderation bildet und bei dem geringen Umfange der dem Bunde vorbehaltenen Rechte eine fast unbeschränkte Souverainetät genießt; sie hat aber so wenig wie der Staat selbst mit seinen 220 000 Einwohnern, außer durch ihre Lage an dem Uebergangspunkte des Isthmus, irgend eine besondere politische oder kommerzielle Wichtigkeit. Von der Bevölkerung, die auf 10—12 000 geschätzt wird — irgend eine Statistik besteht nicht —, gehört die Mehrzahl der schwarzen Race an, oder ist gemischten Blutes aus allen möglichen Verbindungen und Kreuzungen, im Durchschnitt ein träger, schmutziger, indolenter Menschenschlag, den auch eine bessere als die bestehende Verwaltung schwerlich würde heben können. Das Fort an der Spitze der Halbinsel, auf welcher San Felipe liegt, hat militairisch keinen Werth; es beherbergt die Kaserne der Bundestruppen und das Gefängniß und bietet auf seiner Höhe einen Spazierweg, von welchem man eine ausgezeichnet schöne Aussicht auf die Rhede mit den bewaldeten Inseln hat, sowie auf die Küste, die von der ganzen Ueberfülle tropischen Pflanzenwuchses bedeckt ist. Die schwüle Hitze, welche bei unserer Ankunft geherrscht hatte, wurde ein wenig gemildert durch einen

kurzen aber heftigen Regen, der gestern Nachmittag niederging, der erste, den ich seit länger als vier Monaten am Lande gesehen habe, und es war danach ganz angenehm, auf dem Fort am späten Abend im Mondschein zu spazieren.

Von der Ungewißheit über die Fortsetzung meiner Reise bin ich seit gestern befreit; die Nachrichten, die ich von Hause erhalten habe, lauten so günstig, daß ich den Weg nach Süden nehmen kann, statt, was ich besorgte, den Heimweg über den Isthmus nehmen zu müssen. Auch von einer andern Ungewißheit bin ich befreit, deren ich nur erwähne, weil sie die Unbeständigkeit menschlichen Glückes illustrirt. Ich hatte schon in Colima gelesen, daß der Dampfer „Tiber“, auf dem ich von Havanna nach Veracruz gefahren war, auf der Rückfahrt von dort nach St. Thomas bei der Insel Domingo vor dem Hafen von Plata gescheitert und total verloren gegangen wäre; nur die Passagiere und die Post wären gerettet worden. Das Unglück war am hellen Tage geschehen und dadurch herbeigeführt worden, daß der Kapitain unterlassen hatte, einen Lootsen an Bord zu nehmen. Das gute Schiff, auf dem wir so heiter gewesen, ein Wrack, und der junge Kapitain, der vor wenigen Wochen noch so fröhlich ins Leben gesehen, nun ein gebrochener Mann! Die Nachricht hatte mich deshalb bewegt und außerdem auch berührt, weil das Schiff einen Theil meines Gepäcks von Havanna nach St. Thomas mitgenommen hatte, von wo es hierher weiter spedirt werden sollte. War es gerettet oder nicht? es enthielt alle meine Empfehlungsbriefe und anderen Hilfsmittel für Südamerika; ich vernahm daher mit nicht geringer Freude, daß es nicht blos geborgen, sondern auch weiter gesendet und bereits wohlbehalten hier angelangt war. Auch mit einem Koffer kann man ein frohes Wiedersehen feiern. Noch heut Abend gehe ich mit ihm nach Calláo.

XXXV.

Von Panamá nach Ecuador. — Meerleuchten. — Zwischenhäfen. — Ueber den Aequator. — Guayaquil. — Gelbes Fieber. — Zustände in Ecuador. — Payta. — Die Bay von Calláo. — Quarantaine. — Calláo. — Lima. — Wirkungen des Krieges.

Lima, April 1882.

Wer Panamá zur Zeit der Ebbe verläßt, ohne sich des Dampfstugs zu bedienen, der von der Eisenbahnstation nach den auf der Rhede liegenden Schiffen mit weitem Umweg fährt, muß das Felsenplateau passiren, das die Halbinsel bildet, auf welcher die Stadt liegt und das bei weichender Fluth allmälig über das Wasser heraus tritt. Besonders angenehm ist diese Passage nicht, die etwa eine Viertelstunde in Anspruch nimmt, da die Steine mit einer schleimigen, grünlichen Schicht von Schlamm und Moosen überdeckt sind, von denen der Fuß leicht abgleitet, mit der Chance, in eine der Vertiefungen zu fahren, welche in und zwischen den Steinen sich finden, und die mit Wasser gefüllt sind. Die Untiefe über dem Felsen gestattet auch kleineren Segelbooten nicht, unmittelbar anzulegen, so daß zunächst ein Flachboot bestiegen werden muß, um das größere Boot zu erreichen.

Weit draußen auf der Rhede bei Taboga lag der „Islay", der mich aufnehmen sollte, ein stattlicher Dampfer der englischen Pacific Steam Navigation Company, der Zweiglinie angehörig, welche zwischen Panamá und Valparaiso die Küstenschifffahrt pflegt. Fast hätte ich ihn nicht erreicht. Als wir nahe dem Ziele waren, versah es der Gehilfe des Bootsmanns beim Einziehen des Segels; er brachte es so gegen den steifen Wind, daß das Boot, von einer breiten Sturzwelle übergossen, nahe am Kentern war. Nur eine geschickte Wendung des Steuers hob es glücklich heraus, ehe wir gleich einem Theile der Bagage ins Schwimmen geriethen.

Der Islay verließ erst am Abend (6. April) die Rhede, nachdem der letzte Eisenbahnzug die Passagiere über den Isthmus gebracht hatte, welche mit der Royal Mail nach Colon gekommen waren. Es war eine Anzahl junger englischer Juristen, die nach Lima gingen, um dort in einem vor einem englischen Gerichte schwebenden Prozesse eine Beweiserhebung vorzunehmen, Vertreter beider Parteien mit einem Richter des Londoner Gerichtshofes. Das Streitobjekt war, wie ich später beiläufig hörte, etwa fünf Millionen Mark und in der Bank von London deponirt; es konnte die Reisekosten danach wohl tragen. Außer ihnen kam General Prado an Bord, der traurige Expräsident von Peru, der bei Beginn des Krieges mit Chile nach der ersten Niederlage der Peruaner sein Land verlassen hatte, angeblich, um in den Vereinigten Staaten Schiffe und Waffen zu kaufen und den der Diktator Piérola demnächst aller militairischen Grade entsetzt und seines Bürgerrechts verlustig erklärt hatte.

Es ging auf den Aequator zu, wo die Sonne scheitelrecht steht, und folgeweise das heißeste mathematische Klima sein muß; aber es war gegen alle Erwartung kühl auf dem Meere und wurde es jeden Tag mehr, namentlich des Abends. Die jungen Engländer, die sich systematisch in Weiß ausgerüstet hatten, von dem indischen Korkhelm mit Mullschleier bis zu den Leinenschuhen, suchten ihre dicksten Hosen aus der Tiefe des Koffers und was sie an Blankets mitführten kam wieder zu Ehren. Das Süßwasser an Bord hatte nur 20 Grad R., das Seewasser nur 13 Grad R. Das morgendliche Bad in letzterem, das auf englischen Schiffen selbstverständlich ist, brachte unter diesen Umständen eine wirkliche Abkühlung. Der Wind, der aus Südwest von dem Pole wehte und die kalte Meeresströmung, die er von dort mitbrachte, erklärten die auffallende Depression. Der Himmel war in der Regel den Tag über bedeckt und hellte erst am Abend auf, wo die Wolkenschichten am

Horizonte durch die sinkende Sonne so erleuchtet wurden, daß keinen Glauben finden würde, wer es beschreiben könnte oder malen möchte. An mehreren solcher Abende hob sich, wenn die letzten röthlichen Schimmer verglommen, am nordwestlichen Himmel ein Zodiakallicht von merkwürdiger Helligkeit, dessen Spitze fast bis zum Zenith reichte, sogar mit einem schwachen Gegenschein im Südosten. Dann wurden die Magellanswolken sichtbar und das belobte Wunder des Sternenhimmels der Antipoden, das südliche Kreuz, das indessen die Erwartung des Nordländers nicht erfüllt. Uebertroffen werden aber die Erwartungen durch eine andere glanzvolle Erscheinung, das Leuchten des Meeres. Ich hatte es schon in den letzten Nächten an der mexikanischen Küste wahrgenommen; in seiner vollen Pracht erschien es aber erst südlich von Panamá, besonders, wenn der Himmel dunkel war und wenn der Wind weniger stark wehte. Was Aehnliches ich davon in unseren nordischen und selbst im mittelländischen Meere gesehen, trat dagegen zurück wie die Farbe und der Duft unserer Blumen gegen die der tropischen Blüthen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß das Schiff zeitweise im Feuer schwimmt; in jeder Welle, die es verdrängt, funkelt es wie von unzähligen Brillanten, noch richtiger, wie von zerstücktem, elektrischem Lichte, aber nicht gleichfarbig, sondern in allen Nüancen von Blau und Grün schillernd und das Wasser durchleuchtend, daß man meint, auf den Grund sehen zu können. Besonders prächtig ist es im Kielwasser des Schiffes, das unter dem Drucke der Schraube sich in zwei breiten, schaumgekräuselten Strömen weit hinauszieht, die bei Tage aussehen wie Gletschereis, und in denen nun die hellere Farbe des Wassers den Glanz der in ihm leuchtenden Körper um so stärker reflektirt, je tiefer dessen Bewegung reicht. Die Medusenart, welche das Leuchten hervorbringt, ist von den verschiedensten Größen; es gibt ihrer, die einen Fuß und mehr Länge zu haben scheinen, länglich gewundene Blasen, deren Begrenzung man deutlich erkennt und

die völlig durchsichtig erscheinen, ohne daß ein besonderer Sitz des Lichtes oder eine verschiedene Stärke desselben erkennbar wäre, während andere dazwischen flirren wie Satelliten der großen Planeten. Ueber den Kurs des Schiffes hinaus ist das Leuchten schwächer oder erscheint wenigstens so, derart, daß man glauben möchte, es wäre durch die Bewegung des Schiffes eine besondere Steigerung hervorgebracht. Es ist dies jedoch nur insofern der Fall, als durch die Umwühlung des Wassers mehrere der leuchtenden Körper an die Oberfläche gebracht werden und als zugleich das Schiff den einzigen Standpunkt für die Beobachtung abgibt. Bewegen sich die Wellen, so werden auch entfernt vom Schiffe auf den gehobenen Flächen stärkere Erleuchtungen sichtbar. Ist die See dagegen ruhig, so erscheinen erleuchtete Flächen neben dunklen, vielleicht je nachdem eine größere Menge der phosphoreszirenden Thiere sich der Oberfläche nähert oder aus einem nur ihnen bekannten Grunde sich auf einer Stelle sammelt; eins der zahllosen Geheimnisse, welche die Tiefe birgt, die Tiefe, die am Tage so baar alles organischen Lebens scheint und in der doch unzählbare Millionen von organischen Wesen den Kreis des Lebens beginnen und schließen, auch hier wie auf der Erdrinde nach demselben Gesetze des Kampfes ums Dasein.

Der Islay hatte planmäßig verschiedene Häfen anzulaufen, wodurch die Fahrt bis Calláo, das in direkter Linie von Panamá 1535 Seemeilen entfernt ist und in sieben bis acht Tagen erreicht werden kann, um einige Tage verlängert wurde. Zunächst Buenaventura in der weiten Choco Bay, die ein Halbkreis dicht bewaldeter Berge einschließt, ein Dorf von etwa 60 ärmlichen Hütten, das nur von Weitem malerisch aussah, dann am nächsten Tage Tamaco, ein Dörfchen auf einer Insel, das womöglich noch ärmlicher erschien als Buenaventura, dem aber ein weißer Kirchthurm mit einem Kreuze darauf, das aus dem dichten Grün hervorsah, die Dürftigkeit wie die Fremdheit

milderte. Das Läuten seiner Glocke war das Einzige, was äußerlich an den heiligen Ostertag erinnerte, selbst auf einem englischen Schiffe. Zahlreiche Kanoes kamen an das Schiff, Einbäume bis zu drei Fuß Breite, der Länge nach durch Ausleger gegen das Umschlagen geschützt, um Früchte, an denen das Land reich ist, zum Kaufe zu bieten: Lemonen, Aguacates, Kokosnüsse, vor Allem die trefflichen Ananas oder pineappels, mit denen die Schiffe sich hier reichlich zu versehen pflegen. Der Expräsident Prado verließ hier das Schiff, angeblich, um sich zu seiner Familie zu begeben, die ein kleines Gut in der Nähe bewohnt, nach Anderer Meinung, um über Land nach Peru zu gehen, wo er noch immer hoffe, wieder zur Gewalt zu gelangen. Ausnehmend schön war die Ausfahrt aus der Bay, die mit kleinen, palmenbedeckten Inseln durchsetzt ist und deren südliches Ufer durch Felsen von oft bizarrer Form gebildet ist, die üppiges Grün bekleidet, wo nur eine Wurzel hat Raum finden können. Auch heller, grüner Rasen, den die häufigen Nebel in Frische erhalten mochten, erfreute das Auge seit langer Zeit zum ersten Male.

In der Nacht zum Ostermontage passirten wir die Linie, ein Ereigniß, wenngleich nur in der Einbildung. Schade, daß man davon nicht besser wird, wie nach weit verbreitetem Glauben der Bordeauxwein. Es fällt fast schwer zu glauben, daß es so ganz unmerkbar geschieht; so sehr hat die dicke Linie, die auf dem Globus und den Karten den Aequator darstellt, sich der Vorstellung eingeprägt, daß man meint, sie müsse auch in der Wirklichkeit sichtbar werden. Von den komischen Festlichkeiten, mit denen nach den Seegeschichten, die wir von Jugend auf gelesen, das Passiren der Linie gefeiert werden soll, ist auf den modernen Passagierschiffen keine Spur vorhanden. Kein Neptun mit dem Dreizack, auf dessen Befehl die Neulinge mit dem Kerbholze barbirt werden, kein Stürzen ins Meer, das ein ungeheurer Kübel voll Salzwasser darstellt, keine Nymphen und

Tritonen, nichts von Allem. Nur auf manchen Segelschiffen und auf Kriegsschiffen mit einem heiteren Kommandanten hat sich etwas von diesem alten Seemannshumor erhalten. Von den Postschiffen, die alle vier Wochen zwei Mal unter dem Aequator durchfahren, kann es billigerweise nicht verlangt werden, zumal wenn die Bemannung, wie auf dem Islay, aus Mestizen und Negern besteht.

In der Frühe des nächsten Morgens (11. April) weckte ein Kanonenschuß, welcher die Einfahrt in die Mündung des Guayaquil bezeichnete. Die Isla de Puna, die in dem Eingange der von der Mündung gebildeten Bay liegt, ist der Sitz der Zollverwaltung von Ecuador, für welche der Schuß als Meldung galt, und welche einen ihrer Beamten zur Begleitung des Schiffes an Bord sandte. Die Stadt Guayaquil, der wichtigste Hafen des nördlichen Theils von Südamerika und das Entrepôt von Ecuador, liegt etwa 40 Miles oberhalb der Mündung am Strome, den wir zunächst aufwärts fahren mußten. Er ist ein mächtiger Wasserlauf, wohl 1½ Miles breit, der jetzt von den Hindernissen befreit ist, welche früher die Schifffahrt auf ihm schwierig machten. Er wälzte uns sein schmutzig gelbes Wasser zwischen flachen Ufern entgegen, auf denen das Gelände in Folge der Regenzeit in frischem Grün leuchtete, stellenweise mit niedrigen Bäumen bestanden, theilweise aber auch von hohem Walde bedeckt, dem Luftwurzeln der Bäume und dichte Schlinggewächse das Aussehen des Urwaldes gaben. Er soll von Alligatoren wimmeln wie ein afrikanischer Fluß. Doch blieb uns nähere Bekanntschaft versagt.

Die vorwiegend sumpfige Beschaffenheit der Ufer, welche Fieber erzeugend ist, macht es erklärlich, daß menschliche Wohnstätten spärlich sind; nur vereinzelte, jämmerliche Fischerhütten zeigten sich in der ersten Stunde. Erst in der Nähe der Stadt kamen Gebäude mit Ziegeldächern, aber so konstruirt, daß die Häuser nicht auf dem Boden, sondern auf hohen Pfählen

standen, also veritable Pfahlbauten. Diese luftige Bauart hat den Zweck, die Bewohner vor den Gefahren der häufigen Ueberschwemmungen, vor den aufsteigenden Miasmen und auch vor den Mosquitos zu schützen, welche den Luftzug nicht vertragen und von denen behauptet wird, daß sie über 30 Fuß vom Boden sich nicht erheben. Die Stadt, welche gegen zehn Uhr in Sicht kam, bot von Weitem ein nicht übles Bild. Ein waldiger Höhenzug, der Cerro de la Cruz, welcher sie im Norden umschließt, gibt einen guten Hintergrund für die stattlichen Thürme ihrer Kirchen und für die lange Reihe hellgetünchter, zweistöckiger Häuser, welche am Strome entlang, die Calle de Malecon bilden. Leider ist sie in einen Swamp hinein gebaut, der die Brutstätte böser Fieber ist und unter diesen namentlich das gelbe Fieber begünstigt, das in gewissen, fast regelmäßigen Perioden verheerend auftritt und fast niemals ganz zu erlöschen scheint. Der schlechte Boden, die Abschließung der Luft durch den Gebirgszüg, und die Abwesenheit jeglicher gesundheitspolizeilicher Sorgfalt wirken zusammen, den schlimmen Zustand permanent zu machen. Auffällig war der Wechsel der Temperatur, sobald das Schiff in den Bereich des Stromes gekommen war; der frische Hauch des Meeres wich mehr und mehr einer heißen und schwülen Luft, die außerordentlich drückend war, selbst in dieser relativ kühlen Jahreszeit.

In der Stadt bezeichnete man das gelbe Fieber als im Erlöschen; doch war in der letzten Nacht noch ein Matrose im Hospital daran gestorben. Da das Schiff dicht am Ufer vor Anker gegangen war und vor Abend nicht auslaufen konnte, war ich an Land gegangen, in der Absicht, den deutschen Konsul zu besuchen und die Möglichkeit einer Exkursion nach Quito mit ihm zu besprechen. Der Aufenthalt in der Stadt hatte wenig Anziehendes. Der ausgesprochen üble Geruch in den Straßen und das Bewußtsein, daß das gelbe Fieber irgend wo lauern möchte, mochten die Stimmung bedrücken. Die Straßen

der Stadt, insbesondere die Hauptstraße, die Calle de Mercaderes, sind leidlich gepflastert, waren aber öde. Der Verkehr bewegt sich hauptsächlich am Strome, wo zahlreiche Kaufläden unter den vorgebauten, oberen Stockwerken der Häuser sich befinden, und wo auch der Kleinhandel in dem Schatten der Ueberbauten sich ausbreitet. Die Bevölkerung, die dort sich bewegte, fast ausschließlich indianischen oder gemischten Blutes, sah ärmlich aus. Die Geschäfte gingen schwach; die Ursache lag zum Theil in der Jahreszeit, welche den Verkehr nach dem Innern beschränkte, zum Theil in den Rückwirkungen des peruanisch-chilenischen Krieges und der Unsicherheit der politischen Zustände des eigenen Landes. Quito, die Hauptstadt des Staates, ist mit der Küste durch eine Straße noch nicht verbunden. Oberhalb Guayaquil, wo der Fluß alsbald sich verengt, fährt ein Flußdampfer auf demselben aufwärts noch eine Tagereise. Darüber hinaus gibt es nur Saumpfade, auf denen das Maulthier das einzige Transportmittel ist. Nach der Regenzeit, die im Dezember beginnt und bis April oder Mai dauert, sind auch diese schwer passirbar. Die leichten Brücken sind weggerissen, die angeschwollenen Wasserläufe haben Sümpfe gebildet, in denen Roß und Reiter stecken bleiben; selbst im günstigsten Falle kann dann der Weg nach Quito nicht in weniger Zeit als einer Woche zurückgelegt werden.

Der Handel beschränkt sich für den Export zumeist auf die Bodenprodukte des Landes; die Industrie ist wenig entwickelt. Das hauptsächlichste Gewerbe ist die Herstellung von Matten und Hüten aus Palmenblättern, die gebleicht und, in dünne Streifen zerschnitten, zu den Geflechten verarbeitet werden, welche im Handel nach Panamá benannt zu werden pflegen, obwohl dort die betreffende Gewerbthätigkeit nicht betrieben wird. Im Innern des Landes besteht wohl einige Kleinindustrie, ihre Erzeugnisse kommen aber nicht in den Handel.

An der Regierung des Landes, das der Form nach eine

republikanische Verfassung hat, ist das einzig Beständige der Wechsel. Eine militairische Erhebung folgt der andern, und dem Sieger fällt die Gewalt zu. Der zeitige Präsident, ein General Veintemilla, der seit 1878 an der Herrschaft ist und dessen Wahlperiode ihrem Ende naht, kam vor einiger Zeit nach Guayaquil, um seine Wiederwahl zu betreiben. Bei den ausgeschriebenen Wahlen betheiligte sich die Bevölkerung in keiner Weise. Gleichwohl erließ der Präsident eine Proklamation, in welcher er sich als einmüthig gewählt bezeichnete und bereit erklärte, dem Wohle des Landes das Opfer zu bringen, daß er die Wiederwahl annähme. In Quito versuchte ein General Vernaga Widerstand, indem er die Garnison antreten ließ, um sie zu seiner Proklamirung als Staatschef zu bestimmen. Die Frau des Generals Veintemilla, Marietta, erschien in Begleitung eines Obersten mit einem Revolver in der Hand zur rechten Zeit, und ihrer Beredsamkeit gelang es, die Soldaten zu überzeugen, daß sie zu Gunsten ihres Gatten zusammenberufen wären, derart, daß der Prätendent nicht mehr zu Worte kam. Unter diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß wenig oder gar nichts zur Hebung der Wohlfahrt des Landes geschieht.

Der Kriegszustand in Peru, der dort dem Handel schwere Wunden geschlagen hat und von dem ein Ende nicht abzusehen ist, hat zur Folge gehabt, daß mehrere Deutsche von dort nach Guayaquil sich geflüchtet haben, so daß jetzt die Zahl derselben zwischen 40 und 50 beträgt; jedoch ist nur ein deutsches Haus von Bedeutung neben vier bis fünf kleineren im Handel thätig.

Meine Pläne für eine Reise ins Innere erwiesen sich als nicht ausführbar. Ich wäre so gern dem Chimborazo näher gekommen, den wir in unserer Jugend noch als den König aller Berge zu ehren gelernt haben; allein Alles vereinte sich gegen die Tour: die schlechte Beschaffenheit der Wege, das Fieber, das den zur Vorbereitung der Reise erforderlichen Aufenthalt in Guayaquil mindestens ungemüthlich machte, die

Schwierigkeit, sichere Begleitung zu erhalten, die bei den Zuständen des Landes nicht entrathen werden konnte; und am Ende hätte der Mühe der Lohn gefehlt, da der hohe Herr es liebt, sich in Wolken zu hüllen. Wer Glück hat, kann ihn allerdings auch von Guayaquil aus sehen, doch wiederfährt es nur Sonntagskindern, daß sie gerade einen der seltenen Tage treffen, wo Seine Majestät sich unbewölkt zeigt.

Ehe ich die Stadt verließ, hatte ich noch die Ueberraschung einen Zug Soldaten zu sehen, welche preußische Pickelhauben trugen. Es waren die alten hohen Gebäude, die bei uns den Spitznamen der „Tulpen" führten, unter denen die kleinen, braunen Kerle marschirten, und unter denen sie fast verschwanden. Sie waren nach der Ausrangirung in Preußen hier angekauft worden, um als Helme für die Feuerwehr verwendet zu werden, dann aber, sei es aus Mangel, sei es aus Freude an der schönen Gestalt, den Truppen zu Schutz und Schmuck gegeben worden.

Die Hoffnung, daß wir noch vor Abend würden auslaufen können, verwirklichte sich nicht. Wir hatten noch eine böse Nacht vor Guayaquil zu bestehen, lästig durch Schwüle der Luft und blutdürstige Mosquitos. Erst am anderen Morgen (12. April) ging es den Strom wieder hinab und hinaus ins kühle Meer, nunmehr entlang der Küste von Peru. Im Ganzen eine wenig ergötzliche Fahrt, auf welcher die Erwartungen gründlich getäuscht werden. Die Küste von Peru, soweit sie zu Gesicht kommt, — und dies ist häufig der Fall, — ist von einer Oede und Schroffheit, die kaum übertroffen werden kann, und die nach der Ueppigkeit der Vegetation von Guayaquil doppelt auffällt. Fast durchweg steile Felsen, die hart zum Ufer abfallen und auch für den bescheidensten Pflanzenwuchs keinen Raum zu haben scheinen, es sei denn in schmalen Thälern, in welchen die spärlichen Wasseradern der Küstenkordilleren ihren Weg zum Meere suchen. Es ist dies die Folge nicht nur der

geologischen Gestaltung, sondern auch und zwar vorwiegend des Mangels an atmosphärischen Niederschlägen, an welchen es trotz der unmittelbaren Nähe des Meeres fehlt. In Payta, wo wir am Morgen des nächsten Tages in der Frühe einliefen, hatte es seit dem Jahre 1878, also seit länger als vier Jahren, nicht mehr geregnet, und es wurde auch fürs laufende Jahr jede Hoffnung darauf als ausgeschlossen angesehen. Dem entsprechend war das Aussehen des Ortes, der, aus wenigen Häusern bestehend, dürr und trist auf einem sandigen, grauen Ufer lag, das unmittelbar hinter ihm zu unwirthlichen Felsen anstieg.

In einer Art Reaktion gegen diese Dürre ließ der Kapitain des Islay in diesen Tagen alle Waschteufel los. Keine Ecke, kein Winkel, der nicht ausgeseift, und was noch schlimmer, demnächst nicht ausgefirnißt wurde. Kaum hatte man sich arglos ein ruhiges Plätzchen gesucht, so kamen die schweigsamen Matrosen mit Wasserkübeln, Schlauch und Schrubber, und los ging die Ueberschwemmung, daß kaum Zeit zur Flucht blieb. Eine Hauswäsche, auch die gründlichste, ist im Vergleich damit ein harmloses Spiel.

Am Morgen des 15. April näherten wir uns Calláo, der Hafenstadt von Lima, dessen Bay ein ausnehmend schönes Bild gewährt. Die Insel San Lorenzo, die ihr im Westen vorliegt und ihr Deckung gegen Schwellungen des Meeres gibt, ist zwar ein kahler Fels, der jeder Vegetation entbehrt, aber er fällt in sanfter Abdachung gegen die Bay ab, und die hellgelbe Farbe des Steins hebt sich im Sonnenschein anmuthig gegen die Bläue des Meeres. Auf der Ostseite treten die Höhenzüge, die bisher schroff zur Küste absanken, in einem weiten Bogen zurück und steigen dann in mächtigen Reihen auf, eine hinter der anderen, scheinbar ohne Ende und in allen Abstufungen der Färbung.

Am Hafen selbst lagen zahlreiche Schiffe unter der Hut eines chilenischen Panzerschiffes. Schon seit frühem Morgen hatte auf dem Islay alles zur Landung sich vorbereitet; die

zahlreichen Weiber auf dem Hinterdeck, deren Schlafstätten durch Decken eingehegt waren, hatten unbefangen unter freiem Himmel ihre Toilette gemacht, deren wichtigste Bestandtheile ein großer, silberner Kamm für das volle dunkle Haar und ein Schleppkleid zu sein schienen. Auch die übrigen Passagiere hatten das Ihrige gethan; beim Breakfast war Abschied genommen, Karten waren getauscht, wir sahen der Hafenvisite entgegen, die nur abzuwarten war, ehe wir an Land durften. Sie kam denn auch endlich, aber — mit dem Landen war nichts; der kleinen Dampfjacht entstieg ein Mann, dann stieß sie schleunigst wieder ab. Dieser Mann war der Arzt, der ankündigte, daß wir eine Quarantaine zu bestehen hätten, weil in Guayaquil, von wo wir kamen, nach dem Berichte des Konsuls das gelbe Fieber herrschte. Eine Untersuchung des Schiffes fand nicht statt; eine Remonstration, daß wir gesund wären wie die Fische im Wasser, hatte, wenn sie gemacht wurde, keinen Erfolg. Der Doktor, der wenig Vertrauen einflößte, da er eine eingefallene Nase und Triefaugen hatte, quartierte sich auf dem Schiffe ein; wir mußten die gelbe Flagge hissen, als Zeichen, daß wir unrein und verdächtig wären, und weit zurück auf die Außenrhede fahren, wo wir einsam zu liegen hatten. Und dort drüben Calláo, so nahe im festlichen Sonnenschein, und darüber hinaus, an die erste Wand der Cordillere geschmiegt, Lima, das mit seinen Thürmen und stolzen Häusern so vornehm und stattlich herübersah! Wie lange die Haft dauern würde, Niemand wußte es zu sagen. Die Koffer wurden wieder geöffnet, die weggestauten Bücher wieder vorgesucht, die Betten von den Stewards frisch bezogen; das Schiff wurde jetzt zum Hôtel, das Herberge und Kost gegen Extrabezahlung gab. So galt es denn das Unvermeidliche mit Gelassenheit zu tragen.

Zur Betrachtung der Bay war nun die Gelegenheit gründlich gegeben. Die Sicherheit der Lage, die sie, außer dem Schutz durch die Insel San Lorenzo, der Freiheit des Wassers von

Untiefen und Klippen und einem vorzüglichen Ankergrund verdankt, ist zu allen Zeiten dieselbe, so daß Unfälle fast unbekannt sind. Den Seeleuten ist weiter erwünscht, daß das Wasser der Bay regelmäßig eine um etwa 2 Grad C. geringere Temperatur hat, als das des offenen Meeres, welchem Umstande beigemessen wird, daß die Schiffe von dem Carcoma (Holzwurm) und ähnlichen Feinden frei bleiben. Bemerkenswerth sind sodann noch zwei Erscheinungen: ein zeitweiliger Wechsel der Farbe des Wassers von Blau zu Hellgrün bei eintretender südwestlicher Strömung, der so augenfällig ist, daß man die scharze Grenze beider und das Fortschreiten des grünen Wassers deutlich sehen kann, sodann das Entstehen eines starken Geruchs von Schwefelwasserstoffgas, der von dem Grunde der Bay aufsteigt und bisweilen so arg wird, daß er für die Mannschaft der vor Anker liegenden Schiffe unerträglich wird. Noch neuerlich hatte ein Kriegsschiff sich genöthigt gesehen, weil die Bemanmung von dem Ekel erregenden Gestank erkrankt war, behufs deren Erholung in die offene See zu gehen. Das erstere Phänomen habe ich selbst beobachtet, das letztere kenne ich zu meiner Genugthuung nur aus der Mittheilung Anderer.

Unsere Schiffshaft nahm am dritten Tage ein unerwartet frühes, aber erwünschtes Ende. Ein zweiter Arzt erschien an Bord, die Mannschaft wurde einer flüchtigen Besichtigung unterzogen, dann fiel die gelbe Pestflagge, und das Schiff war frei. Ob sich der Nasenlose inzwischen von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatte, oder ob es wirksamer gewesen war, daß der Kapitain sich weigerte, die Post auszuliefern, indem er schloß, daß, wenn das Schiff infizirt wäre, auch die Briefe es sein müßten, blieb dahingestellt. Wir erfreuten uns jedenfalls der Erlösung. Auch die verlorenen Tage mußten verschmerzt werden nach Till Eulenspiegels Rath. Es hätte ja weit schlimmer werden können, am schlimmsten, wenn wirklich ein Kranker an Bord gewesen wäre, da alle Gesunden dann ohne Möglichkeit

des Entweichens und ohne zulängliche Hilfe ebenfalls an das Schiff gebunden gewesen wären. Die Quarantaine wird da, wo die Passagiere nicht sämmtlich ans Land gebracht, und die noch Gesunden von den Kranken getrennt werden können, zu einer wahrhaft barbarischen Grausamkeit.

Calláo machte durch Sauberkeit und eine gewisse Frische einen überwiegend freundlichen Eindruck, dem das Gefühl der eben gewonnenen Freiheit noch etwas zu Gute kommen mochte. Der ältere Theil der Stadt, die zwischen 35 und 40 000 Einwohner zählen soll, hat enge, gewundene Straßen, die unter dem Drucke von Festungsmauern angelegt worden, aber nichts weniger als düster sind. Dies liegt mit am Klima, dem nachgerühmt wird, daß es alle Zeit gut sei. Es regnet zwar niemals, aber die Hitze wird nicht drückend. Die Seebrise setzt regelmäßig um 11 Uhr und um 2 Uhr Nachmittags kräftig ein und kühlt die Luft; auch die Nächte sind kühl, nur die Morgen häufig schwül und nebelig. Die jetzige Stadt ist verhältnißmäßig jung. Im Jahre 1746 wurde die alte Stadt völlig vernichtet, indem bei einem Erdbeben das Meer sie überfluthete. Die Schiffe wurden eine Mile weit von der Küste ins Land getragen; 6000 Menschen verloren ihr Leben. Eine andere, für die Zeit charakteristische Gefahr hatte sie vorher glücklicher bestanden, die Belagerung, mit welcher ein holländischer Pirat, Jakob Clerk, im Jahre 1624 sie durch fünf Monate bedrängte, indem er mit einer Macht von 11 Schiffen, 240 Kanonen und 1600 Mann sich davor legte, ohne sie bezwingen zu können.

Die Bedeutung der Stadt war vermöge ihrer günstigen Lage früher eine wesentlich militairische; sie war in spanischer Zeit sehr stark befestigt; heute haben die Befestigungen keine Bedeutung mehr. Die Forts von San Sebastian und San Rafael sind zwar noch vorhanden, aber das Kastell San Felipe, der Schlüssel von Peru, ist nicht mehr befestigt und dient als

Zollhaus. Dagegen hatte die Stadt als Handelshafen vor dem Kriege mit Chile einen großen Aufschwung genommen, nachdem in den Jahren 1871—74 Docks erbaut und ausgedehnte Quais mit Dampfkrahnen angelegt worden waren, die mit den nach Lima und Chorillos führenden Eisenbahnen durch Schienengleise in Verbindung gesetzt waren. Auch war durch Anlegung eines großen gemauerten Bassins, der Darsena, ein sicherer und befestigter Hafen für die Kriegsflotte geschaffen worden. Zur Zeit, nach dem für Peru durchweg ungünstigen Ausgange des Krieges mit Chile, liegen die Geschäfte schwer darnieder, und es ist wenig Aussicht auf ihre Wiederbelebung, so lange der Krieg nicht auch formell beendet ist. Es gilt dies noch mehr von Lima als von Calláo, da letzteres wenig eigenen Handel hat, sondern vorwiegend Agentur der Hauptstadt ist. Viele vermögende Leute sind vertrieben oder freiwillig fortgegangen; der Staatskredit und die Geldverhältnisse sind zerrüttet; die Unsicherheit der politischen Lage schließt jedes weitsichtige Unternehmen aus. Dazu kommt, daß in Calláo alle für peruanische Häfen bestimmte Schiffe aus- und einklariren und daß die hier verzollten Waaren, auch wenn sie nach anderen Häfen der peruanischen Küste wieder ausgeführt werden, nach der Bestimmung der chilenischen Machthaber von Neuem den Eingangszoll entrichten müssen.

Calláo wurde bereits am Anfang April 1880 blockirt und ist es während des ganzen Krieges geblieben. Unmittelbaren Schaden hat es während desselben nicht gelitten; es hatte nur eine schlimme Schreckensnacht zu bestehen, als nach der Schlacht von Chorillos (15. Januar 1881) die geschlagene peruanische Armee sich in marodirende Banden auflöste, die in Verbindung mit dem Pöbel raubten und plünderten. Die Kaufläden, zumal der Chinesen, die bei Unruhen hier die ersten Opfer zu sein pflegen, wie in Europa ehedem die Juden, wurden erbrochen und die Waaren gestohlen und zerstört; ihre Häuser

wurden angezündet und die Eigenthümer, welche sich zu vertheidigen wagten, ermordet. Die verlorenen Werthe bezifferten sich auf Millionen. Erst der Vereinigung der Fremden, welche sich zu bewaffneter Abwehr zusammenthaten, gelang es, der Verbrecher Herr zu werden; dann nahmen die einrückenden chilenischen Truppen die Wiederherstellung der Ordnung in starke Hand.

Calláo ist mit Lima, das etwa sieben Kilometer davon entfernt ist, durch zwei parallele Eisenbahnen verbunden, deren eine von einer englischen Gesellschaft erbaut ist, und deren andere den Anfang der dem Staate gehörigen Andesbahn bildet. Sie führen über eine meist sandige und einförmige Ebene, die in geringer Neigung zur Küste abfällt, da Lima nur 134—156 Meter über dem Meere liegt.

Die Hauptstadt von Peru ist so alt, wie die Eroberung des Landes. Franzisco Pizarro selbst hat sie 1535 begründet, am Ausfluß des Rimac aus der Kordillere, indem er den Grundstein zur Kathedrale legte und ihr den stolzen Namen „ciudad de los Reyes“, Stadt der Könige, gab, nach der einen Annahme zu Ehren der heiligen drei Könige, weil am 6. Januar der feierliche Akt geschah, nach anderer Meinung zu Ehren von König Karl und Königin Johanna. Das Wappen der Stadt spricht für beide Meinungen, da es die Initialen der königlichen Namen, zugleich auch drei Kronen und einen strahlenden Stern zeigt, wie er die Könige aus dem Morgenlande nach Bethlehem führte. Der spätere Name „Lima“ soll durch eine den Indianern eigene Aussprache des Wortes „Rimac“ entstanden sein. Pizarro machte auch die Disposition für die Erbauung der Stadt durch Auslegung der Stadtviertel (manzanas), welche die gleichmäßige Seitenlänge von 150 Varas erhielten, und der Straßen, welche sich rechtwinkelig schneidend so angelegt wurden, daß in den Sommermonaten immer auf der einen Seite Schatten ist, ausgenommen, wenn die Sonne

im Zenith steht. Ich entnehme diese Notizen aus einem alten Buche, das mir in die Hände gefallen ist, der Beschreibung der „Reise in die Südsee“, welche ein französischer Ingenieur, Frezier, in den Jahren 1712—1714 im Auftrage des Königs von Frankreich unternommen hat, um die schwachen Seiten der spanischen Besitzungen in Südamerika, von welchen damals Fremde grundsätzlich fern gehalten wurden, zu erforschen. Eine hohe Mauer von Lehmziegeln, welche in jener Zeit die Stadt zum Schutze gegen die Indianer umgab, ist erst im Jahre 1870 gefallen. Im Uebrigen ist Lima, obwohl Erdbeben, insbesondere im 17. Jahrhundert, ihm stark zugesetzt haben, in Eintheilung und Lage unverändert geblieben, wenn es auch im Laufe der Jahrhunderte wesentlich erweitert und verschönert worden ist. In jenen alten spanischen Zeiten war es der Sitz des Vicekönigs und alle Macht und Pracht des an Bodenschätzen reichen Landes, dessen Ausbeutung die spanischen Regenten wie überall meisterlich verstanden, floß hier zusammen. Der alte Frezier erwähnt als einen Beweis des Prunkes und Reichthums der Bewohner, daß in der Stadt 4000 Kaleschen vorhanden gewesen seien, und erzählt dann die Geschichte von dem Einzuge des Herzogs von Palata im Jahre 1682, dem zu Ehren die Straßen de la Mercedes und de los Mercaderes, durch welche der Zug sich bewegte, mit Silberbarren an Stelle der Pflastersteine dicht belegt gewesen seien, deren Werth ihm auf 320 Millionen Francs angegeben wurde, und welche den nach Spanien zu schickenden Tribut darstellten. Auch nach dem Sturz der spanischen Herrschaft in diesem Jahrhundert war Lima als Hauptstadt der neuen Republik so lange Erbin des alten Wohllebens, als aus den Minen und später aus Guano und Salpeter leicht erworbene Mittel flossen, die es ihr erlaubten, als die üppigste und glänzendste Stadt Südamerikas berühmt zu bleiben. Jetzt trauert die Stadt der Könige in Sack und Asche, nachdem der peruanische Staat in Stücke

gegangen und keine Hand sich findet, die stark und mächtig genug wäre, ihn aus den Trümmern wieder aufzubauen. Nicht wörtlich in Asche, da sie von einer Belagerung oder Zerstörung während des Krieges verschont geblieben ist, aber siech und verkommend unter der Auflösung der politischen Ordnung und den enormen Opfern an Geld und Kredit, welche der unglückliche Krieg erfordert hat. Aeußerlich tritt dies allerdings dem Besucher nicht sofort entgegen; die chilenischen militairischen Machthaber halten die Ordnung kräftig aufrecht und der Tagesverkehr geht seinen Gang. Aber schon nach wenigen Tagen fühlt auch der Fremde den schwülen Druck, der auf der Stadt lastet und die Unterbindung alles gesunden Lebens. Peru ist zur Zeit ohne Regierung. Der Präsident und die Minister sind mit den meisten höheren Beamten außer Landes; die Armee ist aufgelöst; Handel und Gewerbe liegen danieder, soweit sie nicht für die nächsten Bedürfnisse zu sorgen haben. Die chilenische Regierung, die alle wichtigen Punkte besetzt und in Lima eine Besatzung von 4000 Mann hält, läßt sich zwar die Sorge für die öffentliche Sicherheit mit Erfolg angelegen sein, darüber hinaus aber geschieht nichts oder nur das Unerläßlichste, was als Förderung der Landeswohlfahrt bezeichnet werden könnte. Ihre Organe sind nach Meinung der Peruaner nur darauf bedacht, so viel Geld als möglich aus dem Lande zu ziehen, und beschränken sich auf diese Aufgabe, die sie allerdings mit ebenso viel Eifer wie Geschick lösen sollen. Dieser Zustand dauert über Jahr und Tag seit den für Peru ungünstigen Kämpfen von Chorillos und Miraflores und der Einnahme von Lima, welche die Frucht der chilenischen Siege war. (17. Januar 1881.) Niemand ist da, der Frieden schließen wollte oder könnte. Verschiedene der zahlreichen peruanischen Generale ziehen mit Truppenresten in den transandinischen Provinzen oder in den Kordilleren herum und führen unter Raub und Erpressung gegen die Einwohner eine Art Guerillas-

krieg; jedoch hat keiner von ihnen Macht und Ansehen genug, um durch einen der Anerkennung des Landes sicheren Vertrag mit Chile den Kriegszustand zu enden, oder, wenn er sie hätte, fehlt ihm der Muth auf die harten, von Chile gestellten Bedingungen, welche eine beträchtliche Landabtretung fordern, einzugehen; er müßte besorgen, dafür nach dem Abzug der chilenischen Truppen, der Tradition entsprechend, aufgehängt zu werden. Versuche in dieser Richtung, die verschiedentlich auch unter Vermittlung fremder Staaten gemacht worden sind, haben keinen Erfolg gehabt. Die Agonie des Staates dauert fort, und Niemand vermag zu sagen, wann der traurige Zustand enden wird. In Peru ist man soweit, daß man diesem langsamen Sterben die Einverleibung des ganzen Landes in Chile vorziehen würde; wenigstens sind die Ausländer der Ansicht, daß die Annexion beim Volk keinen Widerstand finden würde, wie dieses auch den Krieg nicht gewollt habe. Die Gleichheit der Sprache und der Lebensgewohnheiten würden darüber leicht hinweg helfen, um so eher, als die bisherige chilenische Verwaltung, wenn auch hart und rücksichtslos in ihrem Auftreten, sich doch Anerkennung erworben hat.

Diese Physiognomie, welche der Ausdruck der politischen Lage ist, nimmt zur Zeit die Aufmerksamkeit auch des ausländischen Besuchers in Anspruch. Die Stadt hat im Uebrigen mit anderen Städten spanischen Ursprungs die Disposition gemein, nach welcher an der Plaza die Kathedrale und die Regierungsgebäude liegen, und die Eigenschaft, daß sie aus der Ferne den besten Anblick gewährt. Die Plaza ist jetzt verhältnißmäßig öde: die Bäume sind verdorrt, von dem fröhlichen Treiben, das sie früher belebt haben soll, wenn am Abend die Militairmusik spielte, ist kaum mehr als die Erinnerung vorhanden. Dasselbe gilt von der Alameda del Acho, die entlang dem Rimac nach der Plaza de Toros führt und von der

„Alameda de Decalzos", die von dem Kloster der Barfüßler (Decalzos) den Namen hat.

Bedeutend als Gebäude sind mehrere Kirchen, deren die Stadt, welche Sitz des Erzbischofs ist, 67 zählt, und einige der Mönchs- und der Nonnenklöster, an denen sie ebenfalls nicht arm ist. Die Kathedrale, ein Bau von schönen Dimensionen, in dem üblichen Styl und mit den üblichen, geschmacklosen Verzierungen, birgt die Reste von Franz Pizarro, der, wie die meisten der Konquistadores, durch Mörderhand fiel (1541). Von künstlerischem Werthe möchte nur das Kloster der Franziskaner sein, das einen bemerkenswerthen Kreuzgang hat. Die Wände desselben sind mit bunten Fliesen ausgelegt, auf denen die Zahl 1620 das Jahr der Erbauung angiebt. Die Pfeiler tragen Bildnisse von Heiligen und Märtyrern, darunter ein Crucifixus mit einer Doppellanze durch die Brust. Ueber dem Kreuzgange ist ein zweiter Gang mit offenen Steinbögen in guter Arbeit, und aus beiden blickt man in und auf einen Garten, der nicht groß, aber voll auserwählter, tropischer Gewächse ist, die auch jetzt zum Theil in voller Blüthe stehen. Die Privathäuser sind durchweg von einfachem Bau, meist zweistöckig, aus Adobes errichtet, nur die Grundlagen aus Stein oder Ziegelwerk, die Dächer flach. Eigenthümlich sind Ausbauten an den oberen Stockwerken mit zahlreichen Glasfenstern, die aber die neue Bauordnung nicht mehr gestattet. Wasser, aus dem Rimac abgeleitet, fließt in bedeckten Rinnen durch die Straßen.

Der Verkehr in letzteren muthet durchaus europäisch an. Tramways mit offenen Wagen, Miethskutschen, Kaufläden, Beleuchtung: allerwegen nichts Exotisches. Nur die Tracht der Frauen unterscheidet sich durch den Manto, ein shawlartiges Tuch, das um den Kopf und die Brust gelegt, und das von den Frauen aller Stände getragen wird. Der Manto ist stets von dunkler Farbe, aber von verschiedenen Stoffen, von grobem

Wollgewebe bis zum crêpe chinois mit kostbarer Stickerei. Er läßt das Gesicht frei, bedeckt aber das Haar, den Hals und die Taille, er wird mit Vorliebe am Vormittage getragen, insbesondere für den Besuch der Frühmesse, da er, wie Sachkenner meinen, des Frisirens überhebt und ein weitgehendes Negligé der Unterkleider gestattet. Für die Kirche ist er überhaupt unerläßlich; ein moderner Damenhut, den eine kühne Neuerin in der Messe aufzusetzen gewagt hatte, erregte Entsetzen, derart, daß der Geistliche demnächst von der Kanzel ihn ein Gräuel nannte und die Trägerin nöthigte die Kirche zu verlassen. Daß trotz der Einfachheit der Farbe und des Schnittes der Manto kleidsam ist, und daß die Damen von Lima verstehen, ihn mit Geschmack zu tragen, versteht sich; er wäre sonst trotz der Vorliebe der Pfarrer dafür längst außer Mode. Ich fand meinerseits dies durch den Augenschein bestätigt, als ich am letzten Sonntage mit einem hier wohnhaften Landsmann an der Kirche der heiligen Agnes vorüber ging, gerade, als das Hochamt vorüber war. Die Kirche steht bei den Damen von Lima in besonderer Gunst, und da die Damen von Lima fromm sind, so war sie sehr besucht gewesen. Ich will nicht verbergen, und es wird mir vergeben werden, daß ich in der Nähe der Hauptthür stehen blieb, um die Matronen und Töchter des Landes passiren zu sehen; ich durfte es, da ich dabei keineswegs allein war, sondern eine große Anzahl alter und junger Männer ebenfalls warteten, die offenbar kein ethnographisches Interesse hatten. Es lohnte auch die Mühe, denn in der That gab es eine ungewöhnlich große Menge feiner Gesichter und edler Gestalten, zu denen der spitzenbesetzte Manto oder der an Festtagen seine Stelle vertretende Schleier ganz allerliebst stand. Die Schönheit war von jeher in Lima heimisch; schon der alte Frezier hebt dies hervor, allerdings mit dem etwas bedenklichen Zusatz, daß nur der Gegensatz zu der Mulattin die Frauen schön erscheinen ließe. Das naive Bewußtsein davon spricht

sich in einer Eigenthümlichkeit aus, die anderweit Anstoß erregen würde, daß nämlich die Photographieen schöner Frauen aus der besten Gesellschaft öffentlich verkauft werden, und die Originale sich freuen wenn es geschieht. Ich fand gelegentlich ein solches photographisches Bild, das eine schöne und vornehme Frau von Lima darstellt, und erwarb es, obwohl ich nicht Aussicht hatte sie kennen zu lernen, schon um der Art willen, wie es das anmuthige Tragen des Manto zeigt. Mein Begleiter, der die Dame kannte, bemerkte demnächst, daß er ihr davon erzählen würde, und daß er sicher wäre, ihr damit etwas Angenehmes zu sagen.

Wie in Mexiko, so werden auch hier die Frauen im Allgemeinen höher gestellt als die Männer, welche der Lust zur Arbeit und guten Sitte im Durchschnitt entbehren sollen; sie sind nicht blos die schönere, sondern auch die bessere Hälfte der Menschheit. Eine Bestätigung dafür ist, daß sie gegen die chilenischen Truppen, welche die Stadt besetzt halten, gesellschaftlich sich unbedingt abschließen. Leider soll gerade unter den Frauen der höheren Stände große Noth herrschen, weil viele Gatten und Väter in der Verbannung sind oder Stellung und Vermögen in Folge des Krieges verloren haben.

XXXVI.

Klimatische Verhältnisse von Peru. — Eisenbahnen über die Andes. — Die Bahn von Oroya. — St. Bartolomé. — Spitzkehren. — Puente del Infernillo. — Chicla. — Die Bergkrankheit. — Chorillos und Miraflores und deren Zerstörung durch die Kämpfe im Januar 1881.

Lima, April 1882.

Lima hat nur zwei Jahreszeiten, Winter und Sommer, ohne hervortretende Uebergänge. Im Winter, der von Juni

bis Dezember dauert, sinkt die Temperatur nicht unter 12 Grad und steigt nicht über 18 Grad R. In den sechs Sommermonaten bewegt sie sich zwischen 18 und 28 Grad R. Dabei ist eine Besonderheit der Luftschwere bemerkenswerth, welche bewirkt, daß das Barometer mit einer solchen Regelmäßigkeit steigt und fällt, daß es als Uhr dienen kann. Um 5 Uhr Morgens beginnt es zu steigen bis 0,009 Meter und bleibt auf diesem Stande von 9 bis 11 Uhr; dann sinkt es bis 4 Uhr Nachmittags und bleibt wiederum drei Stunden von 4 bis 7 Uhr unverändert, um demnächst wieder zu steigen. Die Atmosphäre ist immer von Feuchtigkeit gesättigt, zumal im Winter; jedoch regnet es nur im Juli und August. Das Klima ist danach milde und gesund. Es hat außerdem den Vorzug, daß man bei Ausflügen nicht ängstlich wegen des Wetters zu sein braucht, es sei denn, daß man nach den Andes hinauf will oder darüber hinaus, denn dort gelten andere Bedingungen.

Du weißt, daß in Peru an mehreren Stellen der kühne Versuch gemacht worden ist, die Andes mit Eisenbahnen zu übersteigen, in der Absicht, dem weiten, von der Natur begünstigten Lande an den sanft geneigten Abhängen der östlichen Kordillere durch Verbindung mit dem Meere Absatzwege zu eröffnen, welche zuvor völlig mangelten, und es damit der Kultur zugänglich zu machen, die ebenfalls fast völlig mangelte. Während die Westküste eine Reihe von Wüsten ist, die nur durch schmale Thäler getrennt werden, in welchen die von den Kordilleren abfallenden Wasser den Boden fruchtbar machen, trockene und sandige Steppen, bisweilen durchschnitten von steilen Höhen und von Hügeln beweglichen Sandes, ist die Ostseite des Gebirges, soweit bekannt, von einer Ergiebigkeit des Bodens, welche als unerschöpflich bezeichnet wird. Dieses große Quellengebiet des Amazonenstromes aber ist noch wenig erforscht. Noch auf der neuesten Karte von Peru, die mir in

Lima zu Gesicht gekommen ist und die Paz Soldan im Jahre 1877 herausgegeben hat, ist jenes ganze Terrain, das etwa die Größe von Frankreich hat, mit dem Namen „Bosques de los Indios“, Wälder der Indianer, bezeichnet, Urwald, den auf Hunderten von Meilen der Fuß eines weißen Mannes noch nicht betreten hat.

Jene Versuche sind bisher Stückwerk geblieben. Die eine der Eisenbahnlinien im Süden des Landes sollte von Mollendo und Arequipa nach Puño am See von Titicaca, der mit Dampfschiffen befahrbar ist, und dann weiter nach La Paz, der Hauptstadt von Bolivia geführt werden, das dadurch einen direkten Zugang zum stillen Ocean erhalten haben würde. Sie ist nur nach Puño gediehen. Eine zweite, wichtigere und schwierigere Unternehmung war die Erbauung einer Bahn, welche von Lima aus über die Andes nach Oroya jenseit der Hauptkordillere geführt und von da ab mit verschiedenen Zweigbahnen nach Osten fortgesetzt werden sollte, bis sie einen schiffbaren Zufluß des Amazonenstroms erreichte, der von dort Schiffe in den atlantischen Ocean tragen kann. Diese Bahn ist nur bis Chicla, das noch unterhalb der Scheitelhöhe diesseits der Andes liegt, ausgebaut und in Betrieb gesetzt worden, ohne daß Aussicht auf ihre Weiterführung in absehbarer Zeit besteht. Beide Eisenbahnen sind das Werk eines unternehmenden Amerikaners, Henry Meiggs, der sie von der Regierung zu der Zeit in Kontrakt genommen hatte, wo der Glaube an die Unversiegbarkeit der Einnahmen aus den Guanolagern noch bestand. Die erstere Bahn wurde 1874 in Betrieb genommen, die letztere erst einige Zeit vor dem Ausbruch des Krieges. Während des Krieges ist der Betrieb eingestellt und auf der Oroya-Linie erst seit einigen Wochen mit der Beschränkung wieder aufgenommen worden, daß wöchentlich nur drei Züge von Lima nach Chicla abgelassen werden, welche je nach dem Tage der Auffahrt von da zurückkehren.

Ich konnte es mir nicht entgehen lassen, die höchste Eisenbahn der Welt zu befahren, nicht blos um des Reizes willen, eine Höhe, welche derjenigen des Wetterhorns gleich kommt und den Scheitel der Gotthardbahn um mehr als das Doppelte übersteigt (3752 Meter : 1154 Meter) mittelst Dampf zu erreichen, sondern auch, um die gewaltige Gebirgsnatur der Andes und die zu ihrer Bewältigung ausgeführten ingeniösen Bauten zu sehen, deren Großartigkeit selbst dem Laien verständlich wird.

Die Station der Eisenbahn in Lima liegt am Rimac, in dessen Thal sie auch aufwärts geführt ist. Der Fluß hat oberhalb der Stadt in der Ebene bis an die Kordillere ein weites, flaches Bett, dessen Ufer er oft überschwemmt und das außer der Regenzeit in viele und schmale Rinnsale zerfällt, welche zwischen Kies und Sandbänken sich durchwinden. Da die Niveauverhältnisse Bewässerung gestatten, so erfreut sich das Auge ausnahmsweise des frischen Grüns von Weideland und jungem Zuckerrohr, das in dem Alluviallande des Rimac wohl gedeiht, und welches auf einer Anzahl von Ingenios zumeist unter Anwendung chinesischer Arbeiter gebaut wird. Abgesehen davon ist die Vegetation dürftig; nur eine ungewöhnlich schöne Weide (Humboldtiana), die auch in Mexiko häufig ist, hebt sich durch die Feinheit ihrer frühlingsgrünen Blätter und die graziöse Form ihrer Zweige anmuthig über dem Schilfe und über unendlichem Ricinus, die neben ihr das Feld beherrschen. Der in seinen Ansprüchen so bescheidene Eukalyptus ist auch hier bereits in kleinen Anpflanzungen vertreten; er scheint überall mit den Chinesen eingewandert, denen er an Genügsamkeit und Häßlichkeit ähnelt.

Außer den Zuckeringenios werden nur wenige und zerstreute Niederlassungen sichtbar; die Ruinen eines Pulvermagazins auf einem Hügel und angebrannte Häuser erinnern an die Kämpfe, die im Januar des vergangenen Jahres hier gekämpft worden sind. Die in dieser Jahreszeit todten Acker=

felder sind von der Straße und von einander durch massive Mauern aus Adobes geschieden, die wie Festungswälle aussehen. Es ist im Ganzen ein vorwiegend ödes Bild.

Als wir um 8 Uhr von der Station ausfuhren, lag noch ein leichter Nebel über der Fläche, den aber die Sonne verdrängt hatte, als der Zug sich Santa Clara näherte, wo der Fluß aus dem Felsenthore der Kordillere tritt. Bis zu dieser Station, die 22 Kilometer von Lima entfernt ist, steigt die Bahn nur um 277 Meter und zwar bei der sanften Abdachung des Terrains sehr allmälig. Von da ab ändert sich der Charakter. Die Bergketten, aus denen der Rimac hervorbricht, sind nackt und zerrissen, selbst ohne eine Spur von Vegetation zwischen den unzähligen Blöcken und Trümmern, in welche die Oberfläche zerbrochen ist. Das gelbgraue Gestein erglüht in der Sonne, als wäre in ihm das Feuer noch nicht erloschen, das es einst aus der Tiefe empor gehoben haben soll. Die Bahn führt dem Laufe des Rimac entgegen, der in seinem unteren Theile ein mäßiges Gefälle hat; sie steigt in Anschmiegung an das felsige Ufer des Flusses bis San Bartolomé, 68 Kilometer von Lima, auf 1533 Meter oder im Durchschnitt 2,8:100.

In San Bartolomé machte der Zug den ersten längeren Aufenthalt. Ihm zu Ehren war eine Küche im Freien zur Bereitung des Lunch und ein indianischer Fruchtmarkt unter einer überdachten Halle, auf welchem Orangen, Chiramoyas, Platanos, Käse und rothe Zwiebeln, letztere ein Gegenmittel gegen die Bergkrankheit (sorocho), feil geboten wurden. Die Verkäuferinnen, indianische Frauen, die am Boden kauerten, waren typisch von den Indianerinnen in Mexiko nicht wesentlich verschieden; die gleiche Farbe der Haut, des Haares und der Augen, die ebenso blitzten wie in ihrer Art die Zähne; auch den Rebosso trugen sie wie jene, jedoch auf dem Kopfe Strohhüte in der Weise unserer Männerhüte. Zwischen ihnen und den Waaren waren zahlreiche Babies, die entweder, am Boden

liegend, an der Brust der Mutter tranken oder nach der Sättigung in holder Natürlichkeit mit den runden Beinchen in der Luft strampelten. Um die Station, an welcher das Thal sich etwas weitet, waren die ersten Bäume, Pappeln, von künstlicher Anpflanzung. Als wir weiter fuhren, zeigten sich auch Anfänge natürlicher Vegetation auf den Hängen der Berge, in welche der Lauf des Rimac eingesenkt ist, wie auf den dahinter sich erhebenden Höhen; hier ein Kaktus, der auf dem platten Felsen wächst, eine streitbare Pflanze, die wie ein Pionier anderen die Wege ebnet, dort ein Anflug von Grün, der auf den Höhen zunahm, auch wilder Heliotrop in großen, vereinzelten Büschen, dessen duftende Blüthen die ersten Blumen am Wege waren. Als der Zug sich langsam aufwand, hoch über dem Bette des Rimac, wurden auf den weniger jähen, gerundeten Berglehnen seines nördlichen Ufers Abstufungen sichtbar, die wie verwischte Ackerfurchen aussahen. In der That sollen zu der Zeit der Inka Theile des Thales angebaut gewesen sein und jene Rücken die Spuren davon tragen, was um so wahrscheinlicher ist, als sie zumeist an den Seiten schmaler Schluchten sich finden, in denen zur Regenzeit oder zur Zeit der Schneeschmelze Wasser zum Rimac nieder rinnen, aus denen Bewässerungskanäle gespeist werden konnten.

Von solchem stillen Fleiße des Ackerbaues ist heute nur wenig zu sehen; dagegen erscheint menschliches Können in glänzendem Lichte in den Arbeiten, welche die Eisenbahn durch das Thal hinauf gezwungen haben. Bald hinter San Bartolomé beginnt, da das Thal sich verengt und zugleich immer jäher ansteigt, der Kampf des Ingenieurs mit den widerstrebenden Naturgewalten. Sie sind durch Tunnels, durch Felseinschnitte, durch Brücken und Viadukte in ununterbrochener Folge bezwungen und durch eine Führung der Bahn in Windungen und Schleifen, die ihr eine Länge geben, welche mehr als das Doppelte der geraden Entfernung beträgt. Hinter Matucana (2374 Meter

über dem Meere, 101 Meter von Calláo) nahm ich zuerst die sogenannten Spitzkehren wahr, auf welchen die Bahn an steilen Wänden, wo für Kurven kein Raum war, in die Höhe geführt ist. Die Bahn bildet dann ein aufwärtsgehendes Zickzack und wird in der Art befahren, daß der Zug, wenn er die Spitze des Winkels auf der einen Seite erreicht hat, auf ein Ausfahrgleis gebracht und dann entweder durch die Lokomotive, welche an ihrer Stelle vor dem Zuge geblieben, nach Umstellung der Weiche auf der im spitzen Winkel abgehenden nächsten höheren Linie aufwärts bis zur nächsten Spitze gestoßen wird, wonächst dann die Lokomotive in die dritte Linie ihn wieder zieht, oder daß die Lokomotive auf der Drehscheibe gewendet und am bisherigen Ende des Zuges vorgelegt wird. Die erstere Prozedur des abwechselnden Stoßens durch die Lokomotive geschah auf unserer Fahrt regelmäßig, selbst durch gekrümmte Tunnels hindurch; bei der Kürze des Zuges, der nur aus zwei Personen- und zwei Güterwagen bestand, und bei der Langsamkeit, mit welcher die Bewegung vor sich ging, war dies ohne besondere Gefahr. Die Weichen bediente der Kondukteur des Zuges, dessen ganzes Personal außer ihm nur aus dem Lokomotivführer und Heizer bestand; Bahnwärter waren nirgend bemerkbar. Solche Spitzkehren wiederholten sich nun öfter; es gab Strecken, wo drei Linien im Winkel gebrochen über einander lagen, jede 100 Meter höher als die andere, auf denen dann der Zug wechselweis gezogen und geschoben wurde.

Je höher der Zug stieg, desto großartiger wurde die Scene. Die Bergketten, welche das Thal des Rimac bilden, der in seinem oberen Laufe bis San Matéo diesen letzteren Namen führt, haben durch Massenhaftigkeit wie durch Wildheit und Starrheit der Formen etwas Ueberwältigendes. Der Fluß, an Reinheit und Farbe des Wassers und durch stürmische Bewegung ein wahrer Alpenbach, das einzig Lebendige in dieser Oede, zeigt in dem Schaum und in dem Tosen seiner stürzenden Wellen

die ganze Schwere des Kampfes, den es gekostet hat, diese gigantischen Felswälle zu brechen, die nur in zahllosen Windungen und Krümmungen seinem Drängen nachgegeben haben. Wie hoch auch diese Thalwände waren, an einzelnen Wendungen der Bahn, die einen freien Ausblick gewährten, zeigten sich immer noch höhere Bergketten dahinter, zum Theil schon umschleiert von abendlichen Nebeln, welche die allgemach sinkende Sonne rosig färbte. Welch ein unsäglich erhabenes Bild von ihren Gipfeln nieder zu dem Bette des Flusses, über welchem die Bahn Hunderte von Fußen in den Felsen gegraben ist! Besonders schön war der Niederblick da, wo die Bahn aus einem Tunnel trat, um nach kurzer Zeit ins Dunkel eines anderen einzumünden. Zeitweilig verengte sich die Thalsohle so, daß es unmöglich schien, neben dem Flußlaufe könnte die Eisenstraße noch Platz haben. In der That ist es an einer Stelle nothwendig geworden, für den Bach ein neues Bett durch die Felsen zu sprengen, um sein altes Bett für die Bahn zu benutzen. Donnernd stürzt er sich in starkem Falle in den ihm gewiesenen Tunnel, der ihn erst nach langem Laufe wieder frei giebt. Puente del Infernillo heißt nicht ohne Grund die Brücke, welche zwischen zwei Tunnels 165 Fuß hoch über dem Katarakt den Bach überspannt.

Die fahrplanmäßige Zeitdauer der Fracht von Lima nach Chicla (139 Kilometer) ist acht Stunden. Sie konnte nicht inne gehalten werden, weil wir in Matucana einen längeren Aufenthalt gehabt hatten, um einen entgegenkommenden Extrazug, mit dem der französische Gesandte am Tage zuvor aufwärts gefahren war, abzuwarten, sodann, weil gegen Abend die Maschine defekt wurde und wir auf freier Strecke halten mußten, um sie nothdürftig wieder in Gang zu bringen. Es war dies gerade an jener Höllenbrücke, und ich darf sagen, daß der unsichere Schein der Fackel, bei welchem der Maschinist seine Arbeit verrichtete und der wechselnd mit den rothglühenden

Kohlen der Lokomotive in das tiefe Dunkel über den Katarakt hin zitternde Lichter warf, etwas von, wenigstens dem Vorhofe, der Hölle hatte.

Zum Glück wurde der Schaden soweit ausgebessert, daß wir, wenngleich langsam, vorankamen und nach 8 Uhr Abends Chicla, den zeitigen Endpunkt der Bahn, erreichten. Ein Deutscher, Namens Schulze, hält dort nahe der Station ein Gasthaus, Hôtel Trasandino, obwohl er seines Zeichens eigentlich Viehhändler ist. Elegant war es eben nicht, aber es gab ein Unterkommen für die Nacht und das war willkommen, da die Höhe von 12 279 Fuß, in welcher die Station liegt, in der Temperatur sich empfindlich geltend machte. Am anderen Morgen, wo ich selbst zusah, zeigte das Thermometer im Freien 4 °, im Schlafzimmer 7 ° R. Das Pueblo, welches den Namen Chicla trägt, liegt unterhalb der Bahn jenseit des Flusses und ist ein Aggregat von kleinen, ohne Ordnung umhergestreuten Häusern, die nur deshalb von Stein sind, weil Palmenblätter und Stangen in dieser Höhe nicht angebracht sein würden; abgesehen davon, sehen sie ärmlich genug aus. Eine Strecke oberhalb der Station ist ein großer Tunnel projektirt, dessen Durchschlagung aber noch nicht vollendet. Der Betrieb geht deshalb über Chicla noch nicht hinaus. Indessen ist dies noch nicht der höchste der erforderlichen Tunnelbauten, der vielmehr erst auf Höhe von 4629 Metern*) das Gebirge in einer Länge von 3849 Metern durchbrechen soll und dabei noch 267 Meter unter der Höhe des Passes über die Kordillere (4896 Meter) bleibt. Von Oroya, das schon jenseit des Passes (auf 3775 Meter Höhe) liegt, ist die Fortsetzung der Bahn in der Weise geplant, daß sie unter Aussendung von Zweigbahnen nach den Silberminen des Cerro de Pacca und nach dem Distrikt von Junin auf Chanchamayo an einem der Quellflüsse

*) Die Jungfrau ist 4167 Meter, der Mont Blanc 4810 Meter hoch.

des Amazonas geführt werden soll. Diese Fortsetzung ist aber kaum Zukunftsmusik zu nennen, nachdem der bisherige Bau bereits die Summe von 27 Millionen Soles oder etwa 220 Millionen Mark verschlungen haben soll und bei den zerrütteten Verhältnissen des Staates die Aufbringung der weiteren Kosten, die nicht geringer sein würden, außer der Möglichkeit liegt. Man erzählt allerdings, daß die Erben des Bauunternehmers Henry Meiggs, der vor einigen Jahren gestorben ist und der von der peruanischen Regierung noch einige Millionen Pfund Sterling zu fordern haben soll, dieser das Anerbieten gemacht haben, den Bau der Bahn auf ihre Kosten zu vollenden, wenn ihnen der Betrieb so lange überlassen würde, bis der Staat im Stande wäre, die aufgewendeten Kosten ihnen zu ersetzen; doch sei dieses Anerbieten ohne Antwort geblieben. Von einer Verzinsung des angelegten Kapitals ist natürlich keine Rede. Auch die Betriebs- und Unterhaltungskosten können bei der Geringfügigkeit des Verkehrs nicht gedeckt werden; sie werden es auch schwerlich werden, wenn die Bahn bis zu dem vorgesteckten Ziele durchgeführt und in Betrieb gesetzt würde, da alle Voraussetzungen für eine Alimentation des Eisenbahnverkehrs fehlen, die Menschen und die Kultur, und da keine Hoffnung gehegt werden darf, daß beide, wie dies in den Vereinigten Staaten der Fall, dem Zuge der Eisenbahn folgen werden.

Aber auch wenn eine Besiedelung der Montaña, wie die Hochebene und das Land an den Ostabhängen der Andes genannt werden, rascher geschehen möchte, als die natürlichen und politischen Verhältnisse des Landes irgend wahrscheinlich machen, und wenn die Ansiedler dem Boden reiche Erzeugnisse abgewinnen möchten, was im Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt, so würden doch die Kosten des Transportes über das Gebirge bei der Kostbarkeit des Betriebes so hoch gestellt werden müssen, daß nur wenige, sehr werthvolle Artikel sie tragen könnten. Deutsche Ansiedler, die auf ihren Niederlassungen jenseit der

Kordillere Kafe gebaut, haben dies insofern erfahren, als ihnen die Kosten des Transportes auf der in Betrieb gesetzten Eisenbahnstrecke allein so hoch zu stehen kamen, wie der Preis des Kafe in Calláo stand. In ihrer zeitigen Unvollständigkeit jedenfalls hat die Bahn nur Werth für die armselige Bevölkerung des Rimacthales und für die wenigen Touristen, welche es reizt, nach Chicla zu fahren. Sie ist ein Triumph der Ingenieurkunst, aber wirthschaftlich ein Mißverständniß. Politisch wäre sie zu rechtfertigen, wenn sie das Mittel böte, die von der Staatsgewalt nur lose erfaßten transandinischen Provinzen fester in die Hand zu nehmen. Aber die Regierung, welche Einsicht, Bestand und Muth genug hätte, die Kultur in jene Provinzen zu tragen, hat Peru noch nicht gesehen, und vergeblich fragt man, wann und woher sie kommen soll.

Außer der großartigen, wenn auch öden Gebirgsumgebung bietet Chicla nichts, was fesseln könnte. Von dem Sorocho, der Bergkrankheit, war ich verschont geblieben, auch ohne daß ich das Gegenmittel der rothen Zwiebeln angewandt hatte, und ich kann daher nur aus der Tradition berichten, daß sie sich in dumpfem Kopfschmerz, Uebelkeit, Athemnoth und Schlaflosigkeit äußert und durch die Dünne der Luft entstehen soll. Ganz unbekannt ist sie mir übrigens nicht, da ich einmal einen in den Symptomen ähnlichen Zustand auf dem Kreuzspitz in Tyrol durchgemacht habe; ich weiß genug davon, um das Leiden überaus peinlich zu finden. Aber obwohl gesund mußte ich doch davon absehen, länger zu bleiben oder etwa eine längere Exkursion nach der Höhe zu unternehmen, weil marodirende Banden ehemaliger peruanischer Soldaten die Gegend unsicher machten. Ich kehrte vielmehr am anderen Tage nach Lima mit dem abgehenden Train zurück, der die Fahrt in dieser Richtung in 6½ Stunden machte, also um vieles rascher erledigte als die Auffahrt. Eine Draisine, die keinen Aufenthalt macht, kann abwärts in zwei Stunden fahren. Bei dem hellen

Lichte des Morgens konnte für die Beobachtung nachgeholt werden, was bei der Auffahrt die Dunkelheit dem Blicke entzogen hatte, insonderheit die Betrachtung des Riesenviadukts von Varrugas, der sich bei einer Länge von 525 Fuß über die Thalsohle 252 Fuß erhebt. Die Fahrt blieb dieses Mal ohne hindernden Zwischenfall, doch mußten wir ebenfalls ein Mal auf freier Strecke halten, weil eine Reihe Llamas auf dem Bahnkörper vor der Maschine einhertrabte und die Geleise nicht verlassen wollte, so lange der hinter ihnen herbrausende Zug im Gange war. Das Llama ist das Kameel Perus an Geduld, Ausdauer und Genügsamkeit, für alle Wege im Gebirge das brauchbarste Lastthier. Es ähnelt dem Kameel, von dessen Kopf der seinige eine Miniaturausgabe zu sein scheint, auch darin, daß es einer Ueberlastung sich mit äußerster Beharrlichkeit widersetzt. Ich hatte am Morgen einen beladenen Zug auf einem Saumwege über die Berge herabsteigen sehen, die sich über Chicla erheben. Die Thiere waren erheblich größer als die Exemplare, welche wir in unseren zoologischen Gärten zu Gesicht bekommen, meist von hellgelber Farbe und, obwohl circa 30 an der Zahl, nur von einem Treiber begleitet. Die Art, wie sie abwärts stiegen, war ganz eigenthümlich; sie gingen nicht in einer Reihe, wie meist die Maulthiere thun, sondern mit einer gewissen Freiheit der Ordnung und anscheinend ohne ein Gefühl der Last, welche sie trugen, den Kopf etwas zurückgebeugt und mit einer großen Zierlichkeit der Bewegung die schlanken und kräftigen Beine setzend. Zeitweise hielt das eine oder andere einige Sekunden, nicht um auszuruhen, sondern wie um die Gegend zu übersehen und dann den elastischen Gang wieder zwanglos aufzunehmen. Auch die Llamas, welche auf der Eisenbahn als dem bequemsten Wege liefen, waren beladen und ließen, nachdem es dem Treiber gelungen war, sie von der Bahn zu bringen, und der Zug nach dem Halt langsam weiter fuhr, auf der Berglehne stehend, ihn mit neugierigem Auge

passiren. Aus ihrem Berufe als Transportmittel wird sie diese Eisenbahn noch nicht so bald verdrängen.

Nach diesem Besuche eines Werkes friedlicher Arbeit, das, wenn auch übereilt unternommen und unvollendet, doch den Geist, der es geplant und in Angriff genommen hat, zu achten zwingt, besuchte ich in den nächsten Tagen einige Stätten, an welchen der Krieg seine zerstörende Arbeit verrichtet hat, die ehemaligen Pueblos von Chorillos und Miraflores. Bei und in ihnen sind im Januar vorigen Jahres die Kämpfe geschlagen worden, welche den Ausgang zu Gunsten der Chilenen entschieden und ihnen mit der Hauptstadt das ganze Land überliefert haben.

Chorillos, dicht am Meere im Südosten der Bay von Calláo gelegen, im Süden durch eine Reihe baumloser Hügel abgeschlossen, war eine Sommerfrische und ein beliebter Badeort für die feine Welt von Lima, von dem es mittelst der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen ist. Es war ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern mit allem Komfort eines Luxusbades und voll heiteren Wohllebens in seinen glücklichen Tagen. Jetzt ist es ein Haufen von Schutt und Trümmern. In den Straßen, in denen der Kampf am heftigsten gewüthet hat, stehen nur einzelne Umfassungsmauern; Brand und Geschosse haben die Häuser verzehrt, deren Ruinen unter halb verbrannten Bäumen ein Bild der Zerstörung zeigen, welches das Herz traurig macht. Der Kampf hat länger als fünf Stunden gewährt; jedes einzelne Haus mußte mit Sturm genommen werden. Die Löschung des Brandes war dadurch unmöglich, daß die Vertheidiger selbstthätige Bomben in die Straßen gelegt hatten, deren Explosionen die Löschmannschaft hemmten. Das Feuer wüthete so Tag und Nacht und hat nur wenige Häuser unversehrt gelassen, darunter eine große Markthalle, in welcher zur Zeit wenige Verkäufer Früchte und Krabben feil hielten. Ein Bataillon Chilenen hält den Platz besetzt; einige Händler und

Kneipwirthe sind außerdem die einzigen Bewohner. Nicht besser sieht es in Miraflores aus, das ebenfalls in der Nähe der Küste, aber näher an Lima liegt oder gelegen hat, und von dem auch fast wörtlich gesagt werden kann, daß kein Stein auf dem andern geblieben ist. Hier haben die Verluste vorwiegend Deutsche getroffen, welche sich in wohl eingerichteten Landhäusern angesiedelt hatten. Was Feuer und Geschosse verschont hatten, fiel in plündernde Hände, wie man sagt, in solchem Umfange, daß Schiffsladungen davon nach Chile gebracht wurden. Ein Landsmann, Theilhaber an einer Eisenfabrik, hat allein den Muth gehabt, sein Haus so weit wieder herzustellen, daß er es mit seiner zahlreichen Familie bewohnen kann. Der geräumige und schöne Garten, in welchem er uns empfing, war wie eine blühende Insel inmitten der Verwüstung; die Natur hatte die Zerstörung überwunden und neues Leben aus den Ruinen sprossen lassen.

Die Kämpfe in Chorillos und Miraflores sind offenbar mit großer Erbitterung geführt worden. Der Präsident Piérola hatte zur Sicherung von Lima einen doppelten Gürtel von Befestigungswerken anlegen lassen, die so armirt waren, daß sie für uneinnehmbar gehalten wurden. Der äußere derselben stützte sich auf den Morro Solar, einen steilen, von sandigem Boden bedeckten Berg von 270 Meter Höhe, in welchen die Hügelkette im Süden von Chorillos ausläuft. Die Chilenen hatten in der zweiten Hälfte des Dezember ihre Armee in dem kleinen Hafen von Curayaco wenige Stunden unterhalb Chorillos unter großen Schwierigkeiten gelandet, ohne Widerstand zu finden, und waren dann an den Rio Lurin vorgerückt, wo sie Anfang Januar 1881 der peruanischen Armee gegenüberstanden, nur durch eine Distance von 14—15 Kilometern getrennt. Ihre Landung hätte bei einiger Aufmerksamkeit und Entschlossenheit auf Seiten der peruanischen Heeresleitung verhindert und die chilenische Armee nach derselben ins Meer gedrückt werden

können, wenn ein Angriff rechtzeitig unternommen worden wäre. Man sagt, daß Piérola ihn unterlassen, um die Chilenen mit größerer Sicherheit und größerem Ruhme vor den Befestigungen von Lima zu vernichten. Auch demnächst war die Sorglosigkeit der Peruaner so groß, daß sie von den Bewegungen der Chilenen ohne jede Nachricht waren; sie hatten weder Kundschafter noch Vorposten. Man nahm an, daß die Chilenen nicht den Muth haben würden, gegen die Festungslinien anzurennen, obwohl die ganze bisherige Kampagne erwiesen hatte, daß es den Chilenen an Muth und Entschlossenheit durchaus nicht fehlte. In der Morgenfrühe des 13. Januar griffen sie denn auch unvermuthet die Redouten unter dem Morro Solar an und nahmen sie sowie die Stadt mit großer Bravour. Die peruanischen Truppen mußten sich auf die zweite Linie zurückziehen. Durch Vermittelung des diplomatischen Korps in Lima kam ein Waffenstillstand zu Stande, der bis Mitternacht des folgenden Tages dauern sollte. Noch vor Ablauf desselben erneuerte sich jedoch der Kampf, wie seitens der Peruaner behauptet wird, weil die Chilenen ihre Geschütze in bessere Positionen brachten, nach chilenischer Meinung, indem die Peruaner unter direktem Bruch der Bedingungen aus der verschanzten Stellung von Miraflores das Feuer gegen die überraschten Chilenen wieder eröffneten. Diese hielten jedoch nach einigem Schwanken nicht bloß ihre Positionen, sondern nahmen demnächst, unterstützt durch ihre Flotte, Miraflores und vollendeten damit die Niederlage der Peruaner, die sich in voller Flucht nach Lima warfen, ohne sich noch einmal sammeln zu können.

Ich habe den Schlußakt des Krieges skizzirt, weil ich mich gerade auf der Scene desselben befunden habe. Es wäre weder vom artistischen noch vom logischen Gesichtspunkte zu empfehlen, jetzt noch etwas über dessen Anfang und Verlauf zu sagen, wenn ich auch weder einen Roman noch ein Drama schreibe. Vielleicht darf ich es von Chile aus, wenn ich den anderen

Theil der Kämpfer gesehen und von ihrer Auffassung der Sache etwas vernommen habe.

Uns in Deutschland hat dieser Krieg so kühl gelassen, wie ehedem der Bierphilister blieb, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen", wie ich glaube, ohne rechte Erkenntniß seiner Bedeutung. Wenn er auch nach der geltenden Annahme um Guano und Salpeter entstanden ist und wenn er auch kein Krieg im Maßstab derjenigen war, welche in Europa in den letzten Jahrzehnten geführt worden sind, — alle drei betheiligten Staaten haben zusammen nie mehr als 50 000 Mann im Felde gehabt, — so hat er doch das Schicksal der ganzen Westküste von Südamerika auf Jahrzehnte hinaus bestimmt und in seinem Gesammtverlauf die Ueberlegenheit der Chilenen an Umsicht, Ausdauer und Tapferkeit über ihre Gegner in so hellem Lichte gezeigt, daß ihnen der Anspruch auf die Hegemonie nicht wohl wird streitig gemacht werden können. Daß die damit verbundene Umgestaltung der politischen Lage auch für den deutschen Handel von großer Bedeutung ist, der auf dieser Westküste weit mehr Umfang und Werth hat, als man in der Regel glaubt, wird klar, wenn man sich etwas näher um die Verhältnisse kümmert als bezüglich dieser entlegenen Völkerschaften und ihrer etwas verächtlich behandelten Staatenbildungen außerhalb der kaufmännischen Kreise bei uns üblich ist. Ich bitte daher schon im Voraus um wohlwollende Nachsicht für eine etwaige Kriegsepisode.

Morgen gehe ich nach Calláo, um nach Valparaiso auf einem deutschen Schiffe mich einzuschiffen. Das verspricht an sich schon eine gute Reise, um so mehr also auf der Via al Paraiso, dem Wege zum Paradiese.

XXXVII.

Von Calláo nach Valparaiso. — Auf der Uarda. — Die Bay von Pisco. — Guanolager. — Mollendo. — Arequipa. — Arica mit dem Monte Morro. — Zerstörungen durch Erdbeben. — Handelsverhältnisse. — Antofagasta. — Salpeterwerke. — Silberschmelzen. — Das Erdbeben vom 9. Mai 1877. — Tortoralillo. — Kupferschmelzwerke. — Der Aconcagua.

Valparaiso, Mai 1882.

Ein deutsches Schiff ist deutscher Boden, ein Stück Heimath. Die „Uarda", die am 24. April aus der Bay von Calláo ging, stand an Größe und Eleganz der Einrichtung zwar beträchtlich hinter dem englischen „Islay" zurück, der mich dorthin gebracht hatte, aber ich gab beides gern gegen das angenehme Gefühl unter deutscher Flagge zu fahren. Der Kapitain, ein biederer, tüchtiger Holsteiner, die Mannschaft nicht eine Mischung aus Chinesen, Negern und Halbindianern wie die Crew auf den Schiffen, auf welchen ich bisher an der Westküste gefahren, sondern blonde, hochgewachsene Deutsche und Skandinavier, die Ordnung und Reinlichkeit, welche auf deutschen Schiffen herkömmlich herrschen, in Etwas auch die deutsche Kost, machten zusammen den Aufenthalt auf der Uarda trotz der ziemlich langen Dauer der Fahrt sehr angenehm. Wie das Schiff zum Namen der Aegyptierin gekommen ist, entzieht sich meiner Wissenschaft. Alle Schiffe der hamburger „Kosmos"-Gesellschaft, welche diese Linie befahren, tragen solche alte ägyptische Namen: „Menes", „Theben", „Rhamses", vielleicht weil die Schiffe ursprünglich für ägyptische Fahrt bestimmt waren, oder aus Liebe eines der Leiter der Gesellschaft, vielleicht auch seines Töchterleins, für die ägyptischen Geschichten von Georg Ebers. Für letzteres spricht, daß der Dichter der Uarda ein Exemplar seines gleichnamigen Romans mit einem sinnigen Gedichte gewidmet hat. Außer dem Namen hatte das

Schiff noch etwas Undeutsches, was mir aber bei Weitem empfindlicher war: die Gepflogenheit der Gesellschaft, ihre Frachtbriefe, Konnossemente und andere Schiffspapiere nur in englischer Sprache abzufassen und die Frachten in englischem Gelde zu berechnen. Ich konnte einen plausiblen Grund dafür nicht heraus bekommen. Die Linie dient vornehmlich dem deutschen Handel an der Ost- und Westküste von Südamerika; ihre Schiffe legen in England nicht an und nehmen keine direkte Fracht dorthin. Zu verstehen wäre es, wenn die Frachtbriefe und Deklarationen in spanischer Sprache abgefaßt wären als der Sprache der Länder, in deren Häfen die Schiffe verkehren und klariren müssen; aber warum englisch? Ich hörte hier die Vermuthung aussprechen, es geschähe, weil die englische Sprache besser die zahlreichen Klauseln deckte, durch welche die Gesellschaft sich gegen die Ansprüche der Verfrachter schützte. Hoffentlich gibt es bessere, mir unbekannte Gründe. Inzwischen dachte ich nicht ohne Beschämung an die Aeußerung des etwas hochfahrenden Kapitains eines englischen Schiffes, mit dem ich zuletzt gefahren, daß Deutschland im Seewesen nichts Eigenes habe; alle seine Gesetze und Einrichtungen seien von England entlehnt oder ihm nachgeahmt, denn England „rules the sea“. Etwas von diesem Selbstgefühl sollte übertragbar sein.

Die Fahrt, welche bis zum 4. Mai Abends währte, obwohl die Entfernung zwischen Calláo und Valparaiso nur 1445 Seemeilen beträgt, wurde dadurch verlängert, daß die „Uarda“ fünf Zwischenhäfen anlaufen mußte, um Ladung einzunehmen. Schon am Morgen nach der Abfahrt erreichten wir die Bay von Pisco, wo 1100 Ballen Baumwolle eingenommen wurden, ein Geschäft, das den ganzen Tag in Anspruch nahm, da die Lanchen langsam kamen und das Ueberladen trotz der Anstrengung und der Geschicklichkeit der dabei beschäftigten Neger in Folge der unruhigen See sehr viel Zeit kostete. Ein chilenisches Kriegsschiff hielt auch hier die Wacht, seine fried-

liche Stimmung dadurch erweisend, daß es mit der Wäsche der Mannschaft bis an die Wimpel behängt war. Die Bay wird durch die Halbinsel Paracas im Süden und die Ballista- und Chincha-Inseln im Westen gebildet. Die Stadt liegt im Osten der Bay einige Kilometer von der See über der flachen Küste, hinter welcher sandige Dünen sich erheben, im Hintergrund die hohe Kette der Kordilleren. Ueber den Bereich der heftigen Brandung erstreckt sich ein eiserner Pier fast ein Kilometer ins Meer hinein. Der Name der Stadt ist an der Küste bekannt durch die Fabrikation eines Branntweins, der aus Trauben gewonnen und nach ihr benannt wird. Wichtiger als hierdurch war sie früher durch die Gewinnung des Guano, der auf den Chincha-Inseln abgelagert war und seit 1839—40 nach Europa, zuerst nach England, ausgeführt wurde. Die Lager sind jetzt nahezu erschöpft, nur auf der südlichsten der drei Inseln ist die Ausbeutung noch im Gange. Ein Ersatz fand sich in ergiebigen Lagern, die im Jahre 1874 weiter im Süden aufgefunden und auf Rechnung des Staates bearbeitet wurden. Die Untersuchung ergab sogar, daß der hier gefundene Guano den der Chincha-Inseln vermöge seines größeren Stickstoffgehaltes an Werth übertraf. Diese Lager sind an der Küste von Tarapacá an der Mündung des Loaflusses (21 Grad 23 Min. südlicher Breite), am Pabellon de Pica (20 Grad 58 Min.), auf der Klippe von Huanillos (21 Grad 15 Min.) und auf den Inseln Lobos und Afuera, von denen das des Pabellon de Pica den besten, das der letzterwähnten Inseln den geringstwerthigen Guano liefern soll. Alle diese Lager sind zur Zeit in den Händen der Chilenen, die sie entweder für eigene Rechnung ausbeuten, oder soweit sie für Rechnung von Hypotheken-Gläubigern, deren Rechte anerkannt worden sind, ausgebeutet werden, von der Ausfuhr einen Zoll erheben, der 25 Prozent des Werthes und soweit dieser letztere 9 Lst. per Ton übersteigt, von 50 Prozent, erheben.

Von dem Seegevögel, dessen Seßhaftigkeit die Ansammlung des Guano zu verdanken ist, sieht man noch jetzt in der Nähe der Hauptlagerstätten zahlreiche Vertreter, die stellenweise weithin die Wogen beleben; doch soll ihre Zahl sich durch eine Pest, die in den 50er Jahren besonders stark unter ihnen gewüthet hat, sehr vermindert haben.

Die Fahrt ging von Pisco an der buchtenreichen, aber öden Küste entlang, die meist in Sicht blieb, bei kühler Luft (15 Grad R.) auf Mollendo zu, den Hafen, an welchem die Eisenbahn von Puño und Arequipa, die zweite Andes-Bahn, einmündet. Da wir bei Nachtzeit wegen der noch dauernden Blockade nicht einlaufen durften, fuhren wir unter halbem Dampfe und bekamen die Stadt erst am Morgen des 27. April zu sehen. Sie liegt über steilem Ufer, an dem eine starke Brandung sich bricht. Dem Südwestwinde offen liegend, ist der Hafen heftigen „Swells" (Meeresschwellungen) ausgesetzt, welche die Schiffe rollen machen und das Landen erschweren. Geeigneter als Mollendo wäre für den Ausgang der Bahn Islay, die alte Hafenstadt von Arequipa gewesen, das etwas nördlich von Mollendo auf einer steil abfallenden Klippe unter dem Monte Islay liegt, dessen Höhe (3340 Fuß) und charakteristische Formen ihn zu einem Wahrzeichen der Schiffer machen. Es hat einen Hafen mit gutem Ankergrunde, der durch vorliegende Eilande geschützt ist und eiserne Molen. Nichts desto weniger wurde Mollendo gewählt, man sagt, weil der damalige Präsident von Peru in der Nähe Terrain besaß, das er der Eisenbahn mit Vortheil verkaufen konnte. Es ist ein Pueblo von etwa 100 niedrigen Häusern ohne irgend welche eigene Bedeutung. Die Eisenbahn, die nach Arequipa führt und weiter an den Titicacasee, erreicht nicht die Höhe der Oroyabahn und wird so wenig wie jene vollendet werden, obwohl dieser Weg der einzige ist, auf dem Bolivia seine Produkte, die hauptsächlich in der Wolle von Llama und Vicuño, sowie in

Peruvian Bark bestehen, ausführen kann. Arequipa ist von einer hoch berühmten Schönheit der Lage unter den Schneegipfeln der Kordillere; auf einer Insel des Sees von Titicaca stand zur Zeit der Inka der gefeierte Sonnentempel; Gründe genug, um die Fahrt dorthin wünschenswerth zu machen. Aber die Eisenbahn, die im Kriege von den Chilenen theilweise zerstört worden, war erst seit einigen Wochen wieder im Gange und zwar so, daß wöchentlich nur zwei Züge nach Arequipa und einer von dort nach Puño abgelassen wurden. Für die Rückkehr derselben bestand keine Sicherheit, da der Guerillaskrieg sich im Gebirge noch weiter schleppte. Ich mußte unter diesen Umständen mir die Lust zu einer zweiten Andes-Fahrt, wie groß sie auch war, vergehen lassen. Ueber Arequipa erfuhr ich, daß dort etwa 60 matrikulirte Deutsche leben und daß drei Handelshäuser von Bedeutung in deutschen Händen sind. Das eine von ihnen hat der Regierung von Bolivia gehörige Kupferminen in Pacht, leidet aber unter den von den Chilenen auf die Ausfuhr gelegten Zöllen. Es hat außerdem Pflanzungen von Chinabäumen in Bolivia angelegt, die mehrere Millionen Pflanzen enthalten und bereits Ertrag bringen. Die jungen Pflanzen werden mit 1 Real per Stück bezahlt und sind nach fünf Jahren ertragfähig, indem die Bäumchen theilweise geschält werden. Das vormals gebräuchliche Fällen der Bäume behufs Gewinnung der Rinde (Cascarilla) ist neuerlich durch Gesetz verboten. Neben den Deutschen sind Engländer im Handel thätig. Im Allgemeinen drückt jedoch die Unsicherheit der politischen Verhältnisse schwer auf die Geschäfte. Dazu kommt, daß die Eingebornen den Ausländern mißgünstig sind und ihnen mit Mißtrauen begegnen, indem sie ihnen vorwerfen, daß sie die Besetzung von Mollendo durch die Chilenen begünstigt hätten, um die Eröffnung desselben für den Importhandel zu erreichen. Obwohl Arequipa über 7000 Fuß hoch liegt, gedeihen doch Gerste, Mais und alle Gemüse, selbst Wein und

Pfirsiche, letztere allerdings nur in Gärten. Die Regenzeit beginnt Ende Dezember und währt bis Ende März; eine zweite, leichtere Regenperiode folgt im August, in der übrigen Zeit ist ständig heiteres Wetter. Diese dürftigen Auskünfte mußten den Augenschein ersetzen. Ich konnte mich inzwischen von Deck aus in die Betrachtung der Küste vertiefen, welche von den Herrlichkeiten, die dahinter liegen, nichts ahnen ließ. Auffällig war, daß an der Abdachung der abschließenden Bergkette große Strecken mit einer weißlichen Asche bedeckt waren, die vulkanischen, wenngleich unvordenklichen, Ursprungs sein soll. Wie hoch diese Flecken an der Berglehne hinaufreichen, wurde erst in der kurzen Abenddämmerung deutlicher sichtbar; sie erschienen in allen Falten des Terrains wie Schnee im März, den der Wind getrieben.

Obwohl wir starken Gegenwind hatten, lief die brave Uarda die 135 Seemeilen bis Arica doch in 14 Stunden und brachte uns am Morgen des 29. April auf die Rhede. Die Küste ist auch hier überwiegend sandig und öde, so daß die Stadt passender Arida heißen würde. Spuren von Vegetation sind nur längs des kleinen Baches, der im Norden der Stadt durch die Ebene fließt, bemerkbar. Im Süden der Bay tritt ein steil abfallender, zerklüfteter Felskopf, der Monte Morro, ins Meer vor, der mit weißlichem Sande bedeckt und deshalb von der See weit sichtbar ist. Er war am 7. Dezember 1880 der Schauplatz eines heftigen Kampfes, in welchem die Chilenen die starken Befestigungen des 150 Meter hohen Berges mit großem élan, aber auch unter großen Verlusten nahmen und der ihnen den Besitz von Arica sicherte. Die deutsche Fregatte „Hansa“ lag damals auf der Rhede. Noch jetzt wird dankbar erwähnt, wie sie ihre Aerzte mit Verbandmitteln und Medikamenten nach dem Sturme ans Land schickte und mit wie großem Eifer und wieviel Einsicht diese der Behandlung der zahlreich Verwundeten sich annahmen. Auf einem niederen Felsen vor dem Monte Morro liegt ein kleines Fort, das zur

Zeit unbesetzt ist, doch hielt auch hier ein chilenisches Kriegsfahrzeug die Wacht. An den Krieg erinnerten außer ihm die Ruinen von Häusern, längs der Kette sandiger Hügel, die vom Monte Morro sich ins Land zieht. Sie sind beim Kampfe um Arica in Brand geschossen worden. Abgesehen davon und ungeachtet der sandigen und unfruchtbaren Umgebung präsentirte sich die Stadt stattlich und einladend genug, um ihr einen Besuch zu machen. Die Kirche, die auf freiem Platze stehend von Weitem wie ein Bau von Sandstein erschienen war, erwies sich bei näherer Betrachtung als aus Eisen hergestellt; auch ihr Inneres täuschte die Erwartung. Auf den Altären wahre Götzenbilder von hölzernen Heiligen, am schlimmsten behandelt ein Bild des Gekreuzigten in reichen Spitzengewändern über einem rosaseidenen Unterkleide.

Einen guten Eindruck machte Bau und Ordnung des Zollhauses, in dessen vier mit Quadern belegten, geräumige Plätze umgebenden Speichern reichliche Waarenvorräthe lagerten. Das gesellige Leben schilderte ein junger Deutscher ungeachtet der Oede der Gegend als ergötzlich. Sie hatten an Weihnachten in vier Tagen fünf Bälle gehabt, zu welcher außerordentlichen Leistung allerdings ein außerordentlicher Anlaß in der Anwesenheit des amerikanischen Kriegsschiffes „Alaska“ gelegen hatte. Geht man durch die Stadt, so versteht man nicht recht, wo diese Feste ihre Stätte finden; die Häuser sind niedrig und anscheinend nur für Stores eingerichtet; doch ist diesen spanischen Häusern nie zu trauen. Daß die Straßen überraschend reinlich waren, wurde als ein Verdienst der chilenischen Verwaltung bezeichnet, die aus den bei Uebertretungen verfallenen Geldbußen eine erhebliche Einnahme machen soll und deshalb scharfe Aufsicht führt.

Trauriges hat Arica durch Erdbeben erfahren. Schon 1605 hat, wie der alte Frezier erzählt, ein Erdbeben oder richtiger Seebeben es zerstört. Aehnliche Katastrophen haben

es dann wiederholt, zuletzt 1868 und 1877 heimgesucht. Bei der letzteren hob sich die See in einer Welle, deren Höhe auf 65 Fuß geschätzt wurde, und warf diese auf die Küste, die ungeheure Wassermasse bis an die vorher erwähnte Kirche wälzend, die über 750 Meter vom Strande entfernt ist. Sie nahm weg, was ihr entgegenstand; die Molen wurden fortgerissen, die Station der Eisenbahn, welche am Ufer entlang nach Tacna führt und alles Betriebsmaterial derselben wurde vollständig zerstört und in Trümmern nach allen Richtungen geworfen. Was von Häusern diesseits der Kirche stand, wurde weggeschwemmt, darunter ein aus Holz erbautes geräumiges Haus, in welchem die Geschäftsräume des bremer Handlungshauses Dauelsberg und Co. sich befanden. Wie es stand, wurde es durch die Welle von dem Boden abgehoben und bis in die Nähe der Kirche, wo es sitzen blieb, getragen. Da es in seinem Verbande fest geblieben war, wurde es später mittelst untergeschobener Walzen auf seinen alten Platz zurück gebracht und dient nun wieder seinem früheren Zwecke. Eigenthümlich ist es dabei auch einem amerikanischen Kriegsschiffe ergangen, das beim Erdbeben am 13. August 1868 gescheitert und als Wrack aufs Land geworfen worden war. Die Fluthwelle am 9. Mai 1877 nahm es von dort weg und trug es eine Mile weiter in nordwestlicher Richtung von der Stadt ab, jedoch wieder näher an die Küste, wo es jetzt in der Mitte auseinander gebrochen liegt. Vielleicht bringt es eine dritte Welle wieder in sein altes Element.

Der Handel in Arica ist vorwiegend nur Agentur- und Kommissionshandel. Der Eigenhandel hat seinen Hauptsitz in dem schon erwähnten Tacna, das mit Arica durch eine 45 Miles lange Eisenbahn verbunden ist, welche an der Küste in nordwestlicher Richtung und dann allmählich nach dem 1880 Fuß hohen Tacna aufsteigt. Hier wie dort liegt der Handel in den Händen deutscher Kaufleute und einiger bedeutender eng-

lischer Häuser. Der vor einiger Zeit ventilirte Plan, eine Eisenbahn direkt von Arica nach La Paz zu führen, wodurch der Bolivianische Handel in Arica seinen Ein- und Ausgang fände, würde, wenn ausgeführt, Tacna eliminiren; doch liegen die Verhältnisse zur Zeit nicht so, daß an eine solche Ausführung zu denken wäre.

Die Einnahme ihres Cargo an Kuhhäuten, Kupfererzen, Blockzinn und Wolle hielt die Uarda bis zum Abend vor Arica fest. Als die Sonne unterging, wurde die Kette der Andes, die am Tage durch dichten Nebel verhüllt gewesen war und die Umrisse ihrer Schneehäupter nur zeitweise und unbestimmt hatte durchblicken lassen, klarer. Die südlichste Gruppe der hier sichtbaren Schneeberge bilden vier Gipfel, von denen der Gualatieri oder Chama ein noch thätiger Vulkan ist von regelmäßiger Kegelform und einer auf 22 000 Fuß geschätzten Höhe. Nördlich von ihm erheben sich zwei massige Berge, die von der Kreolenbevölkerung Mellizos (Zwillinge) getauft sind, während ihre indianischen Namen Chingara und Parinacota sind. Auch von dem ersteren wird behauptet, daß er als Vulkan noch nicht emeritirt sei. Als die Sonne sank und die über dem Horizonte stehende Wolkenwand sowie das Meer in Feuer getaucht schienen, verklärten sich auch die Häupter der Schneeberge zu rosigem Lichte, als gäben sie den Scheidegruß der Sonne wieder.

Als das Dunkel hereingebrochen war, ging die Uarda in See ihrem nächsten Ziele, Antofagasta zu, das sie am 1. Mai früh erreichte. Es liegt im Südosten an der weiten Bay, die zwischen dem Monte Moreno und dem Monte Jara sich in die Küste einbuchtet, insofern nicht günstig, als der vor ihm liegende Theil der Bay den Südwestwinden ausgesetzt ist, während der nördliche, dem Verkehre nicht dienstbare Theil, die Bay von Chimbo, besser geschützt ist.

Der Platz hat eine besondere Bedeutung durch die Pro-

duktion von Salpeter und Silber und als Anlaß und Ausgangspunkt des Krieges mit Chile. Durch Schönheit dagegen ist er so wenig ausgezeichnet wie Arica. Er liegt in dem Deserto (der Wüste) von Atacama, einem Theile der Küstenprovinz, welche Chile, Peru und Bolivia verbindet oder richtiger trennt und der sich von Copiapó bis über den Loafluß erstreckt. Dieser Deserto ist eine besonders regenlose Gegend, bedeckt zum Theil mit einem dunkelbraunen oder schwarzen, beweglichen Sande, in anderen Theilen mit enormen Haufen von Kies und Steinen, die so scharfkantig sind, daß die Guanaco-Jäger auf der Jagd selbst die Füße ihrer Hunde durch Schuhe von Thierhaut schützen müssen.

In dieser Wüste von Atacama waren im Anfang der 60er Jahre Kupfererze und an der Küste bei Mejillones Guanolager, später auch Salpeterlager gefunden worden, welche vornehmlich von Chile aus mit chilenischen Arbeitern, die sich dort ansiedelten, ausgebeutet wurden. Damit bekam die Wüste, die bisher werthlos geschienen hatte, ein Interesse, das auch die bisher latente Frage der Souverainetät darüber zur Erörterung zwischen Chile und Bolivia brachte, deren Grenzen innerhalb des Bereiches derselben streitig waren. Die Differenz wurde im Jahre 1866 durch einen Vertrag beigelegt, in welchem Chile anerkannte, daß die südliche Grenze von Bolivia bis zum 24. Breitengrad sich erstreckte, also das bisher streitig gewesene Terrain mit umfaßte, in welchem aber zugleich verabredet wurde, daß die beiden Staaten sich zur Hälfte in den Ertrag aus dem Guano von Mejillones, sowie desjenigen theilen sollten, der in Zukunft auf dem Terrain zwischen dem 23. und 25. Breitengrad gefunden, ebenso der Ausgangszölle, welche von Mineralien auf diesem Terrain erhoben werden möchten. Im nächsten Jahre wurde auf dem streitigen Terrain bei der Forschung nach Silbervorkommnissen ein ausgedehntes Lager von Roh-Salpeter und Borax nahe an der Küste aufgedeckt, für dessen Ausbeutung

chilenische Unternehmer von der bolivianischen Regierung gegen eine Steuer und gegen die Verpflichtung zur Herstellnng der nothwendigen Bauten die Koncession erhielten. Im Jahre 1868 hatte, wo heute Antofagasta liegt, nur ein einzelnes Fabrikgebäude gestanden, das von der See aus schwer erkennbar war. Es war daher auf einem der Hügel, welche dicht hinter der Küste aufsteigen, mit weißer Farbe ein großer Anker gemalt, um den geeigneten Ankerplatz anzuzeigen. Dieses Zeichen ist noch vorhanden, aber für den Zweck nicht mehr erforderlich. Denn die Unternehmer gingen alsbald daran eine Mole zu errichten, die nöthigen Fabrikgebäude herzustellen und eine Eisenbahn nach den Fundstätten zu bauen. So entstand Antofagasta, das heut etwa 100 Häuser zählen mag. Der Anblick der Stadt ist nicht sonderlich gefällig, da der Boden, soweit das Auge reicht, absolut vegetationslos ist. Kleine Gärtchen im Innern der Häuser werden mittelst destillirten Meerwassers erhalten. Süße Quellen oder Flußwasser gibt es nicht, sehr selten etwas Regenwasser.

Ich war mit dem Kapitain an Land gegangen und fand in einem Socius der deutschen Firma Döll und Kompagnie einen freundlichen Begleiter zu den Salpeter- und Silberwerken, welchen der Ort seine Entstehung und seinen Aufschwung verdankt.

Das Hauptunternehmen in Salpeter betreibt eine Aktiengesellschaft (Compania Salitre y Ferrocarril de Antofagasta), bei welcher viel chilenisches Kapital betheiligt ist, die aber technisch und kaufmännisch von Engländern geleitet wird. Zur Heranschaffung des Materials, das in geringer Tiefe unter der Oberfläche in Schichten von verschiedener Mächtigkeit ansteht, dient die schon erwähnte Eisenbahn, die schmalspurig und etwa 100 Miles lang ist; sie bringt es an die Salpeterwerke, die nahe an der Küste liegen und ebenso einfach als zweckmäßig disponirt sind. Die Caliche (Rohsalpeter) wird mittelst Paternosterwerke in einen etwa 60 Fuß hohen eisernen Tank

gehoben und in demselben durch Dampf gekocht. Die Flüssigkeit läuft in ein System von offenen, eisernen, hoch liegenden Behältern ab, in denen das Wasser verdampft. Das Nitrat sinkt auf den Boden, das Chlornatrium lagert sich darüber. Das erstere wird unmittelbar aus den Verdunstungsgefäßen in Eisenbahnwagen geladen, die auf zwischenliegenden Schienen herangefahren werden; das Kochsalz wird nicht benutzt. Aus der konzentrirten Flüssigkeit wird auch Jod gewonnen, von welchem die Caliche etwa 1 Prozent hält. Es geschieht nach Zuführung von Schwefelsäure in Calciniröfen in üblicher Weise. Das Werk producirt zur Zeit monatlich im Durchschnitt 75 000 Centner Salpeter, ist aber in Größe der Produktion und im Ertrage zurückgegangen. Man erklärt dies durch die Verringerung des Salpetergehalts, welche die gegenwärtig geförderte Caliche zeigt. Während früher dieser Gehalt sich auf 35 Prozent stellte, beschränkt sich jetzt die Ausbeute auf 17—20 Prozent, nach anderer Angabe auf 16½ Prozent, also auf nicht voll die Hälfte der früheren.

Das Etablissement hat eigene, umfassende Reparaturwerkstätten, deren es bei seiner Isolirung auch nicht entbehren kann. Für die Umsicht der Leitung spricht weiter, daß es zahlreiche Arbeiterwohnungen erbaut hat und durch eine Bibliothek und andere Bildungs- und Erholungsmittel auch für das geistige Wohl der Arbeiter Sorge trägt. Nicht erfreulich war mir die Bemerkung, daß chilenische Arbeiter den deutschen vorgezogen werden; sie sind nüchterner und leisten das Doppelte.

Außer dieser Gesellschaft sind noch mehrere Unternehmungen mit der Ausbeutung des Materials im Innern des Landes beschäftigt, deren Etablissements etwa 22 Leguas von der Küste entfernt liegen. Sie müssen die Kohlen hinauf und den fertigen Salpeter an die Küste schaffen, was in Carretas durch Maulthiere geschieht, haben aber dieser Erschwerung gegenüber den Vortheil ausreichenden süßen Wassers, das an der Küste

fehlt und durch destillirtes Meerwasser nicht gleichwerthig ersetzt wird.

Der Gewinnung von Silber sind zwei Unternehmungen gewidmet, die sociedad beneficiador de metalles, eine chilenische Aktiengesellschaft, und das establicimiento de fundition de Bellavista, das in den Händen eines deutschen Bergmanns aus Baden und eines Engländers liegt. Die Erzminen liegen im Innern. Auch hier wird ein Rückgang des Gehalts behauptet, der 2 Prozent nur ausnahmsweise übersteigen soll. Die erstere Anlage scheidet aus den gemahlenen Erzen das Silber mittelst Quecksilbers aus, wobei ich mit Genugthuung bemerkte, daß die Stahltires an den Rädern des Quetschwerkes die Marke: „Krupp, Essen" trugen. Die wöchentliche Produktion wird auf 90 000 Mark angegeben. Die zweite Anstalt schmelzt die Erze, die neben dem Silber auch Blei enthalten, mit einem Zusatz von Kalk und treibt die Edelmetalle auf dem Treibherde ab. Sie prosperirt dabei so, daß ihr sachkundiger Leiter beabsichtigt, sie zu erweitern, um auch Kupfererze zu verhütten.

Als die hohe Schule des Bergbaues gilt hier Freiberg in Sachsen. Wer unter den jungen Chilenen sich ihm widmen will, strebt danach, dort seine Studien zu machen.

Von dem Erdbeben am 9. Mai 1877 hat auch Antofagasta gelitten, wenngleich die Gewalt der Fluthwelle durch vorspringende Berge gebrochen worden ist. Dieses Erdbeben hat eine ungewöhnliche Ausdehnung gehabt, und in Verbindung mit der Bewegung des Meeres, zu der es den Anstoß gegeben hat, ganz enormen Schaden verursacht. Aus einer Druckschrift, in welcher alle erreichbaren Nachrichten darüber zusammengestellt worden sind und welche im Jahre 1878 in San Jago veröffentlicht worden ist, ergibt sich, daß das Erbeben der Erde 3—5 Minuten gedauert hat, daß aber die dann folgende Bewegung des Meeres in gewissen Zwischenräumen mehrere Tage hindurch, allmälig abnehmend, gewährt hat. Der Mittelpunkt scheint der

Vulkan von Santo Pedro de Atacama gewesen zu sein. Die Fluthwelle hat die Westküste von Amerika von Ancud auf der Insel Chiloë (42 Grad südlicher Breite) bis zur mexikanischen Küste getroffen, wo sie in Acapulco (17 Grad nördlicher Breite) bis auf die Plaza de Armas inmitten der Stadt geworfen worden ist. Das ergibt eine Breitenerstreckung über mehr als 59 Grade oder 885 geographische Meilen. In der Längenrichtung reichte die Erderschütterung östlich bis nach La Paz. Die Meeresbewegung hat sich bis nach den Sandwichs-Inseln erstreckt, wo sie am 10. Mai um 4 Uhr früh unter gleichzeitig starker Thätigkeit des Vulkans von Killaneo das Land überschwemmt hat.

Ueber den Verlauf der Erscheinung in Antofagasta (23 Grad 41 Min. südlicher Breite) findet sich eine besonders eingehende Mittheilung, die ich bei dem Interesse, welches Du dem Gegenstande widmest, in den Hauptzügen vorlege. Sie besagt: „Am 9. Mai Abends 8 Uhr 30 Minuten begann die Erde zu schwanken, erst langsam, dann allmälig stärker bis zu dem Punkte, daß die Gebäude sich beugten wie Rohr; die Erde schien zu weichen unter den Pflanzen, und das Knarren der Bäume, das Zusammenschlagen der Glocken und das Jammern, Wehklagen und Beten derer, welche um Erbarmen flehten, war schrecklich, um die Sinne zu verlieren. Kein Geräusch ging voran, wie dies sonst gewöhnlich der Fall ist. Die Schwankung war plötzlich und anscheinend von Norden nach Süden. In den Kaufläden und Häusern blieb nicht eine Flasche, nicht ein Krug ganz in den Schränken; alles lag am Boden, in Stücke zerbrochen. Die Dauer wurde von denen, die etwas Besinnung behielten, auf 2—3 Minuten geschätzt. Kaum hatten die Bewohner des Ortes wieder Athem schöpfen können, so ertönte ein furchtbarer Schrei: „„Das Meer, das Meer kommt!““ Das Meer von Antofagasta, das sonst immer stürmisch und bewegt

ist, war bis jetzt ohne Bewegung geblieben; aber plötzlich stürzte sich eine ungeheuere Welle über die ersten Gebäude, welche längs der Küste stehen, und riß sie weg, Boote und andere Fahrzeuge wurden bis auf die Plaza de Armas der Stadt geworfen. Das Beben war vorher im Hafen länger als fünf Minuten durch Schwanken der Schiffe empfunden worden; einige Minuten nachher zog sich das Meer zurück, indem es den ganzen Innenhafen trocken ließ und die unter Wasser liegenden Felsen, welche ihm als Barre dienen, entblößte. Dann folgte der Rückfluß, der eine Strömung erzeugte mit einer Schnelligkeit von acht Miles in der Stunde; er warf sich auf das Land in einer vertikalen Höhe von drei Meter über die gewöhnliche Fluth. Der Kompaß erfuhr minutenlang nach dem Erdbeben eine Ablenkung Nordwest von einer Cuarta mehr oder weniger. Das Barometer sank plötzlich über 0,002 Meter; die Luft war heißer als in den Augenblicken vor dem Erdbeben. Die Sturzwelle war nicht gleich denjenigen, welche der Wind erzeugt, sondern eine plötzliche Erhebung des Wassers, die das Bleiloth auf 3,5 Meter angab, und bewegt in mächtigen Strömungen in der Richtung von West nach Ost und wechselweise. Die Strömungen wechselten alle zehn Minuten. Die Erschütterung, welche an Bord durch das Anschlagen des Wassers hervorgebracht wurde, ähnelte der bei starkem Schleifen des Schiffes über felsigen Grund."

Auch in der Bucht von Mejillones erreichten die Wellen eine Höhe von 11,5 Fuß über das gewöhnliche Niveau, alles niederreißend, was entgegenstand.

Zur Zeit ist von den Folgen dieses gewaltigen Naturereignisses in Antofagasta nichts mehr wahrzunehmen. Auch im Kriege ist es gut weg gekommen. Die Chilenen besetzten es unmittelbar nach der Kriegserklärung (am 14. Februar 1879) und haben es nicht wieder verlassen. Es wurde zwar von der peruanischen Flotte bald darauf beschossen, jedoch ohne

daß sonderlich Schaden angerichtet wurde, da die meisten der geworfenen Bomben ohne Ladung waren.

Am anderen Tage (2. Mai) ging es weiter gegen Süden nach dem letzten Zwischenhafen, dem von Tortoralillo, wo die Uarda noch eine Ladung von Kupferbarren erwartete. Die Küste erschien auch hier, soweit sie in Sicht kam, öde, der Himmel war meist bedeckt, die Temperatur sank bis auf 13 Grad R. Ein kleines Vögelchen in der Größe einer Lerche, das vom Lande abgekommen war, begleitete flatternd stundenlang das Schiff; bisweilen versuchte es auf einer der Spieren auszuruhen, bei jedem Laute oder jeder Annäherung flog es scheu wieder ab, obwohl ihm kein Leid geschehen wäre. Außer dem armen Thierchen war nichts Lebendes zu sehen.

Tortoralillo, das wir am 4. Juni früh erreichten, ist, wenn möglich, noch grauer und unfruchtbarer als Antofagasta. Es besteht aus einem ausgedehnten Kupferschmelzwerke der Gebrüder Vicuña aus Valparaiso, mit den dazu gehörigen Arbeiterwohnungen, und aus zwei kleinen, mehr nach dem Innern liegenden, gleichartigen Werken. Die letzteren waren zur Zeit außer Thätigkeit, während die sechs Schornsteine des Vicuña'schen Werkes schwere Rauchsäulen entsendeten, die der Wind in langen Schwaden über die See trug. Die reichen Erze werden per Maulthier aus dem Innern gebracht; doch wird nur Kupferregulus gewonnen. Das große Werk, das etwa 200 Arbeiter beschäftigt, steht unter der Leitung eines in Chile geborenen Deutschen, der seine Studien in Deutschland gemacht hat und der nun seit fünf Jahren allein hier haust, ohne jeden Verkehr, außer mit den Kapitainen der passirenden Schiffe und außer gelegentlichen Geschäftsreisen nach Valparaiso. Ich bestieg einen der Hügel, an deren Abhange das Werk liegt. Das Einzige, was dem Boden entsproß, waren Kaktus und Nachtschatten. In solcher Umgebung muß das Leben hart sein; doch hatte die Gewohnheit es dem jungen Ingenieur

so erträglich gemacht, daß er nicht daran dachte, sich zu beklagen.

Mit weiteren 80 Tons Kupfer im Leibe dampfte die Uarda am Abend wieder hinaus auf das offene Meer, das ein steifer Wind etwas unwirthlich machte. Jedoch wurde nicht nur die Küste grüner, je mehr wir Valparaiso uns näherten, auch der Himmel klärte sich am Nachmittage des 5. Mai und war gnädig genug, den Aconcagua, den mächtigsten Berg der südlichen Kordilleren (6835 Meter) in unverhüllter Majestät zu zeigen. Er erschien, als die Sonne unterging, über den vorderen Bergreihen, an welchen die Wolken niedergegangen waren wie eine Riesenfeste mit Mauern und Zinnen, welche tiefroth in den Sonnenstrahlen aufglühten. Es wurde jedoch nochmals Abend, ehe Valparaiso sich zeigte, und zu spät, als daß wir noch in den inneren Hafen hätten gelangen können. Wir mußten vielmehr draußen warten, thaten es aber auch gern, da die Stadt mit ihren unzähligen Lichtern im weiten Halbrund amphitheatralisch aufsteigend in der klaren Mondnacht ein Bild gewährte, an dessen Anblick man sich wohl erfreuen konnte.

XXXVIII.

Valparaiso. — Die Quinta in den Zorras. — Straßenleben. — Oeffentliche Denkmäler. — Arturo Pratt. — Der Krieg zwischen Chile und Peru. — Ursachen desselben. — Zwistigkeiten mit Bolivia. — Besetzung von Antofagasta. — Erklärung des Krieges an Peru. — Seekrieg. — Gefechte bei Dolores und Tacna. — Absetzung der Präsidenten von Peru und Bolivia. — Schlacht bei Tacna. — Einnahme von Arica. — Versuche zur Vermittelung des Friedens. — Kampagne von Lima. — Einnahme von Lima. — Schwierigkeiten des Friedensschlusses.

Valparaisa, Mai 1881.

Valparaiso zögerte am Morgen etwas, ehe es sich sehen ließ; es hatte sich einen leichten, weißen Nebel wie ein Nachtgewand übergelegt und schien darunter einen langen Morgenschlummer zu halten. Die Uarda war schon früher munter geworden und hatte kurz nach 7 Uhr bereits ihren Ankerplatz dicht an der Stadt erreicht. Der Nebel hatte sich in einen starken Thau niedergeschlagen und die Stadt, sowie der Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen lagen nun im Schein der siegreichen Morgensonne.

Valparaiso ist nicht wie andere spanische Städte, obwohl es alten Ursprungs ist; das Terrain hat die Anwendung der üblichen Schablone nicht gestattet; vielmehr hat es sich auf einem schmalen Küstensaume einrichten müssen, welcher dem weiten Halbrund von Hügeln vorliegt, die in knapper Entfernung hinter dem Ufer zum Theil schroff und unvermittelt bis zur Höhe von 200—300 Metern aufsteigen. Das ging wohl in der spanischen Zeit, in welcher die Stadt sich besonderer Gunst nicht erfreute und mit aller Absichtlichkeit auf dem Standpunkte eines bloßen Ein- und Ausladeplatzes für San Jago, zu dessen Hafen es schon früh (1544) erklärt worden war, gehalten wurde. Frezier, der es 1712 besuchte, bemerkt, daß es aus nur 100 Häusern und 2 Klöstern bestand, die ohne Ordnung durcheinander lagen,

und von etwa 150 Familien bewohnt wurden. Seitdem ist es eine selbstständige Handelsstadt geworden, die bedeutendste an der ganzen Westküste, die in stetiger, aufstrebender Entwickelung für ihre circa 100 000 Einwohner mit dem engen Küstenstreifen sich nicht begnügen konnte, wie günstig auch für den Schiffsverkehr die lange Uferstrecke sein mochte. Es hat sich zunächst in der Länge ausgedehnt, soweit es anging, und es darin auf mehr als drei Kilometer gebracht. Dann hat es die Hügel, die hinter ihm sich erheben, erstiegen und Raum gewonnen, indem es in den zahlreichen Schluchten zwischen ihnen sich angesiedelt hat, oder auf Abhängen, die abgegraben wurden, oder auf der luftigen Höhe selbst. Als auch dies für die Geschäftsbedürfnisse nicht mehr reichte, hat man begonnen die Erde der Hügel ins Meer zu schütten und auf dem so verbreiterten Strande Raum für neue Straßen geschaffen, deren Grund und Boden zu den geschätztesten gehört. So liegt denn jetzt die Stadt halbmondförmig um die ganze Bay herum wie auf einem großen Amphitheater, das nach der Arena des Hafens schaut, auf welchem die Schiffe aller Nationen ihren unblutigen Wettstreit kämpfen und von welchem aus sie selbst ein reiches und prächtiges Bild gewährt, zumal im jungen Morgenlichte. Das Paradies würde ich mir allerdings anders denken. Doch soll es auch anders hier gewesen sein, als der alte Juan de Saavedra im Jahre 1535 den ersten Grund der Stadt legte. Palmen und immergrünes Gebüsch sollen damals die Küste bedeckt und den Platz wohlgefällig gemacht haben; deshalb legte er ihm den Namen seines Heimathortes in Kastilien, an welchen er durch die Lieblichkeit der Küste erinnert worden sein soll, bei.

Durch die Hügelkette ist die Stadt zwar vor dem starken Andrange der Südwest- und Westwinde geschützt, dagegen liegt sie gegen Nord-Nordost bis West-Nordwest offen und daher den Nord- und Nordwestwinden ausgesetzt, die insbesondere in der Zeit von Juni bis September stark wehen und dann bisweilen

den Schiffen im Hafen sehr unbequem werden. Den frischen Winden, die sie in der einen oder anderen Jahreszeit durchwehen — es soll in Valparaiso immer Wind sein —, wird beigemessen, daß die Stadt von dem gelben Fieber, der Cholera und ähnlichen schlimmen Gästen bisher frei geblieben ist.

Wie Du weißt, lebt mir in Valparaiso ein Freund, den ich vor Jahren in Berlin gewonnen habe. Von meiner Ankunft unterrichtet war er an Bord gekommen und führte mich nun in sein Landhaus (Quinta), das in den Zorras liegt, einem ansteigenden Thale mit vielen kleinen Nebenthälchen, durch welches die Landstraße nach San Jago führt, etwa $^3/_4$ Stunde von der Stadt. Auf einer Hügellehne an einer Schlucht, durch welche ein frisches Bächlein fließt, mitten in einem Garten, in welchem trotz des nahenden Winters unter sorglicher, gärtnerischer Pflege noch zahlreiche Blüthen dufteten, hat diese Quinta eine Lage, die schon eher paradiesisch genannt werden könnte. Darin ein glückliches Familienleben, blühende Kinder — es war nicht schwer heimisch zu werden und doppelt angenehm nach so langer Seefahrt. Mit dem Gastfreunde, der seit vielen Jahren hier lebt und wirkt und in erfolgreicher Thätigkeit das Land gründlich kennen gelernt hat, fuhr ich täglich zur Stadt, er zu den Geschäften, die er übrigens behufs der Rückkehr ins Vaterland bald aufzugeben gedenkt, ich zum Flaniren oder Studiren. Daheim gab es dann heitere Zeit im Spiel mit den Kindern oder in anregenden Gesprächen, wenn Landsleute aus der Stadt oder der Nachbarschaft zu Besuch kamen. Wie schön war es auch, am Morgen aus dem offenen Fenster zu sehen, wenn an einem blühenden, geißblattartigen Schlinggewächs, das sich gegenüber an der Wand zum Dache hinauf rankte, ein Kolibripärchen sein Frühstück einnahm, oder einen Spaziergang über die waldigen Hänge der Hügel zu machen, auf deren Höhe ein frischer Seewind wehte, und von denen die freundlichen

Landhäuser, die in den zahlreichen Seitenthälern sich erstrecken, sichtbar wurden. Wie schnell flogen die Tage!

Die Lage von Valparaiso bedingt, daß sie wenige, aber langgedehnte Hauptstraßen hat, die sich dem Ufer einerseits, dem Fuße der Hügel andererseits anschmiegen und daher nicht gerade laufen. In ihnen bewegt sich hauptsächlich der Verkehr, den Tramways in der ganzen Länge der Stadt vermitteln. Die Unternehmer machen, da die Ausdehnung der Stadt zur Benutzung zwingt, ein glänzendes Geschäft, indessen erst, seit sie den Preis von 10 Centavos auf die Hälfte herabgesetzt haben; vorher waren sie dem Bankerott nahe. Die Längsstraßen durchschneiden kurze Querstraßen, die bis an die Hügel führen, von denen die Cerros Allegre und de la Koncepcion am meisten bewohnt sind, oder in die schmalen Schluchten hinein, welche in die Wände der Cerros eingewaschen sind. Die Stadt hat wenig hervorragende Gebäude, und was an öffentlichen Gebäuden etwa zu nennen wäre, ist mit Ausnahme von einigen alten Kirchen modern. Dafür bewegt sich in den Straßen ein stets reger Verkehr, der besonders lebhaft in dem der See zunächst liegenden Theile, dem sogenannten Puerto fluthet. Indessen glaubt man kaum in einem spanisch redenden Lande zu sein. Die Mehrzahl der Firmen ist deutsch oder englisch, und beide Sprachen werden auf der Straße vorherrschend gesprochen. Das internationale Wesen macht sich auch in der Tracht geltend. Bei den Frauen ist zwar der Manto auch hier in Gebrauch, jedoch wenig dicht, daneben aber sind es, anders als in Lima, auch kecke Rembrandt=Hüte und andere rad= und sattelartige Hüte, besonders am Nachmittage, wo die europäischen Damen ausgehen.

Von öffentlichen Denkmälern prägt sich der Erinnerung das des Lord Cochrane, Grafen Dundonald, auf der Plaza de la Intendencia ein, eines ebenso kühnen wie geschickten englischen Seemanns, der, nachdem er in England unschuldig zum Pranger

verurtheilt war, als Admiral die chilenische Flotte während und nach dem Unabhängigkeitskriege kommandirte und die spanische Flagge aus dem stillen Ocean vertrieb. Er starb, nachdem er auch in Griechenland gekämpft hatte, nach seiner Restitution in England im Jahre 1860 als Admiral in hohen Ehren. Die Statue in Valparaiso errichtete nach seinem Tode die Dankbarkeit der Bürger, welche die Kosten durch eine Subskription aufbrachten. Zur Zeit hat Chile einen nationalen Seehelden in Arturo Pratt, der im ersten Abschnitt des Krieges mit Peru im Kampfe gegen den peruanischen Monitor Huascar bei Iquique das Leben verlor, aber hohen Ruhm gewann. Die chilenische Flotte, die von Iquique, der Hauptstadt der Provinz Tarapacá, abgegangen war, um Calláo zu blockiren, hatte vor Iquique nur zwei Schiffe zurückgelassen, die Esmeralda unter Pratt als Kommandanten und die Cavadonga. Von den überlegenen peruanischen Panzerschiffen Huascar und Independencia am 21. Mai 1879 angegriffen, nahmen die Schiffe den ungleichen Kampf auf, in dessen Verlaufe Pratt mit der Esmeralda an dem Huascar anlegte, um ihn zu entern. Als er, gefolgt von einem Offizier und einigen Leuten, auf den Huascar gesprungen war, trennten sich plötzlich die Schiffe, so daß ihm weitere Mannschaft nicht folgen konnte. Pratt wurde beim Vordringen gegen den Thurm mit seinen Begleitern denn auch baldigst getödtet. Die Esmeralda, nachdem sie noch eine volle Ladung abgegeben hatte, lehnte die Ergebung ab und versenkte sich mit der ganzen Besatzung ins Meer. Der Cavadonga dagegen gelang es durch ein geschicktes Manoeuvre die Independencia auf Klippen in seichtes Fahrwasser zu bringen, wo sie ihren Untergang fand. Dieser Hergang weckte in Chile große Begeisterung, die sich vornehmlich in Ehren für den gefallenen Kommandanten Pratt kund that. Noch heut sieht man, wenn man durch die Straßen von Valparaiso geht, in vielen Schaufenstern sein Bild, meist als Leiche auf dem Todtenbette. Man

begegnet seinem Namen in der Firma von Geschäften, die sich ihn beilegten, auch einer Straße, die nach ihm umgetauft wurde. Der erste Siegesjubel konnte sich hier wie anderwärts nicht genug thun, und auch hier wie anderwärts verstand die Reklame aus dem Patriotismus ein Geschäft zu machen.

Um mich nicht in Episoden des Krieges zu verzetteln, der immer wieder aufstößt, da er vermöge seiner weitreichenden politischen Bedeutung nicht bloß für Chile, sondern für die ganze Westküste Südamerikas das erste Epoche machende Ereigniß nach dem Kampfe ist, durch welchen die Unabhängigkeit von Spanien errungen wurde, will ich jetzt versuchen, Anlaß und Hergang des Krieges, soweit sie für den Fremden bereits erkennbar sind, zu skizziren.

Ueber die Ursachen hört man in Peru und Chile verschiedene Ansichten. Die Peruaner behaupten, daß Chile den Krieg bereits seit 1870 vorbereitet habe, und daß es dabei wesentlich von der Begierde getrieben worden sei, das Terrain von Mejillones in der Wüste von Atacama, nachdem daselbst Ertrag versprechende Guanolager aufgedeckt waren, in seine Gewalt zu bringen. In Chile dagegen gibt man die Absicht des Krieges der peruanischen Regierung Schuld, die bereits im Jahre 1873 mit Bolivia heimlich einen Vertrag geschlossen habe, der sich als Offensiv- und Defensiv-Vertrag charakterisirte und dessen Spitze gegen Chile gerichtet gewesen sei, und behauptet, daß demnächst eine planmäßige Verletzung der Rechte und Interessen chilenischer Staatsangehöriger ins Werk gesetzt worden sei, welche Chile endlich gezwungen habe, den Krieg zu erklären. Wenn danach Chile auch den Krieg thatsächlich begonnen habe, so sei es doch nicht der Urheber desselben. In Peru, wo in endlosen Revolutionen eine Regierung nach der anderen gestürzt zu werden pflege, habe der drohende Bankerott, welchen die finanzielle Mißwirthschaft und die Erschöpfung der Guanolager herbeigeführt, den Krieg als eine Chance erscheinen lassen, den

Schwierigkeiten der Lage vermöge der Siegesbeute Abhilfe zu schaffen.

Welche tieferen Absichten und Kombinationen auf beiden Seiten bei den leitenden Personen oder bei Gruppen von Interessenten auch immer bestanden haben mögen, den äußeren Anlaß zum Kriege haben die Streitigkeiten gegeben, welche an die Ausbeutung der Bodenschätze in Terrains von Peru und Bolivia durch chilenisches Kapital und chilenische Arbeitskräfte sich geknüpft haben.

Die Geschichte dieser Streitigkeiten ist etwas verwickelt.

Wie ich bereits in einem früheren Briefe erwähnt habe, hatte in den Jahren 1868 und 1878 die bolivianische Regierung auf dem Terrain zwischen dem 23. und 24. Breitengrade, welches Chile im Jahre 1866 unter Vorbehalt der Theilung gewisser Erträge daraus als zu Bolivia gehörig anerkannt hatte, eine hauptsächlich auf chilenisches Kapital gegründete Gesellschaft zur Gewinnung von Salpeter und Anlegung einer Eisenbahn bei Antofagasta koncessionirt. Diese Verleihung wurde, nachdem die Gesellschaft erhebliche Kosten für die Einrichtung aufgewendet hatte, durch ein Gesetz, das eine neue Regierung in dem an Revolutionen ebenfalls fruchtbaren Bolivia im Jahre 1871 erließ, für nichtig erklärt, die von der Gesellschaft erhobene Entschädigungsforderung jedoch im Jahre 1873 durch einen Vergleich erledigt. Ueber die Ausfuhrzölle, welche die Regierung von Bolivia von dem gewonnenen Salpeter, angeblich gegen den Vertrag von 1866 erhob, entstanden neue Differenzen mit Chile, die durch einen neuen Vertrag im Jahre 1874 dahin beglichen wurden, daß zwar die Souverainetät Bolivias über das zwischen dem 23. und 24. Breitengrade gelegene Land von Chile wiederholt anerkannt wurde und ebenso die Berechtigung, auf Salpeter Ausfuhrzölle zu legen, daß jedoch die chilenischen Unternehmer 25 Jahre hindurch von höheren Abgaben als den bisher erhobenen frei

bleiben sollten. Der Beweggrund für diese Abmachung auf Seiten Chiles scheint gewesen zu sein, daß es bisher von den Erträgen der Ausbeutung, welche nach dem Vertrage von 1866 getheilt werden sollten, nichts erhalten und auch keine Aussicht hatte, in Zukunft etwas zu bekommen. Auch dieser Vertrag sicherte nicht vor neuem Streite. In Bolivia wurde 1878 ein Gesetz angenommen, welches dem im Jahre 1873 mit der Gesellschaft von Antofagasta geschlossenen Vergleiche die bisher von der Legislatur nicht ertheilte Genehmigung nur unter der Bedingung ertheilte, daß von jedem Centner Salpeter ein Ausfuhrzoll von 10 Centavos gezahlt würde und zwar ohne Unterschied der Nationalität der Producenten und daß dieser Zoll auch für den seit 1873 ausgeführten Salpeter nachgezahlt werden sollte. Chile widersprach im Interesse seiner Staatsangehörigen diesem Zolle auf Grund des Staatsvertrages von 1874, mit welchem er in Widerspruch stand, und erklärte, als der Protest unwirksam blieb, den Vertrag von 1874 für hinfällig und zwar auch in Bezug auf die Anerkennung der Souverainetätsrechte von Bolivia über das streitig gewesene Territorium. Bolivia antwortete damit, daß es den mit der Gesellschaft von Antofagasta geschlossenen Vertrag, beziehentlich die ihr ertheilte Konzession, für ungültig erklärte und die von ihr angelegten Salpeterwerke für den Fiskus zurücknahm. Die Arbeiten mußten eingestellt, die Werke sollten für fiskalische Rechnung versteigert werden. An dem für die Versteigerung bestimmten Tage (14. Februar 1879) landete Chile, das einige Kriegsschiffe bei Erhebung des Protestes vor Antofagasta gelegt hatte, Truppen daselbst, welche den Ort besetzten und die Versteigerung hinderten. In La Paz hatte der chilenische Gesandte wegen des Bruchs des Vertrages von 1874 seine Pässe verlangt und das Land verlassen. Bolivia verfügte darauf die Ausweisung aller Chilenen und die Konfiscirung ihres Vermögens, wonächst die chilenischen Truppen nach einem un-

bedeutenden Kampfe Calama einnahmen und die chilenische Flotte sich der bolivianischen Küste bis an die Grenzen von Peru (22 Grad südlicher Breite) bemächtigte.

Dies war Anlaß und Anfang des Krieges mit Bolivia.

Peru bot in diesem Stadium den Streitenden seine Vermittelung an, die von Bolivia angenommen wurde. Chile, das von dem heimlichen Bündnißvertrage zwischen Bolivia und Peru inzwischen Kenntniß erhalten hatte, verlangte dagegen, daß Peru sofort sich verpflichtete, in dem bevorstehenden Kriege neutral zu bleiben und erklärte, als dies abgelehnt wurde, auch gegen Peru den Krieg (4. April 1879).

Die tieferen Ursachen des Zwistes reichten allerdings auch hier weiter zurück und lagen ebenfalls wesentlich in der Kränkung von Privatinteressen.

Wie bei Antofagasta auf bolivianischem Gebiete, so hatten in der südlichsten Provinz von Peru, Tarapacá, chilenische Unternehmer ebenfalls Salpeterlager aufgefunden und mit chilenischen Arbeitern und mit chilenischem Kapital die Ausbeutung unternommen. Sie entrichteten dafür einen bedeutenden Ausfuhrzoll. Unmittelbar nachdem Peru den Bündnißvertrag mit Bolivia geschlossen hatte (6. Februar 1873), erklärte es durch Gesetz den Salpeter in Peru als Monopol der Regierung. Den Producenten sollten 12 Pesos für den Centner gezahlt, die heimliche Ausfuhr sollte mit Konfiskation bestraft werden. Da der Termin für den Beginn der Wirksamkeit dieses Gesetzes nur zwei Monate war, beeilten sich die Producenten vorher, was möglich war, zu exportiren und brachten durch die Menge des Angebots ein Heruntergehen des Preises zu Wege, welches die Regierung des erwarteten Profits beraubte. Diese beschränkte nun die Produktion auf den Höchstbetrag von 4 500 000 Centnern, erreichte aber auch damit nicht ihren Zweck, weil nun die Werke in Antofagasta stärker betrieben wurden und auch in Chile neue Lager aufgedeckt worden waren. Die peruanische

Regierung entschloß sich daher sämmtliche Salpeterwerke anzukaufen; sie nahm zur Ausführung des Vorhabens eine Anleihe von sieben Millionen £ auf und drängte gleichzeitig durch Auflegung höherer Ausgangszölle die widerwilligen Eigenthümer zur Fügsamkeit. In der That ließ sich ein Theil der letzteren unter drückenden Bedingungen zur Veräußerung bestimmen, jedoch hielt die Regierung nicht einmal diese Bedingungen, so daß die Besitzer nichts oder nur wenig erhalten haben. Der Verlust traf auch hier vorwiegend chilenische Unternehmungen. Daß diese mißachteten und gekränkten Interessen in Chile sich geltend machten und daß sie, um Genugthuung zu erlangen, offen und im Stillen auf den Krieg drängten, ist an sich erklärlich und ist daher auch wohl glaubhaft, daß die Erklärung des Krieges an Peru wenigstens theilweise durch ihren Einfluß herbeigeführt worden ist.

In dem so ausgebrochenen Kriege lassen sich drei Abschnitte unterscheiden. Zunächst, nachdem die chilenischen Truppen das bolivianische Küstengebiet ohne erheblichen Widerstand besetzt hatten, bekämpften sich bis in den November 1879 hinein nur Chile und Peru und zwar ausschließlich zu Wasser. Die peruanische Flotte zeigte im Beginne dieser Operationen eine entschiedene Ueberlegenheit, welche sie vornehmlich der Stärke und Schnelligkeit ihrer Panzerschiffe verdankte, namentlich des nach einem alten Inkafürsten benannten Huascar, der, von dem kühnen und geschickten Kommandanten Grau geführt, eine Art Rolf Krake war. Sie fügten dem chilenischen Handel empfindlichen Schaden durch Wegnahme und Zerstörung von Schiffen zu und nahmen auch einige kleinere chilenische Kriegsfahrzeuge mit Truppentransporten. Nach dem Gefecht mit den chilenischen Schiffen Esmeralda und Cavadonga am 21. Mai 1879, bei welchem Arturo Pratt den Tod fand und die Esmeralda unterging, beschoß der Huascar Antofagasta und nahm dann seinen Weg durch die chilenischen Schiffe hindurch nach Calláo zurück.

In Chile gab man, die Unzulänglichkeit und Schwäche der Marine erkennend, zunächst die bisher aufrecht erhaltene Blockade von Iquique auf und schritt zu einer Reorganisation der Flotte, welche den Sommer in Anspruch nahm. Nach deren Durchführung gelang es den Chilenen durch eine Theilung ihrer Flotte die peruanischen Panzer bei Angamos zum Kampfe zu bringen und den Huascar kampfunfähig zu machen, so daß er sich, nachdem sein tapferer Kommandant im Drehthurm getödtet war, ergeben mußte. Mit diesem Siege, der für Chile eine Sicherung seines Handels zur See und eine Verbesserung seines Kredits in Europa zur Folge hatte, war das maritime Uebergewicht Perus soweit gebrochen, daß seine Flotte fortan nicht mehr in den Kampf trat, sondern während des weiteren Krieges sich in dem Hafenbassin von Calláo unter dem Schutze der dortigen Befestigungen hielt.

Während des Sommers hatte sich die peruanische Armee unter Präsident Prado mit der bolivianischen bei Iquique und Arica vereinigt, während Chile, das langsam, aber mit Umsicht und unter Benützung aller besten Hülfsmittel rüstete, seine Truppen unter General Escuela bei Antofagasta sammelte; die Alliirten waren etwa 18—20 000, die Chilenen 15—16 000 Mann stark.

Anfang November traten die letzteren, indem sie in dem zwischen Arica und Iquique gelegenen Hafen von Pisagua landeten, in Aktion und eröffneten damit den zweiten Abschnitt des Krieges. Sie schlugen die Alliirten bei Dolores (19. November) und nöthigten sie Iquique zu räumen. Ein weiterer Kampf bei Tarapacá nordwestlich von Iquique (27. November) brachte der chilenischen, numerisch schwächeren Armee schwere Verluste; doch zogen sich auch die Alliirten zurück, so daß bis Ende des Monats November die chilenischen Truppen die Provinz Tarapacá völlig in Besitz nehmen konnten. Der Präsident Prado legte nunmehr „aus Gesundheitsrücksichten“ den Ober=

befehl über die verbündete Armee nieder, der in Folge dessen und gemäß voraus getroffener Uebereinkunft auf den Präsidenten von Bolivia, den General Daza, überging; er schiffte sich bald darauf nach Lima ein, wo sein Mangel an Erfolg und das Vordringen der Chilenen Unruhen hervorgerufen hatten, welche dem Bestande seiner Gewalt Gefahr drohten. Die Besorgniß war begründet. In Lima hatte Don Nicola de Pierola, ein altgeübter Konspirador, der seit 1878 in Europa gewesen war, sich bei Beginn des Krieges eingefunden und, nachdem er eine militairische Stellung erhalten, sie benützt, um den Sturz Prados herbeizuführen und sich selbst an die Gewalt zu bringen. Prado absentirte sich (18. Dezember), wie Einige glauben machen wollen, unter dem Drucke sein Leben gefährdender Bedrohung von Seiten Pierola's und ging auf einem englischen Schiffe nach Panamá, indem er in einer Proklamation als Grund seiner Abreise angab, daß er im Auslande Schiffe und Waffen zur weiteren Vertheidigung des Vaterlandes kaufen wollte. In Lima gab es einen Straßenkampf, da der alte Vizepräsident Widerstand leistete. Jedoch wurde er zur Abdankung genöthigt und Pierola zum Diktator ausgerufen. Seine ersten Regierungshandlungen waren Abfassung einer Konstitution von 12 Artikeln, welche alle Gewalt in seine Hände legte, und die Vernichtung seines Gegners Prado, den er nicht bloß seiner Aemter und Würden, sondern auch der bürgerlichen Rechte für verlustig erklärte.

Aehnliches geschah in derselben Zeit in Bolivia. Schon bevor Daza den Oberbefehl übernommen, waren in der verbündeten Armee sowohl zwischen den Führern als den Truppen Zwistigkeiten ausgebrochen, die aus Eifersucht und Mißgunst hervorgingen; sie verschärften sich nach dem Gefechte bei Tarapacá. Die Peruaner ziehen die Bolivianer der Feigheit und des Verraths, und diese gaben den Vorwurf zurück. Daza besaß weder Charakter noch militairische Tüchtigkeit und beim

Mangel beider keine Autorität. Die Führer seiner eigenen Truppen verbanden sich, um ihn des Oberbefehls zu entheben; gleichzeitig wurde in La Paz seine Absetzung ausgesprochen und es blieb ihm nichts übrig, als denselben Weg wie Prado zu nehmen und über Panamá nach Europa zu gehen. An seine Stelle trat der General Campero.

Indessen waren die Chilenen nicht müßig; sie rückten weiter nach Norden vor und besetzten unter Umgehung der feindlichen Armee gegen den Schluß des Jahres (1879) Moquega. Sie standen nunmehr zwischen Lima und den Truppen der Alliirten, die sich in Tacna in befestigter Stellung konzentrirt hatten. Nach einem schwierigen Vormarsche entlang der Kordillere griffen sie hier den Feind an und schlugen ihn nach hartnäckigem Kampfe unter beiderseitigen harten Verlusten (26. Mai 1880). Der Sieg brachte ihnen die Besetzung von Tacna; doch hielten die Peruaner das südlicher gelegene, stark befestigte Arica noch besetzt. Es wurde, wie schon früher erwähnt, am 7. Juni 1880 von den Chilenen mit Sturm genommen und die gesammte Besatzung getödtet oder gefangen.

Chile hatte nunmehr das peruanische Gebiet südlich vom Ilo in seiner Gewalt, es beherrschte die See und blockirte (seit dem 10. April 1880) Calláo derart, daß zugleich die Verbindung zwischen Calláo und Lima im Bereiche der Geschütze seines Geschwaders lag. Man nahm in Chile an, daß der Krieg nunmehr zu Ende gehen und Peru sich geben würde. Durch die Besitznahme von Tarapacá und fast aller Guanolager, sowie durch die Einnahme oder Blockade fast aller Häfen waren seine finanziellen Hülfsquellen trocken gelegt; es war außer Stande eine Anleihe im Innern oder auswärts zu kontrahiren; der Werth des Piaster im Wechsel auf Europa war auf 5—6 Pence (0,50—0,55 Mark) gesunken; eine schwere Krisis vernichtete oder erschütterte den Handel. Gleichwohl täuschte jene Erwartung. Der peruanische Diktator hatte alle

vor dem Jahre 1879 eingegangenen Schuldverbindlichkeiten des Staates für nichtig erklärt und versuchte die fehlenden Mittel durch neue Steuern zu beschaffen. Gleichzeitig wurden alle Bürger von 16—60 Jahren unter die Waffen gerufen ohne Unterschied des Standes oder der Beschäftigung, mit alleiniger Ausnahme der Geistlichen, Aerzte und Apotheker, und bei Vermeidung harter Strafen zu täglichen Uebungen genöthigt. Zur Hebung des Muthes verbreitete die Presse falsche Nachrichten; die Einnahme von Arica wurde auf Verrath eines peruanischen Offiziers geschoben, der dem Feinde den Plan der Befestigungen und der Minen des Platzes verkauft haben sollte; man predigte den Krieg bis aufs Messer gegen die einbrecherischen Horden und trat mit kühnen Worten ein, wo die Kühnheit im Handeln abging. In diesem Sinne wurde auch die ausländische Presse bearbeitet und zu gewinnen versucht, um den Chilenen ungünstige Nachrichten zu verbreiten.

Stiller und, wie die Chilenen selbst anerkennen, würdiger ging es nach der Einnahme von Arica in Bolivia zu. Campero kehrte nach La Paz zurück und wurde trotz der Niederlage, welche er erlitten hatte, als Präsident bestätigt. Man beschloß zwar auch hier demnächst die Fortsetzung des Krieges und erließ geharnischte Proklamationen; jedoch blieb es dabei. Die bolivianische Armee ist im weiteren Kampfe nicht mehr in Aktion getreten.

Versuche, Frieden zu stiften, die England im Beginne des Krieges gemacht hatte, waren in Peru ablehnend behandelt worden. Sie wurden nach der Einnahme von Arica durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgenommen und von Chile auf der Grundlage acceptirt, daß das von seinen Truppen okkupirte Terrain von Antofagasta und Tarapacá dem chilenischen Staate einverleibt würde. Die Verhandlungen, welche zu diesem Zwecke unter Leitung des amerikanischen Gesandten Mr. Osborne gepflogen wurden, hatten jedoch keinen Erfolg.

Um einen Druck auf Peru zu üben, schritt Chile nunmehr auch zur Einnahme des nördlichen Theiles des Landes und sendete Expeditionen dorthin aus, welche die bedeutenderen Plätze besetzen und durch Abschneidung der noch verbliebenen Hilfsmittel, durch Erhebung von Kontributionen und durch Zerstörung von Staatseigenthum der Regierung und Bevölkerung in Lima den Ernst der Lage und die Nothwendigkeit des Friedens klar machen sollten. Bei der Ausführung wurde mit großer Härte verfahren. In Chimbote wurde das Zollhaus verbrannt, in Payta die Eisenbahn und das Wagenmaterial zerstört und, als die verlangte Kontribution nicht geleistet werden konnte, wurden die Waarenvorräthe im Zollhause weggenommen und dieses selbst, sowie das Präfekturgebäude und die Eisenbahnstation in Brand gesteckt. Auch von Privaten wurden Kontributionen gefordert, und wenn nicht gezahlt wurde, ihr Eigenthum an Fabriken und Pflanzungen verbrannt und zerstört. Dabei waren die Eigenthümer in der üblen Lage, daß Pierola von Lima aus Konfiskation aller Güter derjenigen dekretirte, welche dem chilenischen Zahlungsbefehl Folge leisteten. Trotz alledem legte die Regierung in Peru sich nicht zum Ziele, und die chilenische Heeresleitung mußte sich entschließen, um den Widerstand in Lima zu brechen, den entscheidenden Kampf um die Hauptstadt zu führen.

Diese Kampagne von Lima, der dritte Abschnitt des Krieges, wurde im November und Dezember 1880 vorbereitet, indem die Chilenen von Arica aus in drei Abtheilungen sich einschifften, zunächst Pisco, später Ica besetzten und, nachdem sie eine mühevolle Landung unterhalb Lima ohne Störung durchgeführt hatten, sich bis an den Lurin vorschoben. Die entscheidenden Schlachten, welche hierauf im Januar 1881 bei Chorillos und Miraflores geschlagen wurden, brachen die peruanische Macht, wenigstens im Felde, völlig, wie ich des Näheren bereits beschrieben habe, und ließen Lima ohne Schutz. Der

Diktator verließ noch am Abend des Kampfes von Miraflores die Hauptstadt, die sich selbst überlassen war, und floh nach den Kordilleren. Damit war der Krieg thatsächlich entschieden.

Um die Hauptstadt zu sichern legte sich noch am Tage der Flucht des Diktators das diplomatische Corps ins Mittel. Es kam eine Vereinbarung mit den städtischen Behörden zu Stande, wonach chilenische Truppen binnen 24 Stunden einrücken sollten; jedoch erfuhr die Stadt in der Zwischenzeit noch eine harte Prüfung. Von den Truppen, die in voller Auflösung geflohen waren, kamen marodirende Banden nach Lima, die zusammen mit dem Pöbel sich den ärgsten Excessen überließen, ähnlich, wie dies gleichzeitig in Calláo geschah. Die Kaufläden der Chinesen, die auch in Lima ihr eigenes Quartier haben, sowie mehrere italienische Magazine wurden erbrochen und geplündert, viele davon in Brand gesetzt; die Besitzer, die sich widersetzten, wurden ermordet. Mehr als 300 Chinesen und andere Einwohner sind in dieser Nacht in den Straßen massakrirt worden. Die Feuerwehr, welche sich sammelte, um die Brände zu löschen, wurde durch Schüsse angegriffen, die Mordbrennerbande legte Feuer an die Spritzen und zerschnitt die Wasserschläuche. Am Morgen endlich traten die ausländischen Kolonisten zusammen und organisirten eine Schutzwehr, nachdem der Mayor, der sich die Nacht über tapfer vertheidigt hatte, sie mit Waffen versehen, und vertrieben die Marodeure nicht ohne Opfer von beiden Seiten. Der Schaden, der durch die Plünderung und den Brand entstand, wird auf mehr als sechs Millionen Pesos geschätzt. Als die Chilenen einrückten, fanden sie die Stadt so weit beruhigt, daß eine weitere Störung nicht mehr stattfand; ihre energischen Maaßregeln hielten hier wie in Calláo auch weiterhin die Ordnung aufrecht.

Pierola versuchte in Canta sich zu halten und die Armee zu reorganisiren, ging aber, als dies nicht gelang, über die Kordilleren nach Jauja; die Truppen, soweit sie nicht gefangen

waren, zerstreuten sich im Lande; die Gefangenen wurden gegen das Versprechen, nicht mehr die Waffen gegen Chile zu führen, entlassen.

Schwerer fast als den Krieg zu führen ist es für Chile den Frieden zu finden. Es hält Lima und andere wichtige Punkte des Landes besetzt, es bewacht die Häfen und beutet das Eigenthum des Staates sowie dessen anderweite Hilfsquellen für sich aus; es findet aber Niemanden, mit dem es einen Vertrag über einen Frieden schließen könnte, welcher den Krieg beendete und ihm dessen Früchte sicherte. Mit Pierola zu verhandeln lehnten die Chilenen ab, weil er sich dessen durch den Bruch des Waffenstillstandes unwürdig gemacht hätte. Zwar wurde später eine provisorische Regierung unter Garcia Calderon gebildet, sie fand aber in den Provinzen Widerstand und löste sich deshalb auf. Auch auswärtige Staaten, insbesondere die Vereinigten Staaten von Nordamerika, haben Anstrengungen gemacht und setzen sie fort, den Zustand zu ändern, der Peru zerstört ohne Chile zu befriedigen, doch haben sie bisher nichts erreicht. Es kann noch lange Zeit vergehen, ehe Peru sich soweit aufrafft, um einen Frieden einzugehen, der, wie hart auch die Bedingungen sein mögen, doch besser sein würde als die jetzige Lage, welche eine fast unheilbare Zerrüttung aller staatlichen Ordnung bedeutet.

Auch Chile könnte wohl von der Härte seiner Forderungen etwas nachgeben, um den Abschluß des Friedens zu erleichtern, wenn es neben dem materiellen Vortheile, den es erreicht hat und zu sichern sich bestrebt, den Gewinn in Anschlag brächte, den sein Staatswesen gemacht hat, indem es durch die Feuerprobe des Krieges hindurchgegangen und durch sie so gefestigt worden ist, daß es nirgend einen Feind zu fürchten hat; durch eine längere Dauer der Okkupation Perus und durch die Unsicherheit des Zustandes zwischen Krieg und Frieden könnte dieser Gewinn wesentlich beeinträchtigt werden. Nicht nur daß

die Besetzung des Landes Chile nöthigt, seine Armee auf einem Stande zu halten, der etwa sechs Mal größer ist als der Bestand bei Beginn des Krieges war, und daß, ganz abgesehen von den Kosten der Unterhaltung, die Peru aufbringen muß, dem eigenen Lande eine Menge von Arbeitskräften entzogen wird, die dort fehlen und nicht ersetzt werden können: es läuft auch Gefahr, daß der Geist der Ordnung und Redlichkeit, der bisher in der Verwaltung des chilenischen Staates mehr als in anderen südamerikanischen Republiken zu erkennen war, sich daraus verliere, wenn eine erhebliche Anzahl seiner Beamten und Offiziere in der mehr nach Willkür als nach gesetzlicher Ordnung geleiteten Sequestration Perus thätig bleibt und sich dort an eine regellose Amtsführung gewöhnt, mit welcher überdies reichlicheres Einkommen verbunden und die Gelegenheit gegeben ist, sich durch unkontrolirbare Mittel zu bereichern. Schon jetzt wird die Wahrnehmung gemacht, daß das peruanische Vorbild auf die dort thätigen Offiziales übel einwirkt, und daß ein bedenkliches Drängen der zurückgebliebenen sich zeigt, an den Vortheilen, welche in Peru zu gewinnen sind, Antheil zu nehmen.

In der That wünscht auch in Chile die öffentliche Meinung dringend den Frieden, wenngleich die vorher angedeuteten Erwägungen dabei nicht gerade Ausschlag gebend sind und wenn auch eine Neigung zur Nachgiebigkeit nicht bemerkbar ist; im Gegentheil fordert sie, wenn in Peru keine Vertretung des Landes sich finden lasse, mit der wirsam verhandelt werden könne, die Einverleibung des ganzen Landes, in dem durch den Erfolg gesteigerten Selbstvertrauen, daß Chile es zu verdauen im Stande sein würde. Für die weniger Anspruchsvollen ist das Minimum der Forderung die Abtretung der Provinz Tarapacá, mit der Begründung, daß dadurch allein Leben und Eigenthum der dort lebenden Chilenen gesichert werden, und daß darin, sowie durch die Machtvermehrung Chiles, eine Garantie für die Erhaltung des Friedens gewonnen würde,

daneben selbstverständlich noch Ersatz der Kosten des Krieges, zu welchem Chile provozirt worden, und der erlittenen Verluste.

Die durch den Krieg entstandenen Kosten, die im diesjährigen Etat auf etwa 47 Millionen Pesos berechnet werden, sind durch außerordentliche Einnahmen gedeckt worden, unter denen eine Emission von 30 Millionen Pesos Papiergeld figurirt. Nach der Ausgabe der ersten 12 Millionen Pesos im Jahre 1879 sank der Kurs während des Sommers auf 27 Pence (der Silberdollar 250 Gramm $^{9}/_{10}$ fein) und alle Baargeldcirkulation hörte auf; selbst die Scheidemünze wanderte aus. Doch änderte sich dies nach der Wegnahme des Huascar, mit welcher der chilenische Kredit im Kriege wie auf dem Geldmarkte stieg. Die Regierung vermochte dann den Krieg zu führen, ohne eine auswärtige Anleihe aufzunehmen und ohne die regelmäßige Verzinsung der Staatsschuld zu unterbrechen; nur die Amortisirung wurde zeitweilig suspendirt. Es kam ihr dabei sehr zu Statten, daß sie mit dem Vorrücken der Truppen in den Besitz ergiebiger Einnahmequellen der peruanischen Regierung gelangte, deren Beschlagnahme sie in den Stand setzte, nicht bloß die Ankäufe an Waffen, Schiffen und Ausrüstungsgegenständen baar und deshalb billiger zu bewirken, sondern auch die sonstigen Kosten des Krieges zum großen Theile zu decken. Zunächst nach der Einnahme von Tarapacá verkaufte sie den Salpeter aus den von Peru konfiszirten Werken durch Konsignation an auswärtige Handlungshäuser, indem sie zugleich den Producenten eine Erhöhung des Produktionspreises gewährte; später (1880) gab sie die Produktion frei und legte auf die Ausfuhr einen Zoll, dessen Ertrag auf jährlich 4 Millionen Pesos zu veranschlagen ist. Ebenso erhob und erhebt sie von dem Guano aus den Lagerstätten in der Provinz Tarapacá, dessen Ausführung auf Rechnung der Hypothekengläubiger sie gestattet, einen beträchtlichen Ausfuhrzoll und verkauft auf eigne Rechnung den Guano von den Inseln Lobos

und Afuéra im Norden, seit sie nach der Einnahme von Arica und der Blockirung von Calláo sich in den Besitz des nördlichen Litorale und jener ihm vorliegenden Inseln setzen konnte. Sie erhob endlich in den von ihr besetzten peruanischen Häfen unter dem Namen von Kriegssteuern Zuschläge zu den Waarenzöllen, die in Calláo, dem Haupthafen, anfänglich 35 Prozent des Werthes betrugen, mit der Maßgabe, daß chilenische oder in Chile naturalisirte Waaren entweder von den Zuschlägen frei blieben oder geringer belastet wurden, und daß Waaren bei der Verfrachtung von Calláo nach anderen peruanischen Häfen nochmals mit Zöllen belastet wurden, auch wenn sie bereits den Eingangszoll einmal entrichtet hatten. Ueberdies mußten die Zölle in Gold oder Silber gezahlt oder durch Hinterlegung guter Wechsel gesichert werden. Da die jährlichen Einnahmen aus diesen Intraden circa 8 Millionen Pesos betragen, so begreift sich, daß Chile den Unterhalt der Okkupationstruppen ohne Belastung seines Etats bestreiten kann, zugleich aber auch, welcher Druck auf dem okkupirten Lande lastet und wie sein Handel und Wohlstand darunter leiden müssen.

Ich habe mich so in diese Kriegsgeschichte hinein geschrieben, daß ich heute für friedliche Dinge, die ich in Valparaiso gesehen und die meinem Interesse eigentlich näher liegen, wie z. B. seinen Handel und die Verhältnisse der Deutschen, keinen Raum mehr habe. Ich muß mir vorbehalten, sie nachzubringen, wenn ich anderwärts Zeit finde, vielleicht von San Jago aus, wohin ich mich nunmehr bald aufmachen will, um die Hauptstadt der Republik zu sehen, auf welche die Chilenen so stolz sind.

XXXIX.

Von Valparaiso nach San Jago de Chile. — Lage und Bauart der Hauptstadt. — Straße, Plätze und Kirchen. — Der Kirchenbrand im Jahre 1863. — Der chilenische Kirchenstreit. — Socialer Einfluß des katholischen Klerus. — Gemischte Ehen. — Staatliche Toleranz. — Deutsche Kirche in Valparaiso. — Kirchliche Verhältnisse der Protestanten im Allgemeinen. — Schulwesen in Chile. — Elementarschulen. — Die Universität. — Geistliche Seminare. — Lyceen und andere höhere Lehranstalten. — Das Instituto Nacional. — Geistliche Kollegien. — Fachschulen. — Das naturwissenschaftliche Museum. — Aufwendungen für den Unterricht. — Deutsche Schulanstalten.

San Jago de Chile, Mai 1882.

Ich hatte es für meine angekündigte Reise nach San Jago besser als der alte Frezier, welcher bitter darüber klagt, daß es zwischen Valparaiso und San Jago keine Straße und kein Unterkommen gebe und daß er verschiedene Nächte höchst unbehaglich unter freiem Himmel habe kampiren müssen. Auf der Eisenbahn, die jetzt Valparaiso mit der Hauptstadt verbindet, genügen fünf Stunden, um die zwischenliegende Entfernung (163 Kilometer) zurückzulegen; sie ist allerdings auch noch nicht gerade alt, aber wer denkt, wo Eisenbahnen sind, jetzt daran, daß es jemals anders gewesen?

Die Bahn zieht sich aus Valparaiso zunächst auf einem schmalen Küstensaume nach Norden, ehe sie die Wendung in östlicher Richtung nimmt, in welcher San Jago liegt. Auf der Landseite treten die Hügel, mit kärglichem Gebüsche bedeckt, nahe heran; sobald das Terrain sich etwas weitet, zeigt sich Gemüsebau; in geschützten Senkungen, wo sie von dem harten Südwestwinde nicht getroffen werden, kommen einzelne Palmen zum Vorschein, befremdliche Nachbaren der Kohlköpfe, die weiter unten gedeihen, von deutscher Kultur Zeugniß gebend. Die auch in Europa heimischen Bäume, welche allmälig zahlreicher

auftreten, haben herbstlich gefärbtes Laub, da hier der Mai den Winter einleitet. Das Thal, in welches die Bahn ansteigend in einem Bogen eintritt, ist von sandigem Boden und wenig bebaut; die spärlich zerstreuten Ansiedlungen sind Lehmhäuser, mit Stroh bedeckt, selten mit Ziegeln oder Schindeln. Unter den Bäumen herrscht eine Weide vor, mit hängenden Zweigen, und die lombardische Pappel, die als Straßenbaum gezogen wird und streckenweis in dichten Reihen steif wie Staketen auch die Eisenbahn begleitet. Allmälig wird das Land grüner, Weideland, auf dem zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen, auch viele Pferde grasen. Der australische Eukalyptus hat auch hier seinen Einzug gehalten, vornehmlich in der Nähe von Ortschaften, die geschlossen zusammenliegen, nunmehr vielfach aus massiven, freundlich aussehenden Häusern bestehend. In Lailai werden Weintrauben und gebackene Fische in kleinen Körbchen ausgeboten. Darüber hinaus tritt die Bahn, nachdem sie einen langen Tunnel passirt, in ein ödes Thal und windet sich in demselben aufwärts, eine tiefe Schlucht durch die Brücke de los Maquis überspannend, um die Küstenkordillere zu ersteigen. Dies ist ihr in dem berühmten Einschnitte im Cerro Montenegro in Höhe von 2470 Fuß über dem Meere gelungen. Auch ihr Erbauer war Henry Meiggs, dessen Name, wie Du Dich erinnern wirst, an die Transandinische Bahn in Peru sich knüpft. Er vollendete sie 1853, nachdem vor ihm die englischen Ingenieure Wheelright und S. Allan Campbell die Strecke bis Quillota (1857) fertig gestellt hatten. Um Mittag ist die Höhe erreicht, und in langsamer Senkung gleitet der Zug in eine weite Ebene hinunter, die sich gleichmäßig ausdehnt, bis die ungeheuren Mauern der Andes darüber aufsteigen. Dicht an deren Fuße liegt San Jago.

Es wird wenige Städte geben, in denen die Gunst der Lage und des Klimas sich mit angenehmer Wohnlichkeit so wohlthuend vereinigt, wie in der Hauptstadt von Chile, in der

ich seit acht Tagen mit wahrem Vergnügen weile, in Südamerika wahrscheinlich keine zweite. Sie ist zwar auch eine spanische Stadt der Anlage nach, aber in ihrer ganzen Haltung, welche eine gewisse Vornehmheit zeigt, weitaus ausgezeichnet vor allen, die ich bisher kennen gelernt habe. Sie ist nicht so lebhaft wie Valparaiso, das in einer stetigen, fiebernden Unruhe zu sein scheint, aber, wenn auch stiller, ist sie doch nicht todt. Es fühlt sich heraus, daß San Jago Hauptstadt des Landes ist, obschon ohne den Glanz europäischer Residenzen und zwar nicht eines absterbenden Landes, wie Lima, sondern eines aufstrebenden voll Selbstgefühls, zugleich daß es ein Sammelpunkt von Wohlhabenheit und Bildung ist, deren Merkmale um so angenehmer berühren, als ihre Vereinigung selten ist.

Mit Lima hat es in der Situation große Aehnlichkeit, nur daß es auf der zweiten der Stufen liegt, in welchen hier das Terrain aufsteigt; es ist auch nur wenige Jahre später gegründet worden als die Hauptstadt von Peru.

Das Thal, in welchem Peter von Valdivia (1541) es zu erbauen begonnen hat, zieht sich von Nord nach Süd mit einer flachen Neigung von Ost nach West. Etwa 10 Kilometer östlich von der Stadt hebt sich die Kette der Andes aus der Hochebene, im Westen die niedrige Küstensierra, welche die Eisenbahn vom Meere her zu übersteigen hatte. Zwischen beiden heben sich in der Umgebung der Stadt, welche 650 Meter über dem Meere liegt, vereinzelte Hügel vulkanischen Ursprungs aus dem Boden, so im Norden der von Colina (1018 Meter), im Nordost der San Cristóbal (847 Meter), in der Stadt selbst der von Santa Lucia (627 Meter).

Durch die Stadt, die Peter von Valdivia dem heiligen Jakob zu Ehren San Jago del Nuevo Estremo taufte (entsprechend hieß ehedem die Provinz Nueva Estremadura) fließt, ähnlich wie in Lima der Rimac, von Ost nach West der Mapocho, der etwa 50 Kilometer östlich in den Andes entspringt und, nach-

dem er sich mit dem Rio de Colina vereinigt hat, sich in den Rio Maypo ergießt.

Längs des Flusses, dessen Bett innerhalb der Stadt mit Mauern eingefaßt ist, läuft die Alameda, eine Allee von Pappeln, die 100 Meter breit und 4 Kilometer lang ist und welche die Stadt in zwei Theile trennt. Sie mündet am Centralbahnhof, in welchen die Bahn von Valparaiso und die Südbahn einlaufen, so daß der mit der Eisenbahn Ankommende sie zuerst betritt.

Die Stadt ist nicht allein nach demselben Schema ausgelegt wie Lima, sondern auch genau in denselben Maßen. Auch Valdivia theilte den Boden in Quadras von je 150 Varas Seitenlänge, die in vier Loose (solares) zerlegt wurden, „damit jedermann," wie Frezier bemerkt, „ein geräumiges Wohnhaus haben sollte." Zur Zeit seines Besuches war diese Theilung noch erhalten, derart, daß fast kein Haus in der Stadt ohne einen geräumigen Hof und einen Garten daran war. Später sind die Loose vielfach weiter zerlegt worden, doch ist noch heute in manchen Straßen die alte Eintheilung erkennbar, indem die Façade je eines Hauses die Hälfte je einer Seite der Quadra einnimmt. Die Straßen sind genau in die vier Himmelsrichtungen gelegt; eine Leitung fließenden Wassers, das dem Mapocho entnommen wird, ist durch alle Häuser geführt; in einer offenen Rinne fließt es raschen Laufes auch durch die Alameda und andere Straßen, deren Luft dadurch frisch und rein erhalten wird.

Was San Jago an hervorragenden Gebäuden hat, stammt, abgesehen von den Kirchen und Klöstern, wie in Valparaiso aus neuerer Zeit. Die Häuser aus der spanischen Zeit sind meist nur ein Stockwerk hoch; die Disposition der Höfe erinnert an die Bauart von Pompeji. Außer der Geräumigkeit des Bodens mag es die Besorgniß vor Erdbeben gewesen sein, deren seit Erbauung der Stadt je eins in jedem Jahrhundert sie erschüttert und beschädigt hat, welche dazu geführt hat, niedrig zu bauen.

In diesem Jahrhundert haben bereits zwei Erdbeben (1822, 1835) stattgefunden, und es scheint, als halte man sich dadurch für längere Zeit so gesichert, daß fast alle neueren Gebäude mehrstöckig und massiv gebaut sind. Die Vorliebe für Frankreich, welche wenigstens in Sachen des Geschmacks in Chile herrscht, spricht sich auch in dem Baustyl seiner modernen Gebäude aus, die französischen Vorbildern nachgeahmt sind; insbesondere ist es bei dem inmitten eines Parks gelegenen Hause einer reichen Wittwe Cousiño der Fall. Doch gibt es auch Ausnahmen, wie das im Alhambra-Styl ausgeführte Haus eines Don Franzisco Ossa, das mit seinen zahllosen Säulchen und Arabesken ein Schmuckstück ist, welches dem Fremden als besonders sehenswerth gezeigt zu werden pflegt.

Die Plaza de la Independenzia, die eine ganze Quadra einnimmt, bildet, wie üblich, das Centrum der Stadt, an welchem die Kathedrale mit dem erzbischöflichen Palaste und andere öffentliche Gebäude liegen; nur fehlt hier die gebräuchliche Verbindung mit dem Regierungsgebäude, die anderweit die Harmonie zwischen Kirche und Staat versinnbildlicht. Der Sitz des Präsidenten und der Ministerien befindet sich vielmehr in der Casa de la Moneda, die inmitten der Alameda liegt. Dafür stehen einige profane Gebäude an dem mit Gartenanlagen geschmückten Platze, die durch Ausdehnung und geschmackvolle Architektur ihm zur Zierde gereichen: das Portal Fernandez Concha, eine Galerie für Kaufläden, und darüber das English Hôtel, auf der Ostseite der Plaza, gegenüber der Kathedrale, das Portal Mac Clure, eine Passage mit Magazinen und Cafés von glänzender Ausstattung. Dem gleichen Zwecke dient das Portal Bulnés, das in der Nähe der Plaza ein ganzes Stadtviertel einnimmt und in zwei langen, sich kreuzenden Galerien zahlreiche Verkaufsstätten von europäischen Luxuswaaren beherbergt, die von dem Geschmack und der Kaufkraft San Jagos eine günstige Meinung erwecken.

Die Kathedrale ist die älteste Kirche der Stadt, mit deren Bau der ihrige gleichzeitig begann. Doch wurde sie von einem Erdbeben im Jahre 1647 völlig zerstört. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein Jahrhundert später begonnen worden, aber noch nicht vollendet, wenn auch zum Gottesdienst gebraucht. Der erzbischöfliche Palast neben ihr ist auch erst vor 10 Jahren fertig geworden, doch wohnt der Erzbischof nicht darin, nicht wegen der wahrhaft abschreckenden Architektur, die an dem Bau verübt worden ist, sondern weil auch Chile seinen Kirchenstreit hat, in Folge dessen der erzbischöfliche Sitz verwaist ist. Sieht man das Haus an, so möchte man es für alles eher halten als für das dem kirchlichen Primas von Chile bestimmte Palais. Um es nutzbar zu machen, hat die Kirchenverwaltung es vermiethet und zwar nach dem: „aurum non olet“ an jeden, der zahlen kann. So beherbergt das Erdgeschoß nebeneinander Kaufläden mit fertigen Kleidern und Kinderspielwaaren, ein Kasino, die Druckerei einer Zeitung, ein Klublokal, ein Café u. s. w.

Auch die Kirchen außer der Kathedrale sind älteren Ursprungs; sie sind durchweg schwerfällige Bauten, die aus einem Langschiffe und zwei Seitenschiffen mit flachen Decken bestehen und die ihr Licht nur durch kleine Fenster, die in den Seitenschiffen angebracht sind, empfangen. Es herrscht daher stets in ihnen ein Helldunkel, welches das Gefühl der Kühle erzeugt und stiller Sammlung im Gebet förderlich sein mag. Die allezeit offenen Kirchen sind auch hier meist von Frauen besucht, die alle den gleichmachenden Manto tragen. Sie kommen zur Kirche, die Alfombra d'Iglesia über den Arm gelegt, einen kleinen Teppich von Guanaco- oder Vikuñafell oder in zierlicher Stickerei ausgeführt, der auf den Boden gebreitet wird, um darauf zu knieen, ohne die kalten und feuchten Steine zu berühren. Bänke und Stühle sind nicht vorhanden, mit Ausnahme zweier Reihen, die an jeder Langseite des Mittelschiffes aufgestellt sind. Hier und da unterbricht die einförmig dunklen

Gruppen der knieenden Frauengestalten eine, deren Manto nicht schwarz, sondern in Uebereinstimmung mit der übrigen Gewandung braun, blau oder weiß ist; sie trägt das abweichende Kleid zu Ehren eines besonderen Schutzheiligen (San Franziskus z. B. liebt das Blau) oder zeitweise in Folge eines Gelübdes.

Ein trauriges, noch heute schmerzliches Gedächtniß knüpft sich an eine Kirche, die besonders von Frauen besucht war und die am 8. Dezember 1863 durch Brand zerstört worden ist: die Jesuitenkirche. Sie stand auf dem Platze, den heute die Plaza O'Higgins einnimmt. Ein Kleriker, Juan Ugarte, hatte eine Schwesterschaft der heiligen Jungfrau begründet, deren Mitglieder sich Hijas de Maria (Marien-Töchter) nannten, und der vornehmlich die frommen Damen der Aristokratie angehörten. Sie konnten sich mit der heiligen Jungfrau durch eine Oeffnung (Buzon) der Sakristeithür direkt unterhalten. Besonders feierlich wurde der Marienmonat (vom 8. November bis 8. Dezember) begangen. Am letzten Tage dieses Monats in gedachtem Jahre gerieth während des vor der Feier gehaltenen Gebetes der Hauptaltar, der mit brennenden Kerzen überladen war, in Brand, indem ein Windzug die Flammen in die leichte Draperie wehte. Das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit auf die weiteren Dekorationen. Die Kirche war übervoll und die Menge drängte sich nach dem Ausgange, der jedoch bald durch die Körper derer, die im Gedränge erdrückt waren, gesperrt war. Mehr als 2500 Frauen, meist den vornehmen Ständen angehörig, fanden durch Erstickung oder unter den Trümmern der zusammenstürzenden Kirche ihren Tod. Es gab fast keine Familie in San Jago, die nicht in Trauer versetzt war. Man hat die Mauern der Kirche abgebrochen und den Platz nicht wieder bebaut. Ein Denkmal auf dem Platze erhält jedoch die Erinnerung an den unheilvollen Tag.

Der chilenische Kirchenstreit, auf den ich oben als Grund der Vakanz des erzbischöflichen Stuhls hindeutete, dauert seit

dem Tode des Erzbischofs Valdevieso im Jahre 1878 und bewegt sich hauptsächlich um die Ernennung des Nachfolgers. Richtiger vielleicht wäre, zu sagen, daß er hierbei gelegentlich zum Ausbruche gekommen ist, da die Ursachen des Zwiespalts allgemeiner sind und tiefer liegen. Der Präsident der Republik hatte nach Erledigung des Stuhles gemäß den Bestimmungen der Verfassung den Vorschlag des Staatsraths für die Wiederbesetzung gefordert, unter den drei präsentirten Kandidaten sich für den Prälaten Don Franzisko de Paola Tafará entschieden und nachdem auch der Senat kraft seines verfassungsmäßigen Rechts diese Wahl und zwar einstimmig genehmigt hatte, den Antrag auf Ernennung (Preces) an die päpstliche Kurie gerichtet. Der päpstliche Delegat in Lima, zu dessen Machtbereich auch Chile gehört, hatte die Wahl ebenfalls gut geheißen. Gleichwohl wurde dem Antrage in Rom nicht stattgegeben. Dem zu deren Betreibung dorthin gesendeten außerordentlichen Gesandten wurde als Grund angegeben, daß der präsentirte Prälat an einem „defectus natalium“ (illegitimer Geburt) leide, von welchem zu dispensiren der heilige Vater Anstand nähme, weil er von der Ernennung Tafará's keinen Segen, sondern Nachtheile für die Kirche durch eine weitere Erregung, der schon durch die Präsentation bewegten gläubigen Katholiken in Chile erwartete. Als der eigentliche Grund wird angesehen, daß die Kurie die ohne ihre Zustimmung erlassene Bestimmung über die Berufung des Erzbischofs und der Bischöfe, welche in die Verfassung von 1874 aus der von 1833 übernommen worden ist, nicht anerkennt und verlangt, daß der Präsident sich vor der verfassungsmäßigen Vorbereitung der Ernennung mit der Kurie über die Person verständige, sodann, daß Tafará, welcher als liberal gesinnt gilt, der ultramontanen Partei in Chile wie in Rom nicht genehm ist, und daß diese deshalb gegen ihn agitirt hat und weiter agitirt. Nach langen Verhandlungen, welche der Krieg unterbrach, und nachdem Chile

aus letzterem siegreich hervorgegangen war, entschloß sich die Kurie zur Entsendung eines besonderen Delegaten nach San Jago, welcher die Lage der Verhältnisse untersuchen und eine Lösung der Differenz berbeiführen sollte. Er hat sich indessen so brüsk benommen, daß die Verhandlungen mit ihm abgebrochen werden mußten. So liegt die Sache. Die Regierung hat sich bisher fest gezeigt und ist bei ihrem Vorschlage geblieben. Für eine Nachgiebigkeit der Kurie sind Anzeichen ebenso wenig erkennbar; es wird daher bei der Verwaisung des erzbischöflichen Sitzes noch weiter verbleiben, vielleicht bis ein neuer, mehr gefügiger Präsident ans Regiment kommt.

Neben dieser wichtigsten Differenz gibt es noch andere, in denen der Zwiespalt zwischen der Hierarchie und Staatsmacht zu Tage tritt, so mit dem Bischofe von Serena, der ohne die dazu erforderliche Genehmigung der Regierung das Land verlassen wollte, um nach Rom zu reisen und der an der Einschiffung polizeilich gehindert worden ist. Die Zeitungen bringen jetzt in längerer Folge die Korrespondenz zwischen dem Bischofe und dem Minister, die an Gereiztheit und Schärfe die analogen Schriftstücke, die bei uns gewechselt werden, um vieles übertrifft und bei der das Kuriosum zu Tage tritt, daß in einer anscheinenden Verwechselung der Rollen der Minister zur Begründung des Zwanges sich auf ein Gesetz Philipps II., der Bischof aber zur Wahrung seiner Freiheit sich auf die Verfassung des Landes beruft.

Ist hiernach der Einfluß des katholischen Klerus auf politischem Gebiete zur Zeit wenigstens nicht maßgebend, so ist er doch und vielleicht deshalb um so stärker wirksam auf sozialem Gebiete. Wie überall, zumal in romanischen Ländern, weiß er die Frauen zu gewinnen und wirkt durch sie in der Familie und auf die Erziehung. Die traurige Geschichte der Hijas de Maria, die ich oben erzählt habe, und jede Kirche, die man besucht, geben Beläge dafür. Welche Gewalt er über die Gewissen

gerade mit Hilfe der Frauen übt, davon hatte ich Gelegenheit mich durch Einsicht eines Dokuments zu überzeugen, welches die Verbindlichkeiten feststellt, die ein Nichtkatholik, der eine katholische Frau heirathen will, über sich nehmen muß, bevor er zur kirchlichen Trauung zugelassen wird; denn diese, obwohl die Civilehe obligatorisch ist, gilt auch hier als unerläßlich. Nach dieser vor Notar und Zeugen aufgenommenen Urkunde hat ein akatholischer Bräutigam, nachdem er einen Eid geleistet hat, auf denselben zu versprechen, „in keiner Weise zu hindern, daß seine künftige Gattin die katholische Religion, zu welcher sie sich bekennt, frei ausübe", sodann sich zu verpflichten, „daß sowohl die Söhne als die Töchter, welche aus seiner Ehe hervorgehen möchten, in derselben katholischen Religion erzogen werden sollen, und daß er sich von allem enthalten werde, was dem katholischen Glauben dieser Kinder schaden könnte, derart, daß, wenn bei der Wahl der Lehrer, Schulen oder anderer, die Erziehung seiner Nachkommen betreffender Dinge, so lange jene minderjährig sind, seine Ehefrau, oder nach deren Tode der Pfarrer der erwähnten Kinder fände, daß irgend eine von den Maßregeln, welche er in dieser Beziehung ergreifen wollte, dem katholischen Glauben der Kinder Gefahr bringen könnte, er davon abstehen werde", auch zu geloben, „daß er für den Todesfall zum Vormund oder Kurator seiner Kinder nur eine Person bestellen werde, welche den römisch-katholisch-apostolischen Glauben bekennt". Er muß überdies versprechen, weder vor noch nach der kirchlichen Trauung den protestantischen Geistlichen um eine Ehefeierlichkeit anzugehen. Es wird mir versichert, daß das Eingehen dieser Verpflichtungen, ehe der kirchliche Dispens, welcher für eine gemischte Ehe nothwendig ist, erlangt werden kann, unbedingt gefordert wird. In der früheren Zeit war es möglich, in Peru, wo eine laxere Praxis herrschte, durch ein Geschenk an die Kirche die Dispensertheilung ohne weitere Schwierigkeit zu erreichen, und es wurde dieser Aus-

weg auch in Chile bisweilen benützt; doch ist eine strengere Auffassung auch in Peru jetzt zur Geltung gelangt und der Protestant muß sich dem Gewissenszwange unterwerfen oder seiner Liebe entsagen. Nach meiner Empfindung sollte die Wahl nicht zweifelhaft sein, aber ich bescheide mich, daß ich als ein old bachelor zum Urtheil nicht kompetent bin. Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß sonst brave, protestantische Männer, unter ihnen gar manche deutsche, den Revers unterschreiben. Möge denen vergeben werden, welche sie in Christi Namen dazu zwingen.

Soweit die Staatsgewalt in Betracht kommt, fehlt es dagegen nicht an Duldung. Nach der Verfassung, sowohl der älteren von 1833, als der revidirten vom Jahre 1874, ist zwar die römisch-katholisch-apostolische Religion die Religion der Republik Chile mit Ausschluß der öffentlichen Uebung jeder anderen, doch hat ein Gesetz vom Jahre 1865, das auch jetzt noch in Gültigkeit steht, die Verfassungsbestimmung dahin deklarirt, daß den Nichtkatholiken Ausübung ihres Kultus innerhalb der Mauern ihnen gehöriger Privatgebäude gestattet und daß den Dissidenten auch erlaubt sein soll, Privatschulen für den Unterricht ihrer eigenen Kinder in ihrer Religion zu begründen und zu erhalten. Unter diesem Schutze sind in Valparaiso eine anglikanische Kirche, eine evangelische Kirche, Iglesia de la Union, und eine deutsche protestantische Kapelle erbaut und dort wie in San Jago und an anderen Orten, wo europäische Protestanten in größerer Anzahl wohnen, insbesondere auch im Süden, protestantische Schulen eingerichtet worden.

Leider ist die protestantische Kapelle von Valparaiso wieder eingegangen und es besteht dort ungeachtet der nicht unbeträchtlichen Zahl deutscher Protestanten weder eine protestantische Kirche, noch fungirt ein protestantischer Geistlicher. Der als solcher früher angestellte Dr. F. hat sein Amt niedergelegt und leitet zur Zeit die unter dem Namen Collegio aleman bestehende

deutsche Mittelschule. Er besorgt jetzt nur noch die Taufen und auf Wunsch den Unterricht der Konfirmanden; dagegen schließen die deutschen Protestanten ihre Ehen vor dem katholischen Pfarrer, der in Chile nach dem Gesetze als Standesbeamter fungirt. Den Kirchhof haben sie in Valparaiso mit den übrigen, insbesondere den englischen Protestanten gemeinsam; in San Jago besteht ein Kirchhof für Dissidenten, der von Staatswegen eingerichtet worden ist.

Die Ursachen, aus welchen die deutsche protestantische Gemeinde keinen Bestand gehabt hat, liegen nur zum Theil in persönlichen und lokalen Verhältnissen; sie sind, wie die Erscheinung selbst keineswegs vereinzelt ist, mehr allgemeiner Natur. In erster Linie mag es die Schwere der materiellen Opfer sein, welche die Erbauung und Erhaltung einer Kirche und eines Geistlichen den Mitgliedern der Gemeinde auflegt, deren Zahl wechselt, unter denen nur wenige in wirklichem Wohlstande leben und von denen die Mehrzahl wenigstens die Absicht hat nach der Heimath zurückzukehren, sobald es der Bestand des erworbenen Vermögens irgend erlaubt, eine Absicht, welche das Interesse für dauernde kostspielige Einrichtungen, wenn nicht ausschließt, so doch mindert. Sodann besteht die Schwierigkeit, Geistliche zu finden, welche Charakter und Berufstüchtigkeit befähigt, den Mittelpunkt einer kirchlichen Gemeinde zu bilden, und welche in der Vereinzelung ihrer mühevollen und dabei prekären Stellung, an die sie nach der Natur der Sache ohne Unterbrechung gebunden sind, aushalten mögen. Ist ein Mißgriff einmal geschehen, so ist er nicht unter Jahren gut zu machen; er kann aber leicht begegnen, da nicht vorauszusehen ist, wie die aus Deutschland gesendeten Geistlichen in die ihnen fremden Lebensverhältnisse sich finden werden. Es fehlt, wie mir ein seit Jahren hier lebender Deutscher versicherte, nicht an Beispielen, daß die Einwirkung eines ungeeigneten Geistlichen die Quelle von Reibung und Zwiespalt unter den Deutschen

eines Ortes geworden ist, so daß dieselben in volle Verwirrung gerathen sind und daß der Friede erst wieder eingekehrt ist, nachdem der Geistliche entfernt und die Kirche geschlossen war.

Ob auch eine gewisse Reaktion gegen die Bigotterie sich geltend macht, von welcher die Protestanten sich vielfach umgeben sehen, und ob sie dadurch zur Aufgebung aller Kirchlichkeit gedrängt werden, wäre zu untersuchen, wenn man nach den tieferen, psychischen Gründen der Erscheinung fragte. Zum Bewußtsein kommt dieser Grund wohl nur ausnahmsweise. Es ließe sich ein besseres Gegengewicht wohl auch finden gerade in ernstem und würdigem Gottesdienste und in rechtem Eifer dafür. Wo aber auch die Ursachen liegen mögen, ich bedauere aufrichtig die Thatsache, auch vom nationalen Standpunkte, und ich wünschte wohl, daß der Protestantismus daheim sich mit Ernst der Sache annehmen möchte.

Wenn ich nach der Kirche etwas über das Unterrichtswesen schreibe, so habe ich nicht bloß in der innern Verbindung beider einen Anlaß, sondern auch darin, daß ich hier wieder einmal etwas näher mich darüber informiren konnte, Dank der Vermittlung eines deutschen Landsmanns, der in San Jago eine hochgeachtete Stellung als Lehrer und Forscher einnimmt und mir die Wege in freundlichster Weise gewiesen hat, um mehrere Schulen verschiedener Art kennen zu lernen.

Chile darf sich rühmen, daß seine Regierung verhältnißmäßig früh unter den südamerikanischen Republiken ihre Aufmerksamkeit dem Schulwesen zugewendet hat, das zur Kolonialzeit, wie überall unter spanischem Regimente, grundsätzlich vernachlässigt worden ist. Durch die Verfassung, welche die Republik im Jahre 1833 sich gegeben hat, wurde nicht bloß der Unterricht für frei erklärt — dies findet sich auch in anderen Verfassungen —, sondern es wurden bald darauf auch thatsächlich von Seiten des Staates Anstrengungen gemacht, die Versäumnisse der absoluten Regierung nachzuholen. Im Jahre

1844 wurde ein Seminar für Lehrer, 1854 ein solches für Lehrerinnen errichtet; es wurden regelmäßige Schulrevisionen angeordnet und ein gleichmäßiger Unterrichtsplan eingeführt; 1847 folgte eine Reorganisation sowohl der Universität von San Jago als des höheren Schulwesens.

Der Unterricht in den Elementarschulen, mit denen zweckmäßig begonnen wurde, ist unentgeltlich, aber freiwillig. Er umfaßt: Lesen, Schreiben, Arithmetik, Spanisch, Grammatik, Geschichte, Religion und Zeichnen, in einigen Schulen auch Gesang und Musik, für Mädchen die Unterweisung in weiblicher Handarbeit. Im ganzen Lande waren im Jahre 1880 620 solcher unentgeltlicher Staatsschulen eingerichtet, für welche 48 794 Kinder eingeschrieben waren und welche einen mittleren Besuch von etwa drei Viertel der eingeschriebenen Schüler aufzuweisen hatten. Daneben waren 405 Privatschulen für Primärunterricht, die von 15 106 Kindern besucht waren.

In der Stadt San Jago sind von diesen öffentlichen Schulen 45, davon 19 für Knaben, 26 für Mädchen, unter den ersteren auch 2 Abendschulen für Erwachsene, 1 Kleinkinderschule und 1 Anstalt für Taubstumme. Die Privatschulen für Primärunterricht (12) sind zum großen Theil mit Klöstern verbunden; andere (7) werden von freiwilligen Vereinen gehalten; eine Sociedad de Artisanos unterhält eine Abendschule für Erwachsene, in welcher Zeichnen, Chemie, Physik und Naturgeschichte gelehrt werden. Einen Beweis, wie lebhaft das Interesse an Hebung des Schulwesens ist, gibt eine Gesellschaft de instruccion primaria, welche aus jungen Männern besteht, die für den Unterricht begeistert sind. Sie wurde schon 1856 errichtet und beruht auf Beiträgen, mit denen acht Schulen erhalten werden, die mehr als 1500 Schüler zählen und den öffentlichen Schulen vorgezogen werden. Ein Vorstand von 17 Mitgliedern unterzieht sich der Beaufsichtigung der Schulen und sorgt für Beschaffung der Mittel.

Trotz dieser Anstrengungen und ihrer anzuerkennenden Erfolge bleibt immerhin noch viel zu thun. Wird der Prozentsatz der Kinder, welche im Alter von 6—14 Jahren stehen zu 17 Prozent der Gesammtbevölkerung angenommen, wie dies allgemein zutrifft, so müßte, da die letztere im Jahre 1879 auf 2 183 434 Seelen berechnet wurde, die Zahl der Kinder, welche des Elementarunterrichts theilhaftig werden, etwa fünf Mal größer sein, als sie im Jahre 1880 war. Auch läßt die Größe der noch zu lösenden Aufgabe sich aus dem Verhältnisse ermessen, in welchem nach dem letzten Census die Zahl der Analphabeten zur Gesammtzahl des Volkes steht, denn danach konnten 518 081 Männer und 659 482 Weiber, zusammen 1 177 503 oder 56 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Natürlich stellt sich das Verhältniß günstiger in den größeren Städten als in den kleinen Pueblos der Provinzen, insbesondere der entlegenen, wo beispielsweise in Talka nur 7 unter 100 lesen und schreiben können.

Das höhere Unterrichtswesen hat seine Spitze in der Universität von San Jago, die außer mit der Aufgabe einer höchsten Fachschule für Wissenschaft und Kunst zugleich, ähnlich wie in Frankreich, mit der Oberleitung des gesammten Unterrichtswesens im Staate betraut ist und in Erfüllung dieser ihrer Stellung die Reglements für den Lycealunterricht aufzustellen und auszuführen, Reformen und Verbesserungen des Unterrichts zu erwägen und vorzuschlagen und die Prüfungen für die akademischen Grade und professionellen Titel abzunehmen hat. Sie steht in dieser Beziehung unter der Direktion eines Rathes, der aus den Dekanen der einzelnen Fakultäten und den beiden Rektoren des kirchlichen Instituts sowie des Seminars der Diözese, außerdem aus einigen gewählten Mitgliedern zusammengesetzt ist. Ihr Patron ist der jedesmalige Präsident der Republik, ihr Vizepräsident der zeitweilige Minister des Kultus.

Als Unterrichtsanstalt theilt sie sich in fünf Fakultäten: für mathematische und Naturwissenschaften, für Medizin, für Rechts- und Staatswissenschaften, für Pharmazie und für schöne Künste, deren jeder ein auf zwei Jahre gewählter Dekan vorsteht. Die Leitung der Anstalt hat ein von der Regierung ernannter Rektor. Wer zu den juristischen und medizinischen Kursen zugelassen werden will, muß den Grad des Bachiller erlangt haben; vor dem Eintritte in die mathematischen Kurse bedarf es einer speziellen Prüfung.

Mit der Universität verbunden ist (seit 1849) eine Malerakademie und Zeichenschule, der später auch eine Bildhauerakademie zugetreten ist, sowie eine Fachschule für Ingenieure.

Alle Vorlesungen werden gratis gehalten.

Das Universitätsgebäude steht in der Alameda und ist ein solider, für den Zweck wohlgeeigneter Bau; es enthält außer den Lehrzimmern an Sammlungen, die ich besichtigen konnte, ein physikalisches und anatomisches Kabinet, sowie eine reiche Mineraliensammlung. In der Aula, einem geräumigen Saale für Preisvertheilungen und Feste waren zur Zeit zahlreiche Kisten aufgehäuft, die mit Gegenständen aus Museen und wissenschaftlichen Anstalten gefüllt sind, welche aus Peru als Kriegsbeute entführt worden sind; sie sind meist beschädigt oder verdorben angelangt, daher fast werthlos. Als Motiv für die Ueberführung wird angegeben, daß andernfalls in Peru Alles geraubt sein würde.

Die Lehrmethode ist von der bei uns üblichen wesentlich verschieden; sie ist vorwiegend mechanisch und besteht im Auswendiglernen von Texten. Regelmäßige Prüfungen werden abgehalten, um das darin Geleistete festzustellen. Weniger regelmäßig sollen die Vorlesungen selbst sein, und es soll manchmal vorkommen, daß von fünf angekündigten Vorlesungen nur eine gehalten wird. Der zeitige Rektor der Universität ist ein verdienter Professor der Mineralogie, ein Pole von Geburt, den

die Wogen der Revolution von 1830 hierher verschlagen haben; jetzt bald achtzigjährig läßt er in Fragen der Disciplin dem Vernehmen nach viele Nachsicht walten, womit die laxe Praxis erklärt wird.

Von den verschiedenen Fakultäten, bei denen zusammen zwischen 900 und 1000 Studenten eingeschrieben sind, ist die stärkste die juristische. Dies kommt daher, weil die Söhne der reicheren Familien, sofern sie nicht Hacienderos werden können, Advokaten werden, welche Stellung die Vorbereitung und Vorbedingung für politische Aemter ist.

Eine theologische Fakultät besteht an der Universität nicht. Für die Ausbildung der Priester sorgen unter kirchlicher Leitung vier geistliche Seminare, in denen im Jahre 1880 725 Zöglinge waren. Die Staatsgewalt kümmert sich nicht darum. Die Vorbereitung für dieselben wird fast ausschließlich in Internaten gewonnen, welche mit allen regulairen Klöstern verbunden sind und in denen die Knaben, die dem geistlichen Stande gewidmet werden sollen, 6—8 Jahre, ebenfalls ausschließlich unter kirchlicher Leitung erzogen werden, ehe sie ins Seminar eintreten.

Die Vorstufe der Universität bilden als höhere Lehranstalten die Lyceen, deren im Jahre 1880 sieben erster Ordnung und zehn zweiter Ordnung mit zusammen 2176 Schülern als Staatsschulen bestanden haben. Die hauptsächlichste dieser Anstalten ist das Instituto Nacional in San Jago, das bis 1847 mit der Universität verbunden war, seitdem aber eine selbstständige Sekundärschule geworden ist. Es ist eine Lateinschule, die in einem sechsjährigen Kursus für den Grad des Bachiller vorbereitet, welcher durch ein vor der philosophischen Fakultät der Universität abzulegendes Examen erworben wird. Ein Theil der Schüler sind Interne oder Pensionaire der Anstalt. Im Jahre 1880 waren es 128 von 918 Schülern.

Ich könnte nicht sagen, daß der Eindruck, den ich bei

einem Besuche allerdings nur von den äußeren Einrichtungen bekam, besonders gefällig gewesen wäre: weite Räumlichkeiten, aber wenig sauber, der Schlafsaal mit schmutzigem Boden, die Salas de Recreo, in welchen die Internen ihre freie Zeit verbringen, düstere Zimmer, in denen einiges dürftiges Turngeräth die alleinige Quelle der Erfrischung zu sein schien. Ein Komödiensaal war das einzig heitere, aber wurde nicht benützt. Das System des Unterrichts geht mehr auf äußeres Anlernen, als auf inners Zueigenmachen und Verarbeiten des Lehrstoffes. Ein komplicirtes Prüfungswesen soll das Wissen sichern, das hiernach aber nur formell bleibt. Ein Charakteristikum desselben ist, daß, wer in einem Gegenstande des vorgeschriebenen Pensums sich bemächtigt und dies bei einer Prüfung zur Zufriedenheit dargethan hat, in demselben Gegenstande später nie mehr geprüft wird. So hatte, wie mir als Belag erzählt wurde, ein neunjähriger Knabe das dem Unterrichte in der Geographie zu Grunde gelegte Textbuch so gründlich memorirt, daß er auf Grund dessen sein Schlußexamen machen konnte; er wurde dann niemals mehr mit einer Prüfung in der Geographie behelligt.

Anscheinend befriedigen die Erfolge der Anstalt auch im Unterricht nicht allseitig, wie sich aus der größeren Theilnahme zeigt, welche die höheren Privatschulen finden. Als eine der mitwirkenden Ursachen wird bezeichnet, daß die Geringfügigkeit der Lehrergehälter, welche mit 3—400 Pesos beginnen, tüchtige Kräfte abhalte, sich der Anstalt zu widmen, oder bei ihr auszuhalten, wenn eine bessere Stellung sich bietet, und daß der häufige Wechsel der Lehrkräfte die Leistungen der Schule ungünstig beeinflusse.

Wie schon angedeutet, bestehen neben der Staatsschule zahlreiche und besuchte Privatanstalten für den höheren Unterricht, namentlich in den Händen der Geistlichen. Die bedeutendsten derselben in San Jago sind das Collegio de Jesuitas,

de los Padres Franceses und San Luis. Sie werden hauptsächlich von den Söhnen der vornehmen und wohlhabenden Familien besucht, selbst solcher Väter, die als Rojos (Rothe) oder als liberal bekannt und der klerikalen Gewalt abgeneigt sind, sei es, weil die Verfassung der geistlichen Schulen in der That besser ist, als die des Instituto Nacional, sei es, daß der geistliche Einfluß, dem die Väter unmittelbar sich nicht unterwerfen, mittelbar und vielleicht um so wirksamer durch die Mütter geübt wird. Ich habe die ersten beiden der genannten Schulen besucht und sowohl dem Unterrichte beigewohnt, als ihre häuslichen Einrichtungen gesehen. Sie sind im Ganzen und Großen wie alle geistlichen Kollegien „coelum, non animum mutant“. Ich wurde lebhaft an die Anstalten erinnert, die ich in Frankreich kennen gelernt und die das französische Regime in Elsaß-Lothringen uns hinterlassen hatte. Sie sind als die Vorbilder der Anstalten in San Jago anzusprechen.

Das Kollegio der Jesuiten hat unter seinen Zöglingen (306) auch eine Anzahl Externer (80), die im elterlichen Hause schlafen, den Tag über jedoch in Obhut der Anstalt sind. Es zerfällt in sechs Kurse und eine Anzahl Vorbereitungsklassen. Jährliche Prüfungen entscheiden über das Aufrücken; wer in zwei Gegenständen nicht besteht, bleibt zurück. Gutes Bestehen der Prüfung wird mit Prämien, vornehmlich silbernen Medaillen belohnt; wer eine gewisse Anzahl solcher Prämien verdient hat, darf außer der Zeit zu seiner Familie gehen.

In dem Unterrichte zeigten Lehrer und Schüler durchweg eine ernste, fast düstere Haltung, bei der von Freudigkeit und Lust an der geistigen Thätigkeit nicht viel zu merken war. Doch war die Methode anregender und weniger gebunden, als ich sie im Instituto Nacional gefunden hatte. In der obersten Klasse unter anderem hörte ich ein Examinatorium in der Kosmographie, das zwar an ein Lehrbuch sich eng anschloß, aber

doch von einer Durchdringung des Gegenstandes und der selbstständigen Erfassung desselben Zeugniß gab. In sehr gutem Stande waren die Sammlungen, zumal ein mit einem chemischen Laboratorium verbundenes physikalisches Kabinet, das unter Leitung eines deutschen Padre stand, der aus Baden stammte und früher in Quito gewirkt hatte. Als Deutscher lehrte er außerdem noch Musik; es war eine Freude zu sehen, wie er mit ganzem Herzen bei der Sache war und seinen Beruf liebte.

Die Hausordnung schreibt vor, daß die Zöglinge des Morgens um 5½ Uhr, im Winter um 6 Uhr aufstehen und um 8 Uhr, beziehungsweise 8¾ zur Ruhe gehen. Der Unterricht beginnt um 8 Uhr, die Pausen zwischen den Lektionen sowie die von denselben nicht in Anspruch genommene Zeit werden in den Studiensälen oder bei körperlichen Spielen im Freien verbracht. In den Schlafsälen sind die Lagerstätten durch Scheidewände getrennt und die Abtheilungen, obwohl nach oben offen, mit einem Drathgeflecht überdeckt, um nächtliche Kommunikationen zu verhüten. Die jährliche Pension beträgt 250 Pesos, was die Anstalt nur für Wohlhabende zugänzlich macht. Im letzten Jahre haben gleichwohl 80 Anmeldungen wegen Mangels an Raum zurückgewiesen werden müssen.

Das Kollegio der Padres Franceses hat im Ganzen eine gleiche Organisation, nimmt aber nur Interne auf, während eine andere Anstalt desselben Ordens, frères du sacré cœur, nur Externe hat. Ihr Name kommt daher, daß das Mutterhaus seinen Sitz in Paris hat. Von dem der Jesuiten unterscheidet es sich durch die Abwesenheit der dort vorherrschenden düsteren Strenge; es hat wenigstens den Schein einer gewissen Heiterkeit und eines freieren Tons. Die Anstalt umfaßt geräumige Höfe und einen großen Garten mit einem Warmhause und Weinlauben, gibt daher ihren 200 Zöglingen ausreichenden Platz zur Bewegung. Der tägliche Unterricht, welcher mit

Studien abwechselt, dauert 5 Stunden. Die Schlafräume sind hier gemeinschaftlich und werden durch einen Inspektor überwacht, der am Ende des Saales sein Zimmer mit einem Guckfenster hat; ein beschwerlicher Dienst, da jeder der Knaben, der in der Nacht zur Verlassung des Saales genöthigt wird, Austritt und Rückkehr dem Inspektor zu melden hat, besonders beschwerlich, wie einer der Padres bemerkte, in der Nacht vom Sonntag zum Montag, wo der Austritt häufiger wird, weil die Jungen daheim sich in Dulces übernommen haben. Die Padres Franceses sind übrigens durchaus nicht sämmtlich Franzosen; es waren, fast hätte ich gesagt im Gegentheile, darunter fünf deutsche Väter, die, soviel ich entnehmen konnte, in Folge des, die Ausschließung der Societas Jesu aus dem deutschen Reiche vorschreibenden Gesetzes Deutschland verlassen hatten und hier ein neues Feld ihrer Thätigkeit gefunden haben. Sie trugen darüber keinen Groll, ließen wenigstens mich ihn nicht empfinden und hatten auch Sprache und Art treu bewahrt. Als wir in einen Lehrsaal kamen, der nicht gelüftet war, brach P. Miguel im reinsten schwäbischen Dialekt aus: „Da haben die Lausbuben das Fenster wieder nit aufgemacht.“ Nachdem wir alle Säle durchwandert hatten, hielten wir in einem kühlen, kleinen Gemache hinter dem Empfangssaale eine Rast, bei der auch ein Glas deutschen Bieres nicht fehlte und bei der in gemüthlichem und anregendem Gespräche die herzliche Theilnahme zu Tage trat, welche die Padres ihrem Vaterlande trotz allem bewahrt haben.

Höhere Privatschulen für Mädchen sind meist mit Klöstern verbunden und erhalten theilweise Unterstützung aus Staatsmitteln. Der Unterricht soll im Allgemeinen oberflächlich sein.

Bemerkenswerth ist endlich noch eine eigenthümliche Fachschule, die escuela de artes y oficios, eine Handwerkerschule, die bereits im Jahre 1849 begründet worden ist und in der im Jahre 1880 81 Zöglinge unterwiesen wurden. Praktisch gelehrt

werden Modellgießerei, Schlosserei, Mechanik, Kesselschmiederei, Tischlerei und Stellmacherei. Schüler, die aus allen Provinzen aufgenommen werden, sollen in einem fünfjährigen Kursus zu Meistern in dem betreffenden Handwerke ausgebildet werden und erhalten außerdem auch in Geschichte, Religion, Mathematik und in der französischen Sprache Unterricht. Die Schule wird von einem durch die Regierung ernannten Ingenieur geleitet, während die praktischen Lehrer europäische Handwerker sind. Ein Theil der Kosten wird durch die von den Schülern gefertigten Arbeiten, welche guten Absatz finden, bestritten.

Eine andere Fachschule ist das Instituto Agricola, eine landwirthschaftliche Schule, die verschiedene Wandlungen der Bestimmung und der Art der Ausführung durchgemacht hat und zur Zeit in die Quinta von Yungái bei San Jago gelegt ist, aus der eine Quinta normal, eine Musterfarm, gemacht werden soll. Wenn ihre Leistungen so vortrefflich wären, wie die Lage der Quinta in einem wohlgepflegten großen Garten ist, mit welchem sie an das Terrain des naturwissenschaftlichen Museums grenzt, dann hätte sie zweifellos gute Erfolge aufzuweisen.

Dieses Museums muß ich zum Schlusse noch mit einem Worte gedenken, um so mehr, als daran ein verdienter deutscher Gelehrter thätig ist, dessen langer und unermüdlicher Thätigkeit das Unterrichtswesen in Chile sehr viel zu danken hat, der jetzt hochbejahrte Professor Philippi. Es ist in dem Gebäude untergebracht, welches die Industrieausstellung im Jahre 1875 beherbergt hat und enthält in einer ethnologischen Abtheilung eine reiche Sammlung von allerlei Waffen, Geräthen, Mumien und Geweben, insbesondere solcher, die im Lande selbst gefunden worden sind, sodann eine zoologische Sammlung, Material für ein botanisches und mineralogisches Kabinet und eine werthvolle, wohlgeordnete Konchyliensammlung, welche Professor Philippi dem Museum überlassen hat; daneben allerdings auch

eine Reihe von Kuriositäten, welche auf wissenschaftlichen Werth durchaus keinen Anspruch machen können. Mit ihm sind auch die Anfänge eines zoologischen Gartens verbunden, in welchem die der Westküste von Südamerika eigenthümlichen Llama-Arten durch außerordentlich schöne Exemplare von Vikuña und Guanaco vertreten sind. Einen unfreiwilligen Beitrag hat Peru in einigen Löwen und Tigern und anderen reißenden Thieren geleistet, die man nach der Einnahme von Lima aus dem dortigen zoologischen Garten hierher gebracht hat, angeblich aus Menschenfreundlichkeit, weil andernfalls die Thiere in Lima verhungert wären. Angenehmer als diese erbeuteten Räuber berührt eine Art Hospital für kranke Hausthiere, insbesondere Pferde, das mit dem zoologischen Garten verbunden ist und in welchem auch Private ihre leidenden Thiere gegen mäßiges Entgelt verpflegen lassen können.

Uebersieht man das Ganze der dem Erziehungswesen gewidmeten Sorge, so kommt man zu der Ansicht, daß der Regierung die Erkenntniß von der Nothwendigkeit und dem Werthe einer guten Volksbildung beiwohnt, und daß sie auch den Willen hat, die besten Wege dafür zu finden. Sie läßt es wenigstens nicht an den finanziellen Mitteln für Zwecke des Unterrichts fehlen, da in dem Etat des laufenden Jahres (1882) dafür 1 386 022 Pesos ausgeworfen sind, was etwa 9 Prozent der vorgesehenen Gesammtausgaben ausmacht. Allerdings aber entsprechen die Erfolge noch nicht der Absicht. Auf dem Lande steht die Dünnheit und das zerstreute Wohnen der Bevölkerung, der Mangel an Kommunikationswegen, wohl auch die Verschiedenheit der Racen, einem rascheren Fortschritte entgegen, den nur die Zeit bringen kann. Im Uebrigen wären Verbesserung der Unterrichtsmethode, die aus dem Banne der Textbücher und des bloßen Memorirens zu lösen, sowie die stärkere Einwirkung auf die Frauenerziehung, die aus den Fesseln der Klöster zu

befreien wäre, wichtige Hilfen, um voran zu kommen. Ein naher Wandel hierin ist aber kaum wahrscheinlich.

Was die deutsche Thätigkeit im Schulwesen anlangt, die sonst in Begründung eigener Schulen rührig zu sein pflegt, so hat sie sich in San Jago nicht bewährt. Es hat zwar früher eine besondere deutsche Schule bestanden, sie ist aber eingegangen, da eine auf dem Schulhause haftende Hypothek nicht bezahlt werden konnte und das Schulhaus deshalb verkauft werden mußte. Die Gleichgültigkeit soll so weit gegangen sein, daß der Einladung zu einer Versammlung, welche der Schulvorstand berufen hatte, um eine Regelung der Sache zu besprechen, Niemand Folge leistete. Ein bei dem Verkaufe verbliebener Ueberschuß von 1400 Pesos wurde dem deutschen Hilfsverein in San Jago überwiesen. Später sollen die deutschen Väter sich beklagt haben, daß sie nunmehr in den chilenischen Schulen 5—6 Pesos statt der früheren 2—3 an Schulgeld zahlen mußten; doch kam die Reue zu spät. Auch im Uebrigen scheint zwischen den Deutschen in San Jago ein enger Zusammenhang nicht zu bestehen, wenigstens nehmen die älteren Kaufleute an dem deutschen Klub keinen Theil und besteht zwischen den deutschen Kaufleuten des Großhandels und denen des Kleinhandels kein Verkehr.

Günstiger liegen, was die Schule anlangt, die Verhälnisse in Valparaiso, wo eine deutsche Mittelschule, das Kollegio Aleman in Verbindung mit einem Kindergarten besteht, die von dem früheren Geistlichen der dortigen protestantischen Gemeinde, Dr. F., mit Hilfe seiner Frau und deren Schwester mit sehr gutem Erfolge geleitet wird. Von den 186 Zöglingen gehören 160 deutschen Eltern; unter den übrigen sind Chilenen, Engländer, Italiener, Franzosen, Schweden. Sie ist in 6 Klassen getheilt, von denen in den vier unteren Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet werden. Der Unterricht dauert im Sommer von 8—1, im Winter von 9—2 Uhr, mit einer

Pause von 10 Minuten zwischen den einzelnen Lektionen. Er sticht, wie ich in verschiedenen Klassen mich überzeugen konnte, in wohlthuender Weise durch die Frische der Methode, bei welcher die Kinder zum Nachdenken angehalten werden und von mechanischem Auswendiglernen verschont bleiben, gegen das spanisch-geistliche System ab und hat auch die in Deutschland üblich gewordene Manier der Kommandos und Tempos beim Einmarschiren der Kinder in die Schulstube, beim Platznehmen und beim Hervorholen und Vorbereiten der Lehrmittel angenommen, denen nachgerühmt wird, daß sie die Kinder frisch und aufmerksam halte und die schläfrigen Naturen munter mache. Eine große Schwierigkeit ist die Beschaffung vorgebildeter Lehrkräfte. Von den 8 Lehrern der Anstalt ist nur einer seminaristisch gebildet; einer ist ein Mechaniker, ein anderer ist ein Ingenieur; doch ist Frau Dr. F. seit 30 Jahren im Lehrfach thätig, und alle sind mit Lust und Eifer bei der Sache.

XL.

Klimatische Verhältnisse. — Der städtische Park in San Jago. — Der Cerro de Santa Lucia. — Die Andes. — Das Theater. — Das Kongreßgebäude. — Verfassung. — Die bisherige Entwickelung Chiles. — Folgen des Krieges. — Finanzlage. — Auswärtiger Handel. — Beziehungen zu Deutschland. — Direkter Handel. — Eisenbahnen und Telegraphen. — Die Rechtspflege.

San Jago de Chile, Mai 1882.

Südlich vom Aequator entspricht der Mai im Gegensatze der Jahreszeiten etwa unserem November; ich reise daher dem Winter entgegen und wenn ich in Folge dessen auch der vollen Pracht der Vegetation, welche im Frühling und Sommer auf

der Höhe steht, entbehre, so muß ich damit mich trösten, daß ich von der Hitze nicht so arg zu leiden und ihre leicht gefährliche Einwirkung auf den Körper nicht zu besorgen brauche. Allerdings möchte ich fast sagen, daß ich von der Kälte leide, da das Thermometer am 15. dieses Monats in der Frühe nur 7½ Grad C., am 17. nur 5 Grad C. gezeigt hat und danach die Zimmerwärme am Morgen nicht über 12 Grad sich hob. Diese frische Luft verdankt San Jago weniger seiner Höhenlage über dem Meere als der Nähe der schneebedeckten Andes; sie macht im Allgemeinen das Klima zu einem sehr zuträglichen, wenn schon die Schwankungen an demselben Tage oft sehr beträchtlich sind. Als die mittlere Temperatur des Sommers werden 18,1 Grad C., als die des Winters 7,6 Grad C., als die des Jahres 12,7 Grad C. angegeben. Die Extreme sind — 3 Grad C. im Juni und + 32 Grad C. im Januar; doch kommt es vor, daß das Thermometer an einem Tage von — 2 Grad bis auf + 22 Grad steigt. Ein Viertel aller Tage im Jahre ist trübe, obwohl wenig Regen fällt. Die Dauer des Regenfalls wird nur nach Stunden berechnet, im ganzen Jahre auf nicht mehr als 216, die hauptsächlich in die Monate Juni und Juli fallen. Dafür sind Stürme und Gewitter unbekannt.

Immerhin ist der Winter hier nichts weniger als kahl oder todt. Die großen Mengen immergrüner Pflanzen, welche unter dieser Breite (33 Grad 26′) sich erhalten, lassen ihn dem Nordländer immer noch wie einen wenn auch etwas bleichen Sommer erscheinen. San Jago hat seit einigen Jahren einen städtischen Park erhalten, der allerdings noch in den Anfängen der Anlage ist, der aber doch unter der Gunst des Klimas, das Wein und Orangen zeitigt, bereits weit vorgeschritten ist und noch mehr zu werden verspricht. Der Grund und Boden ist von dem verstorbenen Señor Cousiño geschenkt und sehr ausgedehnt, so daß lange Reit- und Fahrwege angelegt werden konnten. Bei der Anlage soll das Bois de

Boulogne zum Vorbilde genommen sein. Eine Insel in einem kleinen See mit sehr anmuthigen Gartenanlagen ist schon jetzt ein beliebter Zielpunkt abendlicher Spaziergänge nach der comeda, dem Mittagessen. Der Hauptreiz ist jedoch, zumal für den Fremden, der Anblick der Kordillere, die bei hellem Himmel sichtbar wird und von der ich zuerst hier einige der gewaltigen Höhen sah, als eine vorübergehende Lichtung des Nebels sie während unseres Spaziergangs durch den Park klar machte. Es geschah so unvermuthet, daß ich zunächst meinen Augen nicht traute.

In voller Herrlichkeit hat man die Aussicht, allerdings nur bei gutem Wetter, von einem anderen Punkte, der auch in anderer Beziehung ein Glanzpunkt der Stadt ist, von dem Cerro de Santa Lucia, einem Hügel aus säulenförmigem Porphyr, der sich im Osten der Stadt auf etwa 60 Meter über dieselbe erhebt und von dem aus eine unvergleichliche Uebersicht über die Stadt und die Ebene, welche zwischen der Küsten-Kordillere und der Andeskette liegt, vor allem aber über die letztere, sich bietet. Der Hügel, welcher wohl eine Stunde im Umfange hat, ist wegsam gemacht und mit Anlagen versehen, um die sich der bekannte Geschichtschreiber und Politiker Vicuña Mc Kenna in San Jago verdient gemacht hat. Wenn darunter auch manches sich findet, was phantastisch und verschnörkelt scheint, Portale ohne Mauern, Aussichtsthürmchen en miniature, gewundene Treppchen und Gänge, künstliche Ruinen und dergleichen, was unvermittelt und zwecklos nebeneinander steht, so beeinträchtigen diese kleinen Spielereien doch nicht den eigentlichen Werth der Anlage, die aus dem Cerro einen anmuthigen Spaziergang geschaffen und einen Aussichtspunkt ersten Ranges in ihm zugänglich gemacht hat. Zu den Füßen liegt die Stadt, von dem Mapocho durchflossen, dessen Lauf von dem Gebirge her das Auge verfolgen kann, jetzt zwar wenig wasserreich, aber weiten Bettes für die Zeit, wo die Schneeschmelze ihn schwellen macht.

Vier Brücken überspannen ihn, unter denen die de cal y canto, ein massiver Bau mit weiten Steinbögen, den Blick fesselt, ehe er an der Lehne des Monte Cristóbal aufsteigt, eines baumlosen Trachytfelsen, der etwa 200 Meter höher als der Cerro Santa Lucia sich wie ein breites Fort im Nordosten der Stadt vorlagert. Nach Süden dehnt sich die fruchtbare Hochebene weithin in bläuliche Ferne; von ihrem westlichen Rande, der Küstenkordillere, sind die höchsten Umrisse erkennbar, aus welchen einige Gipfel, unter ihnen der Cerro de Chapa (1908 Meter) und die höchste Erhebung, der Cerro de las Amarillas (2230 Meter) hervortreten. Der östliche Rand, die Mauer der Andes, baut sich in gigantischer Höhe auf der anderen Seite auf und zwar in solcher Nähe, daß das fast unvermittelte Ansteigen von der Thalsohle geradezu überwältigend für das Auge ist und alle Vorstellungen von Ungeheuerem und Massenhaftem, welche in der Erinnerung bestehen, dagegen verschwinden. In den Gesichtskreis treten der Gran Pico de Tupungan (6710 Meter), el Plomo (5433 Meter) und el Cerro de Peñalolen (3245 Meter). Die Grenze ewigen Schnees, die in dieser Breite bei 3300 Meter liegt, ist mit dem Eintritte des Winters heruntergerückt und es sind daher außer jenen ersten Bergriesen auch die tieferen Gebirge mit Schnee bedeckt. Da, wo das Thal des Mapocho einschneidet, dehnt sich im Hintergrunde ein langer, weißer Rücken, über dem ein blaugrüner Ton liegt, als strecke sich aus einer Höhe, deren letzte Gipfel sich in Wolken verlieren, ein Gletscher nieder.

Unwillkürlich regte sich der Wunsch, hinauf zu steigen und eine jener Höhen zu bezwingen, um über den Bau und die Gliederung der gewaltigen Bergleiber von der Höhe einen Ueberblick zu gewinnen. Aber abgesehen von der Unwegsamkeit und Verlassenheit der höheren Lagen, welche auch bei günstiger Jahreszeit die Besteigung zu einem Wagnisse machen, stand jetzt jedem Versuche der Winter entgegen, der dort oben schon

mit voller Strenge herrscht. Es hieß daher mit dem Schauen sich begnügen und auch dies mußte ein Ende nehmen, da der Abend kam und Gletscher und Schneeberge in seinen dunklen Schleier hüllte. Nur vor dem inneren Auge steht es unverlierbar.

Der Winter, der Exkursionen ins Gebirge verhinderte, bot dagegen Gelegenheit, mehr von dem geselligen Leben in San Jago zu sehen, als die heiße Jahreszeit gewährt haben würde. Ich erwähne davon nur des Theaters, das ich in der letzten Woche einige Male besucht habe, und das zu sehen sehr interessant war, weniger wegen der Vorstellungen, als wegen des Auditoriums. Das Gebäude ist geräumig und elegant, in Weiß und Silber dekorirt, etwa von der Größe des Berliner Opernhauses, mit einem Bühnenvorhange, der so aussieht, als hätte Heyden ebenfalls ihn gemalt. Die Vorstellungen leistete eine italienische Gesellschaft, welche Ruy Blas und die Afrikanerin vorführte. Die Kunstwerke wie die ausführenden Künstler werden in diesem Bereiche zur Zeit sowohl in Süd- als Nord-Amerika noch von Europa entlehnt und zwar in der Regel, nachdem sie dort bereits eine längere Laufbahn zurückgelegt haben. Sterne, die dort untergegangen, gehen hier auf der anderen Halbkugel wieder auf, manchmal den Sternen am Himmel gleich, die auf der Erde noch leuchten, obwohl sie längst erloschen sind. Doch wird es hier nicht so genau genommen, die Flagge deckt die Waare. Vielleicht spannt auch der neue Himmel geschwächte Kräfte zu neuem Können, und thut er es nicht, so thut es die Dankbarkeit des Auditoriums, das mit seinem Beifalle nicht kargt, ja geradezu phrenetisch dann ihn spendet, wenn ihm Kraftstücke an Stärke oder Ausdauer der Stimme geboten werden.

Die Einrichtung des Theaters weicht wenig von der unserer Theater ab; drei Reihen Logen liegen übereinander, deren unterste fast in gleicher Höhe mit dem stark ansteigenden Parquet den

ersten Rang bildet; den vorderen Theil des Parquets nehmen nur Herren ein, während der hintere, von jenem durch ein Gitter getrennt, auch von Señoras besucht wird. Zwei Prosceniumslogen sind dem Präsidenten der Republik reservirt. Das Haus war in jeder Vorstellung gefüllt bis auf den letzten Platz; die Damen, bei denen der spanische Typus weniger hervortrat als in Lima, waren in glänzender Toilette und viele von großer Anmuth der Erscheinung. Selbst auf den obersten Plätzen waren nur gut gekleidete Leute, alles so europäisch in Haltung und Zuschnitt, daß ich Mühe hatte mir gegenwärtig zu halten, daß die Stadt im Schatten der Andes läge.

Leider ist das politische Theater noch in den Ferien. Der Kongreß beginnt seine jährliche Sitzung nach Vorschrift der Verfassung erst am 1. Juni und schließt sie am 1. September. Er ist also gegenwärtig noch nicht in Aktion und nur die Scene derselben, das Kongreßgebäude, konnte besucht werden. Es steht an dem Platze O'Higgins, auf einem Terrain, das vorher den Jesuiten gehörte und nahe der Stätte des Brandes, in welchem im Jahre 1863 die Hijas de Maria umkamen. Im Jahre 1857 begonnen, ist es erst im Anfang des letzten Jahrzehnts vollendet worden. Es ist ein zweistöckiger, quadratischer Bau, frei stehend, von gefälligen Verhältnissen, auf den Fronten mit Säulenstellungen und hohen Portalen, die einfach gehalten sind, aber sehr gut wirken. Die eine Seite des Baues ist für die Cámara de Diputados bestimmt, die andere für die Cámara de Senadores; zwischen beiden geht durch das ganze Gebäude ein langer Saal mit Oberlicht, in welchem die Eröffnung der Sitzungen des congreso nacional und die Installation des neuen Präsidenten durch Uebergabe der das Symbol seiner Würde bildenden Schärpe stattfindet. Dieser Saal ist ein sehr ansprechender und zugleich reich ausgestatteter Raum mit einfach weißer, aber edel gehaltener Dekoration. Auf einer Estrade an der oberen schmalen, halb runden Wand stehen die Sessel

des Präsidenten der Republik sowie der beiden Kongreßpräsidenten und der Sekretaire; zwei Reihen Sessel an der Langseite nehmen die Deputirten, sowie das diplomatische Korps auf, das der letzterwähnten Feier beizuwohnen pflegt. Die Deputirten, welche alle drei Jahre durch direkte allgemeine Wahlen gewählt werden (109 an der Zahl oder einer auf 20 000 Seelen), halten ihre Berathungen in einem halb runden Saale mit Oberlicht, der von Säulen getragen ist, hinter und zwischen denen die Galerien liegen. Neben dem Sitze des Präsidenten steht der Tisch des Sekretairs, ein Büreau besteht nicht; auch eine besondere Ministerbank ist nicht vorhanden. Die Geschäftsordnung sieht vor, daß die Minister, welche Abgeordnete sind, stets zuerst votiren. Die Sitze der Abgeordneten sind mit Pulten oder sonstigen Apparaten zum Schreiben, wie dies sonst üblich, nicht verbunden; es sind nur lederne Sessel, in denen die Herren Diputados bequem ihre Cigarette rauchen können, was während der Sitzung unausgesetzt geschieht. Auch die anstoßenden Kommissionszimmer sind mit Komfort ausgestattet. Von ähnlicher Bauart und Einrichtung ist der Saal des Senats, aber kleiner, da die Zahl der Senatoren nur 37 beträgt, die auf sechs Jahre in direkter Wahl nach Provinzen ernannt und zu einem Drittel je nach drei Jahren erneuert werden.

Der oberste Chef der „einen und ungetheilten" Republik Chile, der Präsident, wird auf fünf Jahre gewählt und zwar nicht direkt, sondern durch Wähler, welche die Gemeinden durch direkte Wahl in dreifacher Anzahl der auf den Bezirk entfallenden Deputirten ernennen, so daß das Wahlkollegium 327 Wähler zählt. Er muß die Eigenschaften haben, welche die Wählbarkeit zum Deputirten bedingen, in Chile geboren und mindestens 30 Jahr alt sein. Eine Wiederwahl nach Ablauf der Wahlperiode ist nach einem neuerlichen Gesetze (vom 8. August 1871) nicht statthaft, wohl aber nach einer zwischenliegenden Periode von fünf Jahren. Er verwaltet durch ein Ministerium, das

aus fünf Ministern besteht, und unter Beirath eines Staatsrathes von 11 Mitgliedern, von denen sechs der Kongreß wählt und fünf der Präsident aus dem Kreise bestimmter Beamten ernennt.

Chile ist zu seiner Verfassung erst im Jahre 1833 gelangt, obwohl die spanische Herrschaft bereits 1817 ihr Ende erreicht hat. Bis 1830 wurde es durch eine Nationalregierung geleitet, bestehend aus Juntas Gobernadores und einem Direktorium. Die Verfassung, welche nach einigen inneren und unblutigen Kämpfen vereinbart wurde, lehnt sich im Wesentlichen, wie die der anderen mittel- und südamerikanischen Republiken, an das Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika; das Land hat aber unter ihr eine raschere und glücklichere Entwicklung genommen, als irgend eine der Schwesterrepubliken, die sich gleich ihm im ersten Viertel des Jahrhunderts von dem spanischen Regimente frei gemacht haben. Unter diesem war Chile, wie die am meisten entlegene, so die am meisten zurückgebliebene Provinz; es hatte sehr wenige Volksschulen, noch wenigere für höhere Bildung, bis 1812 bestand nicht eine einzige Druckerei im Lande. Jetzt steht es unbestritten an erster Stelle unter den republikanischen Staaten des mittel- und südamerikanischen Kontinents an Ordnung des Staatswesens, an militairischer und maritimer Kraft, an Gedeihen des Handels und der Gewerbthätigkeit und im Erfolge seiner Bemühungen um Erfüllung höherer Kulturaufgaben. Und zwar nicht erst in Folge des Krieges, den es siegreich gegen Peru und Bolivia geführt hat; vielmehr hat es den Krieg nur so führen können wie geschehen, weil es in den Jahrzehnten vor demselben nicht in blutigen Revolutionen und im Streite der Faktionen sich aufgerieben, sondern friedlich seine Verwaltung und seine Finanzen geordnet und befestigt und darin eine nachhaltige Kraft gesammelt hat, deren umsichtige und besonnene Anwendung ihm dann das Uebergewicht über seine bei weitem mächtigeren Gegner gegeben

hat. Seit Einführung der Verfassung hat stets eine regelmäßige und gesetzliche Folge der Regierungen stattgefunden; die sechs Präsidenten, die seitdem regiert haben, sind alle kraft des Gesetzes und in der von ihm vorgeschriebenen Form zu ihrem Amte gelangt; keiner ist dem Lande durch einen Aufstand oder ein Pronunciamento aufgedrängt worden. Nur die ersten beiden waren Soldaten; vier von ihnen wurden nach Ablauf ihrer Wahlperiode wiedergewählt. In dieser Zeit hat sich die Bevölkerung des Landes verfünffacht, die regelmäßigen Staatseinnahmen sind von ½ Million auf 18 Millionen Pesos gestiegen, der Werth des auswärtigen Handels von 2 auf 60 Millionen.

Sucht man nach den Gründen dieser Erscheinung, so findet man sie theils in einer gewissermaßen natürlichen Gunst der Verhältnisse, theils in Eigenschaften der Nation und ihrer Führer, welche aber wiederum den natürlichen Verhältnissen entsprungen oder durch sie entwickelt sind. Die Lage des Landes in einem gemäßigten und gesunden Klima hat die Bevölkerung vor der Entnervung bewahrt, welcher Sonne und Fruchtbarkeit die Bewohner der Tropen leicht aussetzen. Der Boden ist zwar auch fruchtbar, aber er gibt nicht üppig und freiwillig, sondern er verlangt Schweiß und Anstrengung, ehe er Ernten zeitigt. Das hat das Volk in seinen breiten Schichten arbeitsam und nüchtern gemacht. Es kam dazu, daß die Einsicht der Regenten der jungen Republik zuerst in Südamerika die Sklaverei abgeschafft hat, deren schwerster Schade ist, daß sie den sittlichen Werth der Arbeit erniedrigt. Da Chile nicht reich an Edelmetall ist, waren seine Bewohner vorwiegend auf den Ackerbau gewiesen, der ein Volk gesund und seine Sitten einfach erhält; auch ist es in Folge dessen von den Einwanderern frei geblieben, welche vorwiegend durch die Hoffnung auf raschen Gewinn angelockt mehr abenteuerlich als fleißig und beständig sind. In dieser ethnischen Beziehung ist es von besonderer Wichtigkeit, daß das

Volk in Chile bei Weitem gleichartiger in seinen Bestandtheilen ist, von einer nachtheiligen Mischung der Racen sich freier erhalten hat, als dies in Peru und in den mittelamerikanischen Republiken der Fall ist. Die spanischen Kreolen, von denen sehr viele von baskischen Einwanderern abstammen und welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, haben daher auch viele der guten Eigenschaften, welche ihrer Nation eigen sind, besser bewahrt und ausgebildet, als wo die Kreuzung mit Negern und Indianern sie heruntergebracht hat. Nicht minder wichtig ist es in dieser Beziehung für das Land geworden, daß es früh der europäischen Einwanderung seine Grenzen geöffnet und daß es derselben die Betheiligung an seiner politischen Arbeit gewährt hat. Der erste Regent, nachdem die Unabhängigkeit auf dem Felde von Maypo besiegelt worden (5. April 1818), Bernardo O'Higgins, der mit fester Hand die Grundlagen des Staates legte, war irländischen Ursprungs; der englische Lord Cochrane führte die chilenische Flotte siegreich gegen die Spanier; deutsche Kräfte wurden früh im Bereiche des Unterrichtswesens wirksam und sind es geblieben; Deutsche und Engländer sind auch zur Zeit in einflußreichen Stellungen in der Armee wie in der Marine.

Unter diesen Umständen war es möglich, daß die republikanische Staatsverfassung in Chile einen besser bereiteten Boden fand als anderweit, wo sie einer Bevölkerung gegeben wurde, die in ihrer großen Mehrheit einer anderen Race als der herrschenden angehörte und wie ohne Bildung, so ohne Verständniß und Theilnahme für die neue Staatsform war. Es kam dabei zu statten, daß die Gestalt des Landes, das ein langes, schmales Band zwischen den unwegsamen Andes und der Küste des stillen Oceans bildet, für Bürgerkriege ungünstig war und daß die Abgeschlossenheit durch Wasser, Berge und Wüsten es auch gegen Angriffe von außen sicherte. In der Fehde, in welche die Republik im Jahre 1865 mit Spanien

gerieth, beschränkte sich die Aktion auf kleine Seegefechte und auf eine im Ganzen harmlose Beschießung von Valparaiso; daß sie heute durch einen Frieden noch nicht beglichen ist, scheint vergessen zu sein, ist wenigstens ohne praktische Bedeutung.

Wenn ich oben bemerkte, daß der letzte Krieg, den Chile geführt hat, nicht die nächste oder ausschließliche Ursache seiner zeitigen, hervorragenden Stellung wäre, so ist doch andererseits außer Zweifel, daß der Erfolg des Krieges dazu beiträgt, diese Stellung zu sichern und für eine weitere, günstige Entwickelung des Staates den Ausgang zu bilden. Es verdankt diesem Erfolge, wenn auch ein Friedensvertrag ihn noch nicht bestätigt hat, eine Erweiterung seiner Grenzen nach Norden, welche den Besitz der reichen Bodenschätze von Tarapacá einschließt, sowie die Aussicht auf einen ungestörten Frieden, da die Gegner, welche es besiegt hat, für absehbare Zeit zur Ruhe gebracht sind, Angriffe von anderer Seite aber außer aller Wahrscheinlichkeit liegen. Der lange Grenzstreit mit der benachbarten argentinischen Republik, deren Bündniß Peru während des letzten Krieges ohne Erfolg gesucht hat, ist nach Beendigung dieses Krieges friedlich beigelegt worden, in dem ein im vorigen Jahre (am 22. Oktober) geschlossener Vertrag die neue Grenze in einer für Chile günstigen Weise im Einzelnen festgestellt hat.

Die Finanzlage des Landes ist trotz der Kosten, welche der Krieg verursacht hat, gesund. Die Einnahmen, welche sich im Jahre 1880 auf rund 26 Millionen Pesos belaufen haben, flossen zu etwa zwei Fünftel (10 789 640 Pesos) aus Zöllen und in etwa gleicher Höhe aus dem Verkaufe von Salpeter (4 130 322 Pesos), sowie aus inneren Steuern, unter denen ein Impuesto agricola, Gewerbe-, Stempel- und Mobiliarsteuer den hauptsächlichsten Ertrag gaben; das letzte Fünftel endlich floß vornehmlich (mit 3 913 600 Pesos) aus dem Ertrage der Staatseisenbahnen.

Bis 1879 bestand das Tabacksmonopol des Staats, das jährlich $1^1/_2$ Millionen Pesos einbrachte. Es ist in jenem Jahre aufgehoben worden, wie die Motive des Gesetzes besagen, wegen der Vexationen, mit denen es verbunden war, wegen des Schmuggels, zu dem es Anreiz gab, und wegen der Hinderung der nationalen Produktion von Taback. Auch wollte die Regierung darthun, daß sie der Hilfe bei den Wahlen, welche nach der Behauptung der Opposition die bei der Monopolverwaltung beschäftigten und interessirten Personen ihr gewährten, nicht bedürfte. Dafür ist ein Eingangszoll auf Taback gelegt worden in Höhe von 1,50 Pesos auf Havanna, von 1 Peso auf anderen Taback per Kilogramm. Seine exorbitante Höhe hat die Wirkung, daß der Ertrag gering ist, weil wenig Taback auf ordentlichem Wege eingeht, und daß der Schmuggel noch stärker getrieben wird als früher. Die Raucher stehen sich dabei schlecht, da das bisher im Lande produzirte Kraut ohne Beimischung von ausländischem Taback für unrauchbar gilt. Man sagte mir, daß eine Cigarre unter 15 Centavos nicht genießbar wäre und daß die besten bis 80 Centavos das Stück kosteten. Eine Ermäßigung der Steuer würde daher sowohl für die Konsumenten als für den Fiskus zweckmäßig sein.

Die Schuld des Staates belief sich am 1. Januar 1880 auf $74^1/_2$ Millionen Pesos und ist während dieses Jahres um 20 Millionen vermehrt worden; davon war für 59 Millionen das Ausland Gläubiger und 26 Millionen waren Papiergeld. In dem halben Jahre vom 1. Oktober 1881 bis zum 1. April 1882 ist die Schuld um mehr als 5 Millionen vermindert, die 7—8 prozentigen Obligationen sind in 6 prozentige konvertirt und das Disagio des Papiergeldes ist auf 14 Prozent herabgegangen.

Mit der thatsächlichen Beendigung des Krieges und von der Regulirung der Grenzzwistigkeiten mit Argentinien ab haben auch der Handel und die Gewerbthätigkeit einen frischen Auf-

schwung genommen, nur in gewissem Grade noch beunruhigt durch die Besorgniß vor fremder Einmischung in die Verhältnisse mit Peru und in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt durch den Mangel an Arbeitskräften, welche durch die fortdauernde Besetzung Perus in der Armee zurückgehalten werden.

Der Werth der Einfuhr, welcher für das Jahr 1880 auf 29 716 000 Pesos angegeben wird, stellte sich 1881 auf 39 564 814 Pesos, der der Ausfuhr 1880 auf 51 648 549, 1881 auf 60 525 859 Pesos. Unter der ersteren stehen 1881 in erster Linie Gewebe (11 056 321) und Nahrungsmittel (8 084 758), in der Ausfuhr Produkte des Ackerbaus (1880: 11 663 745 Pesos, 1881: 9 967 780 Pesos) und des Bergbaus (1880: 37 812 150 Pesos und 1881: 47 145 757 Pesos). Das Land produzirt Weizen in solcher Menge, daß er nebst Weizenmehl mehr als 60 Prozent der ausgeführten Erzeugnisse des Ackerbaus ausmacht, und die ausgeführten Mengen größer sind als diejenigen, welche das Land zu eigenem Konsum bedarf. Unter den mineralischen Bodenschätzen stand früher Kupfer voran, von welchem Chile im Jahre 1870 die Hälfte des Kupfers der ganzen Welt zu produziren sich rühmen konnte. Jetzt ist Kupfer von dieser Stelle durch Salpeter verdrängt, dessen Export im Jahre 1881 einen Werth von 22 891 786 Pesos repräsentirte, während der Werth des ausgeführten Kupfers auf 13 606 798 Pesos berechnet wird. Ansehnlich ist auch der Werthbetrag des Jod, von dem 1881 für 2 953 628 Pesos in den auswärtigen Handel kam.

Solcher Reichthum an werthvollen Naturerzeugnissen, deren Gewinnung noch bedeutender Erweiterung fähig ist, und die, was die Mineralien anlangt, erst im Anfange der Ausbeutung sind, gibt zweifellos eine gute Grundlage wirthschaftlicher Wohlfahrt.

Was die Richtung anlangt, in welcher der Handel sich bewegt, so entfällt nach der darüber aufgestellten Statistik der

Hauptantheil sowohl an der Einfuhr als an der Ausfuhr auf Groß-Britannien; an jener erscheint es sowohl im Jahre 1880 als 1881 mit 45 Prozent, an dieser im Jahre 1880 mit 77 Prozent, im Jahre 1881 mit 71 Prozent betheiligt, ihm zunächst steht Deutschland in der Einfuhr 1880 mit 16 Prozent, 1881 mit 18 Prozent, wonächst die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreich folgen. In der Ausfuhr dagegen stehen Deutschland die Vereinigten Staaten von Nordamerika (im Jahre 1880 mit 4,8 Prozent gegen 4,1 Prozent, im Jahre 1881 mit 5,2 Prozent gegen 4,8 Prozent) voran, im Jahre 1881 ging außerdem auch Frankreich vor.

Indessen geben diese Zahlen nur einen ungefähren Anhalt, da sie nicht auf einer Feststellung der Herkunft oder Bestimmung der Waaren beruhen, sondern nach der Nationalität der Schiffe, auf welchen sie verfrachtet werden, zusammengestellt sind. Sie geben daher mehr ein Bild der Antheilnahme der verschiedenen Nationen an der Schifffahrtsbewegung als an dem Handel. Wenn das daraus sich ergebende Verhältniß auch für den letzteren annähernd richtig war, als der Transport auf Segelschiffe sich beschränkte, so ist es doch für den Handel nicht zutreffend, seit die Dampfschifffahrt den größten Theil des Verkehrs übernommen hat. Aber auch mit diesem Vorbehalte ist so viel außer Zweifel, daß der deutsche Handel, insonderheit die Einfuhr aus Deutschland nach Chile in der Zunahme begriffen und daß dies wesentlich der direkten Dampfschifffahrtsverbindung beizumessen ist, welche die Hamburger Kosmosgesellschaft regelmäßig unterhält. Von deutschen Waaren unmittelbaren Bezuges stehen in erster Linie Zucker, Gewebe, Bier, Kerzen, Schmucksachen, Cigarren und Druckpapier.

Ich habe schon ein Mal betont, daß man den Umfang und die Wichtigkeit des deutschen überseeischen Handels oder, was für Südamerika dasselbe bedeutet, des Handels der deutschen Hansestädte erst erkennt und würdigen lernt, wenn man ihn

dort in Thätigkeit sieht. Die Wahrnehmung ist um so erfreulicher, je mehr man inne wird, daß seine Befestigung und Erweiterung gegenüber einer von Haus aus ungleich günstiger gestellten Konkurrenz, vornehmlich den vortrefflichen Charaktereigenschaften der weitaus größten Mehrzahl der deutschen Kaufleute zuzuschreiben ist, die nicht sowohl durch kühne Wagnisse und große Spekulationen als durch Fleiß, geschäftliche Solidität und kluge Benützung der Umstände auch im Kleinen, für sich Erfolge haben und dem deutschen Namen Vertrauen und Ehre gewinnen. In Chile sind sie außer im Handel auch in der Industrie in hohem Maaße rührig. Von dem Salpeterexport des Jahres 1881 (290 000 Tons im Werthe von nahezu 23 Millionen Pesos) sind 47 Prozent aus deutschen, 30 Prozent aus englischen und 23 Prozent aus chilenischen Salpeterwerken hervorgegangen, und, was bemerkenswerth ist, der relativ größte Theil, 95 000 Tons oder 32 Prozent, ist nach Hamburg verschifft worden, während nach englischen Häfen 55 000 Tons oder 19 Prozent, nach französischen 70 000 Tons oder 24 Prozent gegangen sind. In Valdivia, im südlichen Chile ist die Fabrikation von Sohlleder fast ausschließlich in deutschen Händen, worüber ich noch Näheres durch den Augenschein zu erfahren hoffe und auch dort hat sich in ähnlicher Weise wie in Salpeter ein direktes Geschäft mit deutschen Häfen, speziell mit Hamburg herausgebildet.

Es hat dieser direkte Handel, abgesehen von Zeit- und Zinsenersparniß den Vortheil, daß die Bankkommissionen erspart werden, welche bei dem Bezuge über England, das für viele Bezüge den Vermittler bildet, zwei Mal, sowohl für den Rohstoff beim Import als für das Fabrikat beim Export entrichtet werden müssen. Er bildet sich da vornehmlich, wo eine zahlreiche deutsche Bevölkerung sich angesiedelt hat, die zur Koloniebildung tendirt und den Zusammenhang mit der Heimath erhält. So wird von dem südlichen Brasilien aus, von Porto

Allegre und anderen Häfen, wo entsprechende Voraussetzungen vorhanden sind, ebenfalls ein ziemlich bedeutender Handel mit Deutschland betrieben, und im Grunde beruht auch der direkte Handel, welchen Deutschland mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika bewahrt, und welcher ihm den Tabackhandel fast der ganzen Welt zuführt, von dem Baumwollengeschäft ihm wenigstens einen guten Theil belassen hat, darauf, daß dort die deutsche Einwanderung in ausgedehnten Landstrichen sich festgesetzt hat und Arbeitskraft, Unternehmungslust und Kapital in Geschäften anlegt, die immer den Zug haben mit der alten Heimath in Verbindung zu bleiben; Thatsachen, die bei Beurtheilung der Auswanderung, bei welcher in der Regel nur unser Verlust, nicht unser Gewinn gebucht wird, nicht außer Betracht bleiben sollten.

Doch komme ich ins Spintisiren, was wir besser daheim thun können. —

Eine wesentliche Förderung hat der chilenische Handel durch die Verbesserung der Häfen, deren 13 größere und 35 kleinere dem Verkehre geöffnet sind und durch die Erbauung von Eisenbahnen und Telegraphen, die von Chile zuerst in Südamerika in Angriff genommen sind, erfahren. Von den Eisenbahnen sind die von Valparaiso nach San Jago und die Südbahn, die mit verschiedenen Zweigbahnen 951 Kilometer lang sind, Eigenthum des Staates und bringen eine Verzinsung des Anlagekapitals von durchschnittlich 5 Prozent. Daneben besteht eine Anzahl von kleineren Linien im Privatbetriebe mit einer Gesammtlänge von 827 Kilometern. Die Telegraphen (9200 Kilometer) stehen ausschließlich im Eigenthum des Staats.

Zum Schluß darf ich nicht verschweigen, daß es in dem Bilde auch nicht an Schatten fehlt, und zwar liegt er auf einem der wichtigsten Gebiete des staatlichen Lebens, der Rechtspflege; sie ist langwierig und kostspielig. Obwohl durch die Verfassung die Unabsetzbarkeit der Richter außer aus gesetzlichen

Ursachen vorgesehen und damit eine Sicherung ihrer Unabhängigkeit gegeben ist und obwohl die verschiedenen Instanzen in zweckmäßiger Weise geordnet sind, so wird doch die Handhabung des Rechts im Allgemeinen als mangelhaft, insbesondere der Geschäftsgang als schleppend und unzuverlässig bezeichnet. Der Grund liegt nicht sowohl in den Personen als in der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung, die veraltet und widersprechend ist, insbesondere im Kriminalrecht, für welches noch der alte spanische Codex von Bilboa gilt. Hier, an dem fundamentum regnorum, wäre es gerathen, die bessernde Hand ohne Zeitverlust anzulegen.

XLI.

Nach den Baños de Cauquénes. — Die Südbahn. — Das Centralthal. — Der Rio Cachapoal. — Die Bäder von Cauquénes. — Ausflug nach dem Ranchillo — Chilenische Reiter. — Talca. — Nationaler Festtag. — Gipfel der Andeskette. — Der Rio Bio Bio. — Concepcion. — Handelsverhältnisse. — Die Indianer in Arauco. — Klima und Produkte von Arauco.

Concepcion, 22. Mai 1882.

Unter den Plänen, die ich in der Heimath gesponnen habe, war auch der, den südamerikanischen Kontinent zu kreuzen und Buenos Aires auf dem Landwege über die Andes von San Jago her zu gewinnen. Die Nachrichten, welche ich in Valparaiso und in San Jago über das Projekt eingezogen hatte, haben die Ausführbarkeit desselben in dieser Jahreszeit übereinstimmend verneint. Der Winter ist in den Kordilleren bereits hereingebrochen und ist dort ein bitter strenger Herr. Die Pässe sind theilweise bereits ungangbar, und wenn zur Zeit auch noch der Uspallata-Paß zu passiren sein möchte, so besteht doch die

Gefahr, daß Schneestürme, die unvermuthet hereinbrechen und oft tagelang anhalten, den Reisenden überfallen und, da ein geschütztes Unterkommen nicht zu finden ist, Thiere und Menschen, wenn sie nicht in Abgründe stürzen, in einem weißen Grabe bestatten. Danach stand mein Sinn nicht. Geht es nicht über die Berge, so geht es zu Wasser und die Fahrt durch die Magellansstraße ist auch nicht ohne Reize. Ich fand mich um so eher in den Wechsel der Elemente, als die Tour über die Andes in dieser Erdbreite der Naturschönheiten entbehrt, welche ich bei Querung der mexikanischen Kordilleren in so reichem Maaße gefunden, vielmehr im Charakter der Landschaft und in ihren geologischen Verhältnissen eher der über die Rocky Mountains in den Vereinigten Staaten ähneln soll, nach deren Wiederholung ich kein Verlangen trage.

So bin ich denn von San Jago nach Süden gegangen, um die Baños de Cauquénes zu besuchen und dann weiter hierher, von wo ich den Ausflug nach Valdivia machen will, ehe ich zu der langen Fahrt durch die Magellansstraße mich einschiffe. Schon bis hierher habe ich vollen Grund gehabt, mit der Wandlung meines Reiseplanes zufrieden zu sein und hoffentlich bleibe ich es auch ferner.

Die Baños (Bäder) von Cauquénes liegen im Thale des Cachapoal, einige Stunden aufwärts von Cauquénes, einer Station der Südbahn, die von San Jago in drei Stunden erreicht wird. Diese Eisenbahn läuft in dem Centralthal, das zwischen den Andes und der Küstenkordillere ohne Unterbrechung, aber in wechselnder Breite, vom 33. bis 41. Grad südlicher Breite sich erstreckt, und in welchem die besten Wohnplätze des Landes liegen. Sie reicht zur Zeit bis Concepcion am Ausfluß des Bio Bio, sendet aber von San Rosendo noch einen Zweig weiter südlich nach Angol in Arauco, an der Grenze des Indianergebietes, das, mit Urwald bedeckt und unwegsam, sich zwischen die Provinzen Concepcion und Valdivia schiebt und

der Unterwerfung wie der Kultur noch harrt. Andere kurze Seitenbahnen gehen von San Fernando nach Palmilla und von Santa Fé nach Los Anjeles, Los Andes und Las Vegas.

Die Bahn ist im Wesentlichen nach nordamerikanischem System eingerichtet und hat billige Tarife. Den Bedürfnissen des Landes angemessen ist die Beförderung nicht rasch. Die ganze Strecke bis Concepcion mit der Fortsetzung nach Talcohuano, wo die Bahn an das Meer tritt, mißt nur 579 Kilometer; man braucht aber beinahe 33 Stunden, um sie zurückzulegen, da der Zug San Jago um 9 Uhr Vormittags verläßt, am Nachmittag gegen 5 Uhr in Talca anhält und erst am anderen Tage von 8 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Nachmittags den Rest des Weges erledigt.

Das Centralthal gleicht in seinem Relief einem mächtigen Flusse, der von hohen Ufern eingefaßt ist, die jedoch sehr verschieden gestaltet sind. Die Andes, der östliche Rand, heben sich mit steilem Abfall in regelmäßigen Ketten, die von Norden nach Süden laufen und himmelragende Gipfel haben, deren mehrere, wie der Aconcagua, der Juncal und der Tupungato mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Küstenkordillere, der westliche Rand, ist niedriger — ihr höchster Gipfel steigt nur zu 3218 Meter — verläuft weniger regelmäßig und ist von den zahlreichen Flußläufen durchbrochen, die von den Andes sich den Weg nach dem Meere gesucht haben; die Abhänge sind sanfter, die Profile abgerundeter. Das Niveau bleibt bis zum 41. Breitengrade ziemlich gleichmäßig; erst von da senken sich die Thäler in Ebenen, gleichsam um die Wasser des stillen Oceans aufzunehmen, der in wechselnden Einbrüchen sie in ein wahres Labyrinth von Inseln und Kanälen auflöst.

Dieses Mittelthal ist das eigentliche Frucht- und Ackerland von Chile, wohlbewässert, von mildem Klima, regenreich, zumal wo es an Breite zunimmt, mit Ueberfluß an Wald in der Küstenkordillere und mit einer energischen Vegetation. Es ist

ein Alluvialboden, der in wechselnder Mächtigkeit einer reinen, widerstehenden Kieslage aufliegt. Die reichen Weizenerndten, die in den letzten 10 Jahren zwischen 2 733 000 und 4 599 000 Doppelcentnern sich bewegt haben, entstammen diesem Boden, der in der Regel nicht gedüngt, sondern nur umgebrochen wird.

Fährt man von San Jago nach Süden das Thal entlang, so hat man dauernd das Bild dieses fruchtbaren Landes vor Augen: Weingärten, Weizenfelder, eingehegt durch dicht stehende Pappeln oder Mauern von Steinen und Lehm, Obstbäume, dazwischen ausgedehntes Weideland mit zahlreichem Rindvieh und grasenden Pferden, so dehnt sich die Flur, überragt im Osten von der Kette der Andes, die frisch gefallener Schnee bis weit herunter bedeckt, und die zu den friedlichen, milden Feldern einen Gegensatz bildet, der etwas Ergreifendes hat.

Die herbstlichen Regengüsse zeigten sich in angeschwollenen Bächen, in sprossendem Rasen und in den nassen Wegen, auf denen Ochsengespanne unter breiten Jochen zweiräderige hohe Carretas zogen. In Rancagua wurde ein längerer Halt gemacht, der Gelegenheit gab, von den Produkten des Landes den Wein zu probiren, dessen Kultur an Ausdehnung jährlich gewinnt. Es war ein Mariposa genannter Landwein, noch ohne Pflege aber von Körper. Ich hatte schon in San Jago die Bekanntschaft solcher Weine gemacht, eines Ochagavia, der dem Burgunder ähnelte und eines anderen namenlosen, der wie Malaga schmeckte, und ich glaube nach diesen Proben, daß der Wein hier eine Zukunft hat.

In Cauquénes fand sich nach der Ankunft des Zuges ein Wagen aus den Bädern ein, um etwaige Gäste dorthin mitzunehmen. Er erinnerte zwar ein wenig an die mexikanische Diligence bösen Andenkens, war aber besser, als es den Anschein hatte. Der Weg führte aufwärts in das Thal des Cachapoal, anfangs sehr steil, was den Kutscher nicht hinderte Galopp zu fahren, dann in das enger werdende Thal eintre=

tend, durch welches der Fluß in mäßigem Gefälle sich wie ein Band von Silber, weithin sichtbar, herunterzieht. An den Ufern, die von den Ueberschwemmungen zerrissen waren, dehnte sich Weideland; am Wege leuchteten gelbe Blumen wie Himmelschlüssel, aber auch andere blühende Büsche. Die Baños de Cauquénes, die man nach etwa dreistündiger Fahrt erreicht, sind über warmen Quellen erbaut, deren Gebrauch als wirksam gegen Rheumatismen gilt; zugleich sind sie ein beliebter Sommeraufenthalt, der von San Jago aus, insbesondere mit Vorliebe von den dort lebenden Franzosen, besucht wird. Sie haben durch die gute Luft und durch die gute Einrichtung aber auch einen weiter reichenden guten Ruf. Das Verdienst in letzterer Beziehung kommt einem Deutschen, Karl Heß, zu, weit und breit als Don Carlos bekannt. Der frühere Besitzer hatte vor Jahren ihm in Paris die Quellen mit dem Versprechen, ihm die nöthigen Anlagekapitalien zu leihen, zum Kauf angeboten, war aber, als Don Carlos in San Jago anlangte, bankerott geworden. Gleichwohl übernahm der unerschrockene Holsteiner das Geschäft mit einem Kapital von 100 Pesos und hat es durch Geschick und Einsicht so in die Höhe gebracht, daß er nicht Raum genug für die sommerlichen Gäste hat und um seine und seiner Familie Zukunft unbesorgt sein kann.

Das Bad liegt malerisch auf einem Felsen über dem Cachapoal, inmitten von Wald und von Parkanlagen, in welchen Eichen mit Vorliebe gezogen werden, Angesichts der hohen Bergriesen der Kordilleren, die jetzt auch schon in den niederen Regionen ihr Schneegewand tragen. Die frische Luft ist Folge der Lage von 2365 Fuß über dem Meere; ihre Temperatur steigt im Sommer nicht über 24 Grad C., jetzt war sie so gesunken, daß mein Thermometer im Zimmer nur 10 Grad C. zeigte. Im Juli und August gibt es sogar Schnee. Der Quellen sind drei von 30—45 Grad C. Wärme. Sie treten in verschiedenen Höhen aus dem Gestein, das aus Kieseln und

runden Steinen besteht, die so fest eingebettet sind, daß die Masse gesprengt werden muß. Don Carlos hat sie fassen lassen und über der einen ein Schwimmbad angelegt; Anlegung eines Dampfbades und eines Inhalationsraumes sind projektirt. Der Zufluß des Wassers, das einen starken Jodgehalt besitzt, ist so reichlich, daß nie Mangel für die Bäder eintritt. Die Zimmer für die Gäste liegen um vier Höfe oder Gärten und sind sehr behaglich ausgestattet, selbst mit Billards und Musikzimmern. Auch an Kuriositäten fehlt es nicht. Ich rechne dazu zwei Geier, die jung aus dem Neste genommen im Hühnerhofe aufgewachsen sind und mit gestutzten Flügeln ganz friedlich unter dem Geflügel herumspazieren; der eine ein Königsgeier mit grauen Federn, der andere ein gewöhnlicher mit weißen Federn auf dem Rücken. Bisher hat die Natur noch nicht durchgeschlagen.

Um von dem Gebirge, da ich es hier nicht übersteigen sollte, etwas mehr zu sehen, als was die nächste Umgebung bot, unternahm ich am nächsten Tage einen Ritt nach einem etwa 4 Stunden entfernten Ranchillo, den das herrlichste Wetter begünstigte. Er ging zunächst im Thale des Flusses aufwärts, dann über Berglehnen mit Weideland und lichtem Park, wie er von Afrikareisenden beschrieben wird. Viele Kaktus, die in Gruppen standen, waren mit rothen Blüthen bedeckt, die sich aber bei näherer Betrachtung als nicht ihnen, sondern als einem Parasiten gehörig erwiesen, einer Lokanthusart, die für die Erlaubniß der Ansiedelung mit diesem Schmucke lohnt, die übrigens auch auf anderen Pflanzen in großen Kugeln sich einnistet. Auch lorbeerartige Bäume waren da mit rothen Früchten, die Preiselbeeren glichen.

Gar prächtig war unter dem blauen Himmel und im Glanz der Morgensonne der Kranz schneebedeckter Berge, die im Fortgang des Weges in immer neuen Linien sich gestalteten. Wäre eine Sicherheit gewesen, daß solches Wetter die Tour

über die Andes begünstigt hätte, wie es diesen Tag auszeichnete, so hätte sie allerdings sehr lohnend werden können.

Der kleine Rancho, an welchem ich Halt machte, war ärmlich, fast wie der indianische in Pátzcuaro, und bot außer dem guten Willen der Wirthin, der sich in uevos fritos dokumentirte, nichts zur Erfrischung. Nicht weniger als 6 Niños umkrabbelten die gute Frau, mit deren jüngstem ich mit Hilfe einiger Provisionen, die ich mitgebracht, Freundschaft schloß. Auf dem Heimritte wurde es empfindlich kalt, was wiederum das Bedauern über die verfehlte Andestour etwas minderte und der Komfort der Baños war höchst willkommen. Im Musiksalon spielte eine Señorita sehr virtuos auf dem Klavier und ein englischer Reisegefährte, den ich auf der Fahrt von Panamá nach Calláo kennen gelernt und hier wieder gefunden hatte, Mr. John B., erfreute mein Gemüth durch Schubert's Ständchen. Welche Gegensätze gegen den Ranchillo mit den braunen Niños!

Ich blieb noch einen Tag, um die Bäder zu versuchen und in der näheren Umgebung der Anlage herumzustreichen, insbesondere um den Hügel zu erklettern, der hinter derselben zu einigen hundert Metern Höhe ansteigt, und von dem aus eine sehr schöne Aussicht über das Thal des Cachapoal sich eröffnet. Da die Gesellschaft bereits im Abnehmen war — nur wenige tapfere Gäste hielten in der empfindlichen Kühle noch aus — war es um so traulicher, zumal Don Carlos in seiner blühenden Familie deutsche Art und Sitte zu erhalten weiß. Indeß kam auch hier das Scheiden.

Zur Station brachte mich dieses Mal eine Volante, wie sie in Kuba üblich ist und wie ich sie seitdem nicht mehr gesehen hatte, wenn auch mit einigen Abweichungen von der dortigen Einrichtung. Die Stütze unter dem Vordertheil des Wagens fehlt, so daß die ganze Last auf dem Rücken des Pferdes ruht und bei einem Sturze desselben die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der Passagier vorn aus dem Wagen

geschleudert werde. Doch sorgt gegen solchen Fall, wenigstens theoretisch, der Stangenreiter, der das Gabelpferd leitet und dessen Pferd mit einem Strange an die Gabel gespannt ist, damit es helfen kann, wenn in Karriere eine Anhöhe hinaufgefahren wird. Der übliche Reitsattel gleicht nicht völlig dem mexikanischen; er ist zwar gleich jenem hinten und vorn höher als der englische Sattel, aber ohne breiten Knopf vorn und wird mit einem Schaffell belegt; ein zweites liegt unter dem Sattel, so daß der Reiter zugleich sein Bett mit sich führt. Die Steigbügel, mit Holz überkleidet, decken den ganzen Fuß. Ein Hirtenjunge, der hinter dem Wagen her galoppirte, steckte mit dem nackten Fuß in einem eisernen Steigbügel, an welchem einige eiserne Stäbe wie ein Säbelkorb den oberen Fuß schützten. Bisweilen liegt auch nur die große Zehe im Steigbügel. Die Größe der Sporen übersteigt jede Vorstellung. Ich habe deren in San Jago gesehen mit Rädern, welche reichlich 5 Zoll im Durchmesser hielten. Pferde kosteten nach der Mittheilung von Don Carlos früher eigentlich nichts; er hält deren 96 allein für die Verbindung mit der Eisenbahn, die durch vierspännige Kutschen mit Relais unterhalten wird; jedoch sind seit dem Kriege die Preise und die Unterhaltungskosten im Steigen. Im Allgemeinen werden die Thiere schlecht gehalten, bis aufs äußerste angestrengt und sehr mißhandelt. Ich sah viele Pferde mit wunden, blutigen Rücken, die unausgesetzt geritten wurden. „Die Thiere,“ sagen die Chilenen, „haben keine Seele und brauchen deshalb keine Schonung.“ Trotzdem ist der Chilene ein geborener Reiter; er kennt nur Schritt und Galopp; selbst kleine Buben reiten wie wilde Teufel. Das Pferd ist namentlich im Gebirge auch für Frauen unentbehrlich; man sieht alte Señoras nach Männerart quer reiten, oft zwei Personen auf einem Pferde. Sollen die Thiere ohne Aufsicht stehen, so werden ihnen die Vorderbeine über den Knieen mit einem Lederriemen zusammengebunden, womit sie geduldig halbe Tage lang

still stehen. Lasten werden vorwiegend in Behältern von Haut befördert, deren zwei dem Thiere so aufgelegt werden, daß auf jeder Seite einer befestigt wird. Der Reiter setzt sich dahinter auf die Kroupe, oder zwischen die beiden Lasten, so daß seine Beine um den Hals des Pferdes zu liegen kommen. Der Reiter, der meine Volante führte, lenkte das Zugpferd vielfach mit dem Stiele seiner Peitsche, den er gegen dessen Hals drückte; sein eigenes Pferd und sein rechtes Bein wurden öfter scharf gegen die Gabel gedrückt; er wußte aber mit Geschick auch in schnellster Gangart Steine und Löcher zu umfahren.

Ganz malerisch sehen einzelne Reiter besonders von weitem aus, da der Poncho mit einer gewissen Grazie über die Schulter hängt und die Kerle wie angegossen sitzen. Dieser Poncho, die verbesserte mexikanische Serrape, ist beiläufig ein ebenso zweckmäßiges als bequemes Kleidungsstück, ein längliches Tuch aus Wolle, von etwas mehr als Schulterbreite, mit einem Schlitz in der Mitte, durch den man den Kopf steckt, so daß es die Schultern, Brust und Rücken sowie den Oberarm deckt, die Hände aber und die Schenkel zum Reiten frei läßt. Der Poncho ist meist aus der groben Wolle des Llama oder des Guanaco gewebt; doch gibt es deren auch aus feinster Vicuñawolle, die sehr hoch im Preise stehen, mehrere hundert Pesos das Stück, und hauptsächlich von Bolivia in den Handel gebracht werden.

Auf der Station gab es längeren Aufenthalt, ehe der Zug kam; ich wurde als mitzunehmender Passagier durch ein Schnupftuch signalisirt, welches der Bahnwärter an einem Stock befestigte und wurde ohne Billet mitgenommen, da ein solches erst auf der nächsten Station zu kaufen war. Leider besteht auch hier zu Lande die Unsitte des Tabackkauens und des damit verbundenen Spuckens, so daß manche Wagen, selbst erster Klasse, greulich davon aussehen.

Das Bild der Landschaft südlich von Cauquénes ist von dem der nördlichen wenig verschieden. Die Ebene zwischen den

beiden Gebirgszügen bleibt gleichmäßig flach, auf weite Strecken Weideland und Stoppelfelder, nur unterbrochen durch die Einschnitte, in welchen die in Flüssen gesammelten Niederschläge der Andes zum Meere streben. Der schneebedeckten Kette liegt hier ein niedriger Gebirgszug vor, der mit jener durch Querriegel verbunden ist; einzelne Kuppen und Kegel sind wie Vorposten vorgeschoben; der winterliche Schnee auf der Hauptkette, der in der Sonne glänzt, steht in immer neu ansprechendem Gegensatz zu den immergrünen Büschen und Bäumen der Ebene.

Hinter der Station Molina tritt die Eisenbahn näher an das Küstengebirge und überwindet in wiederholten Einschnitten dadurch bedingte Hebungen des Terrains. Der Boden erscheint hier leicht sandig und weniger fruchtbar; auch die zerstreut liegenden Ansiedlungen sind gleich den Bewohnern von mehr ärmlichem Aussehen.

Talca, der Endpunkt der heutigen Tagesfahrt und die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, liegt am Rio Claro, einem Nebenfluß des Rio Maule, und ist eine weitläufig gebaute Stadt, die mit vielen Kirchen ausgestattet ist, aber auch ein Lyceum und ein Seminar aufzuweisen hat. Das Hotel Peralta hat eine jugendliche, deutsch redende Wirthin, die aus Valdivia stammt; ihrem Einfluß mag die nach deutscher Weise gehaltene Wirthstafel zu danken sein, an der sogar eine etwas büreaukratisch ausschauende Stammecke sich herausgebildet hat. Was ich nach dem Mahle von der Stadt noch sah, war nicht recht klar. Der Mondschein im Kalender ersparte auch hier die Laternen und es war mehr als Dämmerung auf der Hauptstraße, was jedoch Jung und Alt nicht abhielt, fröhlich gassatim zu laufen.

Der nächste Tag (21. Mai) war ein Sonntag und zugleich ein nationaler Festtag, wenn auch jungen Datums, der dritte Gedächtnißtag nämlich des Seegefechtes bei Iquique, in welchem Arturo Pratt den Heldentod gestorben ist und die Peruaner

ihre Fregatte Independencia verloren haben. Auf der Straße war viel Bewegung und große Flaggen wehten im Morgenwinde. Der Eisenbahnzug war geschmückt mit Trikoloren, kleinen Fähnchen und Blumenguirlanden; es kostete bei dem starken Andrang Mühe hineinzukommen. Auch in San Jago war nach dem in der Zeitung mitgetheilten Programm große Festfreude durch Geschützsalven bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und in der Mittagsstunde, zwischen denen überdies alle fünf Minuten ein Schuß abgefeuert werden sollte; neben diesen Reden aus dem ehernen Munde der Geschütze aber auch noch ein Volksfest mit Feuerwerk, bei welchem Pratt's Bildniß verheißen war, Theater mit einer Festvorstellung, welcher der Präsident und die Minister beiwohnen sollten, kurzum viele Herrlichkeit. Das Schießen war auch hier besondere Manifestation der Festfreude. Von der Lokomotive wurde ein Böller gelöst, als wir aus dem Bahnhof fuhren und dies wiederholte sich auf jeder Hauptstation, deren bis Concepcion 18 sind. Auch auf diesen Stationen war lebhafter Verkehr, aber der Schmuck wurde allmälig spärlicher.

Bald hinter Talca überschreitet die Eisenbahn den Rio Maule, auf langer Brücke, da das Bett des Flusses unregelmäßig ist. Allmälig bricht die Sonne durch den Nebel, der es ihr schwierig genug gemacht hat und wird zu dem Te Deum leuchten, das man in San Jago singt zum Preise Gottes für den Sieg. Und die Besiegten, die denselben Gott bekennen? — Ich bin ihr dankbar, daß sie die Kette der Andes sichtbar macht, deren ganze Großartigkeit das Auge kaum fassen kann. Zuerst tritt der Nevado de Chillan in den Gesichtskreis, in der Gestalt an den Kegel des Mount Hood am Columbia in Oregon erinnernd; doch zeigt sich allmälig ein anderes Profil; ein zweiter höherer Gipfel kommt hinter dem ersten zum Vorschein, mit jenem durch eine glänzend weiße Schneide verbunden, wie die beiden Spitzen des großen Venediger. Längs der

Kette tief unter den Gipfeln hat sich der Nebel zu leichten Wolken zusammengezogen, die sich wie eine Halskrause an sie schmiegen. Nachdem der Rio Archiapio passirt ist, breitet sich die Ebene; der Boden zeigt wieder mehr Bebauung; auch die zukommender Passagiere scheinen nach Kleidung und Haltung wohlhabenden. Jenseits der Frühstücksstation Parral erscheint am Horizont der Monte Antuco, bei der Annäherung ähnlich dem Finsteraarhorn; an seiner Seite mehr östlich hebt sich ein anderer Berg von sehr regelmäßiger Kegelform, mit dem glänzendsten Schneemantel bekleidet und schon taucht ein neuer Riese am Horizont auf. Sie erscheinen wie eine Reihe von Thürmen in der gewaltigen Mauer der Andes. Die Namen weiß keiner von den Mitreisenden, wie emsig ich auch danach frage, am wenigsten ein freundlicher Oberst, mit welchem ich angeknüpft habe und der den besten Willen hat, aber mit den Bergen seines Landes absolut nicht Bescheid weiß.

An der Station San Rosendo, wo die Zweigbahn nach Angol abgeht, tritt die Hauptbahn an den Rio Bio Bio, dessen westlichem Laufe sie sich, die bisherige südliche Richtung verlassend, nunmehr anschließt. Der Bio Bio bildet hier einen weiten See, von waldigen Hügeln umgeben, über welche der Nevado de Chillan in Nordosten noch herüberragt. Wir erwarteten auf der Station den Zug von Concepcion, mit dem wir zu kreuzen hatten und der ebenfalls in Blumenschmuck eintraf. Die Bahn geht nun entlang dem rechten Ufer des Bio Bio, welchem das Terrain durch Sprengung hat abgewonnen werden müssen, wo dicht am Flusse Hügel aufsteigen. Der Strom ist von ansehnlicher Breite, doch geben Sandbänke und trockene Alluvionen Zeugniß, daß die Regenzeit ernstlich noch nicht begonnen hat. Von einem Schiffsverkehr ist nichts zu sehen. Wo die Eisenbahn Biegungen des Flusses abschneidet, führt sie durch sehr anmuthiges, hügeliges Land mit frischem Rasen und von Obstbäumen besetzt, daß man glauben könnte, in Appenzell zu sein.

Die Stadt Concepcion, eine Gründung von Peter von Valdivia, der 1550 sie zu bauen begann, liegt auf dem rechten Ufer des Bio Bio in dem weiten Thale de la Moche noch etwa 13 Kilometer von der Küste des Oceans. Es lag nicht blos an dem köstlich klaren Wetter, unter dessen Gunst der Zug einfuhr, daß die Stadt einen sauberen, wohlhabenden, gewissermaßen vornehmen Eindruck machte. Ein anständiger Bahnhof, numerirte Gepäckträger, gute Miethskutschen, Gasbeleuchtung, Alles waren Merkmale der Kultur, die auf die Nachbarschaft des Oceans als der großen Weltstraße und auf eine günstige Entwickelung der Stadt deuteten, deren sie in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maaße sich erfreut.

Ich war durch die Güte von H. Schl. in Valparaiso an ein deutsches Haus in Concepcion empfohlen, das im Import- und Exporthandel nicht blos an der Spitze der hiesigen deutschen Häuser, sondern des hiesigen Handels überhaupt steht und außerdem bedeutende Gerbereien in Nacimiento und in Lota in solchem Umfange betreibt, daß es im Jahre 1880 für etwa 300,000 Pesos Sohlleder ausgeführt hat. Die Vertreter der Firma empfingen mich mit einer Zuvorkommenheit, welche der Güte der Empfehlung entsprach, auch in ihrem Familienkreise, der zu den liebenswürdigsten gehört, die mir auf meiner Reise bisher bekannt geworden sind. Die beiden Socien sind an Schwestern verheirathet, deren Vater aus Deutschland im Jahre 1848 hier eingewandert und durch Fleiß und Geschick ein wohlhabender Mann geworden ist. Ihre Mutter war eine spanische Kreolin und ich muß sagen, daß die Verbindung gut gethan hat. Obwohl die beiden Frauen trotz des deutschen Vaters und der kerndeutschen Gatten der deutschen Sprache nicht mächtig sind, so ist doch in ihrem Hause die deutsche Weise unverkennbar und schafft mit spanischer Anmuth verbunden in demselben eine Stimmung, die auch dem Fremden bald angenehm macht, darin zu leben.

Der alte Herr, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat und eine Quinta nahe bei Concepcion bewohnt, widmete mir seine Muße, um mir die Stadt und deren Umgebung zu zeigen, die Söhne ließen mich einen Ueberblick über ihr Engrosgeschäft nehmen, mit welchem ein umfassendes Detailgeschäft verbunden ist.

Es wiederholte sich dabei bezüglich des Imports deutscher Waaren eine Wahrnehmung, die ich schon in Mexiko gemacht hatte. Die deutschen Kaufleute geben auch in Südamerika der deutschen Industrie nur bei gleicher Güte der Leistungen den Vorzug und sie beklagen auch hier, daß die Güte zu wünschen lasse, insbesondere, daß bei successiven Lieferungen die Waaren nicht gleichmäßig bleiben, sowie daß auch die Verpackung nicht geschickt und insofern ungleich sei, als in den Packungen der Angabe nicht entsprechende Quantitäten sich befinden. Es sei zwar in diesen Beziehungen in den letzten Jahren besser geworden, aber noch fehle die Zuverlässigkeit. Gerühmt wird dagegen auch hier die Geschäftsbehandlung der nordamerikanischen Fabrikanten, was Reellität der Leistung und Gleichmäßigkeit der Lieferung angehe; sie gewinnen in Folge dessen Terrain, insbesondere in baumwollenen Geweben und wollenen Stoffen (bedruckten Tüchern). Nur die deutsche Shawlfabrikation behauptet das Feld gegen alle Konkurrenz.

Concepcion war in früherer Zeit periodisch der Sitz der Gouverneure der Provinz, welche von hier aus die Kämpfe der Indianer leiteten, die in Arauco nicht blos der Eroberung Widerstand leisteten, sondern von dort aus auch die nördlichen und südlichen Ansiedlungen blutig befehdeten. Auch jetzt, wo Concepcion aus einem Feldlager eine Handelsstadt geworden, sind diese Kämpfe noch nicht geschlossen, obwohl die Indianer jährlich an Boden verlieren und ihre alte Kriegslust und Kriegskunst weniger in offenem Kampfe als in Raub- und Plünderungszügen sich offenbart; noch immer aber bewahren sie ihre Freiheitsliebe.

Die Zahl der noch freien Indianer wird auf 50—70 000 geschätzt. Sie haben das Land zwischen dem 37. und 39. Breitengrade inne und wohnen in zwei großen Thälern, deren eines zwischen den Andes und der Küstenkordillere, deren anderes zwischen der letzteren und dem Meere liegt; die Grenze im Norden bildet der durch eine Reihe militairischer Forts gedeckte Lauf des Rio Malleco von den Andes bis Angol, im Süden der Rio Tolten. Sie gehören dem Stamme der Araukos an, der sich von den zwei anderen Stämmen, die außer ihm innerhalb des chilenischen Gebietes leben, wesentlich unterscheidet. Es sind dies die Feuerländer im Süden und die Changos, welche die Küste von der Wüste von Atacama bis zur Mündung des Rio Choapo und bis zum Aconcagua bewohnen. Die noch ungebändigten Araukos leben in (sechs) Stämmen unter Caziques und sollen etwa 17 000 kriegstüchtige Männer haben. In Concepcion schildert man sie als im Allgemeinen körperlich wohlgebildet und kräftig, von kupferbrauner Hautfarbe, mit schwarzem, starkem und grobem Kopfhaar und wenig Bart, kleinen aber lebhaften Augen, kleinen Füßen aber muskulösen Beinen und Armen und als intelligent und gescheidt. Auch ihre Zuverlässigkeit wird gerühmt. Ein deutscher Landsmann, der in Collipulli bei Angol ein Weizengeschäft, einen Store und eine Spiritusfabrik betreibt, erzählte mir, daß die Araukaner, wenn sie beim Entnehmen von Waaren auf Kredit versprächen, wieder zu kommen und zu bezahlen, „wenn der Mond zum ersten oder zweiten Male wieder an derselben Stelle stehen würde," er vollkommen sicher wäre, daß sie kämen und zahlten. Im Süden, wo sie an die Niederlassungen der Deutschen in Valdivia stoßen, besteht mit diesen ein besseres Einvernehmen als mit Ansiedlern spanischer Abkunft, derart, daß die Indianer die deutsche Sprache lieber lernen sollen, als die spanische und daß sie dem Bier den Vorzug geben vor dem chilenischen Nationalgetränk, der aus Aepfeln bereiteten Chicha.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Chamal, einem viereckigen Mantel von grober Wolle, welche die Weiber spinnen und weben und der, um den Gürtel gebunden, bis zu den Füßen reicht; im Uebrigen ist der Körper nackt; doch tragen sie, wenn sie ausgehen, einen zweiten ähnlichen Mantel darüber. Der einzige Schmuck ist ein hellfarbenes Wollentuch um das Haar gebunden, das in der Mitte gescheitelt wird, und einen Sporen von Silber am nackten Fuße.

Die Frauen tragen ebenfalls den Chamal, wie die Männer, jedoch etwas größer, so daß er Brust und Schultern bedeckt und nur die Arme frei läßt; beim Ausgehen nehmen sie dazu eine Art Mantilla; dagegen sind sie im Schmuck weniger enthaltsam. Das Haar wird in Flechten um den Kopf gelegt und mit Perlen sowie anderem Zierrath aus Silber behängt; nicht minder werden die Ohren und die Brust mit Silber reichlich dekorirt. Durch die Vermittelung meiner Freunde in Concepcion bin ich in den Besitz einer Anzahl solcher Schmucksachen gekommen, die originell genug sind; darunter ein Paar Ohrgehänge, bestehend in dünnen Silberplatten von 18 Centimeter Breite und 7 Centimeter Höhe mit entsprechend großen Bügeln zum Durchstecken in die Ohrläppchen, ein Halsband von dickem Leder mit zahllosen, kleinen Kugeln von Silber, zu denen die chilenischen 10 Centavosstücke verarbeitet werden, besetzt, das dicht an den Hals schließt und das die Besitzerin Tag und Nacht zu tragen pflegt, sodann ein Brautschmuck, ein Gehänge von breiten und schmalen Silberplatten mit den Anfängen von Gravirung und mit einer Kette von kleinen rohgeformten Teufelsgestalten, endlich eine runde Vorstecknadel, welche dazu dient, die vorerwähnte Mantilla zusammen zu halten und die den achtbaren Durchmesser von 18 Centimeter oder 7 Zoll hat, mit einer Spitze, die weitere 23 Centimeter mißt, also eigentlich ein kleiner Schild, der als Schutz- und Angriffswaffe dienen kann.

Der schlimmste Feind, den die Araukaner haben und der

ihnen gefährlicher ist als die Waffen der chilenischen Truppen oder der Kolonisten, ist der Brantwein und ihre Neigung für denselben; er verzehrt ihre guten Eigenschaften und macht, daß sie in Trägheit versinken und körperlich wie sittlich verkommen. Es gilt dies nicht minder von den Indianern, die unterworfen sind, und von der großen Mehrzahl der Mischlinge mit indianischem Blut.

Der Landstrich, den die Araukaner inne haben und der als die Provinz Arauco bezeichnet wird, ist waldreich und fruchtbar. Er erzeugt Weizen, Bohnen, Gerste, Kartoffeln, Nüsse, Hülsenfrüchte und vor Allem in großer Fülle Aepfel, die wild wachsen und von denen auch die geringsten Sorten genießbar sind. Unter den Waldbäumen, die gutes Bauholz geben, zeichnet sich die Eiche und die Cypresse aus. Charakteristisch ist ihm el Piñon oder Pehuen (Araucania imbricata), der nur in dieser Breite wild vorkommt und dessen Frucht, Piñon, eine mehlige, sehr angenehm schmeckende und nahrhafte Substanz enthält, außerdem der Linguebaum, mit dessen Rinde das Sohlleder von Valdivia gegerbt wird, sowie der Quillac (Quillaja saponaria), aus dessen Rinde eine ausgezeichnete, der Farbe nicht schädliche, Lauge oder Seife gewonnen wird, welche in Frankreich mit bestem Erfolge Verwendung findet.

Die chilenische Regierung rückt in dieses Gebiet nicht allein ihre militairischen Forts weiter vor, sie will es auch auf friedlichem Wege erobern durch Anlegung einer Eisenbahn, welche von Angol südlich nach Valdivia erbaut werden soll und deren Herstellung es sicherer als die Schärfe der Waffen der Kultur gewinnen würde. Die Ingenieure, welche behufs der Vorarbeiten das Land durchzogen haben, sind von den Indianern nicht gestört worden und haben auch sonst keine Schwierigkeiten gefunden. Es läßt sich danach die Ausführung hoffen.

Zur Zeit ist der Weg durch das Land nach Süden für andere Reisende, auch abgesehen von der Sicherheit, noch nicht

recht gangbar, da es kein Unterkommen gibt. Ein etwaiges Projekt in dieser Richtung konnte schon mit Rücksicht auf die Jahreszeit nicht in Frage kommen, denn die Regen haben bereits begonnen und schließen die Wegsamkeit aus. Da ich Valdivia um der deutschen Ansiedlungen willen, die dort im Stillen sich entwickelt haben, zu besuchen vorhabe und da ich zu Lande nicht dorthin gelangen kann, so werde ich den Seeweg nehmen, wenn ich gleich von dort einige 100 Miles wieder zurück muß, um in Lota den Dampfer zu erreichen, der mich durch die Magellansstraße führen soll. Den kleinen Umweg kann ich den Landsleuten dort unten zu Liebe wohl machen.

XLII.

Talcahuano. — Ueber Lota und Lebu nach der Bay von Corral. — Der Valdiviafluß. — Die Stadt Valdivia. — Begründung der Kolonie. — Klima und Produkte. — Viehzucht. — Gewerbthätigkeit. — Gerbereien. — Handelsverhältnisse. — Brauerei. — Deutsche und chilenische Bevölkerung. — Unterricht. — Kirchliche Zustände. — Einwanderung aus Europa nach Chile. — Stellung der Regierung dazu. — Deutsche Kolonieen. — Stimmen in der Presse darüber. — Nach Lota. — Kupferschmelze. — Unterseeische Kohlenminen. — Arbeiterverhältnisse. — Der Park von Lota.

Lota in Chile, 31. Mai 1882.

Der Ausflug nach Valdivia ist ausgeführt, und ich freue mich melden zu können, daß er höchst lohnend war. Jetzt sitze ich hier auf dem hohen Küstenfelsen von Lota, den Blick manchmal auf den herrlichen Park gerichtet, der sich darüber breitet, oder auf das Meer hinaus nach Norden, von wo der Dampfer erwartet wird, der mich durch die Channels führen

soll. Daß er einen Tag länger, als berechnet war, ausbleibt, läßt mir Zeit über Valdivia zu berichten.

Die freundlichen Landsleute in Concepcion begleiteten mich in corpore nach Talcahuano, dem Hafenplatz von Concepcion, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, und halfen mir auch, mich auf dem Dampfer der englisch-chilenischen Gesellschaft, welche die Küstenschifffahrt zwischen Valparaiso und Valdivia besorgt, zu installiren. Der Hafen, der durch Befestigungen auf der Insel Quiriquita geschützt wird, ist ein Hauptexportplatz für Weizen, weshalb geräumige Speicheranlagen längs des Quais errichtet sind. Das von der Regierung verfolgte Projekt, ein großes Trockendock zu erbauen, ist zwar in Angriff genommen, jedoch hat sich, nachdem zwei Millionen Pesos aufgewendet worden, herausgestellt, daß der Grund auf der gewählten Stelle ungeeignet sei, weshalb die Arbeiten eingestellt und neue Untersuchungen angeordnet worden sind. Talcuhuano ist auch eine Station nordamerikanischer Wallfischfänger, die hauptsächlich den Spermfisch fangen und von hier die Erträge an Fett gemeinschaftlich nach Nordamerika verfrachten. Im Uebrigen ist es ein kleines Pueblo von etwa 200 Häusern, das nur als Schiffs- und Eisenbahnstation Bedeutung hat.

Der Dampfer Limari unterschied sich von den Schiffen, auf denen ich bisher gefahren, zu seinen Ungunsten durch Mangel an Sauberkeit und straffer Ordnung. Zwar führte ihn ein Engländer, aber vor den Gewohnheiten der Passagiere, die er gewöhnlich fährt, war die nationale Gewohnheit des Kapitains zurückgetreten. Letzterer war ein im Dienst ergrauter Seemann, seit 11 Jahren auf dem Schiffe, das er nie verließ, außer wenn die Geschäfte es nöthig machten, und darüber wohl still und verschlossen geworden. Er hatte seine Familie auf der Insel Wight wohnen, kam aber nur alle drei Jahre dorthin, um sie zu sehen. Das mag wohl auf Stimmung und Lebensmuth bedrückend wirken.

Wir kamen erst am Nachmittage aus dem Hafen von Talcahuano und nach kurzem Aufenthalte in Coronel am späten Abend nach Lota, wo Kohlen genommen wurden. Von der herrlichen Lage des Platzes, die mich jetzt erfreut, bin ich damals nichts gewahr geworden, da am Morgen dichter Nebel lag; nur einzelne Baumkronen tauchten für Augenblicke durch den Dunst, darüber die feurige Lohe aus hohen Schornsteinen, deren Qualm mit dem Nebel sich verband, die Luft zu verdunkeln. Dies und das Knarren der Krahne und Ketten beim Landen, sowie das Schreien der Bootsleute, die in der Dunkelheit sich durchfinden mußten, machte die Situation wenig behaglich, so daß ich es kaum für möglich gehalten hätte, daß ich einige Tage später von der Schönheit des Platzes entzückt sein würde. Wie viel kommt doch auf die Beleuchtung im Leben an! Erst nachdem wir den Hafen verlassen hatten, brach gegen Mittag die Sonne durch. Die Küste, längs deren die Fahrt sich hielt, ist bewaldet, aber wenig bewohnt. Es gab noch einen Aufenthalt im Hafen von Lebu, den ein vorspringendes Riff gegen den Südwind schützt, dann ging es direkt nach der Bay von Corral, die wir am Morgen des 25. Mai erreichten, eben zur rechten Zeit, da bald nach der Einfahrt ein heftiger Norder ausbrach, der auch in der Bay das Wasser noch stark bewegte und von einem heftigen Regen begleitet war.

Die Bay von Corral, in welche der Valdivia oder Callecallefluß mündet, wird durch zwei Vorgebirge geschlossen, die etwa vier Leguas von einander entfernt liegen; sie ist rings von Bergen umgeben, welche sie vollkommen schützen. Da sie reich an Trinkwasser und Holz, war sie von jeher ein gesuchter Hafen, der in spanischer Zeit durch vier Forts gedeckt war. Zu Freziers Zeit bildeten Verbrecher und Verbannte deren Besatzung. Diese Forts liegen jetzt in Trümmern und haben nur noch einen malerischen Werth.

Die Auffahrt in den Valdiviafluß, von dessen Mündung

die Stadt Valdivia etwa vier Stunden entfernt liegt, war nicht ohne Schwierigkeit. Obwohl die Limari kein sehr großes Schiff ist, blieb sie doch vier Mal sitzen, weil der Fluß mehrere starke Biegungen macht, welche behufs Ausführung der Wendung nöthigten, nahe an das Ufer zu legen, wo das Fahrwasser seicht war. Es ist dies so regelmäßig der Fall, daß Vorkehrungen getroffen sind, um durch Taue, welche am anderen Ufer befestigt werden, das Schiff abzuziehen und wieder flott zu machen. Die Aufenthalte waren übrigens nicht gerade unangenehm, da, obwohl es zeitweilig stark regnete, die Ufer des Stromes mit dichtem Walde und Gebüsche bedeckt sind, die bei der Feuchtigkeit im saftigsten Grün glänzten. Sie verzögerten nur die Fahrt derart, daß wir die Stadt erst am Nachmittage erreichten.

Auch an diesem entlegensten Platze Chiles fehlte es mir nicht an Empfehlungen; ich fand kraft derselben wiederum freundliche Aufnahme und zwar im Hause des deutschen Konsuls, der an Bord kam, um mich in sein Haus einzuführen. Er ist ein geborener Berliner, seine Frau stammt aus dem gelobten Lande Mecklenburg, vier frische blühende Kinder hießen außerdem den Gast willkommen; Du wirst verstehen, daß es da nicht schwer war sich wohl zu fühlen.

Valdivia ist im Wesentlichen eine deutsche Stadt, die in ihrer jetzigen Gestalt vor etwa 30 Jahren von deutschen Einwanderern angelegt worden ist und sich seitdem zu einer blühenden Gewerbe- und Handelsstadt entwickelt hat, gewissermaßen in der Verborgenheit, ehe sie durch die Dampfschifffahrt in den größeren Verkehr getreten ist, zugleich unter Bewahrung einer gewissen Eigenart und Selbstständigkeit, welche die Entfernung von dem Sitze der Regierung, von dem sie durch Hunderte von Meilen und überdies durch das unwegsame Gebiet von Arauco getrennt ist, ihr zu pflegen erlaubte. Auch das Hinterland ist meist von Deutschen besiedelt, Ackerbauern und Handels-

leuten, die in Osorno, in Union und in Puerto Bueno gedeihliche Kolonieen angelegt haben.

Die ersten vier deutschen Einwanderer kamen im Jahre 1836, darunter bereits zwei Berliner, die Gebrüder Frick. Valdivia war damals ein kleines Pueblo von Ranchos und armseligen Hütten, in welchem kein gemauertes Haus, keine Straße, keine Fensterscheibe war. Einen Ort des Namens hatte zwar schon Peter von Valdivia im Jahre 1550 begründet, er war aber von den Indianern bald wieder zerstört worden, welche den Conquistador selbst tödteten, indem sie der Sage nach ihm Gold, wonach er sehr gierig gewesen war, in den Mund stopften, bis er erstickte. Die Stadt war später etwas höher am Flusse neu begründet worden, hatte aber keine Bedeutung erlangt. Die deutschen Ansiedler mußten sich Alles selbst schaffen; sie trugen zur Verwunderung der Eingebornen die gefällten Baumstämme auf den Schultern, ihre Mehlsäcke auf Stangen, bis sie die ersten Schubkarren, die dort gesehen worden waren, zimmerten. Andere folgten, bis die kleine Ansiedlung erstarkte. Es mögen schwere Zeiten gewesen sein, die jenes ersten Anfangs und auch noch weiterhin. Einer meiner Reisegefährten auf der Limari, der in Valdivia als Besitzer einer Gerberei wohnt und als Kind dorthin gekommen war, erzählte mir, als wir den Strom hinauf fuhren, die Geschichte seiner eigenen Familie, die ich als charakteristisch wiedergeben will. Sein Vater war ein gut situirter Schneider in Göttingen gewesen, der mit zahlreichen Gesellen, insbesondere für Studenten arbeitete und Haus und Hof hatte. Ein Verbot, Studierenden Kredit zu geben, welches die hannoversche Regierung erließ, brachte ihn um viele Ausstände und um seine Kundschaft, so daß das Geschäft in Verfall kam. Deshalb und auf Bitten seiner Frau, welche nicht wünschte, daß die heranwachsenden Söhne als Soldaten dienen müßten, entschloß er sich mit elf Kindern zur Auswanderung nach Valdivia. Die Reise wurde

auf einem Segelschiffe gemacht, das weder Arzt noch Arznei an Bord hatte und das von einem rohen und gewaltthätigen Kapitain geführt wurde. Widriges Wetter hielt die Fahrt um das Kap Horn auf. Der Typhus brach aus und die fünf ältesten Söhne sowie eine Tochter starben, Tag um Tag. „Ich habe," sagte der Erzähler, der damals ein Knabe war, „meinen Vater seit jenen Tagen nie mehr lachen sehen." In Valdivia, wo sie nach 133 Tagen Fahrt anlangten, ging es mit der Schneiderei nicht; die Leute trugen einen Schurz um die Lenden, den Poncho über die Schultern, daran war nichts zu schneidern. Die jüngeren Kinder, von denen eines erst auf der Fahrt ums Kap Horn geboren worden war, konnten nichts helfen, sie machten nur Kosten. Der Vater richtete eine Milchwirthschaft ein und brachte zehn kummervolle Jahre hin, mit den Seinigen Arbeit nehmend, wo sie sich fand. Dann half der Verkauf eines Grundstückes, das, für billigen Preis im Anfange erworben, später beim Anwachsen der Stadt durch die günstige Lage hohen Werth bekam, aus aller Noth und derart in die Höhe, daß es möglich wurde, alle Kinder mit einem Kapitale zu ihrer Etablirung auszustatten und daß sie nunmehr sämmtlich sich in guter Lage befinden. Der Vater, welcher erst im vorigen Jahre gestorben ist, hat noch das Glück seiner Familie gesehen.

Ich habe diese Erzählung eingefügt, weil sie für die Entwickelung der ganzen Kolonie ein Gegenbild ist. Auch diese hat sich aus dem kümmerlichen Drange der ersten Zeit zu einer Stadt empor gearbeitet, die mehr als 4000 Einwohner zählt und die den Eindruck von Wohlhäbigkeit und Ordnung macht. Sie hat regelmäßige Straßen, die zwar zum Theil noch ungepflastert, aber doch schon mit trockenen Fußwegen versehen sind, und an denen entlang Rinnen mit fließendem Wasser liegen. Die Häuser sind zwar meist nur von Holz mit Schindeln oder gewelltem Blech gedeckt, aber sauber getüncht, mit blanken

Fenstern, etwa wie sie in einem kleinen hessischen Landstädtchen aussehen. Daß sie nur ein Stockwerk hoch gehalten werden, geschieht mit Rücksicht auf die häufigen Erderschütterungen. Inmitten der Stadt, die auf dem linken, etwas ansteigenden Ufer des Stromes sich ausbreitet, liegt die geräumige Plaza, geschmückt mit jungen Gartenanlagen und allegorischen Zinkfiguren, welche letztere sogar Berliner Ursprunges sind.

Gegenüber der Stadt liegt eine Insel, welche der Valdiviastrom mit zweien seiner Nebenflüsse bildet, die Isla de Tejas oder Valenzuela, die etwa eine Legua lang und ebenso breit ist, und auf der verschiedene gewerbliche Anlagen inmitten fruchtbarer Felder und blühender Gärten liegen.

Der Boden bringt die europäischen Getreide- und Obstarten, insbesondere Weizen und Aepfel, hervor; sehr gut gedeiht auch die Kartoffel, da der Boden sandig und die Feuchtigkeit reichlich ist. Die letztere ist dem Klima charakteristisch, so daß scherzweise gesagt wird, daß es in Valdivia in jedem Jahre 13 Monate lang regne. Die eigentliche Regenzeit fällt in die Monate Mai bis August; am ausgiebigsten regnet es im Juni und Juli, oft drei Wochen hintereinander; doch schadet es nicht, da der Boden wenig Thongehalt hat und deshalb durchlässig ist. Die höchste Sommertemperatur ist 28 Grad R., die mittlere Jahrestemperatur 9—10 Grad R. Schnee fällt selten und bleibt nicht liegen, dagegen ist Hagel häufig; im April und Mai gibt es auch Gewitter.

Die Quadra von 150 Quadratvaras (8100 Quadratmeter) gut gelegenen Ackerlandes gilt 50 Pesos*). Man säet Weizen im ersten Jahre, selten eine Nachfrucht im zweiten und läßt das Land zwei Jahre als Weide liegen. Als Ertrag wird vom

*) Der chilenische Silberthaler oder Peso wiegt 25 Gramm und ist im Werth etwa = einem Dollar; er wird wie dieser in 100 Theile (Centavos) getheilt.

Weizen durchschnittlich das vierzehnte Korn gerechnet. Der Boden wird nicht gedüngt, da er wegen der Feuchtigkeit Dünger nicht vertragen soll, jedoch wird eine Erschöpfung bei der angegebenen Art der Bebauung nicht wahrgenommen. Die Viehpreise sind für ein Pferd 15—40 Pesos, für eine Kuh mit Kalb oder für einen Stier 25 Pesos. Für Weide werden pro Stück Rindvieh monatlich 6 Reales oder 75 Centavos bezahlt, wenn der Eigenthümer des Weidelandes dafür die Verantwortlichkeit übernimmt, andernfalls 4 Reales. Die Kosten für den Unterhalt eines Pferdes werden auf monatlich 3 Pesos veranschlagt. Für Pferdezucht ist übrigens wenig Sinn und für ihre Verbesserung bestehen keine Einrichtungen. Gute Hengste werden als Reitpferde gebraucht, das Zuchtmaterial ist daher schlecht. Das Vieh bleibt den Winter über im Freien und ist daran so gewöhnt, daß es die Stallung nicht verträgt.

Die Gewerbthätigkeit von Valdivia beruht hauptsächlich auf dem Reichthum an Vieh und Getreide, die aus dem Hinterlande zugeführt werden, und hat sich vornehmlich der Bereitung von Leder, sodann von Charqui oder getrocknetem Fleische, von Seifen und Lichten und der Bierbrauerei zugewendet.

Den ersten Rang nehmen die Gerbereien ein, deren im Städtchen zur Zeit 22 bestehen, einige von ihnen mit Schlächtereien und verwandten Gewerbebetrieben verbunden. An ihrer Spitze steht die Gerberei einer Gesellschaft unter der Firma „Compania Industria de Valdivia", die jährlich 10—12 000 Häute zu Sohlleder verarbeitet und in deren Gruben zur Zeit meines Besuchs Häute im Werthe von 200 000 Pesos lagen. Die Gerbung geschieht in der alten soliden Weise durch Einlegen in Lohgruben, in welchen die Häute durchschnittlich neun Monate liegen, bis sie gar werden, und erzeugt ein vorzügliches Leder, dessen Marke weltbekannt ist. Außer dem Wasser des Stromes, der die Abgänge ohne Gefahr aufnimmt, kommt der

Gerberei das vorzügliche Material zur Lohe zu statten, welches die in hohem Grade taninreiche Rinde des Linguebaumes bietet. Der dem südlichen Chile eigenthümliche Baum (Persea lingua), der auch ein ausgezeichnetes Nutzholz gibt, ist zwar noch in großen Mengen vorhanden, wird aber in der Nähe von Valdivia in Folge des Mangels an Sorge für Nachwuchs schon spärlich, so daß der früher geringe Preis der Rinde auf zwei Pesos für den Centner gestiegen ist. Die Rinde, welche außer dem Gerbstoffe eine zähe harzige Substanz enthält, welche die Haltbarkeit des Leders erhöhen soll, ist am besten von 10—15-jährigen Bäumen. Sie wird für den Gebrauch durch eine Mühle zerkleinert, aber nicht in sehr feine Stücke. Neuerlich ist der Versuch gemacht worden, den Gerbstoff aus der Rinde zu ziehen und den Extrakt nach Europa zu exportiren, wo er zur Gerbung von Oberleder, der man sich hier bisher nicht zugewendet hat, dienen soll. Ob es nicht eines Versuches werth wäre den Linguebaum in Deutschland zu kultiviren? Die klimatische Verschiedenheit scheint nicht so bedeutend, daß sie ein ausreichendes Hinderniß bilden könnte, da der Baum erst südlich vom 36. Breitengrade gedeiht.

Der Hauptmarkt des Valdivia-Sohlleders ist Hamburg, von wo aus selbst Rußland damit versorgt wird. Der Werth des Exports davon betrug im Jahre 1879: 920 764 Pesos, in 1881: 1 176 200 Pesos. Der direkte, regelmäßige überseeische Handel ist erst möglich geworden, seitdem im Jahre 1869 die Dampfschifffahrt zwischen Chile und Europa ins Leben getreten ist, die jetzt von mehreren großen Gesellschaften betrieben wird, derart, daß nunmehr sechsmal monatlich nach Valparaiso und zweimal nach dem Süden Verbindung ist. Obwohl die großen europäischen Seedampfer nicht nach Valdivia gelangen, so laufen sie doch in bestimmten Perioden den Hafen von Corral an; soweit dies nicht ausreicht, nehmen sie Fracht von Valdivia in anderen chilenischen Häfen, wohin sie von

Valdivia gebracht wird. Um diesen Zwischenverkehr zu erleichtern, unterhalten die Interessenten in Valdivia aus eigenen Mitteln sechs kleine Dampfer, welche den Fluß zwischen der Stadt und dem Hafen von Corral befahren und auch weiter aufwärts bis San José gehen. Sie haben außerdem neuerdings vier Schiffe erworben, welche nach Valparaiso und Rio Bueno fahren in Konkurrenz mit der englisch-chilenischen Linie, die zu halten allerdings durch Unterbieten der Fracht von Seiten der letzteren ihnen sehr erschwert wird. Immerhin ein Beweis von thatkräftiger Initiative der kleinen Kolonie.

Unter den Brauereien nimmt unbestritten die von Anwandter Hermanos (Gebrüder Anwandter) den ersten Rang ein, die aus kleinen Anfängen sich zu einer Fabrik, deren Erzeugnisse an der ganzen Westküste verbreitet sind, herausgearbeitet hat. Ihr Begründer, ehemals Apotheker in Kalau und Mitglied der Nationalversammlung, der im Jahre 1850 nach Valdivia kam, lebt noch, hoch bejahrt, aber in voller Rüstigkeit und, nachdem er das Geschäft seinen Söhnen übergeben hat, mit botanischen Studien und mit der Obstzucht beschäftigt. Die Brauerei verdankt einem Zufalle ihre Entstehung, von welchem er selbst mir erzählt hat. Frau Anwandter wünschte Bieressig zu haben, der in Valdivia damals nicht zu bekommen war, und nahm Berufung auf die Apothekerwissenschaft ihres Gatten, die auch das müßte leisten können. Der erste Brauversuch wurde in einem Kessel gemacht, der 18 Flaschen enthielt, und gelang so gut, daß das Bier getrunken wurde, ehe es zu Essig geworden. Nach einer Wiederholung fanden auch die Nachbarn das Getränk schmackhaft und so entstand allmälig eine regelmäßige Brauerei, die sich im Laufe der Zeit so erweitert hat, daß jährlich 2 300 000 Liter Bier erzeugt werden, ohne daß die Nachfrage damit befriedigt wird. 300 000 Liter werden in Valdivia und dessen Umgebung getrunken, das Uebrige wird exportirt, meist nach Valparaiso. Das Liter kostet in Valdivia

5 Centavos, das Bockbier, denn auch dieses wird gebraut, 10 Centavos. Treffliche Kellereien, die in dem weichen Sandstein, auf welchem die Brauerei steht, angelegt worden sind, erleichtern die Erhaltung des Bieres. Die allmälige Entwicklung der Brauerei spricht sich in den Gebäuden aus, die nach Bedürfniß erweitert und angebaut sind; ein völliger Neubau ist beabsichtigt und die Mälzerei bereits vollendet. Die beiden Söhne, welche das Geschäft jetzt führen, haben in München ihre Studien gemacht und sind geprüfte königlich bayerische Braumeister. Die Apparate stehen danach alle auf der Höhe der erprobten Verbesserungen.

Da das Wetter insoweit günstig war, als bei milder Temperatur böenartige Regen mit Sonnenschein wechselten, konnten wir verschiedene der gewerblichen Anlagen, die am Strome liegen, mittelst Bootes besuchen, auch von unserer Insel nach der Stadt hinüber fahren, um dort Umschau zu halten und die deutsche Schule zu besehen.

Neben den Deutschen in Valdivia besteht eine andere fremde Nationalität nicht; ihre Zahl wird einschließlich der Kinder, welche von deutschen Eltern im Lande geboren sind und deshalb als Chilenen gelten, auf 2500—3000 angegeben. Sie sind durchschnittlich recht wohlhabend und ist dies auch an ihrem häuslichen Leben und dessen Ausstattung erkennbar, nicht minder an ihrer Geselligkeit. Klub, Turnverein, Gesangverein sind selbstverständlich. In früheren Jahren gingen die deutschen Einwanderer oder deren Söhne Ehen mit Kreolinnen ein, doch wird dies in neuerer Zeit vermieden, weil die Erfolge nicht als günstig gelten; dagegen sind die Töchter von Valdivia viel begehrte Ehefrauen, auch von Spaniern und Kreolen.

Die chilenische Bevölkerung, welche neben der deutschen lebt, übertrifft letztere wohl an Zahl, steht aber an Wohlhabenheit und Bildung weit zurück. Nur wenige sind wohlhabend zu nennen, meist solche, die Geld auf Zinsen leihen. Im All=

gemeinen sind die niederen Klassen unwirthschaftlich, lieben geistige Getränke, besonders Chicha und verthun, was sie verdienen. Die Weiber müssen für sich und die Kinder sorgen, die Männer sorgen nur für sich selbst. Mit Rücksicht hierauf werden chilenische Arbeiter zwei Mal in der Woche ausbezahlt, am Mittwoch und Sonnabend, damit sie nicht viel auf einmal verschwenden können. Das Tagelohn steht verhältnißmäßig hoch; in der Gerberei auf 70 Centavos. Obwohl die chilenischen Arbeiter von den deutschen Arbeitsgebern besser behandelt werden, als von chilenischen, haben sie doch an jene geringere Anhänglichkeit. Sie halten zusammen und zahlen die bei Verletzungen der Ordnung aufgelegte Geldstrafe lieber gemeinschaftlich, als daß sie den Thäter verrathen. Eigenthumsvergehen sind nicht häufig, Einbrüche sehr selten; in der Regel werden die Häuser offen gelassen. Dagegen kommen Gelegenheitsdiebstähle, Veruntreuungen und Schlägereien im Rausche häufig vor. Die niederen Klassen leben meist in wilder Ehe; sie können oder wollen die Trauungsgebühren von 4 Pesos nicht zahlen. Das Aergerniß zu mindern kommen zeitweilig Ordensgeistliche, namentlich Jesuiten, welche umsonst die Trauung vollziehen; eine Gelegenheit zur Befestigung der ehelichen Bande, welche von den Weibern eifrig wahrgenommen wird. Die Folgen dieses Zustandes sind zahlreiche uneheliche Kinder, während solche unter der deutschen Bevölkerung sehr selten sind, sowie die Eifersucht der Frauen, zu welcher die Untreue der Männer reichlichen Anlaß gibt.

Für die Bedürfnisse des Unterrichts bestehen ein Lyceum und mehrere Elementarschulen, für welche der Staat die Kosten trägt, deren Leistung aber über das übliche mechanische Auswendiglernen nicht hinaus geht. Die deutschen Ansiedler haben daneben eine besondere Schule errichtet, in welcher der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird und welche die Aufgabe einer Mittelschule erfüllt. Ihr ist es zu danken, daß die deutsche

Sprache sich erhält und daß es unter den deutschen Kolonen keinen gibt, der nicht des Lesens und Schreibens mächtig wäre. Sie wurde im Jahre 1858 in der jungen Ansiedlung mit einem Lehrer und 84 Kindern in gemiethetem Hause begründet und hat jetzt 7 Klassen mit durchschnittlich 270—300 Schülern und 8 Lehrern, an deren Spitze ein seminaristisch gebildeter Direktor steht; auch wohnt sie in eigenem Hause. Außer letzterem hat sie ein Vermögen von 21 000 Pesos, von welchem ein Theil für einen Lehrerpensionsfonds abgezweigt ist. Dies Vermögen ist durch freiwillige Beiträge angesammelt und trägt zusammen mit dem Schulgelde die Kosten der Unterhaltung; jedoch gewährt in neuerer Zeit auch die Staatskasse eine Beihilfe von monatlich 100 Pesos. Das Gehalt der Lehrer beträgt monatlich durchschnittlich 60 Pesos, das des Direktors jährlich 1000 Pesos. Ihr Begründer und noch stets ihr hilfreicher Beförderer ist Karl Anwandter sen.

Die Kinder werden mit 7 Jahren aufgenommen und verlassen die Schule mit 15 Jahren. Die spanische Sprache wird in 6 Stunden wöchentlich gelehrt, in der oberen Klasse die englische und französische fakultativ. Die Schule wird als konfessionslos bezeichnet; den Religionsunterricht ertheilt als Sittenlehre der Lehrer. Die Ertheilung von Religionsunterricht durch den katholischen Geistlichen, die in früheren Jahren geschah, ist eingestellt worden, angeblich weil sie zu Proselytenmacherei benutzt wurde.

Was die kirchlichen Verhältnisse anlangt, so erscheinen sie ebenfalls gewissermaßen konfessionslos. Die meisten Deutschen sind Protestanten, nur wenige von ihnen Juden, Katholiken sind nur in Ancud und Puerto Montt. Die deutschen Protestanten in Valdivia haben aber weder eine Kirche, noch einen Geistlichen noch Gottesdienst; sie behaupten, mit den Geistlichen, welche sie hatten, so schlimme Erfahrungen gemacht zu haben, daß sie die Wiederberufung aufgegeben haben, um die Erneuerung

von Zwistigkeiten in der Gemeinde zu vermeiden. Für kirchliche Akte wird der protestantische Geistliche in Osorno in Anspruch genommen, doch sind viele deutsche Kinder in Valdivia ungetauft. Da der akatholische Gottesdienst in Chile nicht in die Oeffentlichkeit treten darf, ist es nicht gestattet, daß protestantische Kirchen einen Thurm und Geläute haben. Die in Osorno haben sich so geholfen, daß sie die Schule neben die Kirche gebaut und die Schule mit Thurm und Glocken versehen haben, die nun geläutet werden, wenn sie sich zum Gottesdienst versammeln. Uebrigens bedrängt der Mangel des sonntäglichen Gottesdienstes und jeder Kirchlichkeit auch viele Gemüther in Valdivia.

Die gedeihliche Entwickelung der deutschen Kolonie in Valdivia, obwohl sie die wirthschaftliche Wohlfahrt des Landes hebt, und obwohl sich die Deutschen daselbst keiner ihrer gesetzlichen Pflichten entziehen, gefällt indessen nicht überall, wie dies bei den Projekten zur Beförderung der europäischen Einwanderung in die Republik und in der öffentlichen Diskussion über dieselben zu Tage tritt. Mit Ausnahme der klerikalen Presse, welche sich grundsätzlich gegen jede Einwanderung erklärt, weil sie die Rechtgläubigkeit gefährde, ist der Wunsch, dem Lande Einwanderer aus Europa zuzuführen, allgemein und es werden insbesondere die Gebiete von Arauco und Valdivia, sowie die südlich davon gelegene Provinz Llanquihue nebst der Insel Chiloë, dazu für geeignet gehalten, da in ihnen unbesetzte Staatsländereien liegen. Versuche, die Einwanderung dorthin mit staatlicher Unterstützung zu leiten, sind schon früher gemacht worden, aber in der Hauptsache fehlgeschlagen. Eine einzige solche Kolonie in los Ulmos zwischen Valdivia und Union, die mit sieben deutschen Familien besetzt wurde, hat sich erhalten, soll aber nicht in blühendem Zustande sein. Die Regierung hat sich über ihre neuerliche Stellung zur Frage in einem Erlasse ausgesprochen, welchen der Minister der auswärtigen An-

gelegenheiten und der Kolonisation im März dieses Jahres an die Nationalackerbaugesellschaft in San Jago gerichtet hat und welcher die Gesichtspunkte, die bis auf weiteres maßgebend sein sollen, auseinandersetzt. Danach wird die Einwanderung von Ackerbauern und Handwerkern in die südlichen Gegenden als sehr wünschenswerth erachtet, zugleich aber als Prinzip aufgestellt, daß die fremden Kolonisten mit chilenischen, welche die Gebräuche des Landes und dessen nationale Einheit erhalten, untermischt werden müßten. Pläne zur Masseneinführung von Ausländern werden verworfen, weil sie gefährlich sind; die gleichzeitige Errichtung größerer Centren einer fremden Bevölkerung mit verschiedenen socialen Bestrebungen und Gewohnheiten, mit verschiedener Sprache und ganz anderen Neigungen und Bedürfnissen verhindere die Assimilation der Kolonisten mit der eingeborenen Bevölkerung, die doch nothwendig sei, um die Einheit und den Zusammenhang der chilenischen Race nicht zu stören. Was allein Noth thue, sei die Gewinnung von Lehrern in der Industrie und von Vorbildern ökonomischer Gewohnheiten.

Ist diese Ausführung, wenn auch verhüllt, so doch unverkennbar gegen die Deutschen in Valdivia gerichtet, so tritt die Abneigung gegen die letzteren und gegen die Besonderheit ihrer Entwickelung in anderen, nicht offiziellen Kundgebungen, in der Presse ganz unverhüllt und direkt zu Tage. So erst in diesen letzten Tagen in einem der gelesensten Blätter von San Jago, dem Ferrocarril, das seine Stimme energisch gegen die Einwanderung erhob. Die Einwanderer, speziell die deutschen, haben sich isolirt, heißt es darin, sie seien civilisirter, thätiger, geschickter in allen Zweigen menschlichen Handelns, sie würden daher die Herrschaft haben und den öffentlichen Reichthum für sich nehmen. Die Liebe zu ihrem Geburtslande, die Gewohnheiten, die Sprache, Alles würde sie zu einer besonderen Nation machen, wie die Deutschrussen in den baltischen Provinzen; so

sei es bereits in Valdivia und Llanquihue, dort seien nicht Chilenen, sondern Deutsche. Hätten die Vereinigten Staaten von Nordamerika einmal Krieg mit Deutschland, so hätten sie den Feind im eigenen Hause; hätte Chile einen solchen Krieg, so würde es jene beiden Provinzen ganz verlieren. Ohne Einwanderung gehe es langsam. Aber wozu auch Eile? Aufgabe der Regierung sei zunächst die Verbesserung der eigenen Race und ihrer Lebensbedingungen, zum Beispiel in Bezug auf Wohnung, Kindersterblichkeit, Lebensmittel. Chilenische Arbeiter gingen nach Peru und Argentinien; warum nicht ihnen das Land unter den günstigen Bedingungen geben, die man Fremden in Aussicht stelle? Diese den engsten Nationalismus vertretende Stimme kommt ebenfalls zu dem Schluß, daß Einwanderer nur in kleinen Mengen heranzuziehen seien, befürwortet aber ihrerseits die Zulassung nur für Handwerker und Industrielle.

Praktisch beabsichtigt die Regierung in der Art vorzugehen, daß sie direkt und nicht durch Unternehmer die Einwanderung in den von ihr bezeichneten Grenzen, auf welche wie auf die ganze Auffassung der Angelegenheit in Deutschland aufmerksam zu machen nützlich sein möchte, vermittelt. Sie hat dafür ein Terrain von etwa 50 000 Hektaren im Süden von Traiguen in Arauco, das bereits vermessen ist, in Aussicht genommen und beabsichtigt die Kosten des Transportes, sowie der ersten Ansiedlung, welche auf 50 Pesos Silber per Kopf veranschlagt werden, unter dem Vorbehalt der Wiedereinziehung vorzuschießen. In anderen Gebieten von Arauco sollen zunächst vorbereitende Arbeiten ausgeführt werden, welche darin bestehen sollen, die geeigneten Centralpunkte für Ansiedlungen, die Wasser- und Bodenverhältnisse und die zweckmäßigsten Baumaterialien zu ermitteln, das Land zu vermessen und zu kartiren, Brücken und Wege zu bauen, ja selbst die Häuser und sonstige Bauten einzurichten, welche zur Aufnahme von Kolonisten nothwendig sind. Für diese Aufgaben hat der Kongreß im laufenden Jahre

700 000 Pesos bewilligt. Man richtet das Augenmerk vom nationalen Standpunkte aus in erster Linie auf spanische Ansiedler aus den baskischen Provinzen, würde aber auch Schweden nehmen, weil diesen das Klima von Arauco sehr gut zusagen würde.

In Valdivia hat man von diesem Antagonismus, der zum Theil eine Folge des durch den glücklichen Ausgang des Krieges stark gehobenen Selbstgefühls sein mag, praktisch noch nichts zu leiden, vielmehr scheint das Verhältniß zu den chilenischen Behörden ein durchaus zufriedenstellendes. Jedoch sieht man nicht ohne Sorge in die Zukunft, zumal wenn direkte und sichere Verbindungen durch Arauco hergestellt sein werden, welche die Provinz aus ihrer bisherigen Isolirung bringen. Man rechnet aber darauf, daß die gesunde Einsicht der Regierung Maßnahmen verhindern werde, welche das geschlossene Leben der deutschen Abkömmlinge, in welchem der Grund ihres Gedeihens liegt, beeinträchtigen könnten.

Mein trefflicher Gastfreund gab mir, da die Kürze meines Aufenthalts mir nicht erlaubte viele Besuche zu machen, Gelegenheit, in seinem Hause die angesehensten Mitglieder der deutschen Gemeinde bei einem Mahle kennen zu lernen, an welchem auch der jugendliche und intelligente Präfekt der Provinz Theil nahm und bei welchem es so wenig an Beweisen gegenseitiger Sympathie, als an Fröhlichkeit fehlte. Deutsche Reisende sind in dieser Gegend noch eine Seltenheit — noch nie ist z. B. ein deutsches Kriegsschiff zum großen Schmerze der vereinsamten Landsleute nach Valdivia oder nur nach Corral gekommen — und es war recht schwer nach kurzer Bekanntschaft wieder zu scheiden, wo das Bleiben ebenso lehrreich als angenehm gewesen wäre. Allein der Limari war pünktlich zur Rückfahrt bereit, und ich durfte ihn nicht versäumen, wenn ich den Kosmos-Dampfer erreichen wollte, auf den ich jetzt hier lauere. Ein herzlicher Abschied in der Morgenfrühe, Tücher-

wehen aus dem lieb gewordenen Hause unter der deutschen Flagge, dann ging es unter bedecktem Himmel den Strom mit seinen Inseln und grünen Ufern wieder hinab zur Bay von Corral, in der ein ebenso wüster Regen niederging, wie einige Tage zuvor bei der Einfahrt.

Draußen auf der See blies ein scharfer Nordwind entgegen, der sich in der Nacht so steigerte, daß selbst der alte Kapitain, der sie auf der Brücke verbracht hatte, sie als very bad bezeichnete. Auch in der Kabine war sie böse genug. Solche Sturmnacht wird lang, da an Schlaf nicht viel zu denken ist. Die Wogen schlagen an das Schiff, daß es wahrhaft donnert, bald in rascher Folge, bald mit Pausen; das Schiff bebt und zittert in allen Planken; es gibt nicht eine Fuge, die nicht knarrte und kreischte, als bräche sie im nächsten Augenblicke; aus der Küche oder sonst woher dringt ein Geräusch von zusammenschlagenden Blechgefäßen, wie höllische Janitscharenmusik; auch Wimmern und Klingen von Stimmen glaubt das erregte Ohr zu hören, als wären es Opfer der Tiefe, die jammern in ihrem großen Grabe. Dabei macht das Schiff förmlich konvulsivische Bewegungen, denen nichts widersteht. Als ich am Morgen nach meiner Uhr sah, die ich bestmöglich auf dem Tische befestigt hatte, war sie verschwunden. Das Schiff legte nach der anderen Seite und siehe, mit einem munteren Sprunge kam sie unter dem Bett hervor gehüpft. Erst gegen Morgen wurde es etwas ruhiger, aber es blies doch den ganzen Tag so grimmig, daß auf Deck nicht zu bleiben war. Und dazu war es Pfingsten, das liebliche Fest! Ich hatte von Valdivia einige Ranken der Cupigue mitgenommen, einer Schlingpflanze, deren hochrothe, glockenförmige Blüthen an Form und Farbe gleich schön sind, und damit meine Kabine geschmückt. Die Nacht hatte sie entblättert und nur graues Elend sah von den Wänden.

Die einzigen Passagiere an Bord waren einige araukanische

Kaziken unterworfener Stämme, die, von einigen Mozzetones oder jungen Kriegern begleitet, nach Valparaiso und von da nach San Jago fahren wollten, um sich bei dem großen Vater, dem Präsidenten, über ihnen widerfahrene Unbill zu beklagen, gegen welche sie in Arauco vergeblich Hilfe gesucht hatten. Aber sie hielten sich auch in ihren Lagerstätten und damit außer dem Bereich der Verständigung.

Am Abend des Pfingstsonntags liefen wir hier ein, ohne daß etwas zu sehen war, außer Regen und wieder Regen; ich zog daher vor an Bord zu bleiben und ging erst am folgenden Morgen an Land, um mich nach dem Rhamses zu erkundigen. Es hatte dies keine Noth, da das mir befreundete Haus in Concepcion hier einen deutschen Vertreter hat, den ich bald auskundschaftete und der die Ankunft des deutschen Schiffes für die nächsten Tage in Aussicht stellte. Dann ließ ich mich in Folge Empfehlung derselben Stelle aus Lota Baja, das unten an der Küste liegt, hinauf führen nach Lota Alta, das auf der Uferhöhe einige hundert Meter über dem Strande gelegen ist, und zu Señor Squella, dem Verwalter der umfangreichen industriellen Anlagen, denen Lota seinen noch jungen, aber wohl begründeten Ruf als eines der bedeutendsten Industrieplätze des Landes verdankt. Er stellte mir sofort sein Haus zur Disposition und ich nahm das Anerbieten mit Dank an, da es in der freundlichsten Weise gemacht war und da die Lage des Hauses mich entzückte. Welch anmuthiger Wandel der Lage gegen die Sturmfahrt auf dem Limari! Der Señor Administrador ist noch jung, kaum 26 Jahre alt, ein Chilene, aber in England gebildet, unverheirathet, frisch, lebhaft und gastfrei, so daß das Leben im Hause ebenso angenehm als zwanglos ist.

Die industriellen Anlagen von Lota sind von Sñr Matias Cousiño in San Jago begründet; sie gehören zur Zeit, in Form einer Aktiengesellschaft, seiner Familie, die im Sommer

in Lota zu wohnen pflegt, und der die Anlage und Pflege des wunderherrlichen Parkes, der auf der Uferhöhe sich ausbreitet, zu danken ist. Sie bestehen in einem ausgedehnten Kupferschmelzwerke und in Kohlenminen, mit denen eine Fabrik von Ziegeln und Thonröhren, sowie eine Glasfabrik verbunden sind. Den Werken stehen als technische Dirigenten Engländer vor, die für sie arbeitende Maschinenwerkstätte leitet ein deutscher Ingenieur aus Canstadt in Württemberg; nur der Chemiker der Anlagen ist in Chile geboren, aber deutschen Ursprunges und hat seine Studien in Freiberg (in Sachsen) und Klausthal gemacht. Es ist also eine ganz internationale Verwaltung, deren technischer Theil überwiegend in den Händen von Ausländern ist.

Das Kupferschmelzwerk, von dem ich bei meiner ersten Anwesenheit nur den Feuerschein der Schornsteine gesehen hatte, zeigte seine 36 Oefen nunmehr in voller Tagesbeleuchtung, natürlich aber auch rauchbedeckt. Es hat eine Produktionsfähigkeit von 1000 Tons monatlich, die aber zur Zeit nicht ganz erreicht wird. Die Erze, die verarbeitet werden und auf den weiten Höfen in großen Haufen liegen, stammen aus verschiedenen Gruben, um sie in geeigneter Weise mischen zu können. Diese Mischung hat den Zweck, Beischläge bei der Schmelzung entbehrlich zu machen und soll ein spezielles Wissen des zeitigen Chefs der Werke sein, der, ein bloßer Praktiker, durch dreißigjährigen Aufenthalt in Chile sich genaue Kenntniß der Erze aller Gruben erworben hat. Er erreicht damit bessere Erfolge als sein Vorgänger, der ein studirter deutscher Hüttenmann war. Erze, die weniger als 10 Prozent Kupfer halten, werden in der Regel nicht verarbeitet; viele haben 25—30 Prozent, der Durchschnittsgehalt ist 17 Prozent. Die Verhüttung beschränkt sich nicht auf Erzeugung von Kupferregulus, wie in den meisten anderen chilenischen Werken, sondern wird zur Gewinnung von Schwarzkupfer und raffinirtem Kupfer, das nahezu rein ist (99 Prozent), fortgeführt. Die Röstung des schwefel=

haltigen Regulus erzeugt hauptsächlich den übelriechenden und starken Rauch der Schlote, der selbst für Lota so unerträglich wird, daß die Anlegung eines neuen Sammelschornsteins auf der Höhe projektirt ist.

Die Kohlenminen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie unter dem Meere liegen und zwar von Ost nach West in einer Ausdehnung von 900 Yards, in der Richtung von Nord nach Süd von mehr als einer englischen Meile. Die fünf Gruben, aus denen gefördert wird, sind von Lota etwa $^1/_2$ Stunde entfernt und durch eine Eisenbahn mit dem Hafen verbunden. Da ich die Herstellung des französisch-englischen Tunnels unter dem Kanale wohl nicht erleben werde, und da die Gelegenheit unter den Boden des Meeres zu gelangen in der Welt im Uebrigen nicht häufig ist, sprach ich den Wunsch aus, in eine der Gruben einzufahren und fand bereitwilligste Gewährung. Es wurde die Grube Chifton gewährt und der Chef der Minen, Mr. Raby, übernahm selbst die Begleitung. Wir fuhren auf der Eisenbahn in einem Arbeitswagen hinaus, längs der Küste, mit herrlicher Aussicht auf den Park und die viel gebuchtete Bay und erreichten bald die Stollenmündung, die dicht am Ufer liegt. Die Grube dient zum Abbau dreier Flötze, die über einander liegen und von denen das unterste 150 Yards unter den Meeresboden reicht, während der höchste Saum des obersten durch eine Schicht von 80 Yards (etwa 72 Meter) von dem Grunde des Meeres getrennt ist. Das ist nicht gerade viel und die Sache ist um so weniger sicher, als im vorigen Jahre die gleichfalls unterseeischen Kohlenminen in dem benachbarten Coronel durch Einbruch der See völlig ersäuft worden sind.

Die Einfahrt in den Stollen geschieht auf einer geneigten Ebene mit Seilbetrieb. Auf je einem der kleinen Kohlenwagen wurde für jeden Passagier vorn ein schmales Brett befestigt, auf welchem er Platz finden mußte; in die Hand bekam er ein

Grubenlicht; so fuhren wir 500 Meter abwärts bis zu einer Stelle, wo die Flötze sich verzweigen und wo ein Ventilationsschacht behufs Zuführung frischer Luft angebracht ist. Nunmehr galt es, in der kaum 3 Fuß hohen Strecke in gebückter Stellung voran zu kriechen, bis wir vor Ort kamen, eine Entfernung, die auf 476 Meter angegeben wurde, die mir aber dreimal so lang vorkam. Da während des Kriechens Kohlenzüge befördert wurden, so mußten wir öfter uns neben den Schienen an die Wand drücken oder vielmehr legen, um sie passiren zu lassen; auch abgesehen davon bedurfte es öfteren Ausruhens von der ungewohnten Bewegung, welche durch das Athmen in der zwar trockenen, aber dicken Luft wesentlich erschwert wurde. Wir kamen auf diesem Wege unter einer Insel durch, der Isola del Morro, welche dem Eingange des Stollens gegenüber liegt und als felsige Kuppe aus dem Meere aufsteigt. Unter ihr wenigstens war ein Durchbruch des Wassers nicht zu besorgen.

Vor Ort lagen mehrere Häuer, die mit der Keilhaue die Kohlen lösten, junge Männer, nur mit einer Hose bekleidet, da die Höhe der Temperatur ein Mehr weder nöthig machte noch gestattete. Außer ihnen waren junge Burschen von 10—14 Jahren als Grubenjungen thätig, welche, ihr Lämpchen an der Mütze oder am Strohhut befestigt, die Förderzüge als Konduktors begleiteten. Die Schicht dauert zwölf Stunden mit einer Stunde Pause für das Frühstück. Trotz dieser schweren Arbeit sollen die Leute fast durchweg heiterer Stimmung und immer geneigt sein, Witze zu machen und einander aufzuziehen. Im Unglück sind sie sehr resignirt und entsprechend wenig energisch; sie fassen leicht auf, entbehren aber der rechten Ausdauer.

Wir machten uns demnächst auf den Rückweg, der durch eine Rast im Oelpalaste, einer um einige Fuß höheren Ausweitung der Strecke, in welcher Brennöl lagert, unterbrochen

wurde, dann setzten wir uns wieder auf die kleinen Kohlenwagen, um aufwärts gezogen zu werden. Das Tageslicht glänzte durch den Stollen herab wie ein heller kleiner Stern, so daß ich anfangs es nicht erkannte; ich begrüßte es dann mit um so größerer Freude.

In den Gruben werden durchschnittlich 1600 Arbeiter beschäftigt; die tägliche Förderung beträgt rund 1000 Tons und wird, soweit sie nicht in der Kupferschmelze und den übrigen Etablissements Verwendung findet, von den Dampfschiffen der verschiedenen Gesellschaften genommen, welche Lota auf der Fahrt passiren und für welche die Möglichkeit, sich hier mit Heizmaterial zu versehen, höchst werthvoll ist. Sie bezahlen zur Zeit im Kontrakt die Tonne mit 5½ Pesos.

Die chilenischen Arbeiter wohnen in der Umgebung der Etablissements in Häusern, die in der Regel nur eine Stube oder eine Stube mit Schlafkammer enthalten und die ohne Fenster, jedenfalls ohne Glasfenster sind. Ein Schornstein ist nicht vorhanden. Das Feuer wird in der Stube gemacht, und der Rauch nimmt seinen Ausgang durch die Thür. Hausrath kann nicht verderben, da keiner vorhanden ist, auch sonst nichts, was irgendwie zur Bequemlichkeit der Bewohner dienen könnte. Sie hocken auf dem Boden und strecken sich bei Nacht auf die Erde oder auf die Holzpritsche, wenn eine solche vorhanden ist. Die Kinder sind zahlreich, doch ist die Sterblichkeit groß. Das Etablissement gewährt den Kranken freie Arzenei und ärztliche Behandlung; es hat auch eine Schule errichtet, die ich besucht habe, und hält den Lehrer, doch hat ein Zwang zu deren Besuche sich nicht durchführen lassen, weil die Kinder früh bei der Arbeit helfen müssen.

In Betreff der Kindersterblichkeit hatte ich in Valdivia erzählen hören, daß junge Kinder, besonders uneheliche, getödtet oder ohne Nahrung gelassen würden, so daß sie sterben müßten, weil die Meinung bestände, daß Kinder unter 2 Jahren direkt

in den Himmel kämen und Fürbitter für ihre Eltern aber auch für sonstige Personen würden, auf welche die Fürbitte übertragen würde; in Folge dieser Meinung wäre eine solche Uebertragung für einige Pesos käuflich. In Lota wurden solche Vorkommnisse als Ausnahmen und nur so viel wurde als richtig bezeichnet, daß schwache und kränkliche Kinder vernachlässigt würden und dann stürben, wodurch allerdings die Sterblichkeitsziffer der Kinder sehr erhöht, andererseits aber bewirkt würde, daß die Race kräftig bliebe.

Die Tagelöhne der Bergleute, die in Akkord arbeiten, stellen sich auf 50 Centavos bis 1,50 Pesos. Sie werden alle vier Wochen am Sonnabend gezahlt. Leider ist das Laster der Trunksucht, über welches in Valdivia geklagt wurde, auch hier weit verbreitet. Nach der Lohnzahlung geht es ans Trinken, und es wird so ausdauernd getrunken, vornehmlich Chicha, aber auch mehr und mehr Branntwein, daß auch am nächsten Montage noch nicht gearbeitet wird. Und was noch schlimmer, auch die Weiber machen mit. Als ich am 29. Mai, der ein solcher blauer Montag war, von Ober-Lota nach der Unterstadt ging, sah ich eine Menge schwer Betrunkener, die Mühe hatten, in dem aufgeweichten Lehmwege aufwärts zu kommen. Sowohl Indianer als Mezclados leiden unter dieser Leidenschaft, die nicht blos körperlich ihr Verderb wird, sondern sie auch sonst ruinirt. Spekulanten benützen sie in der gewissenlosesten Art, um die Armen um Hab und Gut zu bringen. In der Trunkenheit verkaufen sie ihr Eigenthum, unterschreiben die Schriften, die ihnen vorgelegt werden, und halten sich dann durch die erschlichene Unterschrift, auch wenn sie nur in einem Kreuze besteht, für gebunden. Um dem Unwesen zu steuern, verbot der Gobernador der Provinz vor einiger Zeit, überhaupt etwas von den Indianern zu kaufen, jedoch steuerte er damit dem Uebel nicht. Sie werden jetzt betrunken gemacht und wird ihnen dann eine maßlose Rechnung über das Genossene vorgelegt,

über deren Betrag sie ein Schuldbekenntniß unter Verpfändung ihres Eigenthums abgeben. Können sie dann in der kurz bemessenen Frist nicht zahlen, was in der Regel der Fall, so gehen sie des Pfandes von Rechtswegen verlustig. Die Religion übt in dieser Beziehung wie überhaupt auf die Moral hier keinen oder nur einen sehr geringen Einfluß, da, wie mein Gewährsmann sagte, die Priester sich nicht um die Seelsorge kümmern, und nur auf die Gebühren sehen.

Die Schule, welche für die Kinder der Fabrikarbeiter eingerichtet ist, hat zwar an Räumen und Unterrichtsmitteln eine gute Ausstattung, kann aber bei der Unregelmäßigkeit des Besuchs nicht viel leisten. Immerhin ist sie als ein Anfang und Beweis guten Willens zu schätzen.

Zwischen diesen Besuchen von Minen und Fabriken habe ich in diesen drei Tagen dem Garten häufige Besuche gemacht, der an das Haus des Administrador stößt und der alle Zeit nicht nur für dessen Gäste, sondern auch den Reisenden offen steht, welche mit den Dampfschiffen in Lota ankommen und einige Zeit daselbst verweilen müssen. Er hat in Folge dessen weit verbreiteten Ruf an der Küste, verdient ihn aber auch durch die unvergleichliche Schönheit der Lage und die Vorzüglichkeit der gärtnerischen Pflege. Das Ufer, auf welchem er liegt, springt in einem Vorgebirge aus, das nach der Seite des Hafens hin mehrere hundert Fuß tief zum Wasser steil abbricht, auf der anderen Seite aber, die sich zu einer zweiten kleineren Bucht ausweitet, in sanfter Neigung abdacht. Von der Höhe hat man danach die Aussicht nicht nur über den Hafen, an welchem die Schmelzwerke liegen, und sein rührig bewegtes Treiben, sondern auch weithin über den Ocean und das herrliche Gelände des Abhanges, das mit hoher Kunst zu einer reizenden Gartenanlage gestaltet ist. Der ohnehin feuchten, dem Pflanzenwuchs günstigen Luft, kommt noch eine Wasserleitung zu Hilfe, die von den benachbarten Bergen reichliches Wasser

zuführt und es möglich macht, Bäume und Gras stets in voller Frische zu erhalten. Jetzt im Winter blühen Veilchen, Levkoyen, Heliotrop, Monatsrosen, die prächtigen Cupigues (als lapageria rosea legitimirte sie botanisch der Gärtner) und ein anmuthiges Viburnum, dessen Blüthe der Wachsblume ähnelt. Unter den Bäumen ist ein immer grüner Boldo durch schöne Formen ausgezeichnet, nicht minder ein Olividor genannter Baum, durch dessen Laubmassen auf der Höhe des Vorgebirges sich Durchblicke aufs Meer von überraschender Schönheit öffnen. Lamas, Hirsche und Rehwild weiden friedlich in Gehegen; ein außerordentlich wohlgehaltenes Treibhaus birgt zartere Pflanzen und tropische Gewächse. Es ist eine Freude in diesem Garten zu wandeln. Zwar gibt es einige Kuriositäten, welche deren Reinheit trüben können: Kioske in indischem und türkischem Styl mit grellen Farben bemalt, eine Grotte mit künstlichen Stalaktiten von Draht und Cement, künstlich gewundene Gänge aus abnorm gestalteten Wurzeln, sogar einen knorrigen Baum, der blau angestrichen, einen Lindwurm darstellen soll. Ueber diese einer Laune entsprungenen Geschmacksverirrungen hebt aber ein Blick auf den Ocean und in die umgebende Vegetation hinweg, die ein unerschöpflicher Born von Freude ist.

Ich habe auf dem Vorsprunge der Küste öfter gestanden und dem Wachsen der Flut zugesehen, die zwischen den Steinplatten und Blöcken, in welchen die Uferklippen sich eine weite Strecke ins Meer fortsetzen, mälig stieg, eine Rinne nach der anderen füllend, bis sie auch die höchsten Spitzen und Hebungen mit schäumenden Wellen deckte; dann wieder über die grünen Flächen und die Laubmassen des Gartens oder weit über das Meer hinaus, wo der erwartete Dampfer auftauchen sollte; und ich bekenne, daß ich eine innere Genugthuung empfand, wenn ich kein Zeichen von letzterem entdeckte, weil ich danach noch etwas länger an dieser von der Natur so hoch bevorzugten Stelle zu verweilen hoffen konnte.

Doch eben, nachdem ich diese Worte kaum geschrieben habe, kommt der Mozzo und meldet, daß el Vapor Aleman in den Hafen fahre. Es ist der Rhamses, und nun freue ich mich doch, daß ich die schwarz-roth-weiße Flagge sehe, die so lustig und stolz von der Gaffel weht. Ich eile sie zu begrüßen und mich zur Abfahrt bereit zu machen. Ehe mein nächster Brief Dich erreichen kann, wird es etwas länger währen; die Fahrt bis nach Montevideo dauert mindestens 16 Tage. Doch kann ich möglicher Weise in Punta Arenas einen Brief aufgeben, den ein direkter Dampfer der englischen Linie rascher nach Montevideo befördert, als ich selbst dorthin gelange.

XLIII.

Auf dem Rhamses nach Süden. — Sturm. — Die Channels. — Golfo de Peñas. — Bay von Tarn. — Meissier Channel. — Die English Narrows. — Eden Harbour. — Eyre Sound. — Tom Bay. — Puerto Bueno. — Die Guide Narrows. — Smyth Channel. — Mayne Channel. — In die Magellansstraße. — Bay von Borija. — Magdalenen-Sund.

Punta Arenas in der Magellansstraße, 10. Juni 1882.

Von der Heimath trennen mich noch mehr als 8000 Seemeilen, aber ich bin doch auf dem Wege zu ihr und muß Dir melden, wie sehr ich mich darüber freue; freilich wirst Du meine Freude besten Falls erst in vier Wochen theilen können.

Die Fahrt von Lota aus, von wo ich zuletzt geschrieben habe, durch die Channels und die Magellansstraße war zwar nicht ganz leicht, namentlich nicht im Anfange, aber sie war von solcher eigenthümlichen Schönheit, daß ich mich wohl mein Leben lang freuen werde, sie gemacht zu haben.

Der Rhamses, auf dem ich mich in Lota einschiffte, gehört, gleich der Uarda, der Hamburger Kosmosgesellschaft, ist aber beträchtlich größer als jene und eleganter ausgestattet. Ich fand wieder einen höflichen und umgänglichen Kapitain und zu meiner Freude den liebwerthen englischen Reisefreund Mr. John B. aus London, von dem ich aus den Baños de Cauquénes geschrieben habe und der mein Kabine-Nachbar wurde. Ich machte mit ihm in Lota noch einen Gang durch den Park, der ihn als Botaniker höchlichst interessirte. Wie vieles hatte ich nicht gesehen, was sein besser geübtes Auge alsbald fand und würdigte. Erst gegen Abend, nachdem der Rhamses sich mit Kohlen gesättigt hatte, gingen wir in See.

Die Channels, welche ich nun schon wiederholt genannt habe, sind schmale, schiffbare Meeresarme zwischen dem Festlande und den zahlreichen Inseln, welche dessen Westküste von dem 42. Breitengrade ab vorliegen; sie bilden eine der Entfernung nach kürzere Passage von Norden nach der Magellansstraße, als der Weg über die offene See westlich von jenen Inseln ist, auf welchem der Eingang in die Magellansstraße bei Kap Pillar genommen wird. Sie wurden früher auch von den Schiffen der englischen Pacific Steam Navigation Company durchfahren, die aber nach verschiedenen Unglücksfällen davon abgekommen ist und nunmehr ihre Schiffe nur auf der äußeren, der Oceantour, gehen läßt. Dagegen fahren die Dampfer der deutschen Kosmoslinie auf der Aus- und Rückfahrt durch die Channels; wegen ihrer geringeren Größe sind sie Unfällen in den Engen derselben weniger ausgesetzt und vermeiden dabei die Beschädigungen, welche der in der Regel schwere Seegang und die heftigen Süd-Westwinde auf der äußeren Tour leicht mit sich bringen. Ein Zeitgewinn wird dabei nicht gemacht, vielmehr dauert die Fahrt durch die Channels in der Regel länger als die Außentour, weil bei Nacht häufig Nebel niedergeht, welcher das Fahren in der engen Wasserstraße gefährlich

macht und weil deshalb die Schiffe zur Nachtzeit in einem der zahlreichen Häfen vor Anker gehen. Dieser letztere Umstand hatte Mr. John B. bestimmt, dem englischen Grundsatze, nur auf englischen Schiffen zu fahren, entgegen, auf dem Rhamses Passage zu nehmen, weil er hoffen konnte, in den Ruhepausen etwas von der Flora der Ufer kennen zu lernen. Und er war auch mir erwünscht, da bei Nachtfahrten die Hälfte der Tour und gerade der beste Theil derselben im Dunkeln passirt wird und damit verloren geht.

Der Eingang in die Channels oder Kanäle vom Ocean her ist in dem Golfo de Peñas, etwa unter dem 47. Breitengrade, südlich von der Halbinsel von Taitao, welche den Nordrand des Golfes bildet. Wir erreichten ihn, nachdem wir Lota am Abend des 31. Mai verlassen hatten, am 4. Juni Nachmittags nach schwerem Kampfe gegen Wind und Wetter, die so schlimm waren, wie nie vorher. Schon die erste Nacht war bitterböse. Alles in der Kabine bewegte sich. Die Koffer schossen unter dem Sopha hervor; Stiefel und Schuhe tanzten einen Reigen, die Röcke an der Wand machten Schwingungen wie rasend gewordene Perpendikel, im Salon klirrten Gläser und Flaschen, die trotz aller Sicherheitsvorkehrungen das Gleichgewicht verloren hatten; dabei Schlag auf Schlag der Wellen, an die zitternden Planken des Schiffes, daß es dröhnte. Gegen Morgen hörte ich ein anhaltendes Pfeifen; die Maschine arbeitete mit halber Kraft; die Schraube war außer Wasser. Ich hielt es in der engen Kabine nicht mehr aus und kletterte heraus, um zu sehen, was es gäbe. Doch war die Thür, die auf Deck führte, bis Brusthöhe mit starken Bohlen verbarrikadirt und nicht gangbar; mit gutem Grunde, denn durch das Fenster im oberen Theile sah ich, wie bei jedem Ueberholen des Schiffes hohe Wellen wechselweise über Deck stürzten, denen die Thür ohne Schutz nicht würde haben widerstehen können.

Ein Matrose, der von dem Vorderdeck herüberkam, wurde

von einer Welle gefaßt und umgeworfen, ergriff aber im Falle noch glücklich eine Stange der Railing, die ihn vor dem Uebergleiten bewahrte. Der Himmel war mit schwarzen Wolkenfetzen bedeckt, zwischen denen der Mond zeitweilig vortrat, mit seinem hellen freundlichen Lichte in wunderlichem Gegensatze zu dem wilden Aufruhre des Meeres. Ich konnte nichts erfahren, außer was ich gesehen und wußte damit genug, so daß ich wieder still in die Kabine schlich. Am nächsten Tage wurde es nicht besser, obwohl die Sonne zeitweilig durchbrach und die Wellen nicht so häufig überschlugen. Ich benutzte eine anscheinende Ruhepause, um über die Barrikade zu steigen und draußen etwas frische Luft zu schöpfen, mußte aber den Vorwitz büßen. Ich hatte mich breit wie der Koloß von Rhodos mit dem Rücken gegen die Kajütenwand gestellt und hielt mich an letzterer fest in der Meinung, dadurch auch beim Rollen des Schiffes meinen Standpunkt bewahren zu können; es ging auch eine Zeit lang, allein als das Schiff einmal besonders tief auf die Seite gelegt wurde, half kein Widerstreben. Wie aus einem Mörser geschossen flog ich links ab und mit voller Wucht gegen die Railing, daß mir buchstäblich Hören und Sehen verging und ich das Gefühl hatte den Rücken gebrochen zu haben. Zum Glück blieb es beim Schreck; ich hatte den Standpunkt verloren, war aber nicht gebrochen und konnte langsam nach meiner Kabine zurückkriechen. Einige Tage brauchte ich allerdings, um die verschiedenen kleinen Hautwunden und Verstauchungen zu heilen, die mir der Stoß eingetragen hatte, und den Hauptruck fühle ich noch jetzt, im Ganzen aber hatte es noch gut gegangen, wie die Westphalen sagen. Als Moral destillirte ich mir in der Ruhe der Koje, daß man zu gewissen Zeiten sich entweder nicht hinauswagen soll oder sich richtig zu stellen wissen muß.

Auch der dritte Tag brachte orkanartige Böen von Süd-West, zeitweilig mit Hagel, welchen der Südpol als Gruß sandte, und mit einem Wogendrange, daß die Maschine, die

das Schiff durchtreiben mußte, keuchte. Das eigenthümliche Pfeifen, das mich in der ersten Nacht beunruhigt hatte, weil ich es für ein Nothsignal hielt, ließ sich in Absätzen wieder vernehmen; es entstand, weil die Schraube außer Wasser kam und leer ging. Erst in der Nacht zum 4. Juni beruhigte sich der Zorn des Meeres, das am Tage darauf nur noch ab und zu von einem Squall gehoben wurde gleich fernem Blitzen nach dem Gewitter. Auch diese Bebungen hörten allmälig auf, als wir, südöstlichen Kurs nehmend, um das Capo de Tres Montes und damit in den Golfo de Peñas einfuhren, der vor dem südwestlichen Anprall durch die vorliegende Wellingtoninsel geschützt ist. Die Sonne kam heraus und gab den Müden und Kranken frischen Muth; Alles, was gegen die Wildheit des Sturmes hatte fest gemacht werden müssen, wurde wieder gelöst; sogar die Fundamente eines Zeltes auf Deck, das als Rauchsalon dienen sollte, ließ der Kapitain legen, da wir nunmehr überstürzende Wellen zunächst nicht zu besorgen hatten. Drei Tage und drei Nächte hatte der wackere Kommandant auf der Brücke zugebracht und schon sorgte er wieder für seine Passagiere.

Wir gingen am Nachmittage in der sicheren Bucht von Tarn vor Anker, die von zwei kuppigen und bewaldeten Inseln (Ayautau im Osten, San Pedro im Westen) flankirt wird, und freuten uns, obwohl wieder Regen niederströmte, der Ruhe. Die Bay bildet die nördliche Erweiterung des Meissier Channel, des Seearmes, welcher die nördlichste Strecke des Netzes von Wasserwegen ist, welche zusammen die Channels genannt werden und die sich von dem 48. bis zum 53. Breitengrade hinabziehen.

Der Meissier Channel, in den wir vor Tagesanbruch (5. Juni) einfuhren, ist ein Meeresarm von durchschnittlich vier Miles Breite, der in einer Länge von 75 Miles in fast schnurgerader, unveränderter Richtung von Norden nach Süden streichend, die Wellingtoninsel von dem Festlande von Pata-

gonien trennt. Die Ufer bilden auf beiden Seiten Bergketten, die dicht an das Wasser treten, meist steil abfallend, aber schluchtenreich, voller Risse und Spalten, welche immergrünes Busch- und Baumwerk, vornehmlich Cypressen und Eiben füllen. An einzelnen Stellen verlängern diese Einrisse sich zu Buchten oder Inlets, die tief ins Land schneiden und die zum großen Theile näher noch nicht untersucht sind, wie viel Eifer und Sorgfalt auch bereits die englische Admiralität auf die Erforschung und Aufnahme der Küste in dankenswerther Weise verwendet hat. Auf den von den Ufern ansteigenden Bergen lag Schnee, der in dieser Jahreszeit bis auf wenige hundert Fuß über der Wasserfläche herunter kommt; er schien so leicht und dünn, als wäre er angeflogener Puder oder übergestreuter Zucker. Dahinter und aus der Tiefe der Inlets ragten höhere Wände, Spitzen und Kuppen, mit älteren und dichteren Schneemänteln, von denen manche in dieser Breite, wo die Grenze ewigen Schnees tief liegt, wohl dauernde sein mochten. Der Mond, halb in Nebel verhüllt, trat dem Morgenlichte allmälig die Herrschaft ab. In den Schluchten lagerten noch einzelne dunkle Wolkenballen, auf den höheren Gipfeln aber verdünnten die Wolken sich langsam zu lichten Schleiern, in wirkungsvollem Gegensatze zu den tiefen, violetten Schatten, die überall lagen, wo der Waldsaum in die Wasserfläche tauchte. Obwohl mehr winterlich und rauh, rief das Bild, je mehr es aus dem Morgengrauen sich hervorhob, den Puget Sound in die Erinnerung, der im äußersten Nordwest des Erdtheils einen ähnlichen Archipelagus umfaßt.

Der Meissier Channel wird etwa in der Mitte seiner Länge durch Middle Island, einen klotzigen Felsbau mit zwei Gipfeln, die zu 2200 und 2100 Fuß sich erheben und die eine weithin sichtbare Schifffahrtsmarke bilden, in eine Ost- und eine West-Reach getheilt. Das Eiland steht wie ein Vorposten vor der größeren Farquardinsel, die etwa acht Miles breit und ebenso

lang sein mag und von dem Festlande durch einen nur schmalen Wasserarm getrennt wird. Middle Island kann von beiden Seiten umfahren werden. Die ganze Breite des Kanals an dieser Stelle zwischen der Westseite des Festlandes und der Ostküste von Wellington Island soll über 16 Miles messen. Eine von letzterem vorspringende Halbinsel drängt ihn aber wieder enger zusammen auf eine Breite von 2½ Miles, die sich bis zum Eingang in die English Narrows stetig mindert.

Diese Narrows oder Engen sind eine der merkwürdigsten Stellen des Kanals und die einzig gefährliche desselben, wenn sie bei starkem Winde und mit der Fluth passirt werden müssen. Sie liegen bei Middle Island, wo der Kanal sich auf der westlichen breiteren Seite bis auf eine Kabellänge zusammenzieht. Die Strömung beträgt 3—6 Knoten, der Unterschied in der Wasserhöhe zwischen Ebbe und Fluth etwa fünf Fuß. Um durchzukommen müssen die Schiffe eine Wendung mit sehr kurzem Radius machen, welche sichere Steuerung verlangt. Da bei dieser Wendung die Steuerkette leicht reißt, pflegt vorher das Reservesteuer besetzt zu werden, um damit nöthigenfalls eingreifen zu können. So that auch der vorsichtige Kommandant des Rhamses, als wir der Enge uns näherten. Da der Himmel völlig klar war, waren die Marken für die Steuerung des Schiffes, welche auf Bäumen der Insel angebracht sind, deutlich erkennbar und erleichterten das Kommando. Wir kamen daher, obwohl wir mit Hochwasser liefen, glücklich durch die engen Rapids, ohne das Reservesteuer zu gebrauchen.

Fünf Miles südlich von den English Narrows liegt Eden Harbour, der von einer Gruppe dicht bewaldeter Inseln auf der Westseite von Indian Reach gebildet wird und nach Kapitain Wilson's Meinung der schönste und vermöge seines trefflichen Ankergrundes zugleich der sicherste Hafen in der Kanalfahrt ist. Wir fuhren um die vierte Nachmittagsstunde in ihn ein, um darin zur Nacht zu bleiben. In der That waren Lage

und Umgebung von großartiger Schönheit, wenn auch die Bezeichnung Eden zu den üblichen Vorstellungen des Paradieses nicht recht stimmt. Ein weiter Kranz von Schneebergen umgibt den Hafen; als wir einliefen, wurden sie eben von der untergehenden Sonne beleuchtet mit einem herrlichen Wechsel der Farben von dem Purpur der Gipfel bis in die tief blauen Schatten über dem Saum des Wassers, in den diese ihren Fuß tauchten. Nicht immer mag es so schön sein oder auf die Dauer mag der Reiz der Landschaft sich mindern. Wenigstens wird erzählt, daß der Kommandant eines mit Vermessungen beauftragten englischen Schiffes, als er nach dreijährigem Aufenthalte den Auftrag erhielt, noch weitere Aufnahmen zu machen, sich aus Verzweiflung darüber in Eden Harbour erschossen hat.

Da es noch hell war und das Wetter klar zu bleiben versprach, wurde eine Bootsfahrt an das Ufer unternommen, an welcher auch Mr. John B. Theil nahm, um Pflanzen zu suchen. Der Boden war theilweise gefroren und mit hartem Schnee bedeckt, an anderen Stellen moorig und brüchig, so daß der Stock bis an die Krücke hineinfuhr. Jedenfalls war es zweckmäßig, daß ich mich in des Kapitains große Wasserstiefeln versenkt hatte. Ein zweites Boot brachte einen Theil der Mannschaft, der es ein besonderes Vergnügen bereitet, am Lande ein Feuer anzuzünden und einige Stunden daran zu verbringen, wobei, wenn die Umstände günstig sind, ein warmer Trank nicht fehlt. Die botanische Ausbeute war reichlich genug in Quanto, da die Besatzung unseres Bootes im Eifer, der Wissenschaft zu dienen, alles Grüne aufgerafft hatte, was sie nur hatte erreichen können. Auch ein ethnologischer Fund war gemacht worden, die Reste einer Indianerhütte, bestehend aus einigen gebogenen Stäben, auf welchen Seehundsfelle befestigt werden, und aus einem Haufen von leeren Schalen einer großen blauen Muschel, welche die Indianer roh genießen und die ihr hauptsächliches Nahrungsmittel bildet. Außerdem hatten wir alle bei

dem Marsche über das ungleiche Terrain den Anstoß zu einem Appetit gefunden, der noch kräftiger war, als ihn die winterliche Luft ohnehin schon bescherte und zu dessen Stillung wir nach der Rückkehr glücklicher Weise nicht auf blaue Muscheln angewiesen waren. — Ich muß abbrechen, weil der Tisch, an welchem ich schreibe, zugleich der Speisetisch ist und gedeckt werden soll. Da ich nicht sicher bin, ob ich, bevor wir den Hafen verlassen, noch eine Fortsetzung geben kann, lege ich einige Blätter des Tagebuches bei, auf denen notirt ist, was mir auf der weiteren Fahrt bis hierher der Bemerkung werth schien. Es gibt allerdings nur ein schwaches Abbild des Gesehenen, aber ein Schelm gibt mehr als er hat.

---

6. Juni 1882.

Es hat in der Nacht gefroren. Auf den Railings liegt Rauhreif, und das Oberdeck ist so glatt, daß Schlittern möglich ist. In der Luft haben wir gegen 8 Uhr früh 0 Grad, kälter war es, wie deutlich in der Kabine zu merken, in der Nacht. — Und daheim blühen jetzt die Rosen! — Auf den Bergen von Eden Harbour liegen Nebelschichten, nur im Osten ist der Himmel klar, von einer fast hellgrünen Farbe, darüber kleine Cirruswolken, welche die hinter den Bergen aufgehende Sonne zart röthet. Wir wenden langsam aus dem Hafen zurück in den Hauptkanal, die Indian Reach. Ueber das Wasser fährt weit ab ein Kanoe unter Segel von Indianern geführt, doch sind die Schiffer nicht erkennbar. Am Ausgange der Indian Reach theilt sich der Kanal in zwei Arme, welche die umfangreiche Insel Saumarez umschließen. Das Schiff geht durch den östlichen breiteren Arm, aus welchem eines der ausgedehntesten Inlets, Eyre Sound, sich in nordöstlicher Richtung aufthut, das etwa 40 Miles lang und 9 Miles breit mit dem Kanal die Halbinsel Exmouth bildet. Aus ihm treibt mit

dem Strome ein Berg von Gletschereis entgegen, von herrlich bläulicher Farbe und phantastisch gestaltet wie ein mythisches Meerthier vor dem Fahrzeug eines Gottes der Tiefe. Die schwimmenden Eisblöcke werden häufiger, je näher wir der Mündung von Eyre Sound kommen; sie stammen von den Gletschern an dessen Ufern, von denen ab sie in das Wasser stürzen; manche ragen 20—30 Fuß aus der Fluth bei einer doppelt und dreifach so großen Längenausdehnung; gezackte und gezähnte Kämme von glänzendem Weiß treten aus der unteren kompakteren Masse hervor, welche in lichtem Blau und Grün schimmert, mit Vertiefungen, die wie Thore und Hallen erscheinen, märchenhafte Gebilde gleich Trümmern von dem Palaste eines Eiskönigs. Sie sind besonders zahlreich an dem östlichen Ufer des Kanals, an welches der Nordwind, der sich inzwischen erhoben hat, sie drängt. Sein scharfer Druck bringt auch die Wellen in Bewegung, daß sie schäumend zu weißen Kämmen aufspritzen. Zwischen ihnen taucht plötzlich, nicht weit von dem Schiffe, ein langer, dunkler Körper auf, der gigantische Leib eines Wallfisches, der wie ein Berg aus der Tiefe steigt, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Nur der Schwanz kommt noch einmal ans Licht, der Schraube eines Dampfers gleichend, und schlägt die Wellen kräftig nach beiden Seiten. Ein überraschender Anblick bietet sich, als dann die Aussicht auf das Innere des Eyre Sound sich öffnet. Schneeberge mit Gletschern von einer Ausdehnung und Gestaltung, die sich jeder Vorstellung, jedenfalls jeder Beschreibung entziehen. Ein breiter hochragender Schneeberg, ein wahrer Riese, nimmt zeitweilig die Mitte ein; aus den Wolken hinter und neben ihm enthüllen sich aber auf Minuten noch gewaltigere Festen, übergletschert oder mit schneebedeckten Kuppen, Spitzen, Rücken, die in den Himmel zu wachsen scheinen. Vornehmlich fesselt den Blick ein Viereck von Gletscherbastionen und Mauern, aus dessen Mitte eine Eispyramide ragt, wie ein Thurm Gottes.

Es ist für heute das letzte große Bild, das selbst schon sich theilweise in Nebel hüllt. Das Schiff treibt vorüber und einer tief dunklen Wolkenschicht entgegen, die den Weg nach Süden zu sperren scheint. Der Nordwind wird kräftiger und steigert sich zu unbehaglicher Stärke, als wir den Trinidad Channel erreichen, durch welchen die Wasser des Pacific von Westen hereinfluthen; einzelne Schneeflocken fallen gegen 3 Uhr. Wir wenden etwas westlich und fahren in die schützende Tom Bay, gerade zeitig genug, um vor dem von Norden nunmehr stürmenden Winde geborgen zu sein, der nun ungefährlich über uns dahin braust. Eine halbe Stunde später beginnt der Schnee in dichtem Gestöber zu fallen und bedeckt das Schiff mit einer weißen Decke. Wie behaglich ist es da in der durchwärmten Kajüte die Hände zu heben zum lecker bereiteten Mahle. Es wäre uns nicht so geworden, wären wir um wenig später gekommen; bei treibendem Schnee ist es nicht möglich, den Eingang in die Bay zu erkennen und wir hätten draußen auf dem Kanale laviren müssen.

---

7. Juni 1882.

Fünfstündige Fahrt brachte uns heute von Tom-Bay nach Puerto Bueno. Der Kanal südlich von Tom Bay ist anfangs weit; nur die vorderen Bergreihen der Ufer waren erkennbar, die hinteren wurden mehr und mehr durch schwarze Wolken verdeckt. Die Temperatur war höher, die Luft milder. Wir liefen in den Concepcion Channel, der die Madre Inseln von dem Festlande trennt, bei Inocentes Island beginnend und bei Wide Channel (unter 50° 5′) endend. Der Kanal verengt sich zwischen Hanover- und Chatham Island in die Guia oder Guide Narrows auf 1½ Miles, an einer Strecke zwischen Porpoise Point und Guard Island sogar auf 2 Kabellängen, so daß mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der erforderlichen Wendung

des Schiffes das Reservesteuer wieder besetzt wurde. An der Einfahrt in Puerto Bueno auf der Ostseite des Kanals liegen kleine Inseln mit dichtem Baumwuchs und Gebüsch, ein häufiger Aufenthalt von Indianern, die, wenn sie anwesend sind, an Bord kommen, um Seeotter- und Guanacofelle gegen Taback und alte Kleider einzutauschen. Das Signal mit der Dampfpfeife, das sie sonst herbei lockt, blieb dieses Mal ohne Erfolg.

Der Hafen besteht aus einem äußeren und inneren, die beide für gleich sicher gehalten werden. Hinter dem innern Hafen liegt eine Süßwasserlagune, die durch einen Wasserfall in jenen Abfluß hat. Ungeachtet des Regens wurde eine Expedition ans Land gemacht, von Mr. B., um zu botanisiren, von den Offizieren, um Enten zu schießen. Der Boden war auch hier von Regen und Schnee durchtränkt, stellenweise mit ellendickem Moose bedeckt. Unter den Bäumen trat eine schöne Buchenart, fagus antarctica, hervor. Wir fanden Indianerpfade, auch den Boden eines Kanoe, aber keine lebenden Wesen. Die Enten und Wildgänse, die auf dem Hafen sich zeigten, blieben glücklich am Leben, wie heftig auch auf sie geschossen wurde. Der einzige sichtbare Jagderfolg war eine geschwollene Backe des dritten Offiziers, der sich des peruanischen Gewehrs eines Passagiers bedient hatte.

---

8. Juni 1882.

Wir verließen Puerto Bueno schon um 6 Uhr; der Wind war schwach nördlich, der Himmel bedeckt, doch waren die Berge bis an die Schneegrenze sichtbar; die Fahrt ging durch den Sakramiento Channel in den Smyth Channel, der nach Nord-West mit dem Oceane in Verbindung steht. Die Wasserfläche war unbelebt, nur am Ufer zeigten sich in Ruhe Eidergänse, die stets paarweise leben, das Weibchen weiß, das Männchen schwarz und weiß. Vor dem Eingange in den Smyth

Channel erschien in Südost ein großartiger Gletscher wie ein blauer Strom, der sich oben im Nebel verlor und in seinem unteren Theile, mit welchem er anscheinend bis zur Wasserfläche reichte, durch niedrige Vorberge verdeckt wurde; die Luft darüber hatte von dem Reflex einen blau-grünen Schein. Leider verschwand er bald nach einer Wendung des Schiffes. Das Wetter blieb trübe mit dünnem Nebel; nur im Westen über dem Meere schien der Himmel heiter zu sein. Die Vegetation wurde allmälig spärlicher; auf langen Strecken waren die kuppigen Felsen des Ufers von Floating Ice in deutlichen Spuren gerieben; viele dünne Wasseradern suchten über sie den Weg zur See. Der Schnee wurde seltener und zog sich weiter in die Höhe zurück. In der vierten Nachmittagsstunde ging der Rhamses auf der Bank in Mayne Channel, inmitten zahlreicher kleiner Inseln, vor Anker, doch hatte Niemand Neigung an Land zu gehen. Tiefes Schweigen überall, das auch die Menschen stumm machte.

---

9. Juni 1882.

Als wir heute um 6 Uhr die Mayne Channel Bucht verließen, hatte sich der Himmel geklärt und ließ die Sichel des Mondes, der im ersten Viertel stand, sehen. Es hatte gefroren; in halber Bergeshöhe und auf dem Wasser lagen Nebelschwaden. Im Osten hellte es sich mit leichtem Erröthen, das der Sonne voranging. Die See war vollkommen glatt; nur unter dem Bug des Schiffes warf sie Falten in merkwürdiger Zeichnung, daß die Oberfläche des Wassers wie schief karrirt oder geköpert erschien. Der Baumwuchs war noch seltener und niedriger als gestern; auch der Schnee trat noch mehr zurück. Nach 9 Uhr passirten wir die Fairway Insel; Kap Pillar, der Pfeiler am westlichen Eingange der Magellansstraße, wurde sichtbar und mit ihr der freie Weg nach dem Ocean. Südlich gegenüber dehnte

sich Desolation Island, in hohem steilem Bergzuge zum Ufer abfallend, in der Höhe mit Schnee bedeckt; „very little known“ steht auf der Seekarte bei dem Namen bemerkt. Im Osten öffnete sich der Icy oder Glacier Sound, dessen Hintergrund starrende Eisfelder abschlossen. Der Dampfer wendete in großem Bogen um die Insel Tamar und damit heimwärts; denn nunmehr ging es nach Osten. Wie ein Zeichen der Verheißung stand über der Straße ein herrlicher Regenbogen.

Die Magellansstraße heißt in diesem westlichen Theile, wo der Smyth Channel eintritt, die Sea Reach, dann folgt von Kap Monday die Long Reach, in welcher sich der Wasserweg auf 2—3 Seemeilen verengt. Die östliche Richtung erfährt eine nördliche Abweichung in die Crooked Reach von Kap Notch ab; auch die weiteren Abschnitte führen besondere Namen.

An der Nordseite der Straße öffnete sich eine Aussicht auf Schneegipfel und Gletscher, von denen der eine in gewaltigem Strome fast bis an das Wasser trat. Eine wundervolle Abendbeleuchtung begleitete uns in die Bay von Borija, in welcher wir nach 5 Uhr vor Anker gingen. Der östliche Himmel war wie von einem Nordlicht geröthet, dessen Widerschein auf der spiegelglatten Wasserfläche in hellen Farben glänzte. Am Abend war das südliche Kreuz beinahe im Zenith.

Den ganzen Tag hatten wir kein Schiff gesehen und auch sonst keine Spur menschlichen Lebens; erst am Abend begegnete uns ein französischer Dampfer; ein italienisches Kriegsschiff war in der Nacht vorbeigegangen.

---

10. Juni 1882.

Die Ankerketten rasselten schon um 1 Uhr in der Nacht; der Morgen war kühl, obwohl milder als der Abend, wo es hart gefroren hatte, gewesen war. Bald kam auch mit steigender Temperatur nässender Nebel. Als wir um Kap Froward

wendeten, öffnete sich eine schöne Aussicht in den Magdalenensund, der zwischen Feuerland und den westlichen Inseln einen Durchgang nach Süden öffnet. Im Hintergrunde zeigte sich im Halbkreise eine Reihe hoher Schneeberge, darüber blauer Himmel, scharf abgetheilt durch den unteren Theil der Nebelkappe, die über der Straße lag. Etwas später hob sich westlich davon die Kolossalgestalt des Mount Sarmiento, zwei Gipfel durch einen Sattel verbunden; auch andere weiße Wände und Zacken tauchten auf, die sich scharf am Horizonte gegen den klaren Himmel abhoben, unter ihnen ein Eckpfeiler, der dem Antelao im südlichen Tyrol glich. Dagegen verflachten die Küsten mehr und mehr. Bei schwachem Ostwinde klärte sich auch über uns der Himmel, als gegen Mittag Punta Arenas in Sicht kam.

XLIV.

Das Territorium von Magellanes. — Klima und Bodenverhältnisse. — Bewohner. — Punta Arenas. — Bay von San Felipe. — Nach Montevideo. — Auf der Rhede. — Die Stadt Montevideo. — Stellung der Ausländer in Uruguay. — Handelsverhältnisse. — Bodenbeschaffenheit. — Viehzucht. — Saladeros. — Einwanderung, Kolonieen. — Eisenbahnen. — Gesetz über die Kolonisation. — Politische Verhältnisse der Republik. — Die Deutschen in Uruguay.

Montevideo, Juni 1882.

Ich konnte in Punta Arenas meinem Briefe vom 10. Juni nichts mehr beifügen, wenn ich ihn noch rechtzeitig ans Land bringen wollte und kann daher erst von hier aus melden, was ich von der Hauptstadt von Magellanes, oder wie es officiell heißt, des Territorio de Colonizacion de Magellanes, noch des Näheren erfahren habe und wie ich demnächst aus dem Estrecho

de Magellanes heraus und wieder in den atlantischen Ocean gelangt bin.

Das Territorium von Magellanes ist erst im Jahre 1853 als Bestandtheil der chilenischen Republik errichtet worden und in seinen Grenzen erst neuerdings durch den mit der argentinischen Republik geschlossenen Vertrag festgestellt. Danach umfaßt es alles Land im Süden und Südosten der Provinzen Lanquihue und Chiloë, das Festland sowohl als die Inseln, mithin beide Ränder der Magellansstraße und den westlichen Theil der Insel Feuerland bis Kap Horn. Es ist dies der Fläche nach, die auf mehr als 208 000 Quadratkilometer veranschlagt wird, ein sehr bedeutendes Gebiet, nicht aber dem Werthe nach, da es spärlich bewohnt und nach den klimatischen und Bodenverhältnissen zum größten Theile auch nicht bewohnbar ist.

Das Klima ist vom April bis Juni naß, in den folgenden drei Monaten kalt, während der übrigen Monate gemäßigt. Das Thermometer sinkt nicht unter — 6 Grad R., steigt aber auch nicht über + 16 Grad R. Es gedeihen daher nur Gerste, Kartoffeln, wogegen Weizen nicht reift; von europäischen Früchten werden nur Stachel- und Johannisbeeren reif. Dagegen können Rindvieh und Schafe im Freien überwintern. Der nördliche Theil des Festlandes und der mittlere Theil der Halbinsel Braunschweig bestehen aus Pampas mit vielen Lagunen, aber mit geringer Weide. Nur vereinzelt finden sich Strecken, die mit Gebüsch von sog. calafates und niedrigen robles (Buchenart) bedeckt sind. Der südliche Theil des Festlandes ist hügelig und sumpfig. Die Inseln in der Magellansstraße und in den Channels sind mit Wald bedeckt und haben zum Theil gute Weide und genügendes Wasser, so daß sie zur Viehzucht geeignet sein würden. Die Insel Feuerland hat in ihrem nördlichen Theile sehr gute Weiden, aber keinen Wald, im südlichen Theile dagegen Wälder von roble und anderem Bauholz.

Die gesammte Bevölkerung des Territoriums übersteigt nicht

1200, abgesehen von den der Civilisation entbehrenden Indianern in Patagonien und Feuerland. Von jenen 1200 civilisirten Bewohnern entfallen etwa 1000 allein auf Punta Arenas, die übrigen sind vereinzelt lebende Familien, die längs der Küste an dem Wege von dort nach Agua fresca und in einer kleinen Kolonie Rinco de la Paja nördlich von Punta Arenas wohnen. Auf Feuerland, am Kanal von Beagle, ist eine englische Mission, die von den Eingeborenen der Lebensmittel halber, welche sie dort umsonst erhalten, viel besucht wird und die sich mit Punta Arenas in Verbindung hält. Außerdem sind dort drei Ortschaften mit etwa 50 Personen, die Gold aus dem daran reichen Sande der Flüsse waschen.

Die Eingeborenen von Patagonien nomadisiren und leben von der Jagd auf Guanacos und Strauße, deren Felle und Federn sie im Tauschhandel verkaufen. Sie sind kräftigen Wuchses, ihre Zahl vermindert sich aber stetig in Folge von Entbehrung, Trunk und Fehden, auch in Folge der schlechten Behandlung der Weiber, welche als Lastthiere behandelt werden und der in weiterer Folge davon geringen Zahl der Kinder. Versuche zu ihrer Bekehrung sind bisher nicht gemacht worden, insbesondere nicht durch katholische Missionäre, angeblich weil die Meinung verbreitet ist, daß sie Menschenfresser und von ungezähmter Wildheit seien. In Punta Arenas theilt man letztere Meinung nicht, hält vielmehr die Patagonier im Allgemeinen für harmlos und gelehrig.

Die Eingeborenen der südlichen Inseln leben hauptsächlich vom Fischfang; sie haben keine festen Wohnsitze und wechseln dieselben mit ihren Familien und wenigen Habseligkeiten mit Hilfe ihrer aus Baumrinde gefertigten Kanoes. Dagegen verlassen die Feuerländer ihre Insel im Allgemeinen nicht, durchstreifen sie aber besonders an der nördlichen Küste. Ihre Gesammtzahl wird auf nicht mehr als 5000 geschätzt. Sie sind kleiner von Wuchs als die Patagonier und ohne jegliche Kultur. Alles,

was das Territorium an Kultur hat, konzentrirt sich gegenwärtig noch auf Punta Arenas, — auf den englischen Karten als Sandy Point bezeichnet — das im Jahre 1863 angelegt und nach einer Landzunge benannt ist, die in einer Sandbank endet. Die Wahl des Platzes war insofern nicht günstig, als der Hafen gegen Südost- und Ostwinde offen ist, so daß Schiffe bisweilen nicht löschen können. Das nordöstlich gelegene Isabel- oder Elisabeth Island wäre in dieser Beziehung zweckmäßiger gewesen. Die chilenische Regierung hatte dort ein Gefängniß für schwere Verbrecher eingerichtet, das aber aufgehoben worden ist, nachdem bei einer Revolte im Jahre 1871, bei welcher die Soldaten mit den Sträflingen gemeinschaftliche Sache machten, der Militairbefehlshaber ermordet, Häuser geplündert und verbrannt und an Frauen und Kindern greuliche Gewaltthaten verübt worden waren. Gerade als der Aufstand tobte, war der Kapitain unseres Rhamses mit dem Dampfer des „Kosmos", welchen er damals kommandirte, vor dem Hafen angelangt, ohne jedoch vor Anker zu gehen. Acht oder neun der Meuterer waren mit dem Hafenkapitain an Bord gekommen, um zu erzwingen, daß das Schiff in den Hafen gebracht würde. Kapitain W. aber entwaffnete sie mit Hilfe seiner Leute, sperrte sie ein und dampfte ab. Es wurden zwar verschiedene Schüsse vom Ufer auf das Schiff abgefeuert, doch kam es ohne Schaden zu nehmen aus der Schußweite und übergab später die Gefangenen einem amerikanischen Kriegsschiffe. Das Gefängniß soll nicht wieder errichtet werden und ist ein Einfluß der früher detinirten und entlassenen Sträflinge in der Kolonie nicht merkbar.

Als Hauptstadt des Territoriums ist Punta Arenas auch der Sitz des Gouverneurs, der es regiert und unmittelbar unter dem Präsidenten der Republik steht. Er ist zugleich der oberste militairische Befehlshaber, was allerdings nicht viel besagen will, da die gesammte Besatzung nur aus 30 Mann und einigen Subalternoffizieren besteht. Neben ihm vertreten die Staats-

gewalt drei Alkaden als Richter und die Kirchengewalt ein Vizepfarrer, der unter dem Bischof von Ancud steht. Die Kolonisten haben bisher weder Staats- noch Gemeindesteuern gezahlt, da auch alle munizipalen Einrichtungen und Verbesserungen aus Staatsmitteln bestritten werden. Selbst Arzt und Apotheker werden vom Staate besoldet.

Die Gewerbthätigkeit von Punta Arenas ist noch gering. Das Land ist zwar billig, aber nur als Weideland brauchbar; als solches aber würde es gute Erträge bringen können, wie der Vorgang der Falkland Inseln zeigt, wo die Schafzucht durch englische Ansiedler so in Aufschwung gekommen ist, daß die Kosmosgesellschaft, welche die Post für die Falkland Inseln besorgt, damit umgeht, einen besonderen kleinen Dampfer bauen zu lassen, um Wolle und andere Fracht von dort nach Punta Arenas zu bringen. An gewerblichen Anlagen gibt es nur vier Sägemühlen, die aber den Anforderungen nicht genügen. Kohlen sind vorhanden, und es sind Anfänge zu ihrer Gewinnung an den Ufern von Skyring Water und in Gruben nördlich von Punta Arenas gemacht worden; doch ist die Kohle, die einer jungen Formation angehört, arm und lohnt zur Zeit nicht den Betrieb, dem es an geeigneten Kräften und Maschinen fehlt. Der eigentliche Handel beschränkt sich auf Pelzwerk, welches die Indianer, die in regelmäßigen Zeitabschnitten in die Kolonie kommen, heranbringen, oder das Händler, die mit Lebensmitteln, leider vornehmlich mit Brantwein, ins Innere ziehen, von ihnen eintauschen. Die Käufer sind die Passagiere und die Bemannung der zahlreichen Schiffe, die in Punta Arenas anlegen. Für Europa läßt der Handel damit keine Rechnung. Wichtiger ist ein anderes Geschäft, die Ausrüstung von Seehundfängern gegen Antheil am Gewinn (in der Regel $^1/_3$), das in den letzten Jahren sehr einträglich war. Die Jäger sind meist Nordamerikaner; sie werden mit Zelten und Proviant auf den Felseneilanden, wo der Fang betrieben wird, ausgesetzt und müssen

dort aushalten, bis sie abgeholt werden. Die Schiffe bleiben in der Regel sechs Monate aus. Sie brachten in den letzten Jahren je 1000—1500 Felle zurück, die früher mit 4 £ pro Stück bezahlt wurden. Zur Zeit ist der Preis auf 2 £ gesunken und auch die Seehunde nehmen in Folge der starken Verfolgung ab. Die Jäger pflegen ihren Antheil am Gewinn in kurzer Zeit in der Kolonie zu verjubeln. Neben diesem Geschäft geht die Versorgung der zahlreichen Dampfer, welche in Punta Arenas anlegen, mit Lebensmitteln oder Kohlen, wenn sie derselben bedürfen, und auch dies ist nicht unbeträchtlich, da im letzten Jahre 120 Dampfer eingelaufen sind.

Ich verdanke alle diese Nachrichten einem Berichte des Gouverneurs des Territoriums von Magellanes für das Jahr 1881, welchen ich in San Jago erhalten und den ich unterweges studirt habe, sowie den mündlichen Mittheilungen eines über die Verhältnisse wohlunterrichteten Mannes, des Agenten der Kosmosgesellschaft in Punta Arenas, der mit seiner Familie daselbst an Bord kam, um für einige Monate nach Europa zu gehen. Zu längerer Umschau am Lande reichte die Zeit nicht, da der Capitain mit dem Auslaufen sich beeilte, um noch vor Abend einen weiter östlich gelegenen Ankerplatz zu erreichen; er wünschte augenscheinlich auch, den Verkehr mit den Pelz- und anderen Händlern, welche in Punta Arenas an Bord kamen und theilweise etwas bedenkliche Physiognomien hatten, abzukürzen. Wir erreichten denn auch am Nachmittag gegen 6 Uhr, nachdem wir die Isla Isabel passirt hatten, die gewünschte Stelle für die Nachtruhe in der Bay von San Felipe, welche von der weiten Mündung der Magellansstraße durch eine lange Enge getrennt ist.

Am anderen Morgen weckte mich der Steward, um auf Deck zu gehen, „da ich einen solchen Himmel noch nicht gesehen haben würde“. In der That war Feuer im Osten; die Wolkenkappe über der Straße vor uns, die am Abend vorher sehr be-

drohlich ausgesehen hatte, war in rother Gluth; drei flache Bögen, ihre unteren Säume, waren wie Brücken über die Straße gespannt, dazwischen dunklere Wolkenballen mit feurigen Köpfen, unter den Wolken eine lichte Lohe, deren Widerschein auch den westlichen Himmel röthete, tiefer am Horizonte fast hellgrüne Farbe. Nach 8 Uhr erblaßte allmälig die Gluth und die Sonne tauchte auf; es war ein würdiger Abschied vom Feuerland, an dessen Küste wir vor Anker gelegen hatten. Erst am Nachmittag kamen wir bei hellem Wetter in das offene Meer, die alte Atlantis, die uns nordwärts trug.

Die nächsten Tage waren regnerisch und kühl; den einzigen Trost boten die Zeitungen, die in Punta Arenas an Bord gekommen waren, und obwohl sie aus dem März datirten, für uns doch die neuesten waren. Erst am dritten Tage hellte der Himmel auf, es wehte eine milde Luft wie Frühlingsluft und Alles freute sich. Ein günstiger Südwind half vorwärts, da alle Segel aufgesetzt werden konnten. Auf einem Schiffe, das unter vollen Segeln geht, ist ein lustiges Fahren; die Bewegung ist dann sanfter, die Stöße, welche das Schiff von der Schraube empfängt, auch wenn diese vier Flügel hat, werden ausgeglichen, es ist mehr ein leichtes Gleiten über das Wasser hin, begleitet von dem angenehmen Geräusche, das der Wind in den sich blähenden Segeln hervorruft, fast wie ein Fliegen, bei dem auch jede Besorgniß einer Gefahr zurücktritt.

Am Abend des 15. Juni passirten wir Kap Corrientes, in dessen Nähe vor einigen Jahren ein Schiff der Kosmosgesellschaft, der Karnak, scheiterte, indem es im Nebel auf eine Bank gerieth; das Wrack wurde auf den Sand geworfen. Am Abend des nächsten Tages, des sechsten nach der Abfahrt von Punta Arenas, kam die Küste in Sicht, auf welcher Montevideo liegt; wir blieben jedoch, da es spät geworden war, auf der äußeren Rhede und sahen nur die funkelnden Lichter der Stadt, die in weitem Bogen über das Wasser blinkten. Fast

hätten wir das Schicksal des Karnak getheilt, und von den Lichtern der Stadt nichts mehr gesehen. In der gewöhnlichen Fahrstraße lag das Wrack eines französischen Schiffes, das vor kurzem bei einem Unwetter zu Grunde gegangen war, ohne daß irgend ein Wahrzeichen die Stelle anzeigte. Es war, wie Kapitain W. später sagte, ein reiner Zufall, daß wir einen größeren Bogen gemacht und so die Gefahr des Aufrennens vermieden hatten.

Die Rhede zeigte am anderen Morgen ein reges Leben. Englische men of war, ein amerikanisches und ein französisches Kriegsschiff und viele Handelsdampfer lagen vor Anker. Das Liegen ist hier nicht ohne Gefahr, da die Rhede gegen Süden und Südosten offen und den heftigen Winden, die oft aus dieser Richtung wehen, ausgesetzt ist, wodurch häufig Unglück entsteht. Besser geschützt ist der innere Hafen, die Bay von Montevideo, eine fast kreisrunde, weite Bucht im Nordwesten der Stadt; doch können wegen der geringen Tiefe des Wassers, die nur 10—15 Fuß beträgt, größere Schiffe ihn nicht benützen.

An der Nordwestseite dieser Bay erhebt sich etwa $^3/_4$ Mile von der Küste der Cerro oder Monte de Victoria, ein regelmäßig geformter, isolirter, öder Kegel, 465 Fuß hoch, mit einem Fort und einem Leuchtthurm gekrönt, der eine weit sichtbare Schifffahrtsmarke ist. Seine Erscheinung prägt sich dem Gedächtniß auch des Nichtseefahrers ein und soll der Stadt den Namen gegeben haben.

Auch am Morgen nach unserer Ankunft wehte ein kräftiger Ostwind, der die Rhede sehr unruhig machte und so ungeberdig war, daß die kleine Dampfjacht, auf der wir ans Land gingen, wiederholt von Sturzwellen überschüttet wurde. Die Stadt, die, von der Rhede betrachtet, sich sehr stattlich ausnimmt, hält im Innern, was dieser Anblick versprochen hat. Ihr Haupttheil liegt auf einer Halbinsel, die in südwestlicher Richtung aus der Küste etwa $1^1/_4$ Mile weit vorspringt und eine durchschnitt-

liche Breite von $1/2$ Mile hat. Sie schützt den inneren Hafen gegen die Ostwinde. Die Stadt ist sauber, mit leidlich gepflasterten Straßen, Trottoirs und wohlansehnlichen Häusern, doch ohne monumentale Bauten von Bedeutung mit Ausnahme der Kathedrale und der Börse. Gasbeleuchtung und Tramways geben ihr einen modernen Zug. Sie ist übrigens nicht alten Ursprungs, da sie erst im Jahre 1730 begründet worden ist. Auffällig ist an den Privatbauten die ausgedehnte Anwendung von Marmor zu Sockeln, Treppen und Fußböden, obwohl, da Marmor die Feuchtigkeit anzieht und hält, das Klima seine Anwendung nicht empfiehlt. Sie kommt daher, weil Marmor von italienischen Schiffen viel in Ballast gebracht wird und deshalb sehr billig ist. Auf den Straßen ist ein reger Verkehr; man sieht selten Bettler, dagegen werden Lotterieloose zum Besten eines Hospitals aufdringlich angeboten. Truppen, die ich vorüber marschiren sah, waren ganz nach französischem Muster gekleidet und ausgerüstet; französische Sympathien und Gewohnheiten sollen auch im Uebrigen vorherrschen. Auffallend war unter diesen Truppen und anderen, welche ich noch sah, die große Zahl von Negern und Mulatten. „Billiges Kanonenfutter", wie mein Begleiter sagte. Sie fungiren aber auch als Polizeiexekutivbeamte auf den Straßen.

Montevideo, die Hauptstadt der Republik Uruguay, oder wie sie mit ihrem offiziellen Namen heißt, der Republica Oriental del Rio Uruguay, weil sie das Land östlich vom Flusse Uruguay umfaßt, ist zugleich die einzige bedeutende und volkreiche Stadt des Landes. Ein Census ist seit dem Jahre 1860 in Folge der zerrütteten politischen Verhältnisse nicht aufgenommen worden. Die Angaben über die Bevölkerungsziffer beruhen daher nicht auf Zählung, sondern vorwiegend auf Schätzung. Danach hat Montevideo etwas mehr als 112 000 Einwohner und damit nahezu $1/4$ der Gesammtbevölkerung des Landes, deren Menge auf 460 000—500 000 angenommen wird. Sie ist der Sitz

der Regierung des Staates und vermöge ihrer günstigen Lage am Eingange des großen Aestuariums des La Platastromes ein Handelsplatz von Bedeutung. Der auf der Halbinsel liegende Theil der Stadt ist der geschäftliche und am dichtesten bewohnt; im Norden liegen ausgedehnte Vorstädte, zum großen Theil aus reichen und geschmackvoll gehaltenen Villenanlagen bestehend, in denen die wohlhabende Bevölkerung wohnt.

Charakteristisch ist der Bevölkerung die starke Beimischung fremder, besonders europäischer Elemente. Die Zahl der Ausländer im Unterschied von den Nationalen, die sich Orientales nennen, wird auf mehr als 140000 oder etwa 32 Prozent angegeben; sie steigt in Montevideo selbst auf beinahe 41 Prozent und dabei gelten die Kinder von Ausländern, die in der Republik geboren sind, für Nationale. Unter den außerhalb Landes Geborenen stehen der Zahl nach voran die Spanier, denen die Italiener und Franzosen folgen, neben ihnen zahlreiche Brasilianer und Argentinier. Kaum 4 Prozent davon gehören der angelsächsischen Race an, welche nur durch Engländer (2772) und Deutsche (2115) vertreten ist. In den letzten Jahren hat die italienische Einwanderung die spanische übertroffen; im Jahre 1880 kam mehr als die Hälfte aller Einwanderer aus Italien, sowohl aus Neapel als aus dem Norden; die Ersteren sind gute Straßen- und Erdarbeiter, sowie treffliche Seeleute, deren Geschicklichkeit im Führen von Segelboten sehen kann, wer bei bewegter See auf die Rhede kommt, die Letzteren meist Handwerker. Man sagt, daß mit ihnen Handwerker anderer Nationen, insbesondere deutsche, nicht konkurriren können, da sie vermöge der Genügsamkeit in ihren Lebensansprüchen bei gleichen Leistungen billiger arbeiten. Noch bedeutender als in der Kopfzahl treten die Ausländer im Grundbesitz und im Handel auf. Von allem Grundeigenthum im Lande, das behufs der Besteuerung des Vermögens durch eine direkte Steuer abgeschätzt wird, befinden sich 75 Prozent in den

Händen von Fremden, vornehmlich von Brasilianern, Spaniern und Italienern, verhältnißmäßig wenig dagegen von Deutschen, da sie an jenen 75 Prozent nur mit etwa 3½ Prozent, an der Gesammtheit mit 2 Prozent participiren.

Erheblicher ist der deutsche Antheil am Handel, der, soweit er Großhandel ist, in Uruguay, wie auf der anderen Seite des La Plata, vorwiegend von deutschen Kaufleuten betrieben wird. In Montevideo allein sind sechs bedeutende deutsche Häuser im Import- und Exporthandel thätig, mehrere auch im Kommissionshandel. Ein Beweis der hervorragenden Stellung der Deutschen kann darin gefunden werden, daß fast alle Konsuln der auswärtigen Staaten in Montevideo Deutsche sind; selbst das englische Konsulat wird von einem Deutschen verwaltet, der allerdings steif behauptet, ein Engländer zu sein, weil er in Hannover geboren ist, als dessen Herrscher zugleich König von England war. Dagegen steht England in der Statistik des auswärtigen Handels, soweit deren Angaben über Herkunft der eingeführten und Bestimmung der ausgeführten Waaren ein Urtheil gestatten, in erster Linie, da es in beiden Beziehungen mit mehr als ein Drittel figurirt. Deutschland steht in beiden Beziehungen weit zurück, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß jene Angaben zuverlässig sind, da zu der allgemeinen, in der Sache begründeten Unsicherheit der Handelsstatistik hier noch die lokale Unzuverlässigkeit der Aufnahmen zutritt. Mehr Glauben verdient die Angabe über den Schiffsverkehr im Hafen von Montevideo, nach welcher Deutschland an dritter Stelle, nach England und Frankreich, an demselben Theil genommen hat. Von Schiffen unter nationaler (Uruguay) Flagge sind nur sechs Segelschiffe verzeichnet.

Die Einfuhr besteht vornehmlich in Getränken, Nahrungsmitteln und Geweben, die Ausfuhr überwiegend in Produkten der Viehzucht, wobei Du an Fray Bentos und Liebig's Fleischextrakt denken wollest. Diese Produkte sind außer lebendem Vieh

hauptsächlich gesalzene und trockene Häute, Schafwolle, gesalzenes Fleisch, carne tasajo, präparirtes Fleisch und Rindstalg, die im Werthe einander in der angegebenen Reihe folgen. Sie stellen 96—97 Prozent des gesammten Ausfuhrwerthes dar. Der Hauptabnehmer ist auch hier England.

Das Vorherrschen der Viehzucht hängt mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes zusammen, die es dafür besonders geeignet macht. Der Boden von Uruguay ist vorwiegend eben, ein leicht gewelltes Terrain, in welchem Ausläufer der Cordillera Grande de St. Pedro von der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul herabsteigend, sich weithin verzweigen, ohne jedoch in den Anhöhen 400—500 Meter zu übersteigen. Im Ackerbau ister weni g ertragreich, wenigstens zur Zeit; er trägt zwar Weizen und Mais, doch bringt er von ersterem, wie man mir sagte, nicht mehr als 10—12 Korn, selbst bei Bearbeitung mit Pflug und Dünger, und auch der jungfräulichste Boden soll nicht über 15 Korn tragen. So erklärt es sich, daß kaum zwei Prozent des Landes bebaut sind (etwa 202 000 Hektare), obwohl auch andere Ursachen zu der Spärlichkeit des Anbaues mitwirken. Trefflich schickt sich dagegen der Boden zur Viehzucht, da er grasreich und durchschnittlich gut bewässert ist, und da das Klima das Ueberwintern des Viehs im Freien erlaubt. Im Winter gibt es zwar leichte Fröste, aber daß jemals Schnee gefallen ist nicht bekannt. Die mittlere Temperatur der Wintermonate ist etwa 55 Grad F. (+ 10 Grad R.) Indessen gibt es zeitweilig oder lokal auch Trockenheit, oder ausnahmsweise härtere Winter, die dann im Verein mit der Heuschreckenplage empfindlichen Schaden verursachen, wie dies im letzten Jahre (1881) in ausgedehntem Maaße der Fall war.

Der Viehstand, der für das Jahr 1880 auf 6 791 000 Stück Rindvieh und 10 536 000 Schafe angegeben wurde, hat sich in dem letzten Jahrzehnt in Folge einer größeren Sterb=

lichkeit des Rindviehs nur unerheblich vermehrt. Man mißt letztere einer Aenderung des Klimas bei, welche die Aufzucht im Freien erschwere, andererseits der Verkleinerung der gemeinschaftlichen Naturweiden durch Einhegung von Grundstücken, der Gemeinschaftlichkeit des Weidens von Rindvieh und von Schafen und der Gleichgiltigkeit der Eigenthümer in Bezug auf die Kreuzung der Viehracen.

Der Aufschwung der Schafzucht datirt erst seit Mitte der 50er Jahre; in den Jahren 1840—42 betrug die Ausfuhr an Schafwolle jährlich 86 000 Arrobas *); 1872 wurden 2 053 517 Arrobas oder 24 Mal mehr ausgeführt, und seitdem hat der Export sich stetig gesteigert. Im Allgemeinen wird zwar angenommen, daß die Verhältnisse für die Schafzucht weniger günstig liegen als für die Rindviehzucht, da das Gras für die Schafe zu rauh und hart ist. Gleichwohl ist die Zucht der letzteren besonders gepflegt worden, als die steigenden Wollpreise in Europa im Anfang der 70er Jahre hohe Gewinne in Aussicht stellten. Alle Welt kaufte damals Schafe und spekulirte damit. Dabei wurde darin gefehlt, daß das Merinoschaf bevorzugt wurde, das für das Klima zu weich ist. Bessere Erfolge hatte erst die Zucht englischer Schafe, welcher die englischen Züchter, in deren Besitz die größten Estancias sind, sich gewidmet haben.

Rindvieh galt im Ausgang des vorigen Jahrhunderts so viel per Stück, als dessen Haut und Talg werth waren; es war bei der starken Vermehrung verwilderten Viehes mehr eine Plage. Das hat sich geändert, seit die Bearbeitung und Erhaltung des Fleisches, durch welche es zur Versendung geeignet wird, bekannt geworden und im Großen betrieben wird und seit die Dampfschifffahrt eine rasche und sichere Versendung möglich ge-

*) Die Arroba = 25 Pfund, das Pfund = 16 Onzas = 0,459 Kilogramm, die Arroba also = 11,475 Kilogramm.

macht hat. Häute und Talg nehmen zwar auch heute noch eine hervorragende Stelle ein; das Fleisch, der Extrakt daraus und die Ausnützung der Abfälle aber gewinnen mehr und mehr Bedeutung und Werth, so daß auch der Preis des Viehes in steter Zunahme ist.

Die Verarbeitung des Fleisches zu Salzfleisch (tasajo), Dörrfleisch (charquí) und Konserven geschieht in den saladeros (Salzereien), deren im Jahre 1880 20 bestanden, neben ihnen große Anlagen für Einsalzung von Häuten und Fettschmelzen. Der Anfang dieser Industrie reicht schon in das vergangene Jahrhundert zurück, sie hat aber zu einer Bedeutung für den Weltmarkt sich erst seit der Liebig'schen Anlage entwickelt, die 1863 bei Fray Bentos im Departement des Rio Negro begründet worden ist. Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre sind dort jährlich 140 000 Häupter Vieh geschlachtet worden, etwa ein Viertel der Gesammtzahl, die in allen Saladeros verarbeitet worden ist. Unter den letzteren ist neben Fray Bentos am bekanntesten die Fabrica Trinidad am Rio San José, etwa 14 Leguas von Montevideo, die 1868 von D. Herrero y Obes in Verbindung mit Joseph von Buschenthal errichtet und welche die Hauptlieferantin von Konserven für die französische Armee ist.

Mit Ausnahme dieser Industrie, die in der Hauptsache fremdem Unternehmungsgeist und fremdem Kapital ihre Entstehung und Fortentwickelung verdankt, ist das Land in Kultur und Wohlstand zurückgeblieben. Es hat weder Wüsten noch wilde Eingeborene, welche die Ansiedlung beschränken oder erschweren könnten, es ist von Europa nicht schwer zugänglich und doch ist es im Verhältniß zu seiner Ausdehnung dünn bevölkert. Auf den Quadratkilometer kommen im Durchschnitt 2,34 Bewohner, und wenn von der Stadt Montevideo abgesehen wird, sogar nur 1,6. Die Einwanderung, welche für das Jahrzehnt 1867—1876 auf zusammen 154 223 Personen berechnet wird, und im Jahre 1873 ihr Maximum (mit

24 329 Köpfen) erreicht hat, ist seitdem stetig geringer geworden und hat im Jahre 1880 nur 7567 betragen. Die Kolonieen, welche vorhanden sind, stammen aus der älteren Zeit, sind aber an Zahl und Umfang nicht groß und von mäßigem, zum Theil zweifelhaftem Gedeihen. Etwa 1100 Familien mit 5000 Köpfen wohnen in drei Kolonieen, der Colonia Suiza, Piemontese und Canaria in dem Winkel zwischen La Plata, Bocaro und Cutré auf einer Fläche von 14 Quadratleguas; der Name bezeichnet die Herkunft der Mehrzahl der Kolonisten, doch haben sich auch manche Eingeborene zwischen ihnen niedergelassen. Eine „Cosmopolita" benannte Kolonie mit 175 Familien verschiedener Herkunft liegt im Departamento Colonia. Auch ein Nuevo Berlin ist vorhanden, das den Kern einer Ortschaft bildet, die von Wendelstadt & Co. an der Mündung des Uruguay, etwa zehn Leguas von Fray Bentos, entfernt angelegt worden ist; doch beschränkt sich das angebaute Land auf 700 Quadratquadras.

Weitere Versuche sind nicht gemacht. Die Gründe liegen zum Theil in den natürlichen Verhältnissen des Bodens, welche der Viehzucht günstiger sind und daher auf Latifundienwirthschaft weisen, bei welcher ausgedehnte Landflächen in den Händen Weniger sind, zum Theil in dem Mangel an Fürsorge für die Wegsamkeit des Landes. Was an Wegen vorhanden ist, sind Naturwege; der Straßenbau ist durchweg vernachlässigt, obwohl in der Terraingestaltung keinerlei Schwierigkeit zu überwinden ist. Im Winter ist die Kommunikation zu Lande in Folge dessen Monate lang gehemmt und es dauert längere Zeit, von einer Grenze zur anderen zu gelangen, als der Weg von Montevideo nach Europa in Anspruch nimmt. In neuerer Zeit sind einige Eisenbahnen erbaut worden und andere werden projektirt. Im Betriebe aber sind bisher nur die Eisenbahn von Montevideo nach Las Piedras in nördlicher Richtung bis El Durazno (Ferrocarril Central) mit einer kurzen Zweigbahn nach San José in einer Gesammtlänge von 210 Kilometer

und die Theilstrecke einer Eisenbahn von Salto nach San Rosa, auf dem linken Ufer des Uruguay, die parallel der argentinischen von Concordia nach Monte Caseros führenden Eisenbahn gebaut und 181 Kilometer lang werden soll. Die in Betrieb genommene Strecke dieser Bahn, welche den Zweck hat, die Schifffahrt auf dem Uruguay, die auf der von der Bahn umfaßten Strecke durch Katarakte unterbrochen wird, zu ersetzen, und welche für den Handel mit Brasilien, sowie für die Departamentos von Salto und Paysandu von Wichtigkeit sein würde, beträgt aber erst 95 Kilometer. Die Pläne zu weiteren Bauten eines Ferrocarril del Norte, der, an die Tramways von Montevideo anschließend, dem Interesse einiger industrieller Anlagen der Stadt dienen soll, und eines Ferrocarril del Este von Montevideo nach Pando sind unbedeutend und werden nicht gefördert, angeblich weil die versprochene Staatsunterstützung nicht gezahlt wird.

In neuester Zeit hat die Gesetzgebung sich der Kolonisation angenommen, indem ein Gesetz, ley de colonias (unterm 23. November 1880) erlassen worden ist, wonach jährlich 200 000 Pesos zur Beförderung von Kolonieen, sei es von Nationalen, sei es von Ausländern, oder von Beiden gemischt, sowie zur Unterstützung von Privatunternehmungen der Art, welche die Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht sich zur Aufgabe stellen, verwendet werden sollen. Ein gleichzeitig ergangenes Gesetz gegen das Landstreichen ist bestimmt, einem Uebel, welches Ansiedlung und Seßhaftmachung beeinträchtigt, Abhilfe zu schaffen. Kenner des Landes und seiner Verhältnisse erwarten von diesen Maaßnahmen nicht viel. Sie finden den Grund, aus welchem das Land nicht vorankommt, hauptsächlich in den unseligen politischen Verhältnissen des Landes, das aus einer Revolution in die andere gestürzt wird und dessen Machthaber nicht den Willen oder die Kraft haben, die Finanzen des Staates in Ordnung zu halten und die Einkünfte mittelst einer regelmäßigen

und sorgfältigen Administration, welche die jetzt fehlende Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährleistet, zur Wohlfahrt des Landes zu verwenden.

Die Verfassung des Staates ist republikanisch, das Staatsoberhaupt ein auf vier Jahre gewählter Präsident; die gesetzgebende Gewalt ruht bei zwei Kammern, von denen die der Repräsentanten direkt, die der Senatoren indirekt gewählt wird. Seit diese Verfassung im Jahre 1830 nach Beendigung des Krieges zwischen Brasilien und Argentinien, welche um Uruguay gestritten und sich endlich dahin verständigt hatten, daß es keinem von ihnen gehören, sondern ein selbständiger souverainer Staat werden sollte, aufgerichtet worden ist, hat sie nur ausnahmsweise regelmäßig funktionirt. Die Präsidenten der Republik, die nach einer unzweckmäßigen Bestimmung der Verfassung von den Kammern gewählt werden, sind meist durch Militairaufstände ans Regiment gekommen und haben es in Revolutionen wieder verloren. Finanzielle Nothstände waren damit verbunden. Das Jahr 1875, in welchem die damalige Regierung die öffentliche Schuld in ein uneinlösbares Papiergeld mit Zwangskurs verwandelte, heißt el año terrible, das schreckliche Jahr, wegen der schweren Kalamitäten, die eine derartige Maaßregel zur Folge haben mußte. Auch das Jahr 1881 hat in dieser Beziehung ein schlimmes Andenken hinterlassen.

Der jetzige Präsident Santos, ein junger General, früher Kriegsminister und Führer eines Jägerbataillons, der in diesem Jahre durch die Wahl der Volksvertretung zum Lenker des Staates berufen worden ist, hält sich gleichwohl hauptsächlich durch die Armee. Ueber die Vorgänge bei dieser Wahl, besonders über das Verschwinden Mißliebiger in der Kaserne des seinem früheren Führer ergebenen Jägerbataillons, cirkuliren eine Menge Geschichten, die schaurig genug sein würden, wenn sie auch nur theilweise wahr wären. Auch der neuerliche Konflikt, von dem Du gelesen haben wirst, und der nahe an einer

kriegerischen Lösung war, spielt da hinein. Er entstand durch die Folterung zweier Italiener, die von einem Verbrecher der Mitschuld fälschlich bezüchtigt worden waren und denen Geständnisse dadurch abgepreßt werden sollten, daß man sie in den Bock spannte und über Feuer zu gehen zwang und zwar deßhalb, weil der Angeber ein gegen den Präsidenten gerichtetes Komplott behauptet hatte, dessen Theilnehmer herausgebracht werden sollten. Die italienische Kolonie nahm sich der mißhandelten Landsleute an. Als eine Genugthuung nicht erfolgte, stellte die italienische Regierung ein Ultimatum und sandte ein Kriegsschiff vor Montevideo. Der Präsident verstand sich angesichts dessen zur Zahlung einer Entschädigung und zu einer Abbitte oder Entschuldigung, wußte es aber so einzurichten, daß er letztere gelegentlich vorbrachte, als er den Vertreter Italiens eingeladen hatte, der Auszahlung der Entschädigung im Regierungsgebäude beizuwohnen, so daß sie des gewollten förmlichen Charakters entbehrte.

Die einsichtigeren Nationalen erkennen das Schädliche dieser Zustände und drängen mit einem Theil der Presse, daß hier in erster Linie Hand angelegt werde. Sie verlangen eine Regierung, die nicht auf den Bajonetten der Soldaten, sondern auf dem Volkswillen beruhe, Sparsamkeit an Stelle der Verschwendung für die höheren Militairstellen und in dem Etat des Kriegsministeriums, welches über 2½ Millionen Pesos*) ver-

*) Die gesetzliche Währung ist die Goldwährung, doch ist Silber zugelassen und fast ausschließlich im Verkehr; eigene Goldmünzen werden nicht geprägt. Der peso de plata oder Silberthaler wiegt 25,480 Gramm 917/1000 fein und wird in 10 Reales à 10 Centavos getheilt; el doblon de oro der Golddoublon wiegt 16,770 Gramm 917/1000 fein. Ausländische Goldmünzen sind tarifirt, so die deutsche Doppelkrone auf 4,60 Pesos. Kupfermünzen werden in 50, 20 und 10 Cents-Stücken geprägt und müssen bei Zahlungen bis zu 5 Prozent des Betrages derselben angenommen werden.

schlinge und in welchem Unordnung und verwerfliche Bestechung herrschen, nützliche Verwendung der Einkünfte statt Vermehrung der parasitischen Aemter und Erweiterung einer untauglichen und unstäten Büreaukratie, indem sie darauf hinweisen, daß mehr als 9000 Personen oder 2 Prozent der Bevölkerung Besoldungen oder Pensionen aus der Staatskasse beziehen, endlich Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts besonders im Ackerbau. Wie wenig zulänglich es im Schulwesen bestellt sei, ergebe die Thatsache, daß 64 Prozent der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder keinen Unterricht erhalten. Ob diese richtige Erkenntniß des Uebels zur Besserung führen werde, steht dahin; in naher Zeit ist sie wenig wahrscheinlich.

Was speziell die Deutschen in Uruguay anlangt, deren ich zum Schluß noch gedenken muß, so sind dieselben im Verhältniß wenig zahlreich. Unter den Kolonisten sind einzelne Deutsche in der Colonia Suiza; drei oder vier Estancias mittler Größe sind im Eigenthum von Deutschen und werden von ihnen mit Erfolg betrieben; am meisten und erfolgreichsten sind sie im Handel thätig. Die Zahl der immatrikulirten Deutschen in Montevideo beträgt zwar nur 40 und einige, doch sind sie thatsächlich bei weitem zahlreicher; die deutschen Kaufleute und ihre Angestellten allein zählen mehr als 100. Die Protestanten unter ihnen haben einen Geistlichen, der jedoch über die Lauheit seiner Gemeinde klagen soll. Dagegen wird von ihnen eine Schule unterhalten, in welcher Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird und in welcher mehr als 100 Kinder, darunter auch die Kinder Einheimischer unterrichtet werden.

Das ist ein guter Schluß. — Mit dem nächsten Dampfer fahre ich nach Buenos Aires hinüber und beabsichtige mich etwas weiter in die argentinische Republik zu vertiefen. Wie gut, daß die Briefe nun nicht mehr so lange zu laufen haben!

XLV.

Der La Plata. — Buenos Aires. — Nach Campana. — Auf dem Paraná. — Rosario. — Eisenbahn nach Córdoba. — Córdoba die Gelehrtenstadt. — Die Universität. — Das astronomische Observatorium. — Volksschulen. — Höherer Unterricht. — Nach der Chacra.

Buenos Aires, Juli 1882.

Montevideo ist mit der Hauptstadt der argentinischen Republik durch Dampfschiffe verbunden, welche vier Mal in der Woche fahren und den 120 Seemeilen langen Weg in 12—13 Stunden zurücklegen. Sie kreuzen das große Aestuarium, welches den Namen des La Plata Stromes trägt, obwohl ein Strom dieses Namens eigentlich nicht besteht, sondern die Bezeichnung sich auf die busenartige Bay beschränkt, in deren nordwestlichen schmaleren Theil die Flüsse Uruguay und Paraná münden. Die Bay, welche am Eingange vom Meere her zwischen Punta del Este im Norden und Kap San Antonio im Süden eine Breite von 120 Seemeilen hat, verengt sich zwischen Montevideo und Punta de las Piedras im Süden, bis wohin die Einwirkung des Flußwassers sich erstreckt, auf etwa 50—60 Seemeilen und zieht sich bei Buenos Aires, das der Mündung des Uruguay gegenüber liegt, auf etwa 27 Seemeilen zusammen; ihre ganze Längenausdehnung wird auf 160 Seemeilen angegeben. Die nördliche Küste, die von Uruguay, ist rauh und felsig; zwei Erhebungen auf ihr, der Pan d'Azúcar und die Sierra de las Animas, von denen der erstere ein dunkler vegetationsloser Granitkegel ist, der etwa drei Miles von der Küste aufsteigt, sind werthvolle Marken für die von Südost kommenden Schiffe, da sie bei klarem Wetter über 40 Miles weit sichtbar sind. Die südliche Küste dagegen, von der man bei Beginn der Fahrt wenig zu Gesicht bekommt, ist niedrig und einförmig. Dem ganzen Küstensaum liegen Un=

tiefen vor, die nur mit Schiffen von geringem Tiefgange befahren werden können; auch in der Mitte, aber etwas näher an der nördlichen Küste liegt eine große Untiefe, el Banco de Ortiz, sowie eine besonders gefährliche, el Banco Ingles, in der Nähe von Montevideo. Sie mögen durch die Sinkstoffe entstanden sein, welche der Paraná und Uruguay aus dem weichen Boden der Pampas im Laufe der Jahrhunderte herabgeschwemmt haben. Diese Untiefen machen auf der Strecke zwischen Montevideo und Buenos Aires viele Umwege nöthig und verlangsamen die Fahrt. Auch vor Buenos Aires lagert eine solche Bank, welche größere Schiffe hindert, nahe an der Küste oder an einer der Molen anzulegen, so daß die Passagiere aus ihnen in kleinere Dampfschiffe und demnächst in Segelboote übergeladen werden und unter Umständen, wenn auch die letzteren nicht bis an das Ufer gelangen können, noch in eine mit Pferden bespannte Carreta steigen müssen, um so auf das Trockene zu gelangen.

Ich hatte, als ich in der Frühe des Morgens vor Buenos Aires anlangte, von jenen Zwischenvehikeln nur das Boot zu bestehen, da die Wasserverhältnisse eben günstig waren und kam daher ohne langen Aufenthalt in die Ciudad de la Santissima Trinidad de Buenos Aires, wie der volle Name lautet, den Pedro de Mendoza der Stadt bei der Gründung (1535) gegeben und den Garay bei der Neuanlegung des demnächst aufgegebenen Postens ihr belassen hat.

Buenos Aires ist umfangreicher und volkreicher als Montevideo, macht aber zunächst nicht den stattlichen und sauberen Eindruck, den der dort anlangende Seefahrer, vielleicht beeinflußt durch die lange Seefahrt, empfängt. Der wolkenbedeckte Himmel und die Nässe des Straßenpflasters mochten bei meinem Eintritte das Urtheil mitbestimmen, das sich demnächst zum Besseren geändert hat. Der spanische Ursprung der Stadt tritt außer in der, dem allgemeinen Schema entsprechenden, Anlage nicht

zu Tage; die Häuser sind modern, in allen Stylmischungen, mit ähnlicher Marmorverschwendung wie in Montevideo; was an Monumentalbauten vorhanden ist, wie die Provinzialbank und die Hypothekenbank, ist allerneuesten Ursprungs. Auch die Kathedrale ist nicht alt; sie ist zwar schon im 17. Jahrhundert durch die Jesuiten begonnen, aber erst im Jahre 1862 vollendet worden und weicht von dem gewohnten Styl soweit ab, daß ich, als ich auf die Plaza de Viktoria kam, an welcher sie im Zuge der Calle de Rivadavia steht, das Regierungsgebäude für die Kathedrale, und letztere für die Börse hielt. Es mochte dies daher kommen, daß man vor die eigentliche Kirche eine Façade mit 12 korinthischen Säulen (aus Backsteinen) gesetzt hat, hinter welcher der an den Zopfbau gewohnte Fremdling nichts weniger als eine Kirche vermuthet. Tritt man hinein, dann findet man in Schiffen und Kuppel allerdings den vertrauten Styl wieder. An einer anderen Seite der Plaza liegt ein ebenfalls wunderlicher Bau, die Recoba Vieja genannt, eine lange Halle zu Verkaufsläden dienend, mit einem Aufbau der verzopftesten Art, der, weil er keinen praktischen Zweck hat, wahrscheinlich zur Verschönerung des Platzes dienen soll, für welche außerdem noch durch einige Springbrunnen und eine Göttin der Freiheit auf einer Backsteinpyramide gesorgt worden ist. Die schattigen alten Paraisobäume, welche früher den Platz schmückten, sind den Versuchen der verschiedenen Machthaber, neue Anlagen darauf zu machen, leider zum Opfer gefallen. In dieser Beziehung besser daran ist die Plaza del 25 Mayo, welche von dem Viktoriaplatze durch die Recoba Vieja getrennt ist und auf welcher dichtbelaubte Bäume Schatten geben. An ihr steht das große Theater Colon und ein großes Postgebäude, das im Jahre 1879 dem Verkehre übergeben worden ist. Der Anblick des letzteren erinnerte mich auf der Stelle an Gebäude der gleichen Bestimmung in Deutschland und als ich meinem Begleiter dies aussprach, bestätigte er, daß der frühere Leiter

des Postwesens, welcher den Bau ausgeführt hat, sich längere Zeit in Deutschland behufs postalischer Studien aufgehalten und den Plan des Gebäudes von dort mitgebracht habe.

Ehe ich einem künftigen Bädeker weiter vorarbeite, muß ich Dir sagen, wer dieser Begleiter war. Ich hatte in meiner Referendariatszeit vor — lassen wir die Jahre offen — in Breslau einen heiteren jungen Kollegen, mit dem ich manche fröhliche Stunde verbracht habe; in den Vorbereitungen zum letzten Examen hatte ihn die Liebe erfaßt, er hatte die Juristerei aufgegeben und war nach Amerika gegangen. Ich habe ihn hier wiedergefunden als Generalinspektor der Staatsschulen von Buenos Aires und als glücklichen Vater einer zahlreichen Familie. So fallen die Loose. Daß das Wiedersehen ein herzlich erfreuliches war und daß der alte Freund alles thut mich die Fremde hier vergessen zu machen, brauche ich kaum beizufügen. Da seine Inspektionsreisen ihn durch die ganze Provinz Buenos Aires führen, hat er im Lauf der Jahre das Land und dessen Bewohner trefflich kennen gelernt und ist mir daher auch in dieser Beziehung ein willkommener Helfer.

Ich habe von hier aus, nachdem ich mich einigermaßen umgesehen, zwei Exkursionen ins Innere gemacht, nach Córdoba, der zweiten Stadt des Landes und der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, wohin mich die Universität zog, und nach Santa Fé am Paraná, in dessen Nähe die bedeutendsten Kolonieen liegen, welche das Land aufzuweisen hat. Ich will heute wenigstens über die erstere berichten.

Um nach Córdoba zu gelangen war noch vor wenigen Jahren eine mühselige Reise von mehreren Wochen erforderlich; heute ist es durch eine kombinirte Benützung von Dampfschiff und Eisenbahn in ebenso vielen Tagen zu erreichen. Man kann mittelst Schiffes nach Rosario gehen, das etwa halbwegs liegt und wo die argentinische Centralbahn (Ferro Carril Central Argentino) anschließt, oder man kann den ersten Theil des

Weges bis Campana mit der Eisenbahn fahren und erst dort auf eines der Dampfschiffe gehen, welche den Paraná regelmäßig bis Salto d'Apipe hinauf befahren. Ich wählte die letztere Tour, die kürzer ist und für angenehmer gilt. Die Eisenbahn nach Campana führt von Buenos Aires in nord-nordwestlicher Richtung erst entlang dem la Plata und demnächst dem Paraná, dessen Mündungsdelta in den la Plata sie umgeht, durch eine weite flache Ebene, die bis an die Ufer des Stromes den Charakter der Pampasregion bewahrt. Der Zug, der mit dem Dampfschiffe in Campana in Verbindung steht, verläßt Buenos Aires am frühen Nachmittage, so daß die 2½stündige Fahrt bei vollem Tageslichte zurückgelegt wird. Am Tage der Fahrt war es hell und milde. Der Regen der letzten vier Tage hatte das Land erfrischt und junges Gras hervorgelockt; doch stand das Wasser noch, auf weiten Strecken in der Sonne leuchtend. Zahlreiche Heerden von Rindvieh und Pferden, später auch in zunehmender Menge von Schafen, weideten auf der Fläche, von der große Abschnitte mit Draht eingehegt waren. Auch längs der Eisenbahn liefen solche Drahtzäune, um den Uebertritt von Vieh zu verhindern; doch lag manch ein Stück binnen, der Uebertretung unbewußt, gemüthlich wiederkäuend. Einzelne Ansiedlungen, von Gemüsegärten umgeben, zeigten sich in langen Distanzen. Die Gebäude waren von Lehm, mit Stroh gedeckt, nur ausnahmsweise massiv, Bäume und Gebüsch waren selten. Nur in der Nähe der Niederlassungen waren Weidenbäume und der unvermeidliche Eukalyptus. Der Anblick der einförmigen Weideflächen mit den weit zerstreuten Heerden könnte nach Schiedam in Holland versetzen, wären nicht die fremdartigen Gestalten der Gauchos, die über das Feld reiten oder flüchtig am Horizonte auftauchen. Auffallend waren zahlreiche Geier, die friedlich zwischen den Heerden saßen und schwerfällig aufflogen, wenn der Zug sich näherte, auch eine Distelart, die

Frauendistel, die schon frische Blätter trieb, haftete durch ihre häufige Wiederkehr in der Erinnerung.

In Campana, wo die Eisenbahn dicht an den Fluß führt, lagen drei Dampfer konkurrirender Gesellschaften zur Abfahrt bereit. Mein Billet lautete auf den Tridente des Lloyd Argentino, ein neues Schiff, das sich durch elegante Einrichtung der hohen Kabinen, Sauberkeit der Wäsche und durch die Pünktlichkeit auszeichnete, mit welcher die Abfahrt geschah. Die abendliche Fahrt auf dem Strome hatte ihre besonderen Reize. Der Paraná leuchtete von dem tiefen Abendroth wieder, das am westlichen Himmel hoch hinauf flammte, und, als es verglomm, glänzte sein ruhig breites Gewässer im Widerschein der Sichel des Mondes; über den grünen, flachen Ufern zeichnete hier und da ein Baum in der klaren Luft seine scharfen Umrisse am Horizont; Wildenten und andere Wasservögel strichen leise über die Fluth, um vor Nacht das heimische Nest zu erreichen. Eine Stille, ein Friede und doch eine Frische über dem Ganzen, die etwas merkwürdig Wohlthuendes und Beruhigendes hatten. Als ich auf dem Oberdeck mich daran erfreute, haftete einer der Konkurrenzdampfer heran und versuchte dem Tridente vorzukommen. Dieser nahm den Kampf auf, und es begann ein Wettfahren, das zu dem vorigen Stillleben in starkem Gegensatze stand. Ich weiß nicht, wie es ausging; mit dem friedlichen Abendbilde im Gemüthe zog ich mich a bajo, d. h. in meine im unteren Schiffsraume liegende Kabine zurück und ließ das Fatum walten. Der Vernünftige, ich nehme an der Kapitain des Tridente, mag wohl nachgegeben haben; wenigstens erfolgte keine Explosion und wir kamen am anderen Morgen heil nach Rosario.

Das Ufer, auf welchem die Stadt liegt, ist etwas erhöht und tritt in einem Vorgebirge in den Strom vor, so daß die Stadt sich sehr gefällig im Morgenlichte präsentirte. Längs des Quais lagen zahlreiche Schiffe, Zeugen des lebhaften Handel=

verkehrs, dessen Mittelpunkt Rosario ist. Der Dampfer legte an der Brücke an, doch war die Bahn nicht alsbald frei, da die nationale Zollbehörde erst ihres Amtes walten mußte und zwar deshalb, weil das Schiff auf dem Strome zollpflichtige Waaren von Uruguay her aufgenommen haben konnte.

Rosario bestand, obwohl im vorigen Jahrhundert gegründet, doch bis vor etwa 30 Jahren nur aus wenigen Hütten primitivster Bauart. Seinen Aufschwung verdankt es der Dampfschifffahrt, vornehmlich aber dem Umstande, daß in dem Kriege, den der Staat Buenos Aires damals mit den übrigen Staaten der jetzigen Konföderation führte, von dem Machthaber in Santa Fé die von Buenos Aires kommenden Waaren während sechs Monate mit einem Differentialzolle belegt wurden, und daß während dieser Zeit der Handel für das gesammte Hinterland sich nach Rosario zog. Zur Zeit zählt die Stadt zwischen 25 und 30 000 Einwohner und ist in steigender Entwickelung als Handelsplatz, welche durch die Lage am Kopfe der Eisenbahn nach Córdoba-Tucuman und Merçedes sowie als Hafenplatz am Paraná begünstigt wird. Sie zeigt dieses Aufblühen nicht allein in dem lebendigen Treiben am Hafen, durch das der Ankömmling mit Mühe sich einen Weg bahnt, sondern auch im frischen Aussehen ihrer Straßen und Häuser, an denen ein geübtes Auge erkennt, daß der Wohlstand in aufsteigender Linie ist.

Die Eisenbahn von Rosario nach Córdoba, die 1871 in Betrieb gesetzt worden ist, hat Terrainschwierigkeiten nicht zu überwinden gehabt; sie geht durch die flache, gleichmäßige Ebene der Pampas, deren Ansteigen nach den Andes im Westen kaum merkbar ist. Die Einrichtung der Wagen entspricht der nordamerikanischen mit der Maßgabe, daß die Sitze entlang der Längswand des Wagens angebracht und mit beweglichen Kissen belegt sind, was sie fürs Nachtlager bequem macht. Die Landschaft, durch welche sie in 15stündiger Fahrt führt, (die Ent-

fernung beträgt 396 Kilometer), ähnelt der zwischen Buenos Aires und Campana, nur daß sie noch schwächer bevölkert ist, und daß Bäume und Gebüsch noch spärlicher sind, als auf jener östlichen Strecke. Ihr entlang liegen die Ländereien, welche den Eisenbahnunternehmern bei Ertheilung der Konzession in Breite einer Legua auf beiden Seiten von der Bundes- oder Nationalregierung schenkweise überlassen worden sind, und deren Besiedelung die mit der Eisenbahngesellschaft in den Personen identische Landkompagnie sich zur Aufgabe gemacht hat. Eine Anzahl von Kolonieen, die zumeist von Italienern, untermengt mit Schweizern und einigen Deutschen, bewohnt sind, zieht sich neben der Bahn nicht weit von Rosario auf diesem Terrain. Man sieht von der Eisenbahn aus gefällige, meist massive Häuser, Reihen von Obstbäumen, bebautes Land, dazwischen auf Weideland zahlreiche Viehheerden. Jedoch gedeihen die Kolonieen, nach dem, was ich in Rosario darüber erfuhr, nicht recht, was daraus zu entnehmen ist, daß der begonnene Ackerbau mehr und mehr der Viehzucht weicht. Dies hat seinen Grund theils in den Verheerungen, welche die Heuschrecken periodisch anrichten, theils darin, daß die Kolonisten von Haus aus nicht Landbauer sind, und daß sie im Bestreben rasch reich zu werden den Boden ausnutzen, ohne ihn richtig zu pflegen.

Córdoba ist die zweitgrößte Stadt des Landes und von alter, noch vor die zweite Anlegung von Buenos Aires zurückreichender Gründung. Sie liegt auf einer überwiegend trockenen Ebene, die sich durchschnittlich nur 400 Meter über das Meeresniveau erhebt, am Rio Primero, dem ersten der numerirten Rios (Primero, Segundo, Terzo), die von der Sierra de Córdoba herabkommen und ihren Weg nach Osten durch die Pampas nehmen, in welchen sie zum Theile versiegen. Jene Sierra ist eigentlich eine Gruppe von drei Gebirgszügen, die sich aus der argentinischen Ebene erheben und einander fast parallel von Norden nach Süden streichen, der östlichste (de

Campo) schmal und kaum 3000 Fuß, der mittlere (de Achata) breiter und im Gigante zu 7000 Fuß ansteigend, der westlichste (de Cerezuelo) wieder schmäler und niedriger, da sein höchster Gipfel nur 5800 Fuß erreicht. Sie werden schon sichtbar, wenn man Córdoba sich nähert, von welchem der östliche Gebirgszug über sechs Stunden ab liegt, und erfreuen das Auge, welches der langen Ebene müde ist durch den Anblick von Wald, der ihre Hänge bekleidet.

Ich fand in Córdoba, wo ich durch die Fürsorge meiner Freunde in Buenos Aires angekündigt war, schon bei der Ankunft auf dem Bahnhofe trotz der frühen Morgenstunde freundlichen Empfang und im Hôtel, in welches ich geleitet wurde, einen deutschen, überaus aufmerksamen Wirth, mit dem anheimelnden Namen Kreutler. Der Konsul des Deutschen Reiches, welcher der ersten Apotheke der Stadt vorsteht, ein liebenswürdiger Altenburger, vermittelte alsbald meine Bekanntschaft mit den anwesenden Landsleuten, welche hier nicht sowohl im Handel, als in der Gelehrsamkeit eine ausgezeichnete Stellung einnehmen. Córdoba ist als die „Gelehrtenstadt“ im Lande von Alters her bekannt, da sie durch zwei Jahrhunderte die einzige Universität des Landes und außer ihr andere höhere Bildungsanstalten von Ruf besaß und da sie früher, d. h. vor Eröffnung der Eisenbahn, im Handel wenig bedeutete. Ich habe Dank dem wohlwollenden Entgegenkommen dieses Kreises überaus angenehme Tage in Córdoba verbracht, wie ich es nimmer von einem Platze inmitten der weiten Pampas von Südamerika für möglich gehalten hätte.

Die Stadt selbst macht einen außerordentlich freundlichen Eindruck, wenn sie auch wenig belebt ist. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche Bezeichnung für die souverainen Staaten gebraucht wird, die zur Föderativrepublik von Argentinien vereinigt sind, und der Sitz der Landesregierung. Breite, gut gehaltene Straßen mit Trottoirs, durch

welche klares, schnell fließendes Wasser in Rinnen, die kleinen Bächen gleichen, geleitet ist, eine weite Plaza mit Gartenanlagen, an welcher die Kathedrale liegt, die mit ihrem etwas bizarren, aber mächtigen Kuppelbau sehr gut wirkt, außer ihr sechs bis sieben Kirchen mit der üblichen Mehrzahl von Thürmen: von Weitem wie in der Nähe macht die Stadt einen erfreulichen Eindruck. Abweichend von dem Osten des Landes, wo die Bevölkerung viele europäische Bestandtheile hat, ist hier im Innern die Bevölkerung indianischen und gemischten Blutes beiweitem überwiegend und ihre Sitten und Gewohnheiten bestimmen Charakter und Weise des öffentlichen Lebens und Verkehrs. Noch herrscht als Frauentracht der Manto vor, wenn auch von mehr durchsichtigem Gewebe, als er in Lima und San Jago getragen wird; doch sind die Frauen außer auf dem Kirchwege wenig auf der Straße sichtbar. Dafür gibt es manches andere freundliche Bild, etwa des Beispiels halber ein Bübchen von 7 Jahren, das im Poncho mit breitem Strohhute auf hohem Pferde reitet, die kurzen Beinchen vorn über den Sattel gelegt, rechts und links Milchkannen in den gebräuchlichen eckigen Behältern von Thierhaut, ein Zicklein vor sich im linken Arme und mit der Geißel in der anderen Hand den Gaul peitschend, der für seine Ungeduld zu langsam schreitet, oder ein paar hundert Schritte weiter ein Knabe, der auf der massiven Deichsel einer mit zwei Jochen Ochsen bespannten Carreta zwischen dem hinteren Paare sitzt und mit langem eisernen Stachel das vorderere Joch der trägen Rinder antreibt. Gar anmuthig war es auch, auf dem Paséo Publico um eine seeartige Erweiterung des Rio Primero zu wandeln, in deren Mitte ein Pavillon für die abendlich konzertirende Musikbande liegt. Alte Bäume umgaben früher den kleinen See; leider hat ein heftiger Pampero vor einigen Jahren fast alle gebrochen und der Nachwuchs ist noch nicht weit genug herangewachsen, um vollen Schatten zu geben.

Die Universität von Córdoba ist von den Jesuiten begründet worden, die sich in Südamerika von ihrem ersten Auftreten an, den Zwecken ihres Ordens entsprechend, die Begründung und Leitung höherer Lehranstalten haben angelegen sein lassen. Sie begannen im Jahre 1613 mit einem Kollegio, neben welchem bereits im Jahre 1622 mit Privilegium des Königs eine königliche Universität entstand, die dem heiligen Ignatius, ihrem Stifter, gewidmet war; gelehrt wurden Theologie und Artes, worunter Grammatik und Philosophie verstanden wurden; im Wesentlichen war die Anstalt ein geistliches Seminar und die Erziehung von Ordensgeistlichen ihr hauptsächlicher, wenn nicht ausschließlicher Zweck. Als die Jesuiten im Jahre 1767 wie aus Spanien so auch aus den spanischen Kolonieen vertrieben wurden, übernahmen die Franziskaner die Verwaltung (bis 1807). Die Universität fristete unter ihnen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Folge der Wirrnisse und Kämpfe, welche die heute zur argentinischen Republik verbundenen Staaten zerrissen, insbesondere während der Diktatur von Rosas, ein kümmerliches Dasein, und gewann erst seit der Konstituirung der Republik im Anfange der 60er Jahre neues Leben. Obwohl ihr Sitz noch im ehemaligen Ordensgebäude der Jesuiten ist, hat sich doch ihre Aufgabe gründlich von den Zielen ihrer ersten Begründer abgewendet; wo ehemals die feste Burg der Theologie war, sind jetzt die Unterrichtsdisziplinen ausschließlich profan; sie beschränken sich auf Rechtswissenschaft und Medizin. Daneben besteht seit 1864 eine naturwissenschaftliche und mathematische Fakultät, um deren Errichtung der bekannte Naturforscher Dr. Hermann Burmeister, der Schöpfer und nunmehr langjährige Direktor des öffentlichen Museums in Buenos Aires, sich verdient gemacht hat und deren Professoren zur Zeit in der überwiegenden Mehrzahl Deutsche sind. Als Botaniker forscht und lehrt G. Hieronymus, ein spezieller schlesischer Landsmann; als Geologe Dr. L. Brake-

busch; Chemie und Physik lehren die Brüder Oskar und Adolf Döring, Mathematik Bachmann, Assistent des astronomischen Observatoriums; als Lehrer in der technischen Abtheilung wirkt A. von Seelstrang, früher preußischer Offizier, als Zoologe Weyenberg. Andere Deutsche waren Vorgänger auf einigen dieser Lehrstühle. Du wirst verstehen, daß mir der Eintritt in diesen Kreis deutscher Gelehrter, die miteinander in bester Harmonie leben, erfreulich und wohlthuend war, wie ich glaube, daß auch ihnen der deutsche Besuch schon vermöge seiner Seltenheit angenehm war. Ich sah die Institute und Sammlungen der Universität, den botanischen Garten, den das Universitätsgebäude mit seinem Kreuzgange einschließt, und was sonst von deren Einrichtungen erreichbar war.

Die den Professoren obliegende Thätigkeit ist deshalb nicht leicht, weil die Studirenden größtentheils mangelhaft vorbereitet sind; die mechanische Art des Unterrichts in den Kollegien, ein Erbtheil der geistlichen Methode, insbesondere in den jesuitischen Anstalten, welcher sich vielfach auf Auswendiglernen beschränkt, macht es ihnen schwer, einem mündlichen Vortrage zu folgen und selbstthätig zu denken. Neben dieser Lehrthätigkeit haben die Professoren eine ausgedehnte literarische Wirksamkeit zu üben, indem sie als Mitglieder der in Verbindung mit der Universität stehenden Akademie in regelmäßigen Publikationen die Ergebnisse der Forschung veröffentlichen und auch durch populäre wissenschaftliche Vorträge zugänglich machen, sodann darüber hinaus, indem sie zu der wissenschaftlichen Erforschung der unbekannten Gebiete des weiten Landes kräftig beitragen. So haben Dr. Brakebusch und Hieronymus wiederholt ausgedehnte Expeditionen unternommen und ihre Wissenschaft dabei mit werthvollen Entdeckungen bereichert; A. von Seelstrang hat weite Strecken persönlich bereist, um durch eigene Aufnahmen Material für die große Karte der argentinischen Republik, an welcher er arbeitet, zu erlangen; auf dem Kriegszuge gegen die Pampas=

Indianer, den General Roca vor drei Jahren ausgeführt hat und durch welchen das Land bis zum Rio Negro zum sicheren Nationalbesitz geworden ist, haben ihn deutsche Gelehrte, Dr. Döring und der jetzt abwesende Dr. Lorentz, begleitet und den Erfolgen der Waffen die friedlichen der Forschung beigefügt. In drei stattlichen Bänden ist der Bericht über die Thaten dieser wissenschaftlichen Offiziere des Generalstabes niedergelegt.

Unabhängig von der Universität, aber doch geistig mit ihr verbunden, ist das astronomische Observatorium, das die Bundesregierung in Córdoba errichtet hat und das unter der Leitung des hoch verdienten Dr. B. A. Gould steht. Von Boston berufen hat er unter großen Schwierigkeiten die Sternwarte, deren wichtigste Bestandtheile und deren Ausrüstung er aus den Vereinigten Staaten mitbrachte, im Jahre 1872 fertig gestellt und dann das monumentale Werk der Uranometria Argentina in Angriff genommen, welches, im Jahre 1880 vollendet, die Fixsterne des südlichen Sternenhimmels, unter Bestimmung der Position und Größe, sowie der Lichtstärke der Sterne bis zur 7ten Größe, feststellt, ein Werk, das seinem Autor zum Ruhme und der Bundesregierung, welche das Unternehmen gebilligt und die Mittel zur Ausführung gewährt hat, zur Ehre gereicht. Werth und Bedeutung der Arbeit wirst Du zu schätzen wissen, da es, wie ich glaube, bereits in Deinen Händen ist.

Das Observatorium liegt etwa 15 Minuten von der Stadt auf einer Erhebung des Terrains, die 40 Meter zwar nicht übersteigt, aber doch hoch genug ist, um sowohl die Stadt, als die Sierra de Córdoba, deren Silhouette sich mit den Einschnitten, durch welche sie den Rio Primero und dessen Kameraden in die Ebene entsendet, am Horizonte scharf abhebt, völlig zu überblicken. Etwas einsam ist es dort oben, aber Mr. Gould, der kraft Deiner Empfehlung mich auf das Freundlichste empfing, schien darunter nicht zu leiden. Die erfolgreiche Leitung des Institutes durch zwölf Jahre hat ihm dasselbe lieb gemacht,

so daß der schon wiederholt gefaßte Plan der Rückkehr nach den Vereinigten Staaten noch nicht zur Ausführung gekommen ist. In Argentinien spricht man mit Stolz von der Sternwarte in Córdoba, mit der auch eine meteorologische Anstalt verbunden ist, wenngleich nur eine Minderheit von deren Leistungen eine Vorstellung hat. Wie dem auch sei, jedenfalls ist das Interesse, welches die Regierung dafür bekundet, hoch achtbar.

Ein solches Interesse widmet sie unbestreitbar auch dem Mittel- und Volksunterricht, doch sind hier die Hindernisse größer und schwerer zu überwinden, schon um deshalb, weil die Leitung dieser Zweige des Unterrichtswesens nicht in den Händen der Bundesregierung, sondern bei den Einzelstaaten und Munizipien liegt.

Ein allgemeines Schulgesetz besteht nicht. Der Schulzwang ist zwar angeordnet, aber nicht durchführbar, da es an Schulen und Lehrern fehlt; die großen Entfernungen der Ansiedlungen auf dem Lande erschweren überdies die Zutheilung der Kinder zu den Schulen, auch wenn Buben und Mädchen, wie dies fast durchgängig der Fall, zur Schule reiten. Man nimmt an, daß beinahe $^{3}/_{5}$ der im Schulalter stehenden Kinder jedes Unterrichtes entbehren. Die Bundesregierung gibt zur Einrichtung und Förderung des Volksunterrichtes jährliche Subventionen, durch welche, wie die diesjährige Botschaft des Präsidenten an den Kongreß mit Genugthuung hervorhebt, mehr als 1300 Schulen mit 100 000 Kindern unterstützt werden; dieselben reichen aber, obwohl ihr Betrag nicht unerheblich ist (1 836 000 Pesos Fuertes oder etwa 8 829 200 Mark) nicht aus, um die erwähnten natürlichen Hindernisse zu heben. Im Bereich des mittleren Unterrichts bekundet sich die Theilnahme der Bundesregierung darin, daß sie in jedem Staate ein Kollegio Nacional unterhält, das auf einen sechsjährigen Kursus angelegt ist und von denen einige mit Ackerbauschulen verbunden sind. Sie

macht sich aber kein Hehl daraus, daß die Leistungen hinter Anspruch und Erwartung vielfach zurückbleiben. Um den Mängeln abzuhelfen, sind einige der als Ursachen erkannten Uebelstände beseitigt; die als schädlich angesehenen Internate sind abgeschafft, den Lehrern, die bisher von Jahr zu Jahr angestellt wurden, ist eine dauernde nur durch ihr Wohlverhalten bedingte Stellung gesichert und ist damit die Aussicht gegeben, bessere Lehrkräfte zu gewinnen als bisher. Der mangelhaften Vorbildung der Kollegiatschüler soll durch Einrichtung von Vorschulklassen abgeholfen und andererseits soll der Lehrplan von Gegenständen entlastet werden, welche, wie Nationalökonomie und Staatsrecht, zur Zeit darin aufgenommen sind, passender aber der Universität vorbehalten bleiben; alles Maßregeln, welche Einsicht und guten Willen bekunden, wenn sie gleich ein hauptsächliches Uebel, die mechanische Methode des Unterrichtes nicht treffen. Die Regierung findet einen Trost darin, daß kraft der bestehenden Unterrichtsfreiheit neben den Staatsschulen zahlreiche höhere Privatschulen entstehen, welche sich den staatlichen Vorschriften unterwerfen und so die Absichten der Regierung ausführen, ohne der Nation Kosten zu machen. Diese, vom Standpunkte der Finanzverwaltung erklärliche Genugthuung wird sie aber nicht der weiteren Sorge überheben dürfen, die Staatsschulen so zu pflegen, daß sie für Privatschulen die Vorbilder abgeben.

Um in die ernstere Beschäftigung Abwechselung zu bringen, schlugen meine gelehrten Landsleute am Johannistage einen Ausflug auf eine Chacra (Landhaus) vor, die einige Stunden von Córdoba entfernt in den Pampas liegt und die von einem deutschen Kolonisten bewirthschaftet wird. Ihre Absicht, mir damit eine Freude zu machen, wurde vollkommen erreicht. Die Damen fuhren, die Herren Professoren waren sämmtlich und zwar trefflich beritten, und erwiesen dabei, daß sie auf ihren Forschungsreisen im Lande den Gauchos etwas abgelernt hatten.

Eine ganze Fakultät zu Pferde war ein neues Bild, aber ein sehr lustiges. Auf der Chacra wohnte deren Erbauer, ein alter Landsmann, der, vor Jahren als Tischler eingewandert, sich durch Fleiß und Sparsamkeit den Besitz erworben hatte; da er Junggeselle geblieben war, hatte er in späteren Jahren seine Nichte aus Thüringen kommen lassen, die sich demnächst verheirathet hatte und deren Mann, ebenfalls deutscher Abstammung, nun die Chacra bewirthschaftete. Es war ein einfaches, aber höchst gemüthliches, kleines Heimwesen, ganz einsam gelegen wie die meisten Ansiedlungen, aber sich selbst genügend, am Saum und unter dem Schutze einer waldigen Bodenerhebung. Einige alte, weitästige Algaroben im Hofe gaben Schatten und Kühle, und was das Haus bot, wurde freundlich gegeben. Der alte biedere Pörzel füllt seine Muße mit der Bienenzucht aus, für welche der Boden ausnehmend günstig ist, da der Winter sehr milde ist und es an Blumen nicht fehlt. Aus einem Stocke, den er im Jahre 1873 mitgebracht hat und der eine Kreuzung von holländischen und italienischen Bienen enthielt, waren deren im Laufe der Jahre 140 geworden, die er in alten Kisten und Fässern untergebracht hat. Außer dem Honig, der in Farbe und Geschmack dem Krystallhonig von Dissentis in der Schweiz ähnelt, gewinnt er Wachs, das per Arroba von 25 Pfund 9 Pesos Fuertes bringt, sowie wohlschmeckenden Meth und Essig. Die schlimmsten Feinde der Stöcke sind die Ameisen. Sie fressen den Wachsdeckel durch und lassen sich von den Bienen nicht vertreiben. Ein von ihnen eingenommener Stock ist verloren. Die Pflege macht abgesehen hiervon nicht besondere Mühe, ist aber einträglich. Gleichwohl hat der Bienenvater Pörzel noch keinen Nachahmer gefunden; er meinte, die Leute wären zu träge und fürchteten sich vor den Bienenstichen wie die Kinder.

Auf dem Heimwege wurden Reiterkünste produzirt, in denen sich besonders der Bruder des jetzigen Chacrabesitzers,

welcher als Famulus des botanischen Instituts angestellt ist, hervorthat. In voller Carrière sich aus dem Sattel beugend, hob er ein Taschentuch vom Boden auf, ein Rest der Kunst, die er als Gaucho in seiner Jugend getrieben, ehe er zur Botanik gekommen war, in welcher er seinem Meister ein ebenso eifriger als geschickter Helfer ist.

Am Abend nach diesem heiteren Tage ging es behufs der Rückfahrt zur Eisenbahn unter dem Geleite der Fakultät, die nunmehr wieder bescheiden zu Fuße ging; ich werde die Tage in Córdoba in dankbarem Gedächtniß behalten.

XLVI.

Die argentinische Republik. — Bodenfläche. — Bevölkerung. — Physikalische Beschaffenheit. — Die Pampas. — Der Buschwald. — Heuschrecken. — Indianer. — Expedition gegen die Pampas Indianer. — Einwanderung. — Vorwiegen der lateinischen Racen. — Bisherige Kolonisationsversuche. — Barraca in Rosario. — Von Rosario nach Santa Fé. — Die Stadt Santa Fé. — Nach Esperanza. — Durch die Kolonieen. — Esperanza. — Ackerbau und Viehzucht. — Industrielle Anlagen. — Nationalmuseum in Buenos Aires. — Industrie. — Ausstellung. — Ausfuhr von Produkten der Viehzucht. — Eisenbahnen. — Geld-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse. — Staatsschuld. — Finanzen, Steuern. — Rechtspflege, Provinzialverwaltung. — Politische Verhältnisse. — Das deutsche Hospital.

Buenos Aires, Juli 1882.

Wie groß an Bodenfläche die argentinische Republik ist, läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht bestimmen, da eine Vermessung des Landes noch nicht stattgefunden hat. Auch die Grenzen gegen die Nachbarstaaten waren bisher nicht sicher festgestellt, und obwohl nunmehr der lange Grenzstreit mit Chile

geschlichtet ist, bleiben doch im Norden und Nordosten gegen Bolivia und Brasilien noch einige dunkle Punkte; außerdem bestehen zahlreiche Differenzen bezüglich der Grenzen der einzelnen Staaten oder Provinzen gegen einander. Die Angaben über die Größe des Gebietes beruhen daher vornehmlich auf Schätzung und weichen nicht unerheblich von einander ab. Dr. Burmeister in seinem großen Werke „Physikalische Beschreibung der argentinischen Republik“ hat die 14 Staaten der Konföderation auf 25 292, die zu ihnen gehörigen Territorien auf 20 100, den gesammten Inhalt also auf 45 392 geographische Quadratmeilen (2 451 168 Quadratkilometer) angenommen, wogegen eine in dem geographischen Institute von Perthes in Gotha ausgeführte Berechnung auf einen Flächeninhalt von 57 144 geographischen Quadratmeilen kommt, ein Unterschied allein, der die Fläche des ganzen deutschen Reiches um 1800 Quadratmeilen übersteigt.

Nicht viel sicherer sind die Angaben über die gegenwärtige Zahl der Einwohner. Seit 1869 ist eine Volkszählung nicht ausgeführt worden und die Civilstandsregister, auf Grund deren die Rechnungen fortgesetzt werden, lassen an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit nach der Natur der Verhältnisse manches zu wünschen übrig. Beim Census von 1869 wurde die Bevölkerungsziffer auf 1 763 923 festgestellt, Ende 1880 einschließlich Patagoniens auf 2 540 000 offiziell geschätzt. Auch wenn man die geringere Flächenangabe der letzt angenommenen Einwohnerzahl gegenüberstellt, ist das Ergebniß, daß noch nicht 1 Bewohner auf den Quadratkilometer entfällt; da aber $^1/_3$ der Bevölkerung in Städten lebt, ist das Verhältniß für das Land noch weit ungünstiger. Die Erscheinung, daß die Bevölkerung gegenüber dem Flächenraume so spärlich und daß ihre Zunahme relativ, d. h. im Vergleich zu anderen amerikanischen Staaten geringfügig ist, hat ihre Ursachen theils in der Beschaffenheit gewisser umfassender Gebiete der Konföderation,

theils in der besonders unglücklichen Gestaltung der politischen Verhältnisse, welche bis in die neueste Zeit sowohl die gedeihliche Entwickelung der materiellen Hilfsmittel des Landes als eine namhafte Einwanderung gehindert haben.

Die physikalische Beschaffenheit des Landes ist außerordentlich verschieden. Seine Ausdehnung von dem 22. bis zum 53. Grad der südlichen Breite bringt die Verschiedenheit der Klimate mit sich, welche die geographische Breite bedingt. Der nördliche Theil hat subtropische Temperatur und Vegetation, der südliche das rauhe Klima und das arme Pflanzenleben der arktischen Zone, das weite Gebiet, welches zwischen diesen Extremen liegt, gehört vorwiegend der Region der Pampas (Steppen) an, die sich von den Abhängen der Andes in einer von Nordwest nach Südost geneigten Ebene bis an den Lauf des Paraguay und Paraná und südlich von der Mündung des letzteren bis an den atlantischen Ocean ziehen. Sie sind vergleichbar den Plains und Prairies des nordamerikanischen Kontinents, welche von dem östlichen Felsengebirge in ähnlich flacher Abdachung sich zur Riesenmulde des Mississippi hinabsenken, wenigstens zur Hälfte, da der unfertige südliche Kontinent es zu einer zweiten östlichen Erhebung, wie sie die Alleghanies in den Vereinigten Staaten darstellen, nicht gebracht hat.

Die große Ebene der Pampas in Argentinien ist, gleich der nördlichen, ohne andere Erhebungen, als leicht gerundete Terrainwellen; nur im Westen und Norden ziehen sich Ausläufer der Kordilleren hinein, deren System die schon erwähnten drei Höhenzüge der Sierra de Córdoba angehören, obwohl zwischen ihnen und den Andes noch eine ausgedehnte Terraindepression sich einschiebt.

Auch die Pampas sind nicht von gleicher Beschaffenheit. Sie unterscheiden sich in fruchtbare und unfruchtbare, ein Unterschied, den nicht die Höhenlage, sondern die Bodenzusammen-

setzung und die Bewässerung bedingt. Die fertilen Pampas, die von dem 32. Grad bis zur Sierra Ventura und Bahia Blanca eine völlig ununterbrochene Ebene bilden, sind von einer Schicht gelben und röthlichen, kalkhaltigen Lehmes bedeckt, die eine durchschnittliche Mächtigkeit von 15—20 Metern hat und in welcher sich die besterhaltenen Reste ausgestorbener riesiger Säugethiere finden, welche uns Spätgebornen bekannt geworden sind. Charakteristisch ist ihr der gänzliche Mangel jedes Baumwuchses und aller Holzgewächse; nur an den Rändern der Bäche und an den Ufern der größeren Flüsse kommen Weiden (salix Humboldtiana) vor; dagegen sind sie an Gräsern fruchtbar, die zwar nicht reich an Arten, aber in hohem Maße ergiebig und ausdauernd sind und welche durch diese Eigenschaften das Aufkommen zahlreicher Heerden von Rindvieh auch ohne menschliches Zuthun begünstigt haben.

Die Pampasbewohner unterscheiden die Gräser in Pasto duro und Pasto blando, hartes und weiches Gras. Das erstere besteht aus Gramineen, die bis zur Blüthezeit ein kräftiges, nahrhaftes Futter liefern und ihrer Härte und Länge wegen sich besser für Rindvieh und Pferde als für Schafe eignen; nach der Blüthezeit trocknen sie ab und werden strohartig, behalten aber doch einigen Nahrungswerth. Unter Pasto blando verstehen sie weichere, saftigere Gräser, einige Kleearten, sowie die buntblüthige Distel, die bis zur Reife des Samens ein saftiges, nährendes Futter, namentlich für Schafe, geben, aber weil sie einjährig sind, nach der Reife absterben und den Boden kahl lassen, so daß im Winter Vieh nicht darauf erhalten werden kann. Auf den jungfräulichen Steppen kommen beide Pflanzengruppen neben einander vor; auf höheren Stellen überwiegen die des Pasto duro, auf tieferen Klee und weiche Gramineen. Bemerkt wird, daß die Beweidung den Charakter des Graswachsthums ändert, daß, zumal in Folge von Schafweide, an Stelle der harten Gräser weiche und kür-

zere treten. Von dieser Art ist der Boden in der Provinz Buenos Aires, in der südlichen Hälfte der Provinzen Santa Fé und Córdoba und in der oberen Strecke der patagonischen Ebene. Nach Westen und Nordwesten davon liegen die sterilen Pampas, im Nordosten das waldige Terrain des Gran Chaco. Auf den sterilen Pampas sowie in der patagonischen Ebene südlich von dem Rio Colorado fehlt die Lehmdecke über dem Boden, der, mit Steingeröll bedeckt und vorwiegend trocken, nur etwas Buschwald hervorbringt.

Der Busch- oder Monte-(Wald)-Formation, die sich nicht scharf gegen die fruchtbaren Pampas absetzt, sondern in sie hineingreift, auch in Enklaven innerhalb derselben erscheint, ist charakteristisch, daß sie überwiegend Sträucher von niedrigem, krüppelhaftem Wuchse hervorbringt mit struppig sperrigen Aesten, meist mit Stacheln oder stechenden Blättern. Diese Wehrhaftigkeit des Buschwaldes ist so ausgesprochen, daß Professor Hieronymus die Meinung äußerte, es gäbe im argentinischen Busche überhaupt keine Pflanze ohne Stachel oder Dorn. Am meisten vertreten ist die Familie der Mimoseae, darunter die Algaroben (besonders die weiße, prosopis alba), die als Sträucher wachsen, aber auch als Bäume vorkommen, im letzteren Falle mit wenig geraden, schon in geringer Höhe verästeten Stämmen, welche flache, lichte Kronen haben und deren Samenschoten dem Johannisbrode ähneln; sodann die Quebracho-Arten, Flojo, ein ästiger Strauch mit lederartigen, an drei Ecken stechenden Blättern und Blanco, ein mittelhoher Baum mit ovalspitzen, stachelbesetzten Blättern, dessen Holz wegen des starken Taningehalts neuerdings ein Ausfuhrartikel geworden ist.

Wesentlich anders sind die Verhältnisse im Osten des Paraná in dem zu Argentinien gehörigen Gebiete, das zwischen dem Paraná und dem Uruguay liegt, und das man deshalb das argentinische Mesopotamien zu nennen liebt. Es sind die

Provinzen Entre Rios und Corrientes und der als Territorium verwaltete, Argentinien zugefallne Antheil an den ehemaligen Missiones. Die Bodengestaltung sowohl als die Vegetation sind hier im Allgemeinen denen von Uruguay und denen des Südens von Brasilien ähnlich, hügeliger Boden mit Graswuchs, aber auch mit kräftiger Baumvegetation und wenn auch dem biblischen Vorbilde an Fruchtbarkeit nicht gleich, so doch immerhin in höherem Maße kulturfähig.

Die fruchtbaren Pampas sind nach den klimatischen und Vegetations-Verhältnissen überwiegend zur Viehzucht geeignet und werden dazu auch benutzt.

Ansiedlungen sind, abgesehen von den Flußläufen, an die Cañadas, die flachen Vertiefungen, gebunden, in deren Mulden sich Lagunen bilden, welche den nöthigen Wasserbedarf liefern, oder in denen in geringer Tiefe unter dem Boden Wasser zu finden ist, dessen Vorhandensein das Fortkommen von Kulturpflanzen bedingt. Zum Ackerbau taugen die Pampas nur in beschränktem Umfange, nach der Ansicht der Naturkundigen von Córdoba nur soweit, als die Luft die erforderliche Feuchtigkeit enthält, was für eine Strecke von etwa zwanzig Meilen Breite westlich von dem Parana längs des Laufes dieses Stromes gilt. Die Grenze soll hier an dem Unterschiede des Graswuchses deutlich erkennbar sein.

Außer den klimatischen und Bodenverhältnissen kommen für die Kultivirung des Landes noch zwei Momente in Betracht, die Verheerungen durch die Heuschrecken und die Feindseligkeit der Indianer. Durch die Plage der ersteren sind viele Distrikte in den letzten neun Jahren regelmäßig in größerer oder geringerer Stärke heimgesucht worden, während das Land vorher mehrere Jahre hindurch davon verschont geblieben war. In der Regel erscheinen sie im September und Oktober; im letzten Jahre kamen sie ausnahmsweise schon im Juli. Das Einfallen wird hauptsächlich bedingt durch die Winde, die Tem-

peratur und das Ablegen der Eier. Bei günstigem Winde soll ein Schwarm hundert Wegestunden am Tage fliegen, bei schwachem oder kälterem Winde nur einige Stunden. Mit Vorliebe fliegen sie nach Gewittern, die im November und Dezember häufig sind, und welchen in der Regel Südwind folgt, mit dem sie nach Norden ziehen. Auch am Boden marschiren sie nach Beobachtung von Augenzeugen stets in nördlicher Richtung, weil sie im Gran Chaco überwintern. Die Schwärme erscheinen bei dem Fliegen wie Gewitterwolken am Himmel, röthlich leuchtend und so dicht, daß sie thatsächlich die Sonne verdunkeln. Ein durchaus vertrauenswerther schweizer Kolonist am Paraná erzählte mir von einem Schwarme, der vor einigen Jahren einfiel und siebzehn Leguas lang und über eine Legua breit war, den Boden zollhoch bedeckend. Die Heuschrecken, hier Langostas genannt, schaden nicht sowohl dem Weizen, der, wenn früh ergriffen, wieder wächst, selbst zwei Mal, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, als dem Mais, dem Gemüse und den Bäumen. Von den letzteren fressen sie am liebsten die Weiden und Obstbäume, dagegen niemals den Paraiso. Die angefallenen Bäume sollen demnächst einen kläglichen Anblick bieten, da auch die Rinde abgefressen wird. Mittel zum Schutze gegen die Heuschrecken gibt es nicht; man hat in einigen Distrikten den Versuch gemacht, sie durch Uebergießen von heißem Wasser zu tödten, das warme Bad machte sie aber nur um so munterer, und das Geld war weggeworfen; dagegen haben sie wirksame, natürliche Feinde: die Seemöven, welche in großen Schwärmen hinter dem Pfluge flattern, um die ausgeworfenen Eier und Larven der Heuschrecken zu verzehren, und eine Art Geier, außerdem nach den Beobachtungen des hiesigen deutschen Arztes eine Art Bandwurm oder Fadenwurm, der eine Länge von mehreren Ellen erreichen soll, sowie die Fliegen, die ihre Eier in den Leib der Heuschrecken legen, wenn derselbe, was nach der Häutung der Fall, weich ist. Die Häutung geschieht nach

demselben Beobachter vier Mal; nach der letzten wachsen die Flügel, vorher hüpfen die Bestien; die Weichheit des Leibes, welche den Fliegen die Unterbringung der Eier ermöglicht, hört auf, sobald er von der Sonne beschienen ist.

Von besserem Erfolge sind die Schutzmittel gegen die Einfälle der Indianer, welche im Norden und Süden früher schlimme Friedensstörer waren. Dort sind sie durch die Truppen und die aus der Vertheidigung zum Angriffe übergegangenen Ansiedler soweit an die Grenzen und darüber hinaus gedrängt und die letzteren sind durch militairische Posten so gesichert, daß die Indianer eine ernste Gefahr nicht mehr bilden, vielmehr, wenn auch erst vereinzelt, als Arbeiter benützt und damit der Civilisation gewonnen werden. Schwieriger war die Aufgabe in den südlichen Pampas und in Patagonien, von wo die Indianer in die besiedelten Distrikte Raubzüge zu Pferde unternahmen und wo sie den Verfolgern schwer erreichbar waren. Um hier Sicherheit zu schaffen, ist im Jahre 1879 eine Expedition unter der Leitung des damaligen Kriegsministers General Roca organisirt worden, welche in fünf Kolonnen nach den Pampas vordrang und so erfolgreich operirte, daß die Indianer sich unterwarfen oder in die Andes flohen, und daß nunmehr das Land bis an den Rio Negro und den ihm vom Nordwesten zufließenden Rio Nauquén als gesichert betrachtet wird. Militairische Posten längs der beiden Flüsse sollen die Bürgschaft geben, daß dieser Erfolg nicht ein bloß vorübergehender sei. Bezüglich der Benutzbarkeit des Landes ist der Leiter der Expedition, die, wie schon erwähnt, auch von deutschen Gelehrten begleitet war, zu dem Resultate gekommen, daß das Land zwischen dem Rio Colorado und dem Rio Negro, welche im mittleren und unteren Laufe fast parallel von den Andes zum atlantischen Oceane fließen, zwar Pflanzen trage, aber wasserarm sei und nur mittelst künstlicher Bewässerung, zu welcher der Rio Colorado sich eigne, anbaufähig sein würde. Günstiger

sollen die Verhältnisse nur im Westen dieses Gebietes zwischen den Rios Nauquén und Limáy auf den Abhängen der Andes liegen, dem Territorium de Limáy, welches der Präsident der Republik in seiner diesjährigen Botschaft an den Kongreß die argentinische Schweiz nennt, mit Süßwasserseen 3—4000 Fuß über dem Meere, grasreichen Thälern und Wäldern von Pinien und Apfelbäumen.

Ich habe diese allgemeinen Bemerkungen, die ich hier aus gedruckten und mündlichen Mittheilungen entnommen und zum Theil durch den Augenschein gewonnen habe, zusammengestellt, weil ich annehme, daß die Zusammenstellung, auch wenn sie nicht viel Neues enthält, Dir in einer Zeit, wo bei uns von den La Plata Ländern als für die Kolonisation oder die Auswanderung geeigneten Gebieten viel die Rede ist, nicht unwillkommen sein werde; zugleich werden sie leichter verständlich machen, was ich über die bisherige Einwanderung und die mit den bisherigen Kolonisationsversuchen erreichten Erfolge mitzutheilen vermag.

Ueber den Umfang der Einwanderung fehlen sichere Zusammenstellungen, selbst aus den letzten Jahrzehnten. Der Präsident der Republik hat sie für das letzte Jahr (1881) auf 32817 angegeben. Für den Zeitraum von 1857—1875 finde ich eine Schätzung von rund 450000, die aber unzuverlässig ist, weil sie bei den mittelst der Dampfschiffe Angekommenen alle Passagiere der dritten Klasse schlechthin als Einwanderer rechnet. Beim Census von 1869 war die Zahl der im Auslande Geborenen auf 210189 ermittelt worden. Etwas speziellere Angaben über die Zahl der Einwanderer liegen für die Jahre 1870—1875 und für die folgenden Jahre vor, soweit sie der für sie eingerichteten Herbergen sich bedient haben. Dies ist auch bezüglich der Nationalität der Einwanderer der Fall, und es ergibt sich daraus, daß sie wie in Uruguay in ihrer großen Mehrheit den lateinischen Racen angehören. Von den

im Jahre 1869 als Ausländer registrirten Einwohnern waren mehr als 65 Prozent von Europa eingewandert: Italiener, Spanier, Franzosen, davon mehr als die Hälfte Italiener; nur etwa 10 Prozent gehörten der anglo-germanischen Race an. Dasselbe Verhältniß zeigen auch die Jahre 1870—1875, in denen 96 296 Italiener direkt in Buenos Aires landeten, während die Zahl der Deutschen in diesen 5 Jahren nur 2114 betrug. Die späteren Jahre ergeben für die Italiener noch günstigere Proportionen, so daß sie zur Zeit unzweifelhaft die relative Mehrheit unter den eingewanderten Europäern darstellen. Sie gelten für sehr arbeitsam und mäßig. Man sagt, daß sie nach der Ankunft in Buenos Aires aus Sparsamkeit oft zu vier in einem Loche wohnen und zu zwei in einem Bette schlafen, ganz ähnlich wie man es in den italienischen Quartieren in London und New-York sehen kann. Ein Stück Brod und einige Zwiebeln genügen ihnen als Nahrung, darüber hinaus machen sie keine Ansprüche auf Lebensgenuß. Sie trinken zwar Wein, aber höchst selten Brantwein. In den von italienischen Einwanderern besiedelten Kolonieen wird wenig Vieh geschlachtet, weil sie sich den Fleischgenuß versagen. Dafür altern sie rasch, so daß ein Alter von 60 Jahren schon als ein hohes Alter gilt. Bezeichnend für ihre Haltung und ihre wirthschaftlichen Gewohnheiten ist, daß sie auf ihren Kolonieen wenig Bäume pflanzen und daß sie den Boden ohne Ersatz ausnutzen und dann verlassen. Einzelne, die etwas erworben haben, kehren nach Italien zurück; doch schätzt man ihre Zahl, soweit es sich um Kolonisten handelt, auf nicht mehr als 1 Prozent. Diese werden dann die besten Agenten für neue Auswanderung. Nach den Italienern rangiren der Zahl nach die Spanier, die meist aus den baskischen Provinzen und Katalonien kommen, kenntlich an ihren runden Mützen (Boynos) und als gute Arbeiter geschätzt. Dann folgen die Franzosen, die selten Ackerbauer werden, sondern fast ausschließlich in ihren nationalen Handwerken und

Geschäftsbetrieben als Friseure, Schneider, Hutmacher, Uhrmacher, Hoteliers u. s. w. thätig sind. Ackerbauer sind dagegen vorwiegend die Schweizer, die als arbeitsam aber auch als eigensinnig und schwer zu behandeln geschildert werden.

Der Präsident rühmte in seiner Kongreßbotschaft, daß die Einwanderung, wenn sie im Verhältniß zu den Reizen und Vortheilen des Landes auch viel zu gering erschiene, doch für sich hätte, daß sie freiwillig wäre, und daß die Mehrzahl der Einwanderer Ackerbauer wären, die mit einigem Kapitale ins Land kämen. Um die Prosperität der Republik zu fördern, würde es indessen nothwendig sein, der Einwanderung durch gänzliche oder theilweise Uebernahme der Passagepreise, durch Stellung billiger Bedingungen beim Landerwerbe und durch die Gewährung von Schutz und Unterstützung an die Einwanderer in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft nachzuhelfen. Die ungeheuren Flächen nationalen Grundeigenthums (44 000 Quadrat-Leguas), welche der Bebauung harrten, wiesen die Regierung darauf hin, sie durch gute Kolonen zu bevölkern.

Was die bisher angelegten Kolonieen angeht, so sind dieselben verhältnißmäßig nicht umfangreich und die Erfolge nur ausnahmsweise günstig gewesen. Ich bemerke dabei zur Erläuterung, daß man Kolonieen hier nicht blos die von Einwanderern aus Europa oder aus amerikanischen Ländern begründeten oder bewohnten Ansiedlungen nennt, sondern ohne Unterschied der Herkunft der Ansiedler alle Gruppen von Niederlassungen, von denen aus vorwiegend Ackerbau getrieben wird. Derartige Kolonieen verdankten ihre Entstehung der Initiative theils der Bundesregierung, theils der Provinzialregierungen, oder sie entstanden auf private Anregung.

Die Zahl der auf nationalem Grunde bisher errichteten Kolonieen beträgt acht und die Zahl der darauf angesiedelten Bewohner belief sich nach der Botschaft des Präsidenten im Jahre 1881 auf 9360 mit einem Grundbesitze von 320 888 Hek-

taren. Drei derselben liegen in der Provinz Corrientes: „Resistenzia“ in der Mission von San Fernando am Paraná, an der Grenze des Gran Chaco mit 895 Einwohnern, meist Italienern; „Presidente Alvareda“ bei Goya am Rio el Rey mit 1130 Einwohnern; „Formosa“ mit 441 Einwohnern am Chaco an der Grenze von Paraguay, letztere beide vorwiegend von Oesterreichern bewohnt und sämmtlich erst seit 1878 begründet. Vier sind in der Provinz Entre Rios angelegt worden, die älteste davon „San Libertad“ im Jahre 1876 an der Eisenbahn von Concordia nach Monte Caseros, von deren Einwohnern (1070) die Mehrzahl Italiener sind, unter denen aber 120 Deutsche und einzelne Schweizer und Oesterreicher wohnen; „San José“ in der Nähe des Uruguay, „Villa Urquiza“ am Paraná, oberhalb der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz, endlich „General Alvear“, ebenfalls in der Nähe von Paraná mit 1856 Einwohnern, in der Mehrzahl Deutschrussen und Argentiniern. Die älteste der acht nationalen Kolonieen endlich, die Colonia Galense, die schon 1866 mit Walisern besetzt wurde, liegt am Rio Chubut in Patagonien dicht oberhalb der Mündung desselben. Sie ist immer ein Schmerzenskind gewesen, so daß die Regierung selbst den Ansiedlern den Vorschlag gemacht hat, sie zu versetzen, worauf diese jedoch nicht eingegangen sind. Ihre (1205) Bewohner haben bisher nur eine geringe Fläche (331 Hektare) kultivirt und leben mehr von Jagd, Fischfang und Tauschhandel mit den Indianern, als von der Bebauung des Bodens.

Daß der Erfolg, welchen die Regierung mit diesen Anlagen gehabt hat, im Ganzen gering sei, wird von ihren eigenen Organen nicht in Abrede gestellt; sie finden den Grund hauptsächlich in dem Mangel an Aufsicht und an tüchtiger Leitung der Kolonieen, die sich selbst zu sehr überlassen geblieben.

Von den Provinzialkolonieen sind zwei in Córdoba, die

1877 und 1878 angelegt wurden, zu nennen: San Pacho an der Eisenbahnstation Andino, und Caroya, 10 Leguas von der Stadt Córdoba bei der Eisenbahnstation Jesus Maria, zusammen mit 2763 Einwohnern, von denen mehr als $^2/_3$ (2070) italienischer Abstammung sind.

Was die Privatkolonieen anlangt, so ist in der Provinz Buenos Aires nur eine solche Kolonie von einiger Bedeutung, Olivaria (1750 Einwohner). In Patagonien, das im Ganzen bisher nicht mehr als etwa 4000 Ansiedler zählt, sind die Ufer des Rio Negro etwa 25 Leguas von der Mündung an aufwärts von Kolonisten bewohnt. Darüber hinaus schließt Wassermangel auf der ganzen Ostseite des Landes Ansiedlungen aus. In Entre Rios sind etwa siebzehn nennenswerthe Gruppen von Niederlassungen, die als Kolonieen bezeichnet werden. Die meisten und bestentwickelten Privatkolonieen hat die Provinz Santa Fé. Sie liegen in zwei größeren Komplexen im Süden und Norden, außerdem aber auch zerstreut längs des Paraná von der Stadt Santa Fé aufwärts und in den Departements von Rosario und Geronimo. Des südlichen Komplexes, der längs der Eisenbahn von Rosario nach Córdoba auf dem der Eisenbahngesellschaft bei der Konzessionirung gewährten Lande liegt, habe ich bereits früher Erwähnung gethan, zugleich bemerkend, daß ein besonderes Gedeihen nicht zu erkennen sei. Die Hauptfrucht des bebauten Landes ist Weizen; über die Kultur ist zu sagen, daß der rohe Boden zuerst im April und Mai 5—6 Zoll tief gepflügt wird und dann liegen bleibt. Im nächsten Jahre wird er tiefer gepflügt und besäet, als Aussaat rechnet man 40—50 Kilogramm per Hektar. Man säet dünn, weil der Weizen stark bestockt und, wenn er zu dicht steht, leicht vom Rost befallen wird. Als durchschnittlichen Ertrag rechnet man 12—16 Korn. Diesen Ertrag leistet der Boden drei Jahre nach einander, manchmal auch länger. Dann bleibt er als Weideland liegen oder wird mit Mais bestellt, für welchen er

unbeschränkt tauglich bleibt; nach dem Mais pflanzt man gern Kürbisse, die sehr gedeihen und sehr beliebt sind.

Der nördliche Komplex ist räumlich und der Bewohnerzahl nach bedeutender und erfreut sich, nachdem viele Schwierigkeiten überwunden sind, nunmehr einer gewissen Konsolidirung und gedeihlichen Aufschwunges. Er liegt geschlossen im Nordwesten der Stadt Santa Fé, westlich von dem in den Paraná unterhalb Santa Fé einmündenden Rio Salado.

Auf Empfehlung meiner Freunde in Buenos Aires habe ich diese letztere Gruppe von Kolonieen, welche sich um die von Esperanza schließen und nach derselben benannt zu werden pflegen, besucht, und bin zu diesem Zwecke von Córdoba, bis wohin Dich mein letzter Brief geführt hat, nach Rosario zurückgekehrt, um dort einen der Dampfer abzuwarten, welche den Paraná befahren.

Ich benützte den Aufenthalt in Rosario, um eine sogenannte Barraca zu sehen, eine Anlage, in welcher Bestandtheile des geschlachteten Viehes außer Fleisch gewissen vorbereitenden Bearbeitungen unterzogen werden, ehe sie in den Handel kommen. Dies sind namentlich Häute, Hörner, Klauen, Knochen und Haare. Von der Ausdehnung und Bedeutung einer solchen Anlage, die in der Regel auch mit einer Fabrik von Seife und Lichtern zur Verwerthung des Talges und Fettes verbunden ist, ist es schwer, ohne den Augenschein sich eine Vorstellung zu machen. Ich enthalte mich aber auch der Beschreibung, da ich zweifle, daß die Operation des Trocknens, Salzens und Imprägnirens von Rindshäuten, die Gewinnung von Maschinenöl aus Ochsenklauen und die Reinigung der Kuhschwänze von daran haftenden Kletten Dir einer Schilderung werth erscheinen werden. Nur eins hebe ich zur Illustrirung hervor. Ehedem blieben die Kadaver gefallener Rinder auf den Pampas liegen, und ihre Knochen bleichten in der Luft, nachdem Prairiehunde und Geier sie abgenagt hatten; heute werden die Knochen

gesammelt und ausgeführt und eine Schiffsladung von 500 Tons gilt in England 3000 Pfund Sterling.

Die Fahrt von Rosario nach Santa Fé dauerte 15 Stunden, fiel also zum Theile in die Nacht. Der Paraná ist oberhalb Rosario nicht wesentlich verschieden von dem unteren Laufe. Wenn den argentinischen Flüssen im Allgemeinen eigen ist, daß ihre wechselnde Wassermenge ein breites flaches Bett mit vielen Krümmungen bildet und daß kein einziger das ganze Jahr hindurch gleichmäßig befahrbar ist, so folgt auch der Paraná dieser Regel insoweit, daß er sein Bett unaufhörlich ändert. Da er über losen Sandgrund und zwischen weichen Ufern fließt, spült er die letzteren beständig ab, und die Folge ist, daß sich die Fahrstraße häufig verlegt. Die Schiffe müssen daher mit großer Vorsicht geführt werden, um so mehr, da zahlreiche und oft umfangreiche Inseln im Strome liegen, welche das Fahrwasser verengen.

Wir hatten Rosario am Nachmittage verlassen und sahen die hochliegende Stadt noch im Abendlichte, als wir bereits eine Stunde den Strom hinab gedampft waren. Er zeigte auch heute eine spiegelglatte Fläche ohne merkbare Strömung; an den stillen Ufern breiteten sich wahre Gärten von Wasserrosen aus; ganze Inseln von schwimmenden Wasserpflanzen trieben am Schiffe vorüber; da und dort stand im Gebüsche ein weißer Reiher unbeweglich und ernsthaft auf einem Beine und schien seinen Gedanken nachzuhängen, ohne sich um das Rädergebrause des Dampfers zu kümmern; ein Barkschiff unter vollem Segel glitt leise abwärts wie ein großer Schwan. Ich wünschte, Scherres wäre an meiner Stelle oder wenigstens an meiner Seite gewesen, um das Wasserbild zu fixiren, das durch seine Ruhe und Einfachheit etwas Feierliches hatte, und dem der weite Horizont und der breite, bei aller Gelassenheit mächtige Strom, zugleich den Charakter des Erhabenen gaben.

Das Schiff legte, bevor es nach Santa Fé kam, bei der

Stadt Paraná an, die am linken Ufer des Stromes Santa Fé gegenüber liegt, jedoch ziemlich weit davon ab, da letztere Stadt an einem der Arme des Rio Salado, welche mit dem Paraná verbunden sind, gelegen ist.

Santa Fé ist die Hauptstadt der Provinz und daher Sitz des Gouverneurs und der Provinzialvertretung. In früher Zeit begründet (1527), war es stets ein von den Indianern gefährdeter Außenposten, bis diese von den nach Norden vorrückenden Kolonisten zurückgedrängt worden sind. Ziemlich weitläufig gebaut, um eine ausgedehnte und gut gehaltene Plaza mit alten Bäumen und frischen Springbrunnen, macht es den Eindruck einer wohlhabenden Landstadt, ähnlich Colima in Mexiko, nur daß die tropische Vegetation fehlt. Drei Palmen, die in einem Garten in einer der Nebenstraßen standen, und Gärten im Inneren der Häuser, aus denen Orangen leuchteten, waren ein schwaches Abbild von der Fülle tropischen Wachsthums. Während der Vorbereitung für die weitere Reise hatte ich Zeit mich umzusehen. Ich kam dabei in die Kirche an der Plaza, in welcher die Schüler des Kollegio die Frühmesse hörten, die kleineren näher am Altare, die älteren, unter ihnen viele schon männlich aussehend, in den hinteren Bänken, alle unter der Obhut eines Priesters mit einem Rosenkranze in den Händen, der aussah, wie ich mir Ignatius Loyola vorstelle.

Um nach dem Hauptorte der Kolonieen, Esperanza, zu gelangen, das etwa acht Leguas von Santa Fé liegt, miethete ich einen Wagen, der mich in frischem Trabe in $3\frac{1}{2}$ Stunden an das Ziel brachte. Wir hatten etwa $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt zunächst ein weites Inundationsgebiet des Rio Salado auf einem zwei Kilometer langen Damme zu passiren, den ein Privatmann für eigene Rechnung gebaut hat und für dessen Benutzung eine Abgabe zu entrichten ist. Sie wird gern entrichtet, da vor dem Bau, der erst vor sieben Monaten fertig geworden ist, das jenseitige Ufer der lagunenartigen Wasser-

fläche nur durch einen Umweg, der mehrere Stunden kostete, erreicht werden konnte. „Un lindo trabajo“, eine hübsche Arbeit nannte mein Kutscher das Bauwerk. Dann ging es durch Buschwald von Algaroben und Quebrachos, die, mehr Sträucher als Bäume, über das Feld gestreut waren und in dieser winterlichen Jahreszeit grau und ledern aussahen, in denen es aber von allerhand Gethier ungemein lebendig war. Es wimmelte von Vögeln; da waren Kardinäle von verschiedenen Arten, schwarze und weiße mit rothen Mützchen und gelbe mit schwarzen Häubchen, die Calandria, eine Singdrossel, die lange sackförmige Nester an die Bäume hängt und auch gern in der Nähe von menschlichen Wohnungen nistet, dann kleine Rebhühner, die selten fliegen, dafür aber hurtig am Boden laufen; es gab jeden Augenblick etwas Lebendiges in der Luft oder auf den Zweigen. So war es auch auf dem Wasser gewesen, wo außer Wasserhühnern und Enten schwarze Taucher, Macá benannt, in großer Menge bei der Arbeit des Fischens waren, was sie trefflich verstehen. Ich beobachtete, daß sie 30—40 Mal hintereinander mit kurzen Pausen eintauchten, dann aber, wie die meisten ihrer Art, sich die Beute streitig machten.

Hinter dem Buschwalde begann die baumlose Ebene, auf der das Auge kaum einen Ruhepunkt hatte, und die jetzt, wo alles Gras vertrocknet und die Felder leer waren, von farbloser Eintönigkeit schien; aber es strich ein frischer Wind darüber, der etwas von dem Hauche des Seewindes hatte, und da der Himmel wolkenlos war und die Luft milde, ohne heiß zu sein, war die Fahrt doch angenehm.

Ich war in Esperanza an einen Schweizer, Herrn Jakob Denner, gewiesen, den ich aufsuchte und heimisch fand. Er nahm mich sofort in sein Haus auf und übte nicht nur in der gemüthlichsten Weise Gastfreundschaft, sondern opferte mir auch seine Zeit, um mich mit Esperanza sowohl als mit der Um-

gebung bekannt zu machen. Mit dem Städtchen ging das ziemlich rasch, da außer der katholischen Kirche und der Plaza Sehenswürdigkeiten nicht zu zeigen waren; die letztere hat genug Platz für Schmuckanlagen, zur Zeit als solche aber nur den natürlichen Rasen des Bodens und einige Reihen junger Bäume, welche sie auf der Außenseite umgeben. Die Straßen sind noch ungepflastert, haben indeß durch die Bauart der Häuser und die Geschlossenheit der Bauten bereits ein städtisches Aussehen. Die Einwohner, deren Zahl sich auf etwa 3000 beläuft, sind in der Mehrzahl Ackerbauer, jedoch sind auch Anfänge industrieller Thätigkeit vorhanden in mehreren Dampfmehlmühlen, einer Brantweinbrennerei und einer Eisengießerei, die von Deutschen betrieben werden. Der Nationalität nach stehen die Italiener voran, die meist aus der Umgend von Turin stammen und als fleißige und gute Ackerbauer gelten, ihnen folgen der Zahl nach Schweizer und Deutsche. Die letzteren verleugnen auch hier nicht ihre Natur; sie haben einen Quartettverein und verbinden sich auch sonst gern zu heiterer Geselligkeit. Selbst eine deutsche Zeitung erscheint, „Der argentische Bote", deren Drucker und Redakteur der Lehrer der deutschen Schule ist.

Der nächste Tag wurde einer Umfahrt durch die Feldflur von Esperanza und die benachbarten Kolonieen gewidmet, bei welcher mein Gastfreund mein Begleiter und Informator war. Wir fuhren von Esperanza durch die Kolonieen Cavour und Humboldt nach San Geronimo und von da über las Tonas und Pujato zurück nach Esperanza, stets auf guten Wegen, zu denen es bei dem ebenen Terrain keiner besonderen Kunstbauten bedarf. In Geronimo, das eine massive, stattlich aussehende Kirche hat, machten wir dem Pfarrer einen Besuch, dem würdigen Pater S. J. Niemann, einem Westphalen von Geburt, der seit zehn Jahren in San Geronimo mit großem Erfolge wirkt. Die Gemeinde hat Kirche und Pfarrhaus aus freiwilligen Beiträgen erbaut, derart, daß die Mitglieder selbst

Hand anlegten und die nothwendigen Fuhren unter sich vertheilten. Auf ähnlichem Wege soll eine Kapelle auf dem Kirchhof errichtet werden. Das Pfarrhaus steht in einem Gärtchen von Cypressen und Algaroben; der Pfarrer lebt darin mit einem dienenden Bruder, der die Kirche, die Schule und die Küche besorgt. Es war gut reden mit dem geistlichen Herrn, der sich zu seiner alten westphälischen Heimath durch den ausgeprägtesten Dialekt bekannte.

Auf den ausgedehnten Flächen, über welche wir fuhren, war kein Baum oder Strauch zu sehen, es sei denn an den Ansiedlungen, wo Algaroben und Paraisobäume gepflanzt werden; die Ebene ist vollkommen gleichmäßig, nicht die leiseste Schwellung des Bodens ist merkbar. Die Ländereien sind durch Fenze von Draht eingehegt, hoch genug ($3\frac{1}{2}$ Fuß), um das Ein- und Austreten von Vieh zu hindern. Der Draht wird an Pfosten von Algarobenholze befestigt, die in Abständen von 5—6 Fuß in den Boden geschlagen werden. Als besonders zweckmäßig gilt ein Fenz von zwei Drähten aus Stahl und zwei Drähten, die mit Stacheln besetzt sind; in der Regel sind jedoch nur drei Reihen übereinander. Die Gebäude der Ansiedlungen sind durchgängig massiv, von Mauersteinen mit Ziegeldach und enthalten in der Regel zwei Stuben und eine Küche; nur zum Sockel wird Kalk verwendet, zwischen die Ziegel der Wände wird als Bindemittel Lehm gelegt. Sie bleiben meist ungetüncht im Rohbau, was nicht gerade den Eindruck der Wohnlichkeit macht. Auch bei dieser Fahrt fiel mir die große Menge von Vögeln auf, welche die Felder belebten: kleine Falken, so wenig scheu, daß sie den Wagen passiren ließen, ohne aufzufliegen, niedliche Käuzchen, dann Schwärme von Zeisigen, welche die Körner lieben und von wilden Tauben verschiedener Arten und Größen, welche solche Körnerfresser sind, daß sie der Weizensaat gefährlich werden, in der Luft muntere Lerchen und am Boden Grasmücken; anderswo gab es Wiedehopfe und Kibitze und

die amerikanischen Elstern; auch die Staare waren da, welche sich auf den Rücken der Rinder und Pferde setzen, um ihnen parasitische Insekten abzusuchen. Dagegen fehlten Schwalben und Sperlinge; die letzteren wollen von der neuen Welt nichts wissen und entarten, wo sie eingeführt werden.

Von den Kolonieen liegt der größte Theil (30) in einem zusammenhängenden Komplexe nordwestlich von Santa Fé; ihre Gesammtfläche wird für 1881 auf 334 144 Quadratquadras*) (563 700 Hektare) angegeben, von denen etwa ein Drittel (104 949 Quadratquadras) in Kultur ist. Es liegen aber Kolonieen auch vereinzelt bis 50 Stunden nördlich von Santa Fé, vorgeschobene Posten, die bis an den Rio el Rey reichen. Das Land ist in Konzessionen von je 20 Quadratquadras getheilt und wird in solchen verkauft. Für eine Familie, die sich durch Ackerbau erhalten will, werden vier solcher Konzessionen, von denen drei unter dem Pfluge gehalten werden, erforderlich erachtet. Zur Bearbeitung einer derartigen Kolonie bedarf sie 12 Ochsen. Doch gibt es auch kleinere Loose von einer und von anderthalb Konzessionen.

Die Kolonieen haben ihren Ausgang von Esperanza genommen, das im Jahre 1855 begründet worden ist und an das sich jener größere Komplex angeschlossen hat. Er erweitert sich jährlich; im Jahre 1870 wurde seine Bevölkerung auf 15 000 Seelen angegeben, im Jahre 1880 auf rund 40 000; in den letzten Jahren hat die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung 3—4000 betragen. Jener Anfang war allerdings sehr schwer und die Kolonisten haben Jahre lang gegen Hemmnisse aller Art zu kämpfen gehabt; in erster Linie gegen die Indianer, welche die Stadt Santa Fé durch Angriffe beunruhigten und welche durch die Anlegung der Kolonie zurückgedrängt werden sollten. Zu diesem Zwecke wurden die ersten

*) 1 Quadratquadra = 1,687 Hektar.

Ansiedlungen mit festen Thürmen behufs der Vertheidigung versehen und die Häuser in die inneren Ecken der aneinander stoßenden Konzessionen im Viereck zusammengebaut, damit die Bewohner sich gegenseitig besser schützen könnten. Als die Kolonisten sich vermehrten, gingen sie angriffsweise vor und unternahmen mit Unterstützung der Regierung Kriegszüge gegen die feindlichen Stämme. Die Männer wurden getödtet, die Weiber und Kinder mitgenommen und in Santa Fé verkauft, später, als dies Anstoß erregte, vertheilt. Da die Bewaffnung der Indianer, die nur lange Lanzen führen, den Feuerwaffen der Kolonisten nicht gewachsen ist, haben sie auf die Dauer nicht Widerstand leisten können und sind, in der Zahl reduzirt, in die unwegsamen Wälder und Sümpfe des Gran Chaco zurückgedrängt worden. Die nächsten indianischen Niederlassungen liegen weiter als vierzig Stunden nördlich von Santa Fé. Die Feindseligkeit beschränkt sich jetzt auf Diebstahl von Vieh, zu dessen Ausführung Ueberfälle gemacht werden. So versuchten noch vor wenigen Monaten in einer der nördlichen Kolonieen Indianer einen Pferderaub an einem Sonntage, den sie in der Meinung gewählt hatten, daß die Kolonisten zur Kirche geritten sein würden; sie kamen aber zu früh; die Pferde und gerade die besten standen gesattelt und die Reiter waren eben zum Aufbruch bereit; nur die weniger guten Thiere waren im Kamp. Beim Wegführen der letzteren wurden die Diebe entdeckt und von den Kolonisten verfolgt; neun von ihnen wurden erschossen, die geraubten Pferde ihnen wieder abgenommen. An blutigen Zusammenstößen fehlt es also auch jetzt nicht, doch sind sie Ausnahmen. Vor größeren Angriffen schützen die Militairposten, die ähnlich wie im Süden gegen die Pampas-Indianer am Rio Negro hier im Norden am Rio el Rey errichtet worden sind. Allmälig könnte sich vielleicht ein friedlicher Verkehr herausbilden, doch ist der völlige Untergang der rothen Race mehr wahrscheinlich.

Der Hauptbestandtheil der Kolonisten sind gegenwärtig Argentinier (18035) und Italiener (11477), dann folgen Schweizer (3807 oder etwa 12 Prozent) und deutsche (1428 oder 3 Prozent). Dementsprechend ist die weitaus größte Mehrzahl katholisch. Die italienische Einwanderung kommt meist auf Einladung Angehöriger oder Bekannter. Dabei hat sich als Praxis herausgebildet, daß der Einwanderer im ersten Jahre bei denen, auf deren Veranlassung er gekommen ist, für einen billigeren Lohn als den üblichen arbeitet, für 30 Pesos F. monatlich anstatt für 45. Im nächsten Jahre erhält er ein Grundstück in Pacht, zu dessen Bearbeitung der Eigenthümer den Samen gibt und Vieh und Maschinen stellt, wofür er die Hälfte des Ertrages erhält. Im Store wird während dieses Jahres dem Pächter behufs Entnahme der nothwendigen Lebensbedürfnisse von seinem Verpächter ein Kredit eröffnet, der aber nach Zeit und Betrag beschränkt ist. Er kann in diesem Jahre soviel verdienen, daß er ein Paar Ochsen anschaffen kann, die im Preise von 50—70 Pesos F. stehen. Dann geht es an Erstattung der Vorschüsse für Passage, Unterhalt und Geräthe und von Jahr zu Jahr wächst bei Fleiß und Glück der Verdienst, bis der Pächter Eigenthümer wird.

Das Land in Esperanza und den nächstliegenden Kolonieen kostet durchschnittlich per Konzession von 20 Quadratquadras (rund 34 Hektare) 800 Pesos F., in der Kolonie Humboldt, die etwa zwei Stunden von Esperanza liegt, 500 Pesos F.; sechs bis sieben Stunden weiter nach Westen 250 Pesos F. In der Entfernung von vierzehn Stunden nach Nordwesten würde die ganze Quadratlegua von 80 Konzessionen oder 2700 Hektaren für 4—5000 Pesos F. zu haben sein (14—18 Mark per Hektar).

Der Boden wird zum Ackerbau und als Weideland benutzt, zur Zeit noch in größerer Ausdehnung für letzteren Zweck, doch steigt das Verhältniß zu Gunsten des Ackerlandes von

Jahr zu Jahr. Die Hauptfrucht ist Weizen, mit welchem im Jahre 1874 21 000, im Jahre 1879 bereits 94 000 Quadratquadras (159 000 Hektare) bestellt waren. Man sagt, daß er ohne Unterbrechung gedeiht, wo die Humusschicht drei bis vier Fuß Mächtigkeit hat; dies soll im Süden der Kolonie durchweg der Fall sein, wogegen sie im Norden in hügeligem Terrain abnimmt. Der Weizen wird im Juni und Juli gesäet; das Land wird mit dem Pfluge gewendet, nicht gedüngt, dann besäet und geeggt. Die Eggen sind hie und da von Baumwurzeln. Zum Pflügen werden Ochsen gebraucht; Pferde gelten für weniger ausdauernd und gleichmäßig in der Arbeit, sind auch dem Diebstahle mehr ausgesetzt. Maschinen braucht man nicht, obwohl die Ebenheit und Reinheit des Bodens die Anwendung indicirt, weil das Zugvieh billig ist, dagegen wird das Schneiden durch Maschinen besorgt. Einen Reaper hat fast jeder Kolonist. Das Dreschen wurde früher durch Stuten bewirkt, jetzt geschieht dies seltener, da der Raum für die Erhaltung der Pferde zu fehlen beginnt. Dreschmaschinen sind im Besitze einzelner Unternehmer und werden verliehen. Solche Unternehmer besorgen auch das Schneiden und Einfahren in Akkord. Der Akkordpreis für Schneiden, Einfahren und Dreschen für eine Konzession stellt sich auf 140 Pesos F. Dazu gehören außer zwei die Maschinen bedienenden Leuten zwölf Arbeiter. Der Bauer beköstigt, abgesehen von der Akkordsumme die Arbeiter, gibt auch das Wasser und das zum Heizen der Lokomobile erforderliche Stroh, sowie die Säcke für den Weizen. Das Schneiden allein wird für 60 Pesos F. für die Konzession übernommen. Die Frucht einer Konzession kann in drei Tagen geschnitten, in zwei Tagen ausgedroschen werden. Das Arbeitslohn während der Erntezeit steht auf 12 Reales oder 1½ Pesos F. (nach dem zeitigen Kurse etwa = 3,60 Mark).

Der Ertrag einer Konzession stellt sich im Durchschnitt

auf 100 Fanegas*) oder im Verhältniß zur Aussaat wie 10 : 1. Das Jahr 1880 hat in Folge einer durch Heuschrecken und vielen Regen veranlaßten Mißernte, wie sie in 25 Jahren nur einmal vorgekommen ist, nur 30 Fanegas ergeben; im Jahre 1881 war der Durchschnittsertrag 80 Fanegas. Die beste bekannte Ernte brachte 40mal die Aussaat.

Ein Vergleich des Ertrages mit den Produktionskosten hat wie überall seine Schwierigkeit. Die Rechnung, welche mein Begleiter über letztere aufmachte, und deren Détails ich zurückhalte, gab für die Konzession bei 10 Fanegas Aussaat, einschließlich der Zinsen des Anlagekapitals und eines Ansatzes für die Benutzung der Geräthschaften mit zusammen 50—80 Pesos, einen Betrag von 450—510 Pesos in Santa Fé-Papier, dessen Kurs zu Silber 117 : 100 ist, in Silberwährung also 384—425 Pesos oder 11,37—12,79 Pesos per Hektar.

Der Preis des Weizens hat in den letzten Jahren stark geschwankt. Im Jahre 1879 galt die Fanega durchschnittlich 6,50 Pesos, in 1880 13,15, 1881 13—18, vor der letzten Ernte 16—11 und $10^1/_2$ Pesos in Papier. Diese Schwankungen sind zum Theil Folge der Spekulation. In den Kolonieen bestehen sehr viele, nach der Meinung Einiger zu viele, Mühlen, welche für eigne Rechnung mahlen. Die Müller spekuliren deshalb in Getreide. Die Mühlen in Buenos Aires können mit denen der Kolonieen nicht konkurriren und die

*) Die Fanega ist ein Fruchtmaaß, das nicht blos für verschiedene Fruchtgattungen, sondern auch für dieselbe Fruchtgattung in den verschiedenen Staaten, ja selbst in den Distrikten eines Staates verschieden ist. Es wiegt die Fanega

	in Buenos Aires:		in Santa Fé:
Weizen	9 Arrobas	= 225 Pfund;	= 375 Pfund.
Gerste	8 „	= 200 „	= 350 „
Mais in Kolben	13 „	= 325 „	= 300 „
Mais abgekörnt	9 „	= 225 „	= 400 „

letzteren ziehen deshalb so viel Getreide an sich, wie sie können, um den Markt zu dominiren. Dadurch werden die Kolonisten in die Spekulation gezogen. Der Weizen wird auf Termin gekauft und in den Speichern der Müller niedergelegt, mit der Maßgabe, daß dem Verkäufer das Recht zusteht, bis zum Termin zu bestimmen, an welchem Tage der Preis gemacht werden soll. Dabei machten die Kolonisten im letzten Jahre ein glänzendes Geschäft. In diesem Jahre trieben die Müller anfangs die Preise sehr hoch, dann aber machten sie einen Ring und drückten sie so, daß die Kolonisten zu kurz kamen. Die Börsen sind die Wirthshäuser. Der Versuch einer Aktiengesellschaft in Rosario, die einen Elevator nach nordamerikanischer Art erbaut hat, das Geschäft an sich zu ziehen, hat bisher keinen Erfolg gehabt. Dagegen ist die Anlage solcher Speicher, die in Buenos Aires unter dem Namen Barracas bereits bestehen, in der Kolonie selbst in Aussicht genommen.

Neben dem Weizen wird in erster Linie Mais gebaut. Man pflanzt ihn auf Neuland als Vorfrucht von Weizen, um das Land nicht leer liegen zu lassen und von Unkraut rein zu halten. Der Boden wird nur gebrochen, die Körner werden nicht gesteckt, sondern nach dem Pfluge in die Furche geworfen und von der nächsten Furche gedeckt. Er gibt hundertfachen Ertrag, vorausgesetzt, daß Frost und Heuschrecken ihn nicht vernichten, und kann im Jahre zwei Mal geerndtet werden. Die Konzession bringt bei einer Aussaat von 10 Centnern 5—600 Fanegas in Kolben (à 300 Pfund) oder 250 Fanegas in Körnern (à 400 Pfund). In den entlegenen Kolonieen dient der Mais, weil der Transport zu theuer ist, als Viehfutter; die näher am Paraná gelegenen führen Mais aus, der in Brasilien und Antwerpen, aber auch in Spanien und Südafrika Abnehmer findet. Der Preis per Fanega in Kolben steht zur Zeit auf 2 Pesos F., in Körnern 4 Pesos F. Das Auskörnen des Mais ist eine Arbeit der Frauen, die in

geselligen Zusammenkünften beim Herdfeuer bis tief in die Nacht hinein verrichtet wird.

Gerste wird in weit geringerem Umfange gebaut als Weizen, doch vielfach als Grünfutter gebraucht. Zwei deutsche Brennereien, die in Esperanza betrieben werden, haben bislang noch keinen erheblichen Konsum. Deutsches Bier wird dagegen stark eingeführt und hat das englische völlig verdrängt. Als Ausfuhrartikel ist Gerste zur Zeit noch nicht von Bedeutung. Noch weniger wird Roggen gezogen; es geschieht hauptsächlich nur wegen des Strohes, das zum Polstern der Pferdekummete dient. Dagegen hat man seit drei Jahren mit dem Anbau von Lein begonnen und jährlich bereits 350—400 Tons (à 2200 Pfd.) exportirt. Eine Benutzung der Faser fand bisher nicht statt, doch ist im laufenden Jahre ein Versuch damit gemacht worden. Von anderen Erzeugnissen des Bodens sind noch zu nennen Kartoffeln, die gleich den Bohnen zwei Mal im Jahre geerndtet werden, und Gemüse, das überall gedeiht, wo die nöthige Feuchtigkeit sich findet, dann die Alfalfa, der spanische Klee, der in gepreßtem Zustande ausgeführt wird und auf den Märkten von London und Antwerpen sehr begehrt ist, endlich im Flußgebiete, d. h. in den nördlichen Kolonieen am Paraná die Erdnuß (Maní, englisch Peanut), von welcher größere Quantitäten nach Marseille ausgeführt werden, um sich dort als Olivenöl verarbeiten zu lassen. Raps ist als Unkraut stark verbreitet, wird aber nicht kultivirt. Bei Pflege und gutem Boden kommen auch Bäume außer den schon genannten einheimischen, insbesondere Obstbäume, ganz vortrefflich fort. Der Garten meines schweizerischen Gastfreundes, in welchem Kirschen, Birnen und Wein gedeihen, sowie Cypressen und Casuarien, gibt dafür den Beweis.

Daß mein freundlicher Führer für die Vorzüge eintrat, welche das Land dem Kolonisten böte, konnte nicht Wunder nehmen. Er faßt sie dahin zusammen, daß der Ackerbauer der

Mühe, den Boden durch Ausroden von Bäumen urbar zu machen, überhoben sei, vielmehr schon im ersten Jahre einen Ertrag habe, daß er die heimischen Getreidearten in gewohnter Weise anbauen könne und daß das Klima, das in keiner Beziehung abnorm, dem Mitteleuropäer zusagend sei. Die Sommertemperatur steigt bis 26° R., ausnahmsweise, und dann nur für kurze Zeit, auf 29°. Im Winter sinkt sie höchst selten unter — 2° R. Der meiste Regen fällt im Februar und März, dann wieder im September und Oktober. Die heißesten Monate, Dezember und Januar, sind auch die trockensten. In regnerischen Jahren sind Gewitter häufig.

Ackerland im Großbetriebe zu bewirthschaften empfiehlt sich nicht, da die Arbeitslöhne zu hoch sind; dagegen bietet der Ackerbau dem Kleinbetriebe überwiegend günstige Chancen.

Wohl geeignet für den Großbetrieb ist dagegen die Estanciawirthschaft, die Viehzucht im Großen. Auf einer Estancia bei Rosario, deren Verhältnisse mir bekannt geworden sind, wurden bei einem Flächeninhalte von 3/4 Quadratleguas 2 — 3000 Stück Rindvieh und etwa 1000 Schafe gehalten; doch ist dies nur möglich bei gutem Graswuchse. Jakob Denner in Esperanza nahm an, daß auf einer Weide mit dem gewöhnlichen Pasto duro oder fuerte 15—1600 Stück Rindvieh auf der Quadratlegua (2700 Hektare) oder 20 Stück auf einer Konzession erhalten werden könnten. Unter dieser Voraussetzung berechnete er die Anlagekosten, die sich aus dem Ankaufspreise des Grundstückes (10 000 Pesos), der Einfenzung mit Draht (in bester Ausstattung 6000 Pesos), der Einrichtung von Gebäuden, Corrals oder Viehhöfen und Tränkeinrichtungen (6000 Pesos) und den Anschaffungskosten für 800 Kühe mit Kälbern (24 000 Pesos) zusammensetzen, für die Quadratlegua auf 46 000 Pesos, die jährlichen Betriebskosten, welche durch die Löhnung der Arbeiter und die Instandhaltung der Einrichtungen erfordert werden, auf 1800 Pesos. Als jährlichen Ertrag da=

gegen rechnete er aus dem Verkaufspreise von 800 Kälbern à 8 Pesos 6400 Pesos heraus, fügte aber bei, daß derselbe sich durch Aufzucht von Stieren, die zum Pflügen gebraucht werden, und durch Mast mageren Viehes, das die Hälfte des fetten gilt, steigern ließe. Auch ohne diese mögliche Vermehrung des Ertrages würde sich die Verzinsung des Anlagekapitals auf 10 Prozent stellen. Von anderer Seite wird sie erheblich höher ausgerechnet, in einer landwirthschaftlichen Zeitung, die ich kürzlich gelesen habe, sogar auf 30 Prozent. Ich halte jedoch die Denner'sche Berechnung, bei der allerdings alle Sätze hoch genommen sind, für richtiger.

Auf den Kolonieen bei Esperanza wird die Viehzucht in so großem Umfange nicht getrieben; für eine Konzession (34 Hektare) rechnet man 20 Stück Rindvieh. Schafe werden wenig gehalten; Schweine werden gehegt und mit Mais gemästet; Viehställe gibt es nicht. Das Vieh schien, wenigstens in dieser Jahreszeit, durchgängig mager, namentlich die Pferde. Ein Schaf gilt mit Wolle 3 Pesos, ein Pferd gewöhnlichen Schlages wenn tauglich zum Ziehen 20, wenn zum Reiten 40 Pesos; eine Milchkuh mit Kalb 30—35 Pesos.

Ich vermuthe, daß Dir alle diese Dinge nicht so interessant vorkommen, wie sie mir schienen, als ich neben Jakob Denner auf dem Buggy saß; dort aber inmitten der unermeßlichen Acker- und Weideflächen, deren frischen Erdgeruch der leicht wehende Pampaswind herüber trug, im Anblick des Pfluges, der den bisher unberührten Boden das erste Mal wendete, gegenüber diesen zerstreuten Ansiedlungen, in denen die menschliche Kultur gleichsam von vorn angefangen wird, bekamen sie Werth und Leben. Wäre ich 30 Jahre jünger — — doch das ist eine unmögliche Voraussetzung, und deshalb ist es thöricht Folgerungen daran zu knüpfen.

In Esperanza besuchten wir am folgenden Tage die bedeutenderen gewerblichen Anlagen, unter denen die Mühlen die

erste Stelle einnehmen. In den Kolonieen bestehen nicht weniger als 20 Dampfmühlen, davon in Esperanza allein 5, denen zusammen eine Leistungsfähigkeit von 1835 Sack à 2 Centner in 24 Stunden beigemessen wird. Die Fanega Weizen von 375 Pfund gibt Mehl erster Klasse 225 Pfund, zweiter Klasse 25 Pfund, grobe Kleie 75 Pfund, feine Kleie 25 Pfund und 5—6 Pfund Semita oder Gluten, so daß der Gewichtsverlust 20—25 Pfund beträgt. Die Produktion geht natürlich weit über den Bedarf der Kolonie selbst, die davon etwa nur 25 Prozent verbraucht; 50 Prozent gehen nach Entre Rios, Corrientes und Paraguay, der Rest kommt auf den Markt von Buenos Aires. In Brasilien konnte das Mehl zeitweise mit dem der Vereinigten Staaten von Nordamerika konkurriren, doch ließ zu anderer Zeit der Export dorthin keine Rechnung. Der Spekulation als eines Faktors der Preisbildung habe ich schon früher gedacht. Die niedrigsten Mehlpreise waren 1874 per Sack von 200 Pfund 7 Pesos, die höchsten in 1867 $24^1/_2$ Pesos; 1881 bewegte sich der Preis zwischen 11 – 16 Pesos, in diesem Jahre zwischen 13 und 11 Pesos. Beim Handel nach Brasilien werden kleine Säcke von 50 — 100 Pfund verwendet; sie geben dort die Hemden für die Negerkinder. Eine Erschwerung des Betriebes ist, daß das Land keine Steinkohlen hat und daß daher die Dampfkessel mit Holz geheizt werden müssen. Dazu dient das Algarobenholz, aber es ist in den Pampas zu spärlich, als daß es dem Bedarfe genügen könnte, und ist daher im Preise bereits erheblich gestiegen.

Bei den Besuchen hatten sich uns mehrere Landsleute angeschlossen, die hier fast alle Staaten des Deutschen Reiches vertreten; vorwiegend sind es jedoch Süddeutsche, die sich niedergelassen haben. Erfreulich ist, daß zwischen den Deutschen, den Oesterreichern und den Schweizern ein gutes Einvernehmen besteht. Ich lernte den Nestor der Kolonie, Vater Vogt, kennen, einen nahezu 80 Jahre alten Mann aus Rheinhessen, der zu

den ersten Ansiedlern gehört hat und noch jetzt frisch und arbeitskräftig ist; sein Geschlecht lebt in 34 Enkeln fort. Mit rührender Treuherzigkeit bat er mich, wenn ich wieder nach Berlin käme, doch unseren Herrn Kaiser zu grüßen und ihm zu sagen, wie sehr sie alle ihn hier lieb hätten und hoch hielten. Ein alter Tyroler, der am Gespräch Theil nahm, fügte hinzu, daß ich dem Kaiser doch auch ihren schönsten Dank ausdrücken möchte für die Unterstützung, die er ihnen zur Erbauung und Erhaltung der deutschen Schule geschickt und die ihnen sehr geholfen hätte. Es war nicht möglich diese Bitte abzulehnen, und ich hoffe, daß ich ihr einmal werde entsprechen können.

Am Abend fand sich auch ein deutscher Gesangverein ein, um einige Proben seiner Fertigkeit abzulegen. Er bestand aus mehr als 20 Sängern unter der Leitung eines Belgiers, der selbst kein Wort Deutsch verstand, aber doch gut dirigirte. Sie sangen: „Der Wald, da ist der schönste Aufenthalt“ und „Die Wacht am Rhein“ so gut, wie man es nur erwarten konnte, jedenfalls mit vieler Freude an der Sache. Bei dem darauf folgenden Konvivium brachte ein alter hessischer Kolonist das Hoch auf den Kaiser aus, das mit heller Begeisterung aufgenommen wurde. Ich glaube, daß kein Mann zur Zeit in der Welt lebt, der unter allen Himmelsstrichen so herzlich verehrt und geliebt wird wie unser Kaiser Wilhelm.

Am Tage nach diesem befriedigenden Abende nahm ich Abschied von der Familie meines Wirthes, insbesondere von Lisel, der vorjüngsten mit dem Necknamen Trompetli, die mich ihrer Freundschaft gewürdigt hatte; er selbst fuhr mich über die Pampas nach Esperanza und brachte mich auch auf das Schiff, das mich nach Buenos Aires zurückgetragen hat. Ich bleibe mit Dankbarkeit seiner Gastfreundschaft eingedenk. Von den Pampas wird mir am meisten im Gedächtniß bleiben die Leichtigkeit, mit welcher sich dort athmen läßt; die Luft ist frischer und erquicklicher als selbst die Seeluft.

In Buenos Aires habe ich nach meiner Rückkehr noch manches nachgeholt, zunächst den Besuch des nationalen Museums, dem Dr. Burmeister vorsteht und dem er mit bescheidenen Geldmitteln einen Weltruf begründet hat, vornehmlich durch die Sammlung der Skelette ausgestorbener Säugethiere, für welche der Lehm der Pampas die ergiebigste, bekannte Fundstätte ist. Ich hatte das Vergnügen die persönliche Bekanntschaft des greisen Gelehrten zu machen, der durch jugendlich geistige Lebendigkeit die Last der Jahre, die er bereits trägt, vergessen macht. Er erfreute mich, indem er mich von dem Atlas von Argentinien, dessen Herausgabe er vorbereitet und der mit ausgezeichneten Tondrucken aus dem berliner Institut von Loeillot ausgestattet sein wird, Einsicht nehmen ließ. Durch sein, bereits erwähntes, umfassendes und gründliches Werk über Argentinien hat er sich um das Land, dem er seine Dienste gewidmet, und um die Wissenschaft unbestritten große Verdienste erworben.

In anderer Richtung fesselte die Aufmerksamkeit eine Ackerbau- und Industrie-Ausstellung, welche zur Zeit stattfindet und zu welcher alle Staaten von Südamerika eingeladen worden sind, die europäischen nur zur Betheiligung mit Maschinen aller Art. Ueberwiegend sind, wie dies der Stand der Entwickelung mit sich bringt, Bodenerzeugnisse und Halbfabrikate ausgestellt, in denen jedoch der natürliche Reichthum des Erdtheils glänzend zu Tage tritt. Am Meisten vertreten im industriellen Bereiche ist der Staat, oder was dasselbe sagt, die Stadt Buenos Aires, und zwar in hervorragender Weise in Möbeltischlerei durch Aussteller, welche italienische Namen tragen. Von europäischen Staaten hat Frankreich eine glänzende Ausstellung durch die Eisen- und Stahlwerke von Creuzot, neben ihm England und die Schweiz. Deutschland hat sich auf Nähmaschinen und einige Ackerbaugeräthe beschränkt. In den letzteren würden deutsche Fabrikanten ein bedeutendes Geschäft machen können, wie hier versichert wird, wenn sie sich

dazu verstehen wollten, thätige Agenten und Muster herüberzusenden. Der Kolonist kauft nichts, was er nicht mit eigenen Augen gesehen hat.

Wie bescheiden auch die Leistungen, welche in der Ausstellung auftreten, zur Zeit noch sein mögen, so ist sie doch als die erste in der argentinischen Republik von Bedeutung, indem sie die Absicht und die Möglichkeit darthut, daß das Land in Gewerbthätigkeit und Handel sich auf eigene Füße stelle und daß es auch politisch aus der Periode der Revolutionen in eine Periode stabiler und geordneter Zustände einzutreten sich anschicke.

Was die La Plata-Staaten an Erzeugnissen der Industrie verbrauchen, haben sie bisher von Europa und aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika bezogen, welche sie dafür mit den Erzeugnissen ihres Bodens bezahlt haben. Unter den letzteren stehen, wie in Uruguay, allen anderen die Produkte der Viehzucht, Wolle, Häute und Fleisch, voran, die im Durchschnitt der letzten fünf Jahre von dem Gesammtwerthe der Ausfuhr 87,6 Prozent ausgemacht haben, darunter Wolle allein 43 Prozent. Der Gesammtwerth der Ausfuhr ist im Jahre 1880 auf 56 258 897 P. F. berechnet worden. Bemerkenswerth ist dabei die steigende Zunahme von Weizen und Mais als Ausfuhrartikel, besonders aus dem Staate Buenos Aires. Der Werth der Einfuhr ist in demselben Jahre um etwa $2^1/_3$ Millionen P. F. geringer gewesen als derjenige der Ausfuhr.

Der Großhandel und der überwiegende Theil des Kleinhandels liegen zur Zeit noch in den Händen von Fremden und werden mit fremdem, besonders englischem Kapital betrieben. In England sind auch die auswärtigen Anleihen der Republik kontrahirt und es steht bezüglich der Einfuhr in erster Linie; in der Ausfuhr dagegen geht ihm Frankreich vor, das seit einigen Jahren auch in der Einfuhr in die zweite Stelle, welche früher Belgien einnahm, gerückt ist. Deutschland rangirte 1880

bezüglich der Ausfuhr an fünfter, bezüglich der Einfuhr erst an neunter Stelle; doch ist auch hier zu berücksichtigen, daß die Herkunft der eingeführten und die Bestimmung der ausgeführten Waaren nur nach der Nationalität der Schiffe, welche sie befördern, registrirt wird, daß daher die Angaben mehr für die Schiffsbewegung als für die Handelsrichtung zutreffen. Diese Verhältnisse können sich zunächst bezüglich der Einfuhr ändern, wenn die inländische Gewerbthätigkeit aus ihren Anfängen sich weiter gesund entwickelt, was bei der Fortdauer friedlicher Zustände wahrscheinlich ist; allerdings erweitert sich auch der Markt durch Zunahme der Bevölkerung und vor Allem durch Anlegung von Eisenbahnen, welche die Terrainverhältnisse des Landes nicht weniger begünstigen, als dies in den Prairies und Plains des nördlichen Kontinentes der Fall ist.

Bereits das letzte Jahrzehnt hat in dieser Beziehung einen erheblichen Fortschritt zu verzeichnen, da zur Zeit 10 Eisenbahnen bestehen, welche zusammen 2590 Kilometer lang sind, und da nach der jüngsten Botschaft des Präsidenten für Erweiterung und Vervollständigung des Netzes Projekte vorliegen und zum Theil in der Ausführung sind, welche weitere 2777 Kilometer zur Ausführung bringen sollen. Von den bestehenden Linien gehören drei dem Bunde, eine ist Eigenthum der Provinz Buenos Aires, die übrigen sechs sind Privatbahnen. Für drei der letzteren hat die Bundesregierung eine Zinsgarantie übernommen, welche im letzten Jahre (1881) eine Zuzahlung von 322 156 P. F. aus der Bundeskasse erfordert hat, aber zum Theil durch Rückzahlungen kompensirt wird, welche die centralargentinische Bahn (Rosario-Córdoba) auf die früher erhaltenen Zuschüsse leistet. Die letztere Bahn hat im verwichenen Jahre einen Reinertrag von 7 Prozent ergeben, die übrigen Bahnen weisen im Jahre 1881 in der Mehrzahl Mehreinnahmen gegen das Vorjahr auf. In Córdoba ist eine Fabrik von Lokomotiven und Wagen begründet worden,

welche einen Theil des Bedarfs zu decken bereits im Stande ist.

Weniger befriedigend als diese Verbesserung der Handels- und Verkehrswege, die auch als Bindemittel der Einzelstaaten untereinander und für die Stärkung der Centralgewalt politisch einen hohen Werth haben, ist der Zustand der Münz- und Geldverhältnisse, sowie der Maaß- und Gewichtsverhältnisse. Die Mängel derselben sind zwar erkannt und es sind Gesetze erlassen, welche die Münz- und Währungsfrage zu ordnen und das Maaß- und Gewichtswesen für das ganze Bundesgebiet zu regeln bestimmt sind; diese Gesetze sind jedoch in der Hauptsache noch ein todter Buchstabe.

Die Münzeinheit, nach welcher gerechnet wird, ist der Peso Fuerte oder Patacon (Goldthaler). Auch nach dem neuen Münzgesetze vom 25. September 1875 ist er als Rechnungseinheit beibehalten und im Gewicht auf $1^2/_3$ Gramm Gold und $\frac{900}{1000}$ fein festgestellt; doch wird er als Münze nicht ausgeprägt, sondern nur in 5-, 10- und 20fachem Betrage der Einheit. Daneben sollen Scheidemünzen von Silber umlaufen und zwar der in 100 Centavos getheilte Peso de Plata, dessen Werth gleich dem P. F. ist (27,333 Gramm schwer und $\frac{900}{1000}$ fein), nebst seinen Theilstücken; außerdem Kupfermünzen in 2 und 1 Centavosstücken. Seit Vollendung des neuen Münzgebäudes im Jahre 1880 ist mit der Prägung von neuen Münzen der Anfang gemacht, von Goldmünzen mit der Beschränkung auf den „Argentino“ von 5 Pesos. Sie haben alle auf der einen Seite einen Kopf (der Freiheit) mit der phrygischen Mütze, auf der anderen das argentinische Wappen. Im Verkehre ist jedoch bisher wenig davon zu sehen. Von Gold kursiren vorwiegend ausländische Münzen, die tarifirt sind und zu festem Preise genommen werden, der englische Sovereign für 4,90, das Zwanzig-Francsstück für 3,90 Pesos F. Die deutschen Kronen sind noch nicht tarifirt. Im Uebrigen ist, zumal im Staate Buenos Aires,

fast ausschließlich Papiergeld im Gebrauche, das von der Provinzial- und der Nationalbank ausgegeben ist. Die von der ersteren emittirten Noten, Papel moneda corriente, haben einen festen Kurs, wonach 25 Pesos derselben = 1 Peso F. angenommen werden; sie bilden, da sie in Apoints von einem Peso (in unserem Gelde etwa 0,17 Mark) umlaufen, im Kleinverkehre fast das ausschließliche Zahlungsmittel und werden dem gemünzten Gelde bei dem guten Kredite der Bank sogar vorgezogen. Den Fremden frappirt es anfangs nicht wenig, wenn er für eine Tour auf der Pferdebahn 5 Pesos oder Thaler, für eine einfache Droschkenfahrt 20 Thaler oder für ein einfaches Mittagessen 50 Thaler zu zahlen hat; doch lernt man mit den hochtönenden Zetteln bald umgehen. Die Nationalbank emittirt in Pesos F. Erschwerend ist, daß die verschiedenen Provinzialbanken verschiedene Noten emittiren und daß dieselben nicht blos von einander verschiedene Kurse haben, sondern daß die Noten der einen Provinz in der anderen nicht angenommen werden. So geht die moneda corriente der Bank von Buenos Aires nicht über die Grenzen dieses Staates; die Noten anderer Provinzialbanken, insbesondere im Norden und Westen, lauten auf bolivianisches Silbergeld, da jene Provinzen mit dem zum großen Theil unterwerthigen Silbergelde von Bolivia überschwemmt sind, und haben in Folge dessen im Osten keinen Kurs. Es ist im Ganzen eine heillose Verwirrung.

Von den Maaßen habe ich die Verschiedenheiten der Getreidemaaße bereits erwähnt; ähnlich liegt das Verhältniß für Längen- und Flächenmaaße und für Gewichte. Das Gesetz hat neuerdings das Meter allen Maaßbestimmungen zu Grunde gelegt, aber der Wirrwarr besteht unverändert fort. Es thäte wirklich Noth, daß hier mit starker Hand Wandel geschafft würde.

Was die politischen Zustände im Allgemeinen anlangt, so

begegne ich überwiegend einer günstigen Meinung, wenn auch mit manchem Vorbehalt. Vertrauen erweckt der relativ gute Stand und die Ordnung der Finanzen des Bundes. Die Zinsen der Staatsschuld, welche am Schluß des Jahres 1881 79 401 141 P. F. betrug, werden regelmäßig gezahlt und die für die Tilgung vorgesehenen Beträge werden dafür auch verwendet. Die erhebliche Vermehrung der Schuld im letzten Jahre um 25 Millionen P. F. hat ihren Grund in Anleihen, die für Eisenbahnen aufgenommen worden sind und in der Uebernahme eines Theils der Schulden der Provinz Buenos Aires, welche in Folge der Föderalisirung der Stadt Buenos Aires auf den Bund übergegangen sind. Der Kurs der Staatsanleihe ist so günstig, daß die Botschaft des Präsidenten eine Konversion der höchstverzinslichen Obligationen in Aussicht nimmt und daß eine Ermäßigung der Zölle, zunächst der den Handel bedrückenden Ausgangszölle beabsichtigt wird. Der Ertrag der Zölle bildet den hauptsächlichen Bestandtheil der Bundeseinnahmen; sie werden nach dem Werthe der Waaren erhoben und dem Satze nach alljährlich durch Gesetz vom Kongresse festgestellt. Nach der letzten Feststellung bewegen sich die Einfuhrzölle zwischen 3—50 Prozent des Werthes; die Ausfuhrzölle machen 4 Prozent desselben aus. Die letzteren treffen vornehmlich die Produkte der Viehzucht und werden wegen der Belästigung und der Erschwerung der Konkurrenz auf dem Weltmarkte lebhaft angegriffen.

Außer den Zöllen fließen zur Bundeskasse die Erträge der Post und der Telegraphen, welche die Bundesregierung verwaltet, sowie der Nationaleisenbahnen, ferner gewisse Stempel und die noch nicht erheblichen Erlöse aus dem Verkaufe von nationalem Grundeigenthume.

Die Provinzen erheben eine Patentsteuer von dem Gewerbebetriebe nach Klassen, die alljährlich für die verschiedenen Gewerbe durch Gesetz festgestellt wird; sie beträgt z. B. für

Schmiede in der Provinz Santa Fé 50—70 Pesos jährlich; sodann eine Grundsteuer, welche $^1/_2$ Prozent von dem durch Einschätzungskommissionen festgestellten Ertrage der Grundstücke ausmacht, endlich eine Schlachtsteuer von jedem Stück Vieh, das geschlachtet wird. Die Municipalidades erheben als Steuern eine Fuhrwerksteuer von den Eigenthümern der zum Waarentransporte gebrauchten Carretas, eine Kutschensteuer und Zuschläge zur Schlachtsteuer. Doch sieht es mit deren Verwaltung im Allgemeinen arg aus, da die Municipalidades, die aus einem Consejo deliberativo und einem Consejo ejecutorio bestehen, die Rechnungslegung nicht lieben und trotzdem verstehen sollen, sich im Amte zu halten, ohne in den Mitteln wählerisch zu sein.

Weniger vertrauenerweckend als die Bundesfinanz-Verwaltung ist die Rechtspflege und die Verwaltung in den Provinzen. Die Friedensrichter, welche die Regierung ernennt, wo keine Municipalidad besteht, sind in der Regel ausgediente Offiziere, die mit dem Rechte wenig Bescheid wissen. Verbrechen bleiben häufig ungestraft, auch wenn der Thäter entdeckt ist; nach einigen Jahren Untersuchungshaft pflegt man den Inkulpaten in die Armee zu stecken, sofern er körperlich dazu tauglich ist. In der Provinz Santa Fé ist der zeitige Gouverneur ein Pfarrer, der Schwager des letzten Präsidenten der Republik und beim Mangel eines anderen geeigneten Mitgliedes der Familie lediglich deshalb gewählt, um seinem Schwager oder dessen heranwachsendem Sohne den Platz offen zu halten. Ein ähnliches Verhältniß besteht in einer anderen Provinz In den übrigen bekleiden das Amt des Gouverneurs Militairs oder Advokaten. Die politischen Wahlen liegen in der Hand der herrschenden Partei; kaum 25 Prozent der Wähler sollen sich daran betheiligen.

Von dem gegenwärtigen Präsidenten der Republik, Roca, wird anerkannt, daß er den festen Willen habe, Ruhe und

Sicherheit aufrecht zu erhalten und Versuche der Störung kräftig zu unterdrücken. Man knüpft an seine Person die Erwartung, daß er bis zum Ende seiner Wahlperiode im Jahre 1886 diesen Willen entschlossen durchführen und daß es also bis dahin ruhig bleiben werde, hält aber für wahrscheinlich, daß alsdann ein Kampf um die Gewalt zwischen den Bewerbern um dieselbe, dem früheren Präsidenten Avalaneda und dem jetzigen Gouverneur der Provinz Buenos Aires, Rocca, entbrennen werde. Ein Kampf hat auch bei der Wahl des gegenwärtigen Präsidenten Roca im Jahre 1880 stattgefunden, indem der damalige Gouverneur von Buenos Aires, Tejidor, sich der Wahl widersetzte, um selbst das Präsidium zu erlangen. Der gewählte Präsident sah sich genöthigt, mit dem Kongresse die Stadt zu verlassen und sich nach dem benachbarten Belgrano zurückzuziehen. Dorthin gelang es die Artillerie aus der Stadt zu bringen und Verstärkung von außerhalb heranzuziehen; in der Nähe von Buenos Aires fanden verschiedene Scharmützel statt, die zum Nachtheile der Partei von Tejidor ausfielen; sie konnte sich nicht halten und ihr Führer dankte ab, wurde demnächst jedoch nicht weiter verfolgt.

Wenn daher auch seit zwanzig Jahren die großen politischen Erschütterungen aufgehört haben, so daß drei Präsidenten im verfassungsmäßigen Wege gewählt wurden und ihr Amt bis zum Ablauf der gesetzlichen Wahlzeit verwalten konnten, so zittern doch noch schwächere Bebungen nach, ehe der Vulkan der Revolution zur Ruhe kommt. Daß in den Provinzen die früher häufigen militairischen Pronunciamentos seltener geworden sind und, wo sie versucht werden, rascher niedergeschlagen werden, ist dem Telegraphen zu verdanken, durch welchen die Centralgewalt sofort unterrichtet und in den Stand gesetzt werden kann, bewaffnete Kräfte nach den gefährdeten Stellen zu dirigiren.

Nach dieser Abschweifung auf das politische Gebiet, zu der

die Ausstellung mich verführt hat, will ich nur noch berichten, daß ich nach letzterer das deutsche Hospital besucht habe, welches der deutsche Hilfsverein aus freiwilligen Beiträgen und Geschenken zu bauen unternommen hat und das zu den best gelegenen und best eingerichteten Anlagen der Art gehört, die ich auf der Reise kennen gelernt habe. Es wird unter Anwendung des Pavillon-Systems errichtet, sowohl aus hygienischen Gründen als um nach Maßgabe der wachsenden Mittel mit der Erweiterung vorgehen zu können. Das Hauptgebäude, welches die Verwaltungsräume, die Apotheke und die Küche enthält, und drei von den projektirten acht Einzelgebäuden sind vollendet und im Gebrauche, alle luftig, sauber und zweckmäßig disponirt; die ganze Anstalt liegt in gesunder Gegend inmitten eines geräumigen Gartens, der ausreichenden Platz für die noch auszuführenden Bauten bietet, ohne die Spaziergänge für die Rekonvaleszenten zu beschränken. Es ist ein Unternehmen, das dem menschenfreundlichen Sinne und der praktischen Einsicht unserer Landsleute in Buenos Aires alle Ehre macht.

Von Buenos Aires ist reichliche Schiffsgelegenheit nach Rio de Janeiro, meinem nächsten Ziele. Ich werde zwar Brasilien nur streifen können, um die vorgesetzte Zeit nicht allzuweit zu überschreiten, aber ich muß wenigstens seine Hauptstadt sehen, deren Lage Alle, die dort waren, übereinstimmend preisen. Ein Schiff der englischen Pacific steam navigation company geht in zwei Tagen von Montevideo ab. Ich werde dort nur noch kurz verweilen, schreibe dann aber aus Rio de Janeiro, wenn günstige Winde mich dorthin geführt haben.

XLVII.

Das deutsche Kriegsschiff Moltke in Montevideo. — Auf der Patagonia. — Die Bay von Rio de Janeiro. — Die Stadt Rio de Janeiro. — Tramways. — Neger und Farbige. — Der botanische Garten. — Die Tijuca. — Petropolis. — Deutsche Ansiedlungen. — Nova Friburgo. — Cantogallo. — Das Thal des Rio Negro. — Ingenho de Santa Rita. — Ypiranga. — Die Facenda de Santa Ana. — Bau und Behandlung des Kafe. — Verhältnisse der Sklaven. — Bedeutung und Aussichten der Kafeproduktion. — Die deutsche Schule. — Der deutsche Verein.

Rio de Janeiro, Juli 1882.

Als ich nach Montevideo kam, lag ein deutsches Kriegsschiff auf der Rhede, Sr. M. Korvette „Moltke“, das erste, welches ich auf meiner Reise zu Gesicht bekam. Mit welcher Freude sah ich die deutsche Flagge! Ich machte dem Kommandanten des Schiffes meinen Besuch und wurde von ihm mit der feinen Artigkeit empfangen, welche im Vereine mit Würde und Freimuth den Offizieren der deutschen Marine eigen ist und die unter allen Himmelsstrichen eine ebenso ungetheilte Anerkennung findet wie ihre seemännische Tüchtigkeit. Ich bekam durch die Güte des Kommandanten Gelegenheit, das Schiff in allen seinen Einrichtungen zu sehen, sodann auch die Ausführung eines Uebungsmanövers, das auf Grund der Annahme, das Schiff sei im Gefechte von einem Widder gerammt worden, vorgenommen wurde. Es war ein höchst angenehmer Tag und eine besondere Freude dabei, unsere frischen Blaujacken zu sehen, denen Gesundheit und Kraft aus den Augen leuchtete. Das Schiff hat seine Station auf der Westküste von Südamerika, war aber herübergekommen, um eine der wissenschaftlichen Expeditionen zur Beobachtung physikalischer Erscheinungen in der Polarbreite, welche Deutschland gleich anderen Staaten ausgerüstet hat, in Montevideo aufzunehmen und nach den Georgia Islands überzuführen. Der Auftrag ist etwas heikel

wegen der Rauhheit des Klimas auf jenen Inseln, sowohl für die Gelehrten, die dort ein Jahr in Eis und Schnee auszuhalten haben, als für das Schiff, dessen Einrichtungen mehr für die Tropen als für die arktische Zone getroffen sind. Der Kommandant wartete daher mit nicht geringerer Sehnsucht auf die Naturforscher, welche der fällige Dampfer von Hamburg bringen sollte, als auf die eisernen Oefen, die er von der Admiralität erbeten und die das erwartete Kanonenboot „Albatros", wie er hoffte, für ihn an Bord haben würde. Die Expedition traf noch an demselben Tage mit dem Dampfer „Rio" ein und ich hatte das Vergnügen, die Mitglieder derselben zu begrüßen und mich an dem frischen Muthe, mit welchem sie ihrer einjährigen Welteinsamkeit entgegengingen, zu freuen. Ich hoffe, daß auch die zweite Sehnsucht des trefflichen Kommandanten sich erfüllt haben wird.

Die Fahrt von Montevideo nach Rio de Janeiro ist gut verlaufen; die „Patagonia" machte die 1030 Seemeilen in der Zeit vom 5. Juli Mittags bis 9. Juli Mittags in etwa 90 Stunden; wir hatten heiteren Himmel, aber bewegte See, die manche Spritzwelle bis auf das oberste Deck warf. Die hauptsächlichste Ladung waren lebendige Hammel, die von Montevideo auf den Markt nach Rio de Janeiro geschickt wurden; sie hatten, da sie auf einem unbedachten Theile des Hinterdecks befördert wurden, von den Wellen, die überschlugen, viel zu leiden, trugen es aber nach ihrer Art mit Sanftmuth und Geduld. Auch einen Gefangenen hatten wir an Bord, der täglich an die frische Luft gebracht wurde; ich sah ihn zuerst an der Seite des Kapitains nach der Brücke gehen, ohne sein gezwungenes Passagierthum zu wissen, und erwiderte, als er mich höflichst grüßte, ebenso seinen Gruß. Er war ein des Mordes angeklagter englischer Matrose, der einen Neger, welcher ihn angeblich angegriffen, mit dem Messer erstochen hatte. Da die That auf einem englischen Schiffe verübt worden war,

wurde er zur Aburtheilung nach England gebracht. Er wurde in einer Kabine verschlossen gehalten, durfte aber eine Stunde täglich heraus und der Kapitain eskortirte ihn, um Berührungen mit den Passagieren und der Mannschaft zu verhüten, persönlich auf die den ersteren nicht zugängliche Brücke.

An einem heiteren Nachmittage gab es plötzlich Feuerlärm, der nicht schlecht in die sorglosen Gemüther schlug; zum Glück war er nur fingirt, um die Mannschaft zu üben und der Tauglichkeit der Löschgeräthe sicher zu sein. Der Kapitain hatte vorher eine Andeutung gemacht, um die Passagiere nicht zu erschrecken. In der That hatte aber einige Tage vorher ein ernsthafter Brand stattgefunden, dessen Umsichgreifen nur durch einen glücklichen Zufall verhütet worden war, so daß die Signale durch eine wirkliche Gefahr veranlaßt sein konnten. Doch verlief die Sache harmlos und nur mit einigem Schabernack, den die Mannschaft sich gegenseitig anthat.

Der 9. Juli war ein Sonntag und ein wirklicher Sonnentag, kein Wölkchen am Himmel und ruhige Luft. Schon des Morgens gegen 7 Uhr kam die brasilianische Küste in den höchsten Linien spitzer, zackiger, zerrissener Berge in Sicht, auf denen, als wir der Küste näher kamen, die Umrisse von Palmen erkennbar wurden. Tief am Horizonte tauchte das Wahrzeichen von Rio de Janeiro, der Zuckerhut, paõ d'assúcar, auf, dann ein anderer charakteristischer Berg, der Tafelberg, Gaviá, abgeflacht wie ein Riesentisch, der auf der Höhe breiter erschien als weiter unterhalb; neue Berge in stets sich verschiebenden Profilen traten hinzu; es war schon aus der Ferne ein Bild voll von Wechsel und von jenem eigenthümlichen Reize, den die Annäherung an eine fremde Küste, gleich der Entschleierung eines Geheimnisses, stets bietet.

Indessen dauerte es fast noch vier Stunden, ehe wir an den Eingang der Bay, welche nach Rio de Janeiro benannt ist, gelangten. Einige felsige Eilande, von denen das am

meisten nach Norden vorgeschobene (Raza) einen Leuchtthurm trägt, liegen wie ausgestellte Schildwachen ihr vor. Die Einfahrt, welche, von Klippen und Untiefen frei, stets tiefes Wasser hat, ist etwa eine Mile breit; sie liegt zwischen zwei Inseln Pay und May (Vater und Mutter) und wird dann auf jeder Seite von Granitfelsen eingefaßt, die kahl und glatt zum Wasser abfallen. Auf beiden Seiten des Eingangs ist sie durch Forts geschützt; andere Befestigungen liegen weiter nach innen, im engsten Theile zur Linken die Batterie des Lagé, ein viereckiges Fort auf einem niedrigen, nackten Felsen, an welchem das Wasser sich stets mit Heftigkeit bricht, bei stürmischem Wetter mit solcher Gewalt, daß es über die Mauern des Forts schlägt, auf der rechten Seite das sehr starke Fort von Santa Cruz, ebenfalls auf einem Felsen, um den herum aber das Wasser von großer Tiefe ist. Auf dem linken Ufer springt die Halbinsel vor, welche zum Paõ d'Assúcar sich erhebt; sie hängt mit dem Lande nur durch einen schmalen Rücken zusammen, in welchem der Berg, der nach der Wasserseite schroff und steil abstürzt, so daß er unnahbar scheint, nach der Landseite sich etwas sanfter abdacht, immerhin noch steil genug, um nicht leicht zugänglich zu sein. Eine ähnliche Felsbildung liegt gegenüber auf dem rechten Ufer, sie tritt aber nicht in gleicher Isolirung aus dem Lande hervor Hat das Schiff diese beiden gigantischen Pfeiler des Eingangthores passirt, so weitet sich die Bay in einem Rundbilde, dessen Schönheit und Großartigkeit in der That überraschend sind, auch wenn die darauf gerichteten Erwartungen hoch gespannt waren. Die Bay erstreckt sich von Ost nach West, greift aber etwas weiter, als sie in dieser Richtung reicht, nach Norden aus. Auf ihrem Südufer, das vielfach eingebuchtet ist, liegt Rio de Janeiro in unmittelbarem Anschlusse an die Landenge, durch welche der Pão d'Assúcar mit dem Lande verbunden ist. Es breitet sich auf einer Halbinsel über Hügel, die nahe an das Wasser treten und von so

mäßiger Höhe sind, daß sie mit Gebäuden und Gärten bedeckt werden konnten. Die Hebungen und Senkungen des Terrains machen die Lage der Stadt ausnehmend malerisch. Die Kirchen auf den Höhen, die hell blinkenden Häuser, die sich an die Buchtungen des Ufers schmiegen oder die Flanken der Hügel erstiegen haben, zwischen ihnen die ganze Fülle tiefgrüner Gebüsche und Bäume, welche unter diesem Himmel der winterlichen Ruhe nicht bedürfen, alles vereint sich über der hellgrünen Fluth, die sich in leichter Brandung an dem vielgestaltigen Ufer bricht, zu einem wunderschönen Gesammtbilde. Und darüber hinaus schweift der Blick zu dem wunderlich gekrümmten Rücken des Corcovado, an dessen südöstlichem Ende ein kahler, massiger Fels sich aufreckt wie der Hals und Kopf eines versteinerten Ungeheuers, oder nach den schlucht- und waldreichen Höhen der Tijuca, die in vielzackigen Linien als Vormauer anderer Bergketten im Südwesten der Stadt sich aufbaut.

Ueber den Bergen, die im Westen der Bay den Horizont begrenzen, liegen helle weiße Wolkenballen, Frühnebel, welche die Sonne aufgezogen hat und welche nun glänzend wie Silber in luftiger Höhe warten, bis sie am Abende wieder niedersteigen werden. Im Norden ragen die bizarr gestalteten Zacken des Orgelgebirges auf und die waldige Serra, hinter welcher Petropolis liegt. Das Auge weiß nicht wo es rasten soll; es ist ein Schwung der Linien, eine Gluth der Farben, eine Fülle des Lichtes und Glanzes, die in ihrem Zusammenwirken etwas Berauschendes haben.

Das Schiff, welches, nachdem es im Bogen aus der Einfahrt gefahren war, sich dem Hafen gegenüber außen in der Bay halten mußte, um die Hafenvisite zu erwarten, gab den besten Standpunkt für die Betrachtung, und es wurde den Hafenbeamten dieses Mal gern verziehen, daß sie längere Zeit warten ließen.

Nicht ganz so glänzend wie die Außenseite ist, wie ich jetzt nach längerem Aufenthalte berichten kann, das Innere der

Stadt. Sie ist eine fürstliche Residenzstadt, die einzige auf beiden amerikanischen Kontinenten, allein mehr dem Namen nach, als in der äußeren Erscheinung. Der Kaiser Dom Pedro, den seine gelehrten Neigungen fürstlichem und militairischem Gepränge abhold machen, hält in der heißen Jahreszeit, d. h. durch den weitaus größten Theil des Jahres in dem vier Stunden von der Hauptstadt entfernten Petropolis Hof und verbringt in Rio de Janeiro nur die Wintermonate. Er wohnt hier in einem sehr bescheidenen, einstöckigen Hause, das gänzlich schmucklos ist und so langweilig aussieht, als wäre es die Residenz des Rechnungshofes. Die Hauptstadt gilt so wenig als seine eigentliche Residenz, daß die meisten der auswärtigen Gesandten, zu denen jedoch der deutsche Minister nicht gehört, in Rio de Janeiro keine feste Wohnung haben, sondern hier während des kaiserlichen Aufenthalts in Gasthöfen Wohnung nehmen. Außer der Qualität der fürstlichen Residenz hat Rio die der einzigen Großstadt unter den Tropen, welche an der See liegt, und diese Eigenschaft wird auf Schritt und Tritt kund. Wo man auch in der Stadt geht, ob auf den Straßen, welche sich längs der Bucht an der Küste hinziehen, ob auf den Hügeln, welche sich hinter dem Uferstreifen erheben, überall blinkt, oft ganz unerwartet, ein Schimmer des Meeres herein und überall tauchen zwischen den Häusern und Straßen die schlanken, hohen Stämme der Königspalme auf oder die rothen Blüthen der Euphorbia oder die wunderlichen Laubmassen des Regenschirmbaumes.

Die Lage der Stadt an dem schmalen Küstensaume schließt eine Breitenentwicklung aus und hat sie genöthigt, sich in der Länge auszudehnen. Nur im älteren Theile der Stadt schiebt sich zwischen die Morros do Senado und do San Antonio im Osten und den Morro da Providencia im Westen eine etwas breitere Fläche, auf der sie sich auch in die Tiefe ausgedehnt hat und in deren Verlängerung die Eisenbahnen, welche nach dem Innern führen, Platz gefunden haben. Diese

alte Stadt, an welcher der eigentliche Hafen liegt, ist der Theil, wo sich die Geschäfte koncentriren; sie hat meist enge Straßen mit hohen an einander schließenden Häusern, eine Bauart, zu welcher der hohe Preis des Bodens, der zur Ausnutzung drängt, und das Bedürfniß des Schattens geführt haben mag. Die Bauart der älteren Häuser entspricht der portugiesischen Sitte, die von der spanischen, welche in Südamerika sonst vorherrscht, wesentlich verschieden ist. Im Erdgeschoß liegt meist ein Waarenraum, der durch zwei hohe Thüren Licht empfängt; eine dritte Thür führt zum Hausflure und an die Treppe, welche im rechten Winkel aufsteigt und die Stockwerke in zwei Abtheilungen theilt, von denen in der Regel die vordere eine Sala und eine Alkoba (Alkove), die hintere die gleichen Räume, aber in umgekehrter Lage, enthält. Die letzteren dienen als Schlafräume, in denen, wie Ortskundige sagen, Alles durcheinander schläft, auch die Sklaven. Abends werden die Häuser der Sitte nach dicht geschlossen, so daß möglichst wenig Luft Zutritt findet. In den neueren Stadttheilen ist diese Bauart verlassen, und sind die Häuser meist im modernen europäischen Geschmack gebaut und eingerichtet. Dies gilt namentlich von den Quartieren, die sich östlich von der älteren Stadt der Küste entlang nach dem Paõ d'Assúcar hinziehen, wie der Praja de Flamengo und der Praja Botafogo. Die Landhäuser in den Vorstädten liebt man auf starken, sehr massiven und weit vortretenden Untermauerungen, welche Gärten tragen, zu errichten.

Bei der eigenthümlich gestreckten Lage der Stadt haben die Pferdebahnen ähnlich wie in Valparaiso günstige Aufnahme gefunden und sind ebenso ausgedehnt wie sie umfassend benutzt werden. In der älteren Stadt hat allerdings die Enge der Straßen ihre Zulassung sehr beschränkt; sie sind aber doch von Osten her bis zur Rua do Ouvidor, die im gewissen Sinn, wenngleich nicht räumlich, als das Centrum der Stadt bezeichnet werden kann, vorgedrungen. In ihr sind die zahl=

reichsten und prächtigsten Kaufläden, die elegantesten Kafés, die vornehmsten Geschäfte. Da sie sehr schmal ist, dürfen Wagen darin nicht fahren. Dieser Umstand mit dem erst genannten macht sie zu einem Sammelpunkte des Verkehrs und zugleich zu einem beliebten Spazierwege für Flaneurs aller Art. Besonders lebhaft ist es in ihr um die Mittagszeit, in welcher die vornehme Damenwelt an der Promenade Theil nimmt. An der Ecke zumal, wo der Tramway von Osten her endet, ist ein nimmer rastendes Drängen und Treiben.

Die Tramways sind überall nur eingeleisig, so daß an bestimmten Stellen Geleise zum Ausweichen gelegt sind; gleichwohl sind Hemmungen selten, und es wird zum Ein- und Aussteigen nach Belieben der Passagiere angehalten. Da die Wagen von allen Seiten offen und niedrig sind, so daß von und zu jeder der quer stehenden Bänke nach beiden Seiten hin ein- und ausgestiegen werden kann, entsteht dadurch nur wenig Zeitverlust. Die Wagen werden von Maulthieren gezogen und je von einem Kondukteur begleitet. In den Hauptstraßen folgen sie einander in Zeiträumen von drei Minuten, auch bei Nacht, mit Ausnahme der Stunden von 2—4, in welchen stündlich nur ein Wagen geht. Die Tramways werden von allen Ständen benützt; das Fahren in Miethswagen ist wegen des durchgängig schlechten Pflasters unangenehm und kostspielig, wogegen die Tarife des Tramway mäßig sind; das Fahrgeld beträgt nach Maßgabe der Entfernung nur 200 oder 400 Milreis (0,20 beziehentlich 0,40 Mark). Da sie gegen die Sonne durch Vorhänge geschützt werden und luftig sind, ist das Fahren darauf sehr angenehm, zugleich sehr geeignet, um die Bevölkerung kennen zu lernen.

Eine sehr starke Beimischung derselben bilden die Neger und Mulatten, die sich im öffentlichen Verkehre mit dem Anspruche voller Gleichberechtigung geltend machen. Dies gilt besonders von den schwarzen Damen, die mit dem wirrsten Woll-

köpfe auf den Schultern dieselbe Rücksichtnahme fordern, die Frauen der vornehmen Stände erwiesen wird. In dieser Beziehung liegt eine große Höflichkeit in der Sitte, mehr als selbst in den Vereinigten Staaten, die sich auf den Tramways darin äußert, daß Männer stets aufstehen, um ihren besseren Platz einer Frau einzuräumen. Bemerkbar ist auch hier die Vorliebe der Schwarzen für helle Farben in der Kleidung und für blendend weiße Wäsche. Uebrigens mindert sich die Zahl der Neger von reiner Abstammung bei dem Mangel frischer Zufuhr stetig; das Verhältniß stellt sich zur Zeit etwa so, daß ein schwarzes Gesicht auf fünf weiße oder farbige kommt. Unter den Negern reiner Abstammung bilden die sogenannten Minasneger eine besondere Gruppe. Sie fallen auch dem Fremden bald auf durch ihre hohen, kräftigen Gestalten und den gutmüthigen Ausdruck des Gesichts. Sie sind Muhamedaner, heirathen nur unter einander und gelten als zuverlässig und ehrlich. Durch die letzteren Eigenschaften empfohlen werden sie in den kaufmännischen Geschäften gern als Lastträger verwendet, zumal in den großen Kafespeichern. Es sind viele Greise mit weißem Wollhaare darunter, denen aber das Alter die Kraft nicht gemindert hat. In den Arbeitspausen beschäftigen sie sich mit dem Flechten von Palmenblättern, die zu groben Hüten geformt werden. Geht man um die Mittagszeit durch die Rua de Alfandega oder die Rua dos Ourives, so sieht man sie mit der leichten Handarbeit emsig beschäftigt in den Thüren der Magazine sitzen. Zu häuslichen Arbeiten dagegen sind sie nicht brauchbar, weil sie die Unabhängigkeit lieben. Auch die Frauen sind durch stattliche Gestalt und anständiges Wesen ausgezeichnet. Sie sind die Herrinnen des Gemüse- und Fischmarktes, auf dem man sie in der ganzen Pracht ihres Wesens studiren kann. Nicht ungestraft, wie ich selbst erfahren habe. Als ich eines Morgens den Markt besuchte, der an tropischen Früchten, an Vögeln und Affen und anderem Seegethier das Bunteste und Wunderlichste

zur Schau bringt, was ich je gesehen oder mir vorgestellt habe, machte mich mein Begleiter auf ein besonders prächtiges Exemplar von Minasnegerin aufmerksam, die zwischen Haufen von Gemüse und Früchten thronte; ich folgte der Weisung, jedoch nicht vorsichtig genug, um nicht bemerkt zu werden. Halb heiter, halb geärgert rief sie herüber: „Bitte, grüßen Sie von mir ihre Frau Gemahlin", und so hatte ich mein Theil. Uebrigens bewahren die Minasneger ihre Stammessprache und reden sie unter einander ausschließlich.

Die Tramways, die hier den eigenthümlichen Namen Bondos führen, weil die Zinsen der von den Unternehmern ausgegebenen Obligationen (Bonds) so prompt gezahlt werden, daß sie den in Gold verzinslichen Regierungsbonds gleich geachtet werden, dehnen ihre Fahrten auch weit in die Vorstädte aus, im Osten nach dem botanischen Garten, im Westen nach Santa Teresa und der Tijuca und nach den weiteren Vororten, in welchen die Stadt sich längs der Eisenbahn von Dom Pedro II. fortsetzt.

Eine Perle von Schönheit ist der botanische Garten, der hinter der Praja von Botafogo unterhalb des Corcovado liegt. Umsichtige Leitung wirkt mit der Gunst des Klimas zusammen, um ihn für den Botaniker ebenso lehrreich wie als Spazierweg angenehm zu machen. Die einzelnen Pflanzen der Tropen sind in große Gruppen zusammengestellt, welche vergegenwärtigen, wie ihr Vorkommen in der Natur erscheint. Von ganz besonderer Pracht ist eine Allee von Königspalmen, die von dem Eingange aus sich quer durch den Garten zieht; ihre schlanken, hellgrauen Stämme, alle von annähernd gleicher Höhe, überragen, obwohl erst vor 30 Jahren gepflanzt, alle Bäume des Gartens, ein grün bekrönter Säulengang, dessen Ende das Auge nicht absieht.

Mit der Tijuca, einem anderen Glanzpunkte der Umgebung, machte mich die Güte des deutschen Konsuls bekannt, der hier seit

länger als 20 Jahren lebt und ebenso viel Sinn für die Schönheit der Natur als Freude daran hat, sie dafür empfänglichen Gemüthern zu zeigen. Er hatte mich schon nach Santa Teresa hinauf geleitet, das auf einem der westlichen Hügel liegt und von wo eine gute Uebersicht über die Altstadt und ihre westlichen Erweiterungen sich bietet; es war dies aber nur ein Vorspiel zu der Tijuca.

Diesen indianischen Namen führt ein Bergzug im Südwesten der Stadt, der auch Serra da Lagunas heißt, und dessen stark zerklüftetes und an krausen Linien reiches Profil das Auge schon bei der Einfahrt von der Bay aus fesselt. Wir fuhren am Vormittage eines klaren und milden Tages hinaus, zunächst mit dem Bondo durch die Vorstadt an schönen Landhäusern entlang, die in grüne Gärten gebettet waren. Eines der umfangreichsten und bestgelegenen wurde als der Sitz eines Brasilianers, dem der größte Theil der Grundstücke in der Gegend gehört, und der darin und auch sonst einen unerschöpflichen Reichthum besitzt, bezeichnet; als Gegengewicht gegen das Uebermaß desselben haben ihm die Götter das Mißtrauen gegeben; er traut Niemandem, selbst seinen Kindern nicht und läßt in der Nacht einen Sklaven auf seiner Thürschwelle schlafen, um nicht überfallen zu werden.

Ein Seitenstück zu dieser Kompensation, welche das Schicksal vollzieht, bildete ein Stück unseres Weges, dessen dem Auge gefällige Reize durch eine peinliche Prüfung des Geruchsinnes aufgewogen wurden. Wir fuhren eine Strecke an einem Kanale entlang, der ohne Gefälle und Abfluß ein stagnirendes Gewässer enthielt, dessen Gestank die Erinnerung an die besten Leistungen der Panke oder des Kupfergrabens an einem schwülen Sommerabende wach rief. Die Ausdünstungen der nahen Gasanstalt und des großen Schlachthauses flossen mit denen des Kanals zu einem teuflischen Mißgestanke zusammen, der die Luft

gründlich verdarb und auf die Gesundheitsverhältnisse der Umgebung verderblich wirken muß.

Die Bonds hörten auf, wo die Steigung des Terrains begann; von da ab fuhren wir in einem offenen, mit vier Maulthieren bespannten, Wagen weiter auf einer vortrefflich angelegten und gut gehaltenen Straße, die in zahlreichen Windungen sich an den Lehnen des Bergzuges hinaufzieht. Jede der Windungen bot ein neues Bild in der Nähe wie in der Ferne. Von den steilen Hängen glitten zahlreiche, schmale Wasserfälle abwärts, deren Feuchtigkeit das grüne Kleid der Bergwände frisch hielt. Aus den dichten Laubmassen hoben sich die charakteristischen Kronen der Brodfruchtbäume, dann Embaubas mit hellgrauen Stämmen und silberweißen Blättern, auch die Osterbäume (Flor de Queresma), von denen einzelne noch verspätete Blüthen trugen, große Blumen von röthlich-blauer Farbe, die sie über und über bedeckten und die aus dem tiefen Grün der Laubbäume wie Lichter glänzten.

Die Ortschaft Tijuca besteht vorwiegend aus Landhäusern, welche Familien aus Rio in der heißen Jahreszeit bewohnen, und aus einem Hôtel, das, von einem Schweizer trefflich gehalten, im Sommer zu längerem Aufenthalte viel besucht wird. Die Schönheit seiner Lage und Umgebung macht dies erklärlich wie andererseits der lebhafte Verkehr auch die modernen Mittel desselben, Gas und Telegraphen, ja selbst das Telephon, bis hinauf in das stille Thal nach sich gezogen hat. Ein besonderer Schmuck der Anlage ist eine Reihe hoher Königspalmen, die dem Hauptgebäude vorsteht; erst vor etwa 20 Jahren gepflanzt, haben sie bereits eine Höhe von mehr als 50 Fuß erreicht. Hier in dem Dickicht immergrüner Pflanzen, die überall in unbezwingbarer Fülle sich drängen, haben sie in Wuchs und Haltung etwas wirklich Königliches. Ringsum sind Spazierwege in den Wald gelegt, davon der vergnüglichsten einer zu Bädern

in einer Schlucht des Berges, die aus dem kleinen Flusse, der letztere durchfließt, gespeist werden; große Bassins von Stein, in welchen frisches Wasser stetig zu= und abfließt, mit keiner anderen Decke als dem Himmel, der durch die Baumkronen leuchtet, und keinen Wänden, außer den Bambusgruppen, deren stammartige Halme mit den sanft geneigten Blättern sich zu hohen Arkaden wölben.

In dieser kühlen Jahreszeit war es still um das Hôtel White, aber doch ausnehmend schön; die Luft war rein und mild, am Himmel droben bildeten sich kleine Wölkchen, die, kaum gebildet, wieder zerflossen, Schmetterlinge schaukelten sich auf den Blüthen der Mariposa, das grüne Laub zitterte und bewegte sich leise in der Mittagssonne: ich kann mit meinen armen Worten die Lieblichkeit und den Reichthum der Natur in dieser Stunde nicht wiedergeben, aber ich wünschte wohl, daß Du sie selbst einmal schauen und ihren Zauber empfinden könntest.

In den ersten Nachmittagstunden ritten wir nach einem höher gelegenen Punkte, einem einsamen Wärterhause auf einem Vorsprunge des Gebirges, von welchem sich eine entzückende Aussicht über das Land bot. Im Vordergrunde die walddbedeckten Abhänge der Serra, auf denen wir herauf gekommen waren, weit unten die Stadt und darüber die Bay, hinaus bis an den Ocean, dessen Spiegel am Horizonte aufblitzte, ein so herrliches Panorama, daß die Erinnerung daran manche dunkle Stunde im Leben erhellen kann.

Außer diesen näheren Ausflügen habe ich deren einige in größere Entfernungen gemacht, nach Petropolis, nach Nova Friburgo und Cantogallo in der Provinz von Rio de Janeiro und nach Ypiranga am Parahyba in Minas Geraes.

Petropolis ist als Sommerresidenz des Kaisers ein Stück von Rio de Janeiro und wird in der heißen Zeit auch von solchen gern bewohnt, die nicht die Pflicht gegen den Hof dort=

hin zu gehen nöthigt. Seine Höhenlage über dem Meere (817 Meter) und seine als gesund bekannte Luft machen es zu einer beliebten Sommerfrische und es wird um so mehr besucht, als Rio der Gesundheit günstige Verhältnisse nicht hat.

Die Fahrt von Rio nach Petropolis, bei welcher Dampfschiff, Eisenbahn und Diligence in einander greifen, nimmt zur Zeit etwa vier Stunden in Anspruch, wird aber dadurch erleichtert, daß die Unternehmer der verschiedenen Beförderungsmittel in Verbindung stehen und direkte Billets, welche die Ueberkunft sichern, ausgeben.

Die Fahrt über die Bay richtet sich nach dem Rio gegenüber liegenden Porto de Mauá; sie ist zu allen Zeiten vergnüglich, und selbst der Regen kann sie nicht alles Reizes entkleiden. Als ich überfuhr, lag die Wasserfläche glatt und still im Scheine der Mittagsonne, nur an den Inseln, die darüber hingestreut sind, in leichter Brandung sich brechend. Diese Inseln sind theils vereinzelte Klippen, mit Gebüsch bedeckt, soweit die Fluth sie nicht erreicht, theils größere Eilande, meist von Fischern bewohnt, aber auch mit wohnlich aussehenden Landhäusern besetzt, in welchen die Abgeschiedenheit wohl zu ertragen sein mag. Auf der größten der Inseln, der Isla de Gobernador, liegen zahlreiche Kalkbrennereien, welche die Schalen einer in der Bay sehr häufigen Muschelart verarbeiten. Fährt man über die Bay, so kann man die Boote sehen, welche mit dem Fange beschäftigt sind; sie sind mit halbnackten Negern bemannt, welche mit langen Stangen, an deren unterem Ende eine zangenartige Vorrichtung ist, die Muscheln von dem Gesteine brechen und dann bergen.

Je mehr das Schiff sich der nördlichen Küste näherte, um so klarer wurden die Linien der Bergzüge, welche den Horizont begrenzen, vor allem die grotesken Zacken des Orgelgebirges, die senkrecht nebeneinander stehen und in der Richtung der Fahrt gesehen, den Flossen auf dem Rücken eines Riesenfisches glichen. Eine davon hat der Volksmund den Finger

Gottes getauft. Dagegen verloren auf der anderen Seite die bizarren Gestalten des Zuckerhutes und des Corcovado ihr dunkles Blau und wurden von dem hellen Duft der Ferne überhaucht.

Nach etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden landete der Dampfer in Mauá, wo der Eisenbahnzug bereit stand. Die Bahn führt über ein flaches, von Sümpfen durchsetztes Terrain, das Vorland vor der Serra, bis an welche sie reicht. Die Vegetation ist in Folge der Feuchtigkeit des Bodens sehr üppig. Man fährt zwischen dichten, grünen Wänden, die aber riesiges Unkraut sind; nur Maniokwurzeln, die mit dem schlechtesten Boden vorliebnehmen und welche der niederen Bevölkerung das Brod ersetzen, sowie kümmerlich aussehendes Zuckerrohr sind als Nutzpflanzen erkennbar; um so reichlicher erzeugt der Boden Fieber. Auf den Stationen sieht man deshalb nur wenige weiße Gesichter, sondern fast ausschließlich Neger, welche dem Fieber weniger ausgesetzt sind. Die Eisenbahn, welche nur 11 Miles lang ist, hat den Ruhm die erste zu sein, welche in Südamerika gebaut worden ist. Sie wurde von einem Privatmanne im Anfange der fünfziger Jahre hergestellt und zwar wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Terrains mit großen Kosten. Seit Petropolis in Aufnahme gekommen, ist sie rentabel geworden und gibt eine jährliche Dividende von 10 Prozent. Alle Bauten und Betriebsmittel sind allerdings von großer Einfachheit. Ihre Fortsetzung über das Gebirge unter Anwendung des Systems der Rigibahn ist projektirt und bereits in Angriff genommen; durch die Vollendung würde der Weg um zwei Stunden abgekürzt werden. Zur Zeit muß die zweite Hälfte desselben noch mit Carros zurückgelegt werden, luftigen Wagen, die unseren Postomnibus ähneln und von 4—5 Maulthieren gezogen werden. Sie gehen alsbald nach Ankunft des Eisenbahnzuges ab und streben in rascher Fahrt die Kunststraße aufwärts, die sich in vielen Schleifen und Windungen an der

Serra hinaufzieht. Der Bau der Straße muß sehr kostbar gewesen sein, da sie auf langen Strecken durch massive Mauern hat gestützt werden müssen; auch ihre Unterhaltung macht Schwierigkeiten, da der Regen zerstörend wirkt und die steilen Lehnen, an welchen entlang sie geführt ist, zu Erdrutschen neigen. Nicht minder feindselig ist die Ueppigkeit der Vegetation, die aus dem Bergwalde übergreift und an dessen Saum längs der Straße ständig unter der Scheere gehalten werden muß.

Die Fahrt dauerte über zwei Stunden und war äußerst angenehm durch die zunehmende Kühle der Luft und die schönen Rückblicke auf die tiefer liegenden Berge sowie die Bay von Rio, welche bei jeder neuen Wendung der Straße in stetem Wechsel und unter wachsender Erweiterung des Gesichtskreises sich aufthaten.

Petropolis war zur Zeit still, da die vornehme Gesellschaft dem Hofe nach Rio gefolgt ist; nur englische Familien, der Gesandte an der Spitze, hielten aus und mit Recht, da Luft und Vegetation auch im Winter herrlich sind. Im Garten vor dem Fenster meines Zimmers im Hôtel Dowels stand ein Kamelienbaum in voller Blüthe. Die Nächte werden zwar etwas kühl, aber Frost ist auch im Juli, der unserem Januar entspricht, trotz der Höhe nicht zu fürchten.

Ich hatte Empfehlungen an den Pfarrer der deutschen protestantischen Gemeinde, der, von dem Oberkirchenrath in Berlin gesendet, seit länger als zehn Jahren hier als Seelsorger wirkt. Ich lernte an ihm einen frischen, trefflichen Mann von gesundem Freimuthe kennen, der die Anweisung auf seine Unterstützung mit der größten Bereitwilligkeit honorirte, indem er mich mit den Verhältnissen des Ortes und mit der Umgebung bekannt machte.

Petropolis liegt in einem weiten Thale an dem Ufer eines Baches, der wie die Oos in Baden-Baden, in gemauerte Ufer gefaßt und von zahlreichen Brücken überspannt ist. Baum-

reihen auf beiden Seiten, vornehmlich Weiden und Magnolien überschatten wohlgehaltene Promenaden. Die Straßen sind breit, sauber, mit Trottoirs und Gasbeleuchtung ausgestattet, wie sich dies für eine kaiserliche Residenz ziemt. Etwas vernachlässigt dagegen erscheint der große Garten, in welchem das geräumige, aber schmucklose, Palais des Kaisers liegt, wohl nur in Folge der Abwesenheit des Gebieters. Andere hervorragende Gebäude sind nicht vorhanden, dafür zahlreiche, geschmackvoll angelegte Landhäuser in blühenden Gärten, die den Ort als zur Erholung und zum Vergnügen bestimmt charakterisiren.

Ursprünglich war im Thale nur eine Facenda (das portugiesische Wort für Hacienda = Landgut) des Kaisers, der den Plan faßte eine Straße nach Rio zu bauen und zu diesem Zwecke deutsche Arbeiter aus der Rheingegend verschreiben ließ. Als die Arbeiter da waren, wurde aus irgend welchen Gründen das Bauprojekt aufgegeben und der Kaiser beschloß die Arbeiter um die Facenda anzusiedeln. So ist Petropolis eine deutsche Kolonie geworden. Es hat diesen Charakter auch insoweit bewahrt, als die deutsche Sprache nach Möglichkeit festgehalten und für die deutschen Kolonisten und deren Familien die Verkehrssprache geblieben ist. Wie lange sie es bleiben wird, steht dahin. In neuerer Zeit besteht der Zuzug vornehmlich aus Portugiesen und, wenn diese auch mit Vorliebe zu Ehefrauen deutsche Mädchen nehmen, weil diese für häuslich und arbeitsam gelten, so wird sich doch beim Mangel an Nachschub aus Deutschland die deutsche Sprachinsel auf die Dauer nicht halten können.

Gegenwärtig noch wird die Zahl der Deutschen und Deutschredenden in Petropolis und dessen Umgebung auf 3 bis 4000 angenommen. Sie sind meist Tagearbeiter mit kleinem Grundbesitze oder Handwerker. Ackerbau wird wenig von ihnen betrieben, weil das dafür geeignete Land fehlt. Roggen und Hafer werden nur zu Futter gebaut, dagegen ist das Halten

von Milchkühen möglich und profitabel. Der Preis des Grund und Bodens in der Nähe der Stadt steht durchschnittlich auf 50 Milreïs für 5000 Quadrat Brazas (413 Mark für den Hektar). In der Stadt ist er nach der Lage theurer.

Die Bevölkerung des ganzen politischen Distriktes Petropolis, der sich, wie dies die Regel ist, mit dem kirchlichen deckt, beträgt etwa 6000, so daß die deutschredenden Bewohner mehr als die Hälfte derselben ausmachen. Etwa zwei Drittel der letzteren sind katholisch, ein Drittel ist protestantisch und zwar sind in etwa 140 Familien beide Gatten protestantisch, in etwa 60 sind die Ehen gemischt. Daß die deutsche Sprache sich erhält, ist wesentlich das Verdienst der protestantischen Gemeinde, welche einen Geistlichen und eine besondere Schule unterhält, an welcher außer dem Geistlichen zwei Lehrer thätig sind. Die Kosten werden durch ein monatliches Schulgeld von 4 Milreïs und durch eine Kirchensteuer aufgebracht, welche für die Familie jährlich 10 Milreïs ausmacht. Auch die Katholiken haben einen deutschredenden Geistlichen, zur Zeit einen Rheinländer wie der protestantische Pfarrer, der aber von dem Staate angestellt und besoldet ist. Ihre Schule ist ebenfalls Staatsschule, jedoch mit einem Lehrer und einer Lehrerin deutscher Zunge besetzt. Aus eigenen Mitteln und auswärtigen Beiträgen haben sie eine Kirche und neuerdings ein Waisenhaus errichtet, dem noch eine höhere Unterrichtsanstalt folgen soll. Die Gehälter der Lehrer beginnen mit 1200 Milreïs und steigen mit der Dienstzeit auf 1500 Milreïs (2400—3000 Mark); nach 15 oder 20jähriger Amtsführung wird Pension in Höhe des vollen Gehaltes gewährt oder bei Fortsetzung des Dienstes Verdoppelung des Gehalts.

Ich machte mit dem freundwilligen Pastor einige Exkursionen, zunächst einen Spaziergang zu einem originellen Einsiedler, der etwa eine Stunde von Petropolis haust, dann einen Ritt durch die benachbarten Thäler. Der Anachoret liebt die

Einsamkeit um ihrer selbst willen. Er ist ein Deutscher, der, in Frankfurt a. M. geboren, in seiner Jugend Offizier, dann Maler war und der nach einem bewegten Leben sich hier in die Stille zurückgezogen hat, wo er mit der Sammlung von Schmetterlingen und anderen Insekten, mit dem Einfangen von Schlangen und dem Zähmen von Affen, wohl auch mit der Malerei sich beschäftigt. Er bewohnt ein kleines Gartenhäuschen von äußerster Einfachheit, sorgt persönlich für seine Bedürfnisse, die auf das äußerste Maß reduzirt sind und erfreut sich in seiner Abgeschiedenheit voller Gesundheit und Zufriedenheit. Wir brachten einige Stunden bei ihm in Betrachtung seiner reichen Sammlungen und in anregender Unterhaltung über dieselben zu; Wein, den er selbst gezogen und gekeltert, war die leibliche Erfrischung.

Die andere Tour war weiter angelegt und wurde deshalb zu Pferde ausgeführt. Sie führte durch die Kolonieen in den Wald, der früher bis an die Stadt Petropolis heran gereicht hat, jetzt aber der Axt des Kolonisten mehr und mehr weicht. Hinaus ging es durch das Ingelheimer, Binger und Worstädter Thal, zurück durch das Nassauer und das Mosel-Thal, so genannt nach der Heimath der Ansiedler, die dort sich niedergelassen haben. Die Ansiedlungen liegen zerstreut; sie bestehen zumeist aus einem Häuschen mit zwei Stuben und einem Stallgebäude unter Schleppdach. Etwas geräumiger sind sie im Mosel-Thal, wo viele deutsche Maurer wohnen. Dort sind vier Fenster und weiße Gardinen dahinter nicht selten; Gemüsegärten und Bananen sind der gewöhnliche Schmuck, seltener Blumen.

Ueber den Wald ist schwer etwas zu sagen, was seinen ewig neuen Zauber voll schildern könnte. Es liegt etwas Ungebändigtes in dieser Vegetation, das wie ein Nachbild der Zeit erscheint, wo die Riesenfarren, aus denen unsere Steinkohlen geworden sind, wuchsen; eine so dichte Wildniß von Stämmen, Unterholz, Baumfarren und Schlinggewächsen, daß morsche

Bäume keinen Raum finden, um zu Boden zu fallen, sondern wie Helden stehend sterben. Die Sonne, auch am Mittage, kann durch dieses Laubgewölbe nur mit einzelnen Strahlen dringen; es ist nicht übertrieben, wenn man von der Nacht des Urwaldes spricht, ebenso wenig, wenn von seiner Undurchdringlichkeit für den menschlichen Fuß, wo nicht Pfade mit der Axt gehauen und frei gehalten werden. Merkwürdig dabei ist, daß die Erdschicht auf den Felsenwänden, über denen er sich erhebt, verhältnißmäßig dünn ist. Die Luft scheint ihn mehr zu nähren als der Boden. Für seine Erhaltung auf so seichtem Grunde ist es wichtig, daß Stürme selten sind. Dagegen sind die Wasserstürze verheerend, die in der Regenzeit von den Bergen niedergehen und ihn in breiten Rinnen abspülen.

Der wackere Pastor hat seine Zeit in Petropolis ausgehalten und sieht seiner Zurückberufung nach der Heimath entgegen, wo ihm eine Pfarre in der Provinz Sachsen in Aussicht steht Mit dem Reiten und dem Urwalde wird bei Halle nichts sein, allein er giebt die Romantik gern hin, um wieder im Vaterlande zu sein.

Mein zweiter Ausflug ging auch nach Norden, aber in etwas verschiedener Richtung. Nach Nova Friburgo zog mich der im Namen sich ausdrückende deutsche Ursprung der Ansiedlung und außerdem die Aussicht, dort und in dem benachbarten Cantogallo die Behandlung des Kafe, der in Brasilien in der Kultur und im Handel die erste Stelle einnimmt, etwas näher kennen zu lernen. Nova Friburgo liegt noch innerhalb der Provinz Rio de Janeiro, aber ebenfalls jenseits der Bay, über die man fahren muß, um in Nicteroy die Eisenbahn zu erreichen. Nicteroy ist die politische Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro, während die Stadt Rio de Janeiro die Hauptstadt des Reiches ist, beiläufig mit der Besonderheit, daß der Reichsfiskus die Steuern der Stadt vereinnahmt und dagegen auch die Ausgaben, welche durch die städtischen Einnahmen

nicht gedeckt werden, nach deren Feststellung durch den Reichsetat bestreitet. Nicteroy liegt auf der nordöstlichen Seite der Bay von Rio de Janeiro und ist durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit der Reichshauptstadt verbunden; die Eisenbahn, deren Züge Anschluß an die Schiffe haben, gehört der Provinz. Sie ist schmalspurig und wird bis Macuco mit Lokomotiven befahren, auf der Zweigbahn nach Cantogallo als Tramway. Mit einer anderen Linie ist sie bisher nicht verbunden.

Das Wetter war dieses Mal bei der Abfahrt nicht günstig. Ein heftiges Gewitter, das in der Nacht über Rio niedergegangen war, tobte sich in einem Frühregen aus, dessen dicke Tropfen polternd an die Fenster schlugen; er begleitete mich auch auf der Fahrt über die Bay, die schon um sechs Uhr angetreten werden mußte, erstreckte aber seine Herrschaft nicht über dieselbe hinaus. Die Eisenbahn steigt bis zur Station Cachoeiras (73 Kilometer), die in etwa zwei Stunden erreicht wird, nur mäßig durch das Vorland; von dort muß sie die Serra da Boãvista, einen der Gebirgszüge, welche das Land zwischen der Küste und dem Parahyba füllen, überwinden. Sie gewinnt die Höhe, indem sie in dem Thale des der Bay von Rio de Janeiro zufließenden Rio Mocacu mit starker Steigung sich aufwärts hebt, unter Anwendung einer dem Fell'schen System entsprechenden Einrichtung, bei welcher horizontal liegende kleine Räder an eine zwischen den beiden Geleisschienen liegende erhöhte Mittelschiene seitlich andrücken und so die Reibung verstärken. Die Scheitelhöhe, welche die Wasserscheide bildet, liegt etwa 1000 Meter über dem Meere. Jenseits hat die Bahn wiederum ein Flußthal zum Absteigen benützt, das des Rio San Antonio, der dem Rio Grande und mit diesem dem Parahyba zufließt und an welchem Nova Friburgo etwa 4—500 Fuß unter jener Höhe liegt. Die Verschiedenheit der Lage hatte sich auf der Höhe durch einen dichten Nebel bekundet, der jede Aussicht abschnitt; auch die Vegetation hatte

des tropischen Gewandes sich entkleidet, je weiter aufwärts wir gestiegen waren. In Nova Friburgo war es wieder hell und Luft und Pflanzen entsprachen der gemäßigten Zone.

Die Ortschaft, welche den Namen deutschen Klanges trägt, liegt in einem breiten Thale, das bewaldete Höhenzüge einschließen, ausnehmend anmuthig und ist vermöge dieser Lage und der Reinheit der Luft ein im Sommer viel besuchter Luftkurort, zumal seit es durch die Eisenbahn von Rio bequem zu erreichen ist. Es besteht aus einer einzigen, langen, sehr breiten Straße, deren mittlerer Zug mit Gartenanlagen geschmückt und an welcher freundlich saubere Häuser den über die ganze Welt gleichen Habitus der Sommerwohnung erkennen lassen. Den Anstoß zur Geltung des Platzes als Kurort hat ein Deutscher gegeben, der ein gutes Hôtel einrichtete und damit Gäste zu längerem Aufenthalte anzog; auch jetzt noch unter der Verwaltung seines Schwiegersohnes, eines ehemaligen Architekten aus Dresden, wahrt das Haus den erworbenen Ruf.

Der größte Theil des Grund und Bodens gehört dem Vizconde do Nova Friburgo, einem der reichsten Facenderos des Landes, der wegen seiner Verdienste um die Erbauung der Eisenbahn von Nicteroy nach Nova Friburgo geadelt worden ist. Der Adel, beiläufig bemerkt, ist in Brasilien nicht erblich, sondern wird nur persönlich als Anerkennung von Verdiensten um das öffentliche Wohl verliehen. Oefteren Versuchen, ihn käuflich zu machen, hat der Kaiser bisher widerstanden. Der Vizconde besitzt in Nova Friburgo ein reizend gelegenes Châlet mit einem ausgedehnten Parke, der sich weit in eines der Seitenthäler zieht und in welchem gewählter gärtnerischer Geschmack durch Kunst veredelt hat, was die Natur überreich gewährte.

Von der großen Ergiebigkeit des Bodens konnte ich mich durch den Besuch einer Anlage überzeugen, die ein junger, dem Vizconde befreundeter Belgier in der Nähe von Nova Friburgo

begründet hat, eine in großartigem Maßstabe angelegte Gemüsegärtnerei. Sie zieht sich auf beiden Seiten des Baches etwa ein Kilometer lang und verspricht außerordentliches Gedeihen; alle europäischen Gemüse wachsen und reifen das ganze Jahr hindurch: Kohl, Karotten, Rüben, Zwiebeln, Spargel, Salat, wie in der Nähe von Erfurt, von wo in der That die Sämereien bezogen sind. Der reiche Boden bedarf keiner Düngung; er wird nur durch Ueberrieselung fruchtbar erhalten. Abnehmer sind der Markt von Rio und die Dampfschiffe, welche die Bay befahren. Die natürlichen Vortheile und die Geringheit des Arbeitslohnes (2 Mark per Tag) können bei geschickter Leitung das Unternehmen zu einem recht lukrativen machen. Der Leiter desselben wußte außer von seinen Gemüsen von einer Expedition zu erzählen, die er vor einigen Jahren mit dem Vizconde von Nova Friburgo und mit einer kleinen Armee von Trägern und Bewaffneten in das Innere des Landes an den Rio Dos zu dem Zwecke ausgeführt hatte, neuen Boden für Kafepflanzungen zu finden und zu erwerben. Sie hatten mehrere Monate im Urwalde gelebt, wo noch nie zuvor Weiße gewesen waren, und dieser Urwald, bisher nur von wilden Indianerstämmen durchstreift, lag, was das Merkwürdigste, nicht weiter als etwa 3 Breitengrade nördlich von Rio de Janeiro und 27 Leguas westlich von dem Hafen von Victoria an der atlantischen Küste.

Von den alten deutschen und schweizer Kolonisten, mit welchen Nova Friburgo zuerst besiedelt worden ist, sind nur noch wenige vorhanden. Die ersteren kamen von Kirn an der Mosel und hatten, wie ich demnächst in Cantogallo des Näheren erzählen hörte, im Anfange außerordentlich schwere Schicksale. Sie waren von einem Dr. Kretschman angeworben worden, mit ihnen der Pastor Sauerbrunn, der als Geistlicher der neuen Gemeinde vorstehen sollte. Es waren ihm 2000 Gulden als Gehalt und die Kosten der Einrichtung zugesichert worden.

Als er nach einer Reise von 160 Tagen ankam, erhielt er zur Einrichtung nichts und als jährliches Gehalt 200 Milreïs (400 Mark). Den Kolonisten, welche die Kosten der Ueberfahrt selbst bezahlt hatten, wurde das versprochene Land nicht übergeben unter dem Vorwande, daß es noch nicht vermessen wäre. Bis dies geschehen, erhielten sie eine Geldentschädigung, die an sich unzulänglich war und die sie überdies in der Venda der Beamten ausgeben mußten. Als sie nach $2^1/_2$ Jahren in den Besitz des Landes kamen, waren sie total verarmt und zum Theile verlüdert; auch der Pastor hatte das Seinige zugesetzt und sollte nun, da die Pfarrkinder außer Stande waren, für kirchliche Akte Gebühren zu zahlen, lediglich von seinen 400 Mark jährlich leben Nach langen Reklamationen wurde sein Gehalt auf 600 Milreïs erhöht. Der versprochene Mehrbetrag wurde abgeschlagen, weil man ihm nicht mehr geben könnte als den katholischen Geistlichen. Auf den Vertrag konnte er sich nicht berufen, da er das Original übergeben und nicht zurückerhalten hatte. Nach zehnjährigem Petitioniren an den Kongreß wurde endlich durch dessen Beschluß eine Pauschalentschädigung von 10 Konto Reïs gewährt. Jahr und Tag hatte Niemand gewagt, sich der Sache eines protestantischen Pastors öffentlich anzunehmen; erst der Minister Sinimbú hatte es gethan und seinem Eintreten war der Beschluß zu danken. Jetzt soll dies besser sein; ich habe aber die Geschichte als eine für viele mitgetheilt.

Von den Kolonisten hat die Mehrzahl Nova Friburgo verlassen und sich in Cantogallo auf den Anbau von Kafe gelegt, bei welchem viele reussirt haben; die zurückgebliebenen haben sich mit geringen Ausnahmen kümmerlich durchschlagen müssen. Die späteren Zuzügler nach Nova Friburgo waren und sind meist Brasilianer und Portugiesen, auch Italiener, die aber nicht besonders gut thun; nur wenige Deutsche sind später zugekommen. Ein Anklang an die deutsche Begründung

der Kolonie ist noch in einer Mädchenschule zu finden, welche die Wittwe eines deutschen Arztes aus Lübeck, der früher hier gelebt hat, hält; jedoch ist die Anstalt keine deutsche Schule, wenngleich deutsche Lehrerinnen an derselben wirksam sind.

Um nach Cantogallo zu gelangen, bedient man sich bis Cordeiro (51 Kilometer) der Eisenbahn, die, um aus dem Thal des Rio Grande in das des Rio Negro zu kommen, in zahlreichen Windungen eine neue Serra, die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen, übersteigen muß. Auf den Berglehnen des Thales, in welchem die Bahn abwärts führt, beginnen schon Kafepflanzungen, für welche an Bergabhängen der geeignete Boden ist. In Cordeiro schließt an die Eisenbahn ein schmalspuriger Tramway, auf dessen sauberen, mit Maulthieren bespannten Wagen, die auch hier Bonds genannt werden, man in einer knappen Stunde Cantogallo erreicht.

Ich hatte für Cantogallo Empfehlungen an zwei hier wohnende Landsleute, die jetzt schon betagten Söhne des vorerwähnten Pastor Sauerbrunn, die in Cantogallo in behäbigem Wohlstande leben, sowie an den Vizconde do Nova Friburgo, der in der Nähe auf seinem Landsitze zur Zeit wohnte, und fand hier wie dort artige und entgegenkommende Aufnahme.

Das Städtchen, welches seinen Namen dem Umstande verdanken soll, daß im Ausgange des vorigen Jahrhunderts der Aufenthalt einer Bande von Goldwäschern und Banditen den gegen sie anrückenden Truppen durch einen Hahnenschrei (Canto de Gallo) verrathen worden, macht nicht den freundlichen Eindruck von Nova Friburgo, da es nicht so rein und sauber gehalten ist wie jenes. Immerhin ist eine gewisse Wohlhabenheit erkennbar, die Frucht des Landbaues, welchen die Einwohner vorwiegend betreiben.

Der ältere der Brüder Sauerbrunn besitzt eine Facenda, San Antonio de Pedra, $^{3}/_{4}$ Stunden von Cantogallo, zu der ich am nächsten Tage in Begleitung seines Sohnes, eines prak-

tischen Arztes, hinausritt. Wir wurden von dem Besitzer, der in der Nähe des Kafeberges seinen Wohnsitz hat, an der Grenze seines Besitzthums empfangen und alsbald in die Plantage geleitet, in welcher die Arbeiter bei der Ernte waren. Die Plantage enthielt etwa 14 000 Bäume im Alter von 8—14 Jahren, ein jeder im geschätzten Werthe von 300 Reïs (0,60 Mark) und mit einem durchschnittlichen Jahresertrage von 6 Pfund Kafe. Zur Bearbeitung desselben wurden 30 Arbeiter gehalten, von denen 28 Sklaven waren. Sie waren an verschiedenen Stellen der Pflanzung mit dem Abstreifen der Beeren beschäftigt, die zum großen Theile bereits trocken waren, und deren Haut in diesem Zustande eine dunkelbraune Farbe bekommt, welche sie getrockneten Vogelkirschen ähnlich macht. Das Abstreifen der Beeren geschieht mit der Hand, entweder so, daß die Beeren in einem Behälter aufgefangen werden, oder, was schneller geschieht, daß sie an den Boden fallen. Ein Arbeiter schafft im Tage durchschnittlich 4—6 Arrobas à 32 Pfund, besonders geschickte bringen es auf 9 Arrobas; Männer, Weiber und Kinder waren dabei thätig.

Was die weitere Behandlung angeht, über welche Herr Sauerbrunn mich demnächst auf der Facenda informirte, so müssen die Beeren zunächst von den Blättern, den Steinen und der Erde, mit welchen sie gemengt sind, gereinigt werden, was mittelst Durchführung durch geneigte Rinnen und mittelst fließenden Wassers geschieht; dann läßt man die Beeren behufs Erweichung des Fleisches 24—36 Stunden in kaltem Wasser und bringt sie darauf zum Trocknen auf sogenannte Terreros, sehr ebene, aus Cement gebildete Flächen, auf welche sie dünn aufgetragen werden. Um das Trocknen zu beschleunigen, werden sie mehrfach umgewendet, eine Arbeit, die hier von Kindern mittelst Holzkrücken besorgt wurde. Sind die Beeren trocken, so muß die Hülse und die innere dicke Schale abgestreift werden. Dies geschieht mittelst einer Maschine, die im

Wesentlichen aus Mühlsteinen oder eisernen geriffelten Scheiben besteht, welche im Rotiren das Fleisch und die Haut abziehen und ausschleudern. Die so befreiten Bohnen, deren jede Beere zwei enthält, werden endlich polirt, d. h. in einem rotirenden Hohlcylinder von Holz, in welchem rechenartige Zacken angebracht sind, umgedreht, wodurch der letzte Rest von Haut und Unreinlichkeit abgerieben wird. Damit schließt der Prozeß, welcher für sich hat, daß er geringen Maschinenaufwand erfordert und daß er besonderen Gefahren von der Reife der Beeren ab nicht ausgesetzt ist, es sei denn dem Naßwerden auf den Terreros.

In der Facenda ist ein glückliches Familienleben heimisch, welches deutscher Sprache und Sitte treu geblieben ist; die Hausfrau, die auch von deutschen Eltern stammt, hatte es bewahren helfen, vielleicht auch die einsame Lage, welche häufige Berührung mit Nachbarn ausschloß. Was auch die Ursache war, jedenfalls war es angenehm im Kreise dieser Familie, der durch anmuthige Töchter verschönt wurde, zu verweilen.

Am nächsten Tage wurde ein Ausflug nach den Kafepflanzungen des Vizconde von Nova Friburgo unternommen, die unterhalb Cantogallo nach Larangeires sich erstrecken und zu den umfangreichsten des Distriktes gehören. Man schätzt den Jahresertrag der dem Vizconde und seinem Bruder, dem Baron von Clemente gehörigen Plantagen auf 1 200 000 Milreïs oder doppelt soviel Mark, ihren zur Bearbeitung erforderlichen Sklavenbesitz auf 1800—2000. Die Pflanzungen liegen entlang dem Rio Negro und sind durch Tramway mit einander verbunden.

Der Morgen der Fahrt, an welcher der Vizconde Theil nahm, war so frisch, daß es in dem offenen Wagen des Tramway empfindlich kalt war, bis die Sonne zu wirken anfing. Die Bahn schmiegt sich den Hügelketten an, welche das Flußthal bilden, und folgt dessen Windungen etwa auf halber Höhe der Berge. Sie ist das Werk eines ehemaligen preußischen

Offiziers von Borel, der seit 25 Jahren im Lande lebt und dem Vizconde als Ingenieur zur Seite steht. Er hat auch einen großen Theil der Eisenbahn von Macuco nach Villa Nova erbaut und ist zur Zeit beschäftigt die bis Larangeires bereits ausgeführte Bahn (von Cordeiro aus 53 Kilometer) bis an den Parahybastrom zu verlängern.

Das Thal des Rio Negro ist auf der ganzen Strecke fast ausschließlich von Kafepflanzungen eingenommen, welche auf beiden Seiten die Hügel bedecken, soweit man sehen kann. Nur selten sind die gleichförmigen Reihen der Kafebäume, die in der Regel nicht höher als sechs Fuß sind, durch einige Orangenbäume unterbrochen, deren goldgelbe Früchte dem Auge eine angenehme Abwechselung bieten. Diese bringt auch der Fluß, welcher tief im Grunde mehrere Fälle bildet, die sich von dem Grün des Kafelaubes wirksam abheben. Dies ist aber der einzige Wechsel. Das Thal ist, soweit die Pflanzungen reichen, abgesehen von den Gebäuden, welche den letzteren dienen, unbewohnt und wird durch die Gleichmäßigkeit des Anbaus etwas eintönig. Anders war es in den Kafeplantagen von Mexiko, wo man den Kafepflanzen durch Bananen oder Bäume künstlich Schatten zu geben sucht. Dessen bedarf es hier vermöge der Höhenlage und der reichlicheren Feuchtigkeit der Luft und des Bodens nicht. Der letzteren wird in der Regenzeit oftmals zu viel, indem heftige Regengüsse das Erdreich von den Berglehnen abwärts schwemmen und die Pflanzen mitreißen oder vom Boden entblößen. Um sie dagegen zu schützen hat man neuerdings begonnen, die Reihen nicht mehr senkrecht gegen das Thal, sondern quer zu setzen, weil dadurch mehr Widerstand gegen Abschwemmung geboten wird.

An vielen Stellen der Pflanzung waren die Neger auch hier beim Pflücken der Beeren, was bei ausgedehnten Pflanzungen 3—4 Monate dauert und eine sehr umsichtige Vertheilung der Arbeiter verlangt. An manchen Bäumen waren

Blüthen neben den reifen Beeren, die sich durch ihre weiße Farbe neben dem kräftigen Roth der Beeren in dem dunkelgrünen Laube sehr hübsch ausnehmen, die aber der Pflanzer zur Zeit der Ernte als unzeitig nicht gern sieht.

Unser Bond, dessen Maulthiere öfter gewechselt wurden, machte nach dreistündiger Fahrt einen längeren Halt in Santa Rita, der einzigen Ortschaft des Thales, in deren Nähe eine gleichnamige Facenda des Vizconde gelegen ist, in welcher der Kafe der Umgebung gesammelt und bearbeitet wird. Von den Einrichtungen der sehr umfangreichen Anlage berührte mein Interesse am nächsten das Verhältniß der Sklaven, welche die Arbeit leisten und deren auf der Facenda mehrere Hundert gehalten werden. Nur ein Theil von ihnen war in der Facenda anwesend, vornehmlich Weiber, welche in mehreren großen Sälen mit dem Auslesen von Steinen und Sortiren der Bohnen beschäftigt waren. Die Mehrzahl der jüngeren darunter hatte ein oder zwei Kinder neben sich, die auf der Erde lagen und in dieser Lage, während die Mutter arbeitete, an deren Brust saugten. In einem der Säle war auch ein Sklave von herkulischem Körperbau mit der Weiberarbeit befaßt; er trug am Fuße eine schwere eiserne Fessel und auch am Halse ein Eisen mit einer vorspringenden langen Eisenstange, welche die Freiheit der Bewegung hemmte. Er war damit zur Strafe für seine Flucht, auf der er ergriffen worden war, und zur Erschwerung neuen Entweichens belastet.

Für das leibliche Wohl der Sklaven schien ausreichend gesorgt, wenigstens machten alle den Eindruck, daß sie gut genährt würden. Die Nahrungsmittel bestehen in Fejones (schwarze Bohnen), dem Mehl der Mandiokwurzel und Schweinefleisch, außerdem aus Kuchen von Maismehl. Diese Nahrungsmittel werden auf der Facenda in der Beschränkung auf den eigenen Bedarf gewonnen. Auch Zucker, der als Rapadura (ein Kuchen von Zucker und Syrup) verbraucht wird, wird nur in diesem

Umfange gebaut, obwohl der Anbau mit Vortheil ausgedehnt werden könnte; der Erweiterung steht entgegen, daß die Erntezeit mit derjenigen des Kafes zusammenfällt. Besonders pflegsam wird die Zucht von Schweinen betrieben, die mit Mais und Kürbiß gemästet und dabei zu wahren Laststücken von Fett werden.

Die Arbeitszeit geht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit Pausen für die Mahlzeiten. Für die Pflege in Krankheiten wird durch einen Arzt gesorgt, der mit guter Besoldung ausschließlich für die verschiedenen Facendas angestellt ist. Die Sorge dafür liegt, wie die gute Ernährung, in dem eigenen Interesse des Eigenthümers, da die Sklaven hoch im Werthe stehen.

Von Sa. Rita fuhren wir noch nach Larangeires, dem zeitigen Endpunkte des Tramway. Die Bahn führt durch hohen Wald, je mehr sie dem Parahyba sich nähert; sie soll bis an den Strom fortgesetzt werden und einige Zweigbahnen nach Kaferevieren von dort aussenden; nur wenige Kilometer fehlen zur Vollendung. Die ganze Bahn dient hauptsächlich dem Transporte von Kafe, dessen Anbau sie überhaupt erst möglich macht; vorher kostete allein der Transport nach Rio soviel, wie der Kafe in Rio überhaupt galt. Sie rentirt aber nicht besonders, da die Anlagekosten beträchtlich gewesen und die Kafetransporte nicht regelmäßig sind. Diese Erwägung störte indessen nicht den Genuß, als wir darauf an dem kühl gewordenen Abend bei herrlichem Mondschein nach Cantogallo zurückfuhren; die Fahrt war vielmehr außerordentlich vergnüglich.

Auch die dritte und letzte Exkursion war eine Kafevisite in großem Style; sie richtete sich von Rio nach Südwesten und galt dem Besuche von Kafeplantagen des Barons de Buenito, die bei Ypiranga an der Eisenbahn von Dom Pedro Segundo etwa 18 Leguas von der Reichshauptstadt entfernt liegen. Die Bahn führt von der letzteren am kaiserlichen Lustschlosse San

Cristóbal und dem dazu gehörigen Parke vorüber und den Vororten entlang, die sich seit Erbauung der Eisenbahn stetig in dieser Richtung erweitert haben, dann aber durch meist sumpfiges, wenig bebautes Land bis an den Fuß der Serra, welche die Thäler des Rio das Lages und Parahyba scheidet und welche sie in vielen Windungen und mit Hülfe zahlreicher Tunnels übersteigen muß. Bei dieser Auffahrt bieten sich liebliche Landschaftsbilder in Fülle, da das Land von waldigen Höhenzügen, deren vielgestaltige Verzweigungen man von der Höhe übersehen kann, durchzogen ist. Wir verließen die Eisenbahn auf der Station Bara am Parahyba, der hier bereits von ansehnlicher Breite, aber noch nicht schiffbar ist, da Felsblöcke und Stromschnellen seinen Lauf stören. Entlang demselben fuhren wir noch eine Stunde abwärts zur Facenda Sa. Ana, wo uns vermittelst der Weisungen des Eigenthümers ein artiger Empfang seitens des Verwalters gesichert war, und wo wir für einige Tage Aufenthalt nahmen. Die Facenda liegt auf dem hohen Ufer des Parahyba inmitten reicher Gartenanlagen und getrennt von dem Ingenho, in welchem der Kafe bearbeitet wird und die Sklaven untergebracht sind. Eine Allee hochstämmiger Palmen verbindet beide.

Wir machten am nächsten Vormittage einen Ritt durch die Pflanzungen, die sich in einem Seitenthale des Parahyba und in viel verzweigten Nebenthälern desselben 4—5 Leguas weit ausdehnen. Die Hügelreihen, die nur 1—200 Meter über der Thalsohle ansteigen, waren fast durchweg mit Kafebäumen besetzt. Auf der Sohle des Thales wechselten Pflanzungen von Bananen und Yamwurzeln mit solchen von Zuckerrohr, das aber auch hier nur für eigenen Bedarf an Zucker und Brantwein gebaut wird. Zwischen den Kafebäumen standen streckenweis Gruppen von Orangenbäumen, die gepflanzt werden, damit die Sklaven bei der Arbeit ihren Durst an den Früchten löschen können. Die Fülle der letzteren war

so groß, daß von den abgefallenen der Boden und auch der Weg, an welchem die Bäume standen, dicht bedeckt war, ja daß wir stellenweis buchstäblich auf Orangen ritten. Niemand denkt daran sie zu sammeln oder nutzbar zu machen. Bisweilen war zwischen den Reihen der Kafebäume, die beim Abstreifen der Beeren stark entblättert worden waren, der Rest eines Stammes sichtbar, der von dem Urwalde, welcher ehedem die Hügel bedeckte, zurückgeblieben war; daneben hier und da an abgelegenen Stellen ein gebleichter Ochsenschädel auf einer Stange, wie sie die Neger zur Abwehr von Unglück zu errichten pflegen, Reste von Aberglauben, der schwerer auszurotten ist, als die Urwaldbäume, auf dessen Ausrottung allerdings auch weniger Mühe verwendet wird. In den von dem Ingenho entfernten Pflanzungen waren leichte Gebäude, in welchen die Sklaven während der Ernte übernachten können und in welchen die Mahlzeiten für sie bereitet werden. In einer Küche, in welche wir eintraten, wurden zum Frühstücke Klöße von Maismehl gekocht, jeder so groß wie ein Kindskopf.

In dem Ingenho, das wir nach der Rückkehr besuchten, befanden sich die Terreros zum Trocknen der Beeren und die Einrichtungen zum Reinigen und Maceriren derselben, sowie zur Säuberung und Sortirung der Bohnen, welchen letzteren Arbeiten besondere Sorgfalt zugewendet wird. Die jährliche Produktion der Facenda stellt sich auf 70—75 000 Arrobas à 15 Kilogramm (21—22 500 Centner), der Preis zur Zeit auf 8,37 Milreïs per Arroba (etwa 0,56 Mark per Pfund). Am höchsten im Werthe steht der sogenannte Lavado oder gewaschene Kafe, der dadurch gewonnen wird, daß die Bohnen gepflückt werden, ehe das Fleisch trocken ist, und daß die Bohnen nach Befreiung von der fleischigen Hülle getrocknet werden. Die erstere Arbeit ist mühsamer, wogegen das Trocknen der Bohnen wenig Zeit beansprucht. Die fleischigen Hüllen des Lavado werden ebenfalls getrocknet und als Feuerungsmaterial ge=

braucht; aus ihrer Asche wird Pottasche gezogen. Der geringer geschätzte Terrero wird in den Hülsen getrocknet, was bis zu vier Wochen Zeit erfordert, und dann geschält.

Der zum Trocknen auf den Terreros ausgebreitete Kafe wird allabendlich auf Haufen gebracht und mit wasserdichten Decken belegt. Außer dem Regen droht beim Trocknen Gefahr durch Ameisen, die sich unter den Terreros einnisten. Sie werden dadurch vertrieben, daß in die Gänge Petroleum gegossen und angezündet wird. Es gibt hier eine Termitenart, welche so ausgedehnte unterirdische Bauten anlegt, daß Häuser, unter welche dieselben sich erstrecken, einstürzen.

Die Arbeiten beginnen auf dem Ingenho um 5½ Uhr des Morgens. Die männlichen Sklaven schlafen, von den weiblichen getrennt, in luftigen Sälen auf Holzpritschen, die mit einer Strohmatte und einer Wolldecke ausgestattet sind. Ehe- und Familienleben bestehen nicht. Die Geschlechter treffen sich am Abend bis neun Uhr in Räumen, die ostensibel zur Aufbewahrung von Utensilien bestimmt sind. Die Kinder werden jährlich an einem bestimmten Tage getauft. Unterricht wird ihnen nicht ertheilt; mit dem achten Jahre bereits werden sie zu leichteren Arbeiten herangezogen. Der Mutterbrust nicht mehr bedürftige Kinder werden abgesondert gehalten und von einer alten Negerin bewahrt und beaufsichtigt. Mutterliebe soll gleichwohl im Allgemeinen vorhanden sein.

Die erforderlichen Nahrungsmittel werden auf der Facenda selbst produzirt. Außer der Kost und Wohnung erhalten die Sklaven jährlich drei Anzüge von derbem Baumwollenstoff, die auf der Facenda angefertigt und gewaschen werden, sowie ein Stück Land, das sie Sonntags bearbeiten können. Die Erträge daraus werden von ihnen regelmäßig für bessere Kleidung verwendet. Die Ernährung scheint nach dem äußeren Aussehen ausreichend zu sein; für Krankheitsfälle ist durch ein besonderes Hospital (Infirmeria) gesorgt, mit gesonderten Abtheilungen

für Männer und Frauen, das hohe, luftige und saubere Räume hat; Arzt und Apotheke sind im Hause. Zur Zeit waren etwa 20 Kranke darin, von denen die meisten an Fußwunden litten. Für die leibliche Erhaltung der Sklaven ist danach Sorge getragen wie für diejenige guter Arbeitsthiere.

Während der Arbeit des Lesens und Sortirens der Bohnen werden die damit beschäftigten Sklavinnen eingeschlossen. Auf Vergehen stehen als Strafen Einsperrung während der Freistunden, oder die Peitsche für die Männer, für Weiber Schläge auf die Hände mittelst einer hölzernen Pritsche; der Strafe für Flucht habe ich schon früher erwähnt. In Sa. Ana war zur Zeit kein Sklave flüchtig; in den Zeitungen kann man Ausbietungen von Belohnungen in Höhe von 500—1000 Milreïs für das Einfangen flüchtiger Sklaven lesen, doch scheinen sie nicht immer oder nicht bald Erfolg zu haben, da in einem der Fälle, welche mir in der Erinnerung geblieben sind, die Flucht im Jahre 1880, in einem anderen bereits im Jahre 1877 stattgefunden hatte.

Bezeichnend ist, daß Uebernahme in den Hausdienst als „Pagen" wenigen Sklaven erwünscht ist; sie ziehen die Landarbeit im Allgemeinen vor.

Die Behandlung der Sklaven, wie ich sie vorstehend skizzirt habe, mag als durchschnittlich gelten, und mag danach die humane Seite der Frage beurtheilt werden.

In Brasilien hat die Sklaverei neben dieser humanen Seite noch eine eminent wirthschaftliche, da man annimmt, daß der Anbau des Hauptproduktes des Landes, des Kafe, ohne die Arbeit der Schwarzen nicht bewältigt werden könne, daß diese Arbeit von den Schwarzen als freien Arbeitern nicht werde geleistet werden und daß daher die Emanzipation der Sklaven den Ruin der Kafeproduktion bedeute.

Diese Auffassung bewirkt, daß in Brasilien gesetzliche Maßregeln zur Befreiung der Sklaven großem Widerstand in sehr

einflußreichen Kreisen begegnen und daß bei dem, was bisher geschehen, mit großer Zurückhaltung zu Werke gegangen ist. Der erste Schritt in dieser Richtung ist im Jahre 1851 durch ein Gesetz gethan worden, welches die Einführung von Negersklaven aus Afrika verbot. Dieselbe hatte im Jahre 1850 noch 50—60000 betragen und war in den vorangegangenen Jahrzehnten, wenn auch nicht ganz so groß, so doch erheblich und regelmäßig gewesen. Ein zweiter Schritt geschah im Jahre 1871 durch ein Gesetz (vom 28. September), durch welches angeordnet worden ist, daß alle nach dem Erlasse dieses Gesetzes von Sklavinnen geborenen Kinder frei sein sollten, jedoch mit der Beschränkung, daß sie bis zum 21. Jahre der Obhut und dem Nutzungsrechte des Eigenthümers der Mutter gegen Gewährung des Unterhaltes überlassen bleiben sollten. Für alle damals vorhandenen Sklaven bewendete es bei dem bisherigen Verhältnisse, nur die Loskaufung wurde in einigen Beziehungen erleichtert; indeß haben diese Erleichterungen einen besonderen Erfolg bisher nicht gehabt und werden ihn auch weiterhin nicht haben. Thatsächlich dauert daher die Sklaverei fort und wird, da die seit dem Jahre 1871 geborenen Kinder erst mit dem 21. Jahre aus der Gewalt des Eigenthümers treten, erst mit dem Tode der 1871 vorhanden gewesenen Sklaven und der Großjährigkeit der nachher noch von Sklavinnen geborenen Kinder, also wenn auch stetig abnehmend, doch erst in Jahrzehnten aufhören. Immerhin mindert sich die Zahl der Sklaven allmälig durch den Tod und durch Loskaufung, ohne daß ein Ersatz eintritt und damit die Menge der verfügbaren Arbeitskräfte. Man nimmt an, daß ihre Zahl in dem Jahrzehnt von 1871—1881 um 171000 (von 1370903 auf 1149808) gesunken ist, und dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die Behandlung der Sklaven seit dem Jahre 1850 besser und daher die Sterblichkeit im Verhältnisse zu früheren Jahren geringer geworden ist. Der Preis hat sich seit 1851 erheblich gesteigert.

Alle Sklaven müssen nach dem Gesetze von 1871 in eine Matrikel eingetragen werden, widrigenfalls sie für frei gelten. Die Matrikel wird auf Grund der versicherten Angaben des Eigenthümers aufgestellt und in zwei Exemplaren geführt, deren eines auf der Municipalidad beruht, während das andere in der Gewahrsam des Eigenthümers ist. Sie enthält außer der Nummer der Facenda und deren Ordnungsnummer in der Gesammtmatrikel den Namen des Sklaven, den Ort seiner Herkunft, den Familienstand, Alter- und Werthangabe, sowie Bemerkungen über Veräußerung und Tod. Ein besonderes Verzeichniß wird über die Libertados, d. h. die seit dem September 1871 geborenen Kinder geführt und werden dabei als Beläge die Taufzeugnisse und eintretenden Falles die Todtenscheine verwahrt. Ich habe diese Matrikel in Sa. Ana einzusehen Gelegenheit gehabt. Die eingetragenen Namen beschränken sich beim Mangel von Familiennamen auf die Taufnamen, deren in der Regel jedem Kinde behufs der besseren Unterscheidung mehrere beigelegt werden. Die Werthangaben stammten aus dem Jahre 1872. Der höchste eingetragene Werth waren 3000 Milreïs (6000 Mark) für einen Mann im kräftigsten Alter. Erwachsene Männer waren im Uebrigen mit Beträgen bis zu 2400 Milreïs, wenn sie das 50. Jahr überschritten hatten mit 400—600 Milreïs, Weiber von 15—36 Jahren mit 1200—1800 Milreïs bewerthet. Von 126 Sklavenkindern, die seit 1871 auf der Facenda geboren worden, waren in den letzten 6—7 Jahren 50 gestorben. Die Sterblichkeit der erwachsenen Sklaven überstieg nicht 2 Prozent jährlich.

Die Sklaven sollen im Allgemeinen über das Gesetz vom 28. September 1871 wenig unterrichtet sein und wenig Interesse daran nehmen; sie fassen es nicht einmal, wenn es ihnen vorgelesen wird. Versuche, sie darüber aufzuklären, sind von einem Agitator Nabucho gemacht worden, der die völlige Aufhebung der Sklaverei binnen 10 Jahren als Ziel der von ihm

in die Hand genommenen Agitation hinstellte; er fand aber wenig Anklang bei den Schwarzen, konnte seine Wiederwahl in den Kongreß nicht erreichen und hat das Land verlassen. Immerhin sind die Eigenthümer vorsichtig und suchen zu verhüten, daß die Sklaven in größerer Menge zusammenkommen, um über gemeinschaftliche Unternehmungen sich zu verständigen. Aus dieser Absicht sind auf den verschiedenen, besonders den benachbarten Facendas die Sonntage und Feiertage auf andere Tage verlegt, so daß sie nicht zusammenfallen und den Sklaven die Möglichkeit von Zusammenkünften genommen wird. Da wenige von ihnen lesen können, ist die Agitation durch die Schrift unwirksam; innerhalb der Facenda aber fehlt es dem Eigenthümer nicht an Mitteln Auflehnungen niederzuhalten, auch außer der Peitsche, die ich hier das erste Mal an der Seite des weißen Aufsehers gesehen habe.

Trotzdem ist verständlich, daß die Sklavenfrage im Vordergrunde aller Interessen steht, da der Kafebau, der bisher auf Sklavenarbeit beruhte, durch Werth, Umfang und Ausschließlichkeit eine Bedeutung für Brasilien hat, gegen welche die aller anderen Produkte weit zurücktritt. Der Werth des aus brasilianischen Häfen ausgeführten Kafes hat in den letzten fünf Jahren mehr als 60 Prozent des Werthes der Gesammtausfuhr betragen und in seinem absoluten Werthe in dieser Zeit durchschnittlich den Betrag von 11½ Millionen £ oder 230 Millionen Mark erreicht. Er macht nahezu die Hälfte des in der Welt überhaupt erzeugten Kafes aus. Die Kultur und die Ausfuhr anderer Produkte, deren Erzeugung der Boden und das Klima günstig sind, wie Baumwolle und Zucker, hat abgenommen und zwar wesentlich in Folge der Verdrängung durch den Kafebau. Es ist daher nicht zu bestreiten, daß die Kafekultur wirthschaftlich die hauptsächliche Basis der nationalen Arbeit ist, und daß sein Rückgang oder seine Vernichtung den wirthschaftlichen Ruin des Landes oder doch eines sehr großen

und jetzt einflußreichen Theiles seiner Bewohner zur Folge haben würde. Es gilt dies insbesondere von den östlichen Landestheilen, wo die Produktion in den Händen der Besitzer von großen Latifundien liegt und die Sklaven die weiße Bevölkerung in vielen Distrikten an Zahl bedeutend überwiegen. Allerdings wirken noch andere Umstände auf den Kafebau nachtheilig ein, die Abnahme anbaufähigen Landes, die in Folge des bisher befolgten Systems der Ausnutzung, die als Raubbau zu bezeichnen ist, fühlbar wird, wenigstens soweit es sich um leicht zugängliches Land handelt, und die Schwankungen des Geldkurses, die eine Folge der politischen Zustände des Landes sind. Die Konkurrenz dieser Einwirkungen macht die Frage aber nur um so komplizirter. Versuche, einen Ersatz für die Arbeitskräfte zu finden, deren Abgang bevorsteht, haben bisher wenig Erfolg gehabt; die befreiten Sklaven gelten im Allgemeinen als arbeitsscheu und liederlich, die Weiber dem quaestus corporis geneigt; die frei geborenen Kinder, deren älteste jetzt im zwölften Jahre stehen, werden voraussichtlich nicht viel anders werden, da sie ohne jeden Unterricht, bezüglich dessen die Eigenthümer ebenso wenig wie der Staat eine Verpflichtung übernommen haben, aufwachsen, und da die Einfachheit der Lebensbedürfnisse und die Leichtigkeit ihrer Befriedigung, zumal auf dem Lande, zu nachhaltiger und angestrengter Arbeit sie nicht drängen wird. Von den Einwanderern ziehen die Nordeuropäer vor, eigenes Land zu bebauen; Portugiesen und Italiener gehen mit Vorliebe nach den größeren Städten; der in der Provinz Santo Paolo unternommene Versuch, deutsche Einwanderer in den Plantagen neben den Sklaven oder statt derselben zu verwenden, hat sich nicht bewährt; die Einführung von Chinesen oder von Kulis ist sehr kostspielig und der Erfolg fraglich. Zur praktischen Wirksamkeit kommt die Frage im vollen Umfange allerdings erst, wenn die frei geborenen Kinder großjährig und selbständig sein werden, also erst vom Jahre 1892

ab, weil erst dann sich erweisen wird, ob sie unter erträglichen Bedingungen die Arbeit in den Pflanzungen fortzusetzen gewillt sein werden. Schon gegenwärtig aber bewirkt die Sorge, es werde dies nicht der Fall sein, daß die Anlegung neuer Pflanzungen unterlassen wird, und daß selbst begonnene Unternehmungen abgebrochen oder eingeschränkt werden. Von manchen Seiten wird dies übrigens, abgesehen von der Arbeiterfrage, für kein Unglück angesehen, da bei dem Ueberhandnehmen einer Kultur, deren Gedeihen auch anderweitigen Fährlichkeiten ausgesetzt ist, z. B. dem Angriffe durch Insekten, eine über dieselbe hereinbrechende Kalamität für die Gesammtwohlfahrt bei weitem gefährlicher ist, als wo die producirende Thätigkeit sich theilt und der Wohlstand aus mehreren Quellen fließt.

In der That besteht nach der Meinung Vieler in Brasilien eine Ueberproduktion in Kafe, da der Konsum, wenngleich er im letzten Jahrzehnt rapide gestiegen ist, hinter der Produktion zurückbleibt. Das Mißverhältniß drückt sich im Sinken der Preise aus, die in den letzten fünf Jahren um 30 Prozent zurückgegangen sind und nicht weiter sinken dürfen, wenn die Produktionskosten noch gedeckt werden sollen. Mitwirkend ist in dieser Beziehung, daß auch andere Länder, insbesondere Mexiko und Centralamerika, mit ihrem Kafe in steigendem Maße in die Konkurrenz eingetreten sind, und daß dadurch Brasilien die bisherige, leitende Stellung im Kafehandel zu verlieren Gefahr läuft. Zur Erscheinung kommt der Rückgang in weiterer Folge im Sinken der Grundstückspreise, die um 25 Prozent zurückgegangen sind.

Ich hörte diese Mittheilungen über die Lage und die Aussichten des Kafebaus, welche sich an den Besuch der Facenda geknüpft hatten, demnächst nach der Rückkehr in Rio de Janeiro bestätigen. Die Meinung ging hier ebenfalls dahin, daß, und zwar auch in allgemeinerem Bereiche, die Geschäfte und der Wohlstand im Rückgange wären. Außer der Schwierigkeit in

der Kafebranche bezeichnete man als Ursache die Kursschwankungen und die Defizits der Finanzverwaltung, welche zu einer unbeschränkten Papiergeldemission geführt hätten, sodann die Höhe der Eingangszölle, welche, erhöht durch temporäre Zuschläge, für viele Waaren geradezu prohibitorisch wären; trotz des Schutzes entwickelte sich die Industrie nicht, weil die Arbeitslöhne zu hoch wären; sie überstiegen die in England und Deutschland üblichen um das Vier- bis Sechsfache.

Ich will mich in dieses diffizile Kapitel jedoch nicht tiefer einlassen, weil Zeit und Gelegenheit fehlen, die verschiedenen Angaben zu verifiziren; auch wirst Du schwerlich ein nahes Interesse an den Details der brasilianischen Wirthschaftsverhältnisse nehmen.

Von dem, was ich in den Tagen zwischen den verschiedenen Exkursionen hier gesehen habe, will ich nur noch erwähnen, was die Deutschen angeht: die deutsche Schule und den deutschen Verein. Die erstere steht unter der Leitung des Pastors der deutschen protestantischen Gemeinde, der ihr Hauptlehrer ist, und unter der Verwaltung eines Vorstandes, den die Gemeinde wählt; sie hat das Verdienst, die deutsche Sprache, in welcher unterrichtet wird, der Jugend zu erhalten. Ich fand bei dem Besuche verhältnißmäßig gute Leistungen, Ernst bei den Lehrern, Regsamkeit bei den Schülern.

Der deutsche Verein „Germania", der seit 60 Jahren besteht, hat gesellige Unterhaltung zum Zwecke und wird besonders gehalten durch eine gute Bibliothek und seine musikalischen Bestrebungen. Nicht alle Deutsche sind Mitglieder, jedoch gehören die Chefs der meisten größeren Häuser ihm an. Die Ausdehnung, welche die Stadt in neuerer Zeit gewonnen hat, und die Entlegenheit der Wohnungen erschweren die Vereinigung und lockern anscheinend den Verband.

Ein besonderes Hospital, das sonst, wo Deutsche in größeren Städten wohnen, gewöhnlich vorhanden ist, fehlt noch in Rio

de Janeiro, angeblich weil durch die zahlreichen Hospitäler der Gemeinde und fromme Stiftungen für das Bedürfniß ausreichend gesorgt ist; indessen ist in neuerer Zeit ein Projekt zur Erbauung aufgestellt worden und wird mit Eifer verfolgt. In einer Stadt, wo das gelbe Fieber schon so schwere Verheerungen angerichtet hat und deren üble hygienische Verhältnisse namentlich auf die Ankömmlinge aus Europa nachtheilig einzuwirken pflegen, wäre die Errichtung eines besonderen Krankenhauses für hilflose Landsleute gewiß eine Wohlthat. Allerdings ist die Stadt in diesem Jahre von der Plage des Fiebers, wie seit langer Zeit nicht, verschont geblieben; die Zahl der Todten, welche in der ersten Hälfte dieses Jahres ihm zum Opfer gefallen sind, beträgt nicht mehr als 38, und man hofft, daß eine Reihe der Gesundheit dienlicher Einrichtungen, wie die Verbesserung der Wasserleitung, die Vergrößerung der Stadt und die Anlegung der Tramways, welche dem engen Zusammenwohnen in der Stadt Abhilfe schaffen, endlich die Austrocknung einiger Sümpfe in der Nähe der Stadt, dieselbe dauernd vor neuen Anfällen bewahren werden. Allein dieses Vertrauen könnte leicht getäuscht werden. Die zeitige Pause ist vielleicht nur die Ruhe vor einem neuen Ausbruche, wie man dies öfter bei dieser furchtbaren Krankheit beobachtet hat, und daher kein Beweggrund, das beabsichtigte Werk der Menschenliebe zu unterlassen.

Ich muß nun Rio de Janeiro verlassen, ohne die südlichen Provinzen, in welchen die deutschen Ansiedlungen sich am stärksten entwickelt haben, besuchen zu können. Pflichten, die Du kennst, nöthigen mich zur baldigen Rückkehr. Ich beabsichtige mit dem nächsten Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Gesellschaft den atlantischen Ocean zu kreuzen, vermuthe jedoch, daß er behufs Einnahme von Fracht noch nördliche Häfen der brasilianischen Küste anlaufen wird und hoffe, daß ich in einem derselben Gelegenheit finde, Dir

noch einen Gruß und die Mittheilung über den Tag der Abfahrt zu senden.

XLVIII.

Bahia de Todos os Santos. — Negerbevölkerung. — Ausfuhrhandel. — Das portugiesische Hospital. — Die Votivkirche von Bomfin. — Vermilho.

Bahia de Todos os Santos, 2. August 1882.

Meine Vermuthung hat sich bestätigt; die „Montevideo", die mich heim bringt, hat zuerst ihren Kurs nach Bahia genommen, um Kafe zu laden und ist genöthigt, einen Tag länger, als der Kapitain angenommen hatte, hier zu bleiben. Das mußt Du Unschuldiger noch mit einem Briefe büßen, den ich in der Frühe schreibe, wo Alles in dem gastlichen Hause, in welchem ich Dank der Vermittelung des Kapitains während der Rast wohne, noch im Frieden ruht. Es wird, denke ich, wirklich der letzte sein, da von jetzt ab die Fahrt nur noch durch einen kurzen Aufenthalt in Lissabon unterbrochen werden und dann direkt nach Hamburg gehen soll.

Bahia ist ein wohlgeeigneter Ort, um Abschied von den Tropen zu nehmen; auch nach Rio de Janeiro ist es noch schön, und zwar von so eigenthümlicher Schönheit, daß beide Bilder neben einander bestehen können. Schon beim ersten Anblick fesselte es durch die Besonderheit der Beleuchtung. Wir kamen nach dreitägiger Fahrt (vom 27. bis 30. Juli) am späten Abend in der äußeren Bay an, zu welcher schon lange vorher das wechselnde Licht eines hohen Leuchthurmes dem Schiffe den Weg gewiesen hatte. Hinter dunkelen Wolken trat der Vollmond hervor und übergoß mit zitterndem Lichte die Küste, hell genug, um die Umrisse der krönenden Laubmassen und die Masten der Schiffe,

die aus dem Dunkel mälig auftauchten, erkennen zu lassen. Ein warmer Hauch wehte vom Lande herüber; kein Geräusch war hörbar, außer dem des Wassers, das sich am Schiffe brach; es war wie ein Traumbild, eines der seltenen, die mit den Schöpfungen der Phantasie sich decken.

Der Eingang der Bay wird im Westen durch die Insel Itaparica, im Osten durch die Halbinsel gebildet, auf welcher die Stadt San Salvador liegt, die gewöhnlich Bahia, oder mit vollem Namen Bahia de Todos os Santos, die Bay aller Heiligen, genannt wird. Dahinter weitet sich die Küste zu einem ausgedehnten Golfe, Reconcavo genannt, der 32 Leguas im Umfang hält und mehrere bedeutende Flüsse aufnimmt. Der Anblick der Bay und der Stadt war auch bei Tageslicht ausnehmend schön. Die Stadt liegt in zwei Etagen, am Strande die Praza oder Citade Baxa (Unterstadt) und auf den Felsen, die über demselben zur Höhe von einigen hundert Fuß ansteigen und steil abfallen, die Citade Alta, die hohe oder obere Stadt. Jene ist die Stadt der Geschäfte, welche an das Meer gebunden sind, diese der Wohnsitz der wohlhabenden Klassen und die Residenz der Behörden.

Die Praza ist eine einzige Straße mit wenigen kurzen Querstraßen, die sich beinahe 4 Miles lang an der Küste hinzieht und in welcher die Waarenhäuser, das Arsenal und die Regierungsdocks liegen. Da sie von der Seebrise durch die hinter ihr ansteigende Klippenreihe abgeschlossen ist, wird hier an der Temperatur der Luft merkbar, daß Bahia nur 13 Grad vom Aequator liegt. Anders ist es in der oberen Stadt, wo die Wärme Dank dem Seewinde selbst in der heißesten Jahreszeit nicht über 21° R. steigen soll. Man gelangt in die obere Stadt auf gepflasterten Wegen, die in starker Steigung an dem Abhange in die Höhe geführt sind, Anlagen aus alter Zeit, höchst beschwerlich sowohl für die Menschen als für die Maulthiere, welche die hochräderigen Carretas hinauf schleppen. Eine

breite, etwas bequemere Straße ist erst neuerdings angelegt, außerdem zur Erleichterung des Personenverkehrs eine Lift, auf welcher, wie in den Elevators der großen amerikanischen Hôtels in die oberen Stockwerke, die Personen zur oberen Stadt gehoben werden.

Die obere Stadt besteht aus hohen massiven Häusern; nur in den neueren Erweiterungen sind villenartige Gebäude, die in Gärten stehen. In ihr sind die öffentlichen Gebäude, die Kathedrale, das ehemalige, jetzt als Hospital dienende Jesuitenkollegium und die Mehrzahl der Kirchen, deren die Stadt mehr als 80 zählt. Drei der letzteren außer der Kathedrale liegen an dem ältesten Platze der Stadt, Terrero genannt, den alterthümliche Privathäuser umgeben und den ein Springbrunnen von Bronze mit den lebensgroßen Gestalten der vier Hauptflüsse der Provinz schmückt. Wenn man unter den schattigen Bäumen dieses Platzes wandelt, wird man zweifelhaft, ob man unter den Tropen weile; die blanken Fliesen, mit denen die äußeren Wände mancher Häuser bedeckt sind, meist weiß und blau mit geschmackvollen Mustern, die friedliche Stille und die Kühle des Platzes wecken eher nordische Erinnerungen. Anders ist der Eindruck auf dem Paséo publico, der auf alten Befestigungswerken angelegt ist und sich über die halbe Höhe des Uferrandes hinabzieht. Schöne Mangheras von hohem Alter und Drachenbäume mit Wurzeln, die aus dem oberen Stamme treiben, von da den Boden suchend, mit starren bizarren Blätterbüscheln, vertreten exotisches Pflanzenleben; ein alter Obelisk zum Andenken des Prinzregenten Dom Joãn, der 1508 hier landete, „hic primum appulso", vertritt die geschichtliche Erinnerung. Von besonderer Schönheit ist eine Terrasse mit steinernen Sitzen und Marmorstatuen aus portugiesischer Zeit, weniger wegen dieses Schmuckes als wegen der entzückenden Aussicht, die sich von ihr über die untere Stadt und die Bay eröffnet. Gegenüber die bewaldete und bewohnte Insel Itaparica, zur Seite am

Ende der Unterstadt eine Halbinsel, von welcher das palastähnliche portugiesische Hospital und die Wunderkirche von Bomfin herüberleuchten, in weiterer Ferne die schön geschwungenen Linien der Küste des Festlandes, welche die Bay schließt, im Vordergrunde die schluchtigen Abhänge des Uferrandes, dicht begrünt mit Palmen und Bananen, auf der Bay Boote, die zum Fischfang kreuzen, ein Barkschiff, das mit vollem Schmuck der Segel einfährt: ich könnte noch andere Züge der Landschaft, wie sie vor dem inneren Auge steht, hervorheben, aber ich fühle, daß es nutzlos ist. Mit Worten läßt sich ein Naturgemälde nicht völlig wiedergeben, so wenig wie sich eine Melodie damit beschreiben läßt.

In der Nähe des Paséo ist die Kirche da Nostra Sñra da Graça, in welcher ein altes Bild sich befindet, das auf die Gründung der Stadt sich bezieht. Sie wird dem Don Diego Alvarrez de Cabral zugeschrieben, der, als er in der Nähe der Küste von seinen rebellischen Seeleuten ausgesetzt worden war, sich glücklich ans Land rettete und hier die Liebe der Fürstin Paragasú gewann, demnächst auch einen Antheil an ihrer Herrschaft. Das Bild zeigt Don Diego in einem Boote, in der Stellung eines um Hilfe Flehenden, im Hintergrunde drei portugiesische Schiffe. Das Wappen der Stadt, eine braune Frauengestalt, die nur mit einem Federschmuck bekleidet ist, weist ebenfalls auf diese Sage hin. Man kann es über dem Portale eines im vorigen Jahrhundert erbauten Hospitales sehen, welches in der Nähe des Paséo liegt.

Von den alten Bewohnern des Landes ist außer in diesem Bilde in Bahia nichts mehr zu sehen. Dagegen sind Neger und Mulatten in solcher Menge vorhanden, daß man glauben könnte, in einer afrikanischen Stadt zu sein. In der That sind sie der Zahl nach unter der Bevölkerung, die zur Zeit auf etwa 200 000 geschätzt wird, überwiegend und da sie meist Arbeiter und Kleinhändler sind, leben sie auch viel auf den Straßen. Den Handel

treiben besonders die Weiber als Verkäuferinnen von Fischen, Grünkram und dolces oder Süßigkeiten. Lasten pflegen sie auf dem Kopfe zu tragen, den zu diesem Zwecke ein turbanartiger Aufsatz über dem Wollhaar bedeckt. Die Tracht im Uebrigen ist ein Hemd, am Halse so weit, daß es von der einen Schulter herabfällt, ein Unterrock und ein Tuch um den Leib. Ausgesprochen ist die Neigung zur Wohlbeleibtheit, die sie nicht grade verschönert. Mit Vorliebe werden als Schmuck Korallen getragen, welche der Hartgummifabrik zu Harburg in Hannover entstammen.

Viele von den Negern sind Sklaven, die neben dem Hausdienste für den Herrn auch durch außerhäusliche Arbeit verdienen müssen, durch Verkauf von dolces auf den Straßen, oder als Tagearbeiter, oder indem sie zum Dienst an Andere derart überlassen werden, daß das Dienstlohn an den Eigenthümer gezahlt wird. Solche Verdienste werden für die Woche auf 6—7 Milreïs veranschlagt und kommen besonders den Eigenthümern zu statten, welche in Beamtenstellen sich befinden, da deren Besoldungen gering sind.

Im Allgemeinen gelten die Afrikaner reiner Abstammung hier für ehrlich und anhänglich. Ein Beispiel verständiger Haltung und Redlichkeit ist, daß die schwarzen Lastträger und Hafenarbeiter eine Gesellschaft gebildet haben, zu deren Kasse alle Löhne abgeliefert werden, um dann nach bestimmten Regeln zur Vertheilung zu gelangen; ein Theil davon wird für die Unterstützung Hilfsbedürftiger und zum Loskauf von Sklaven verwendet. Die Neger, welche, frei geworden, zu einem gewissen Wohlstand gelangt sind, haben das achtbare Streben, ihre Kinder etwas lernen zu lassen; sie schicken sie in die öffentlichen Volksschulen, deren in jedem Stadtbezirk eine sich befindet, in welcher Unterricht in den Elementarkenntnissen unentgeltlich ertheilt wird, nach deren Absolvirung auch in die Lyceen. Die Erfahrung geht dabei dahin, daß die Kinder leicht lernen, aber nur bis zu einer

gewissen Entwickelung und dann stehen bleiben. Eine besondere Ambition der Vermöglicheren unter ihnen ist, ihre Töchter an Weiße zu verheirathen. So wurde von einem reichgewordenen Portero erzählt, daß er seine Töchter mit je 50 000 Milreïs Mitgift ausgeboten hatte, wenn sich weiße Ehemänner fänden; doch ist es ihm nur mit einer geglückt.

Weniger günstig lautet das Urtheil über die in den Städten geborenen Kreolen; sie werden in den Geschäften brauchbare Kommis, erlangen aber nie leitende Stellungen; viele verkommen als rowdies (Bummler).

Unter den Ausländern sind die Mehrzahl Portugiesen; demnächst folgen die Italiener. Engländer und Deutsche sind ziemlich gleichmäßig vertreten, ihnen annähernd auch die Franzosen. Die Zahl der selbstständigen Deutschen in Bahia wird auf etwa 100 angegeben. Sie sind vorwiegend im Handel thätig.

Der Export von Bahia besteht hauptsächlich in Taback und Zucker; erst dann folgen im Werthe Kafe, Kakao, Gummi und Häute. Was das Land an Baumwolle erzeugt, wird auch darin verarbeitet, da Spinnerei und Weberei sich entwickeln. Von Taback werden jährlich ca. 200 000 Tons ausgeführt, vornehmlich an die Regieen der Monopolstaaten, die nach der Bemerkung eines hiesigen Beobachters regelmäßig theuerer einkaufen als die Privaten. Eine Börse besteht in Bahia nicht. Die Vermittelung des Handels geschieht durch Makler, denen die Produzenten im Innern ihre Angebote mittheilen und an welche sich andererseits die Kaufleute wenden, welche Kauforders aus Europa oder sonst haben.

Der Aufenthalt der „Montevideo“ ist dadurch verlängert worden, daß man das Anbringen der Ladung absichtlich verzögerte. Es war bekannt, daß der Kongreß in Rio de Janeiro den Entwurf eines Gesetzes berieth, durch welchen der Ausfuhrzoll auf Taback von 15 auf 13 Prozent des Werthes und von

Kafe und Zucker ebenfalls um 2 Prozent herabgesetzt und dagegen gewisse Einfuhrzölle um 5 bis 7 Prozent erhöht werden sollten. Im Fall der Annahme desselben profitirten die Exporteure 2 Prozent des Zolles und sie warteten daher mit der Expedirung der Ladung, bis der Telegraph den Ausfall der Debatten meldete. Der Entwurf ist nicht angenommen worden und das Laden ist nunmehr im Gange.

Wenn dem Kapitain der Montevideo die Verlängerung der Liegezeit unerwünscht war, so war sie mir doch ganz recht, da ich den gewonnenen Feiertag benützen konnte, einige Ausflüge wenigstens in die nähere Umgebung zu machen, zunächst auf die Halbinsel, auf welcher das portugiesische Hospital und die Kirche von Bomfin liegen und deren ich bereits erwähnt habe.

Der Tramway der dorthin führt und der auch hier den von Rio übertragenen Namen Bondo bei ähnlich guten Geschäften des Unternehmens trägt, geht entlang der Küste durch die Straße der Praza, die oft so eng wird, daß der Wagen die Häuser zu streifen scheint. Viele dieser Häuser sind verfallen, schmutzig und düster; sie sind die Wohnungen der schwarzen Bevölkerung, Schlupfwinkel der Verkommenheit und Brutstätten von Krankheiten. Auch zur Zeit herrscht, zwar nicht das gelbe Fieber, das seit 1850, wo es zuerst auftrat, periodisch über die Stadt hereingebrochen ist, wohl aber eine heftige Blatternepidemie, die bis zehn Opfer täglich fordert. Im weiteren Verlauf der Praza tritt die Straße an das Meeresufer, das streckenweise durch Mauern, die Reste alter Befestigungen, begrenzt ist, über welche die Brandung leichte Spritzwellen wirft. Dann führt sie an einem weitläufigen Waisenhause vorüber und an einem umfangreichen, sehr vornehm aussehenden Hause, das ein Zufluchtshaus für Arme und Sieche ist und deshalb das Bettlerhaus heißt.

Das portugiesische Hospital liegt auf dem östlichen der beiden Hügel, zu welchem die Halbinsel von Bomfin sich erhebt,

inmitten eines parkartigen Gartens, der auf Terrassen angelegt ist und auf dessen Mauern zahlreiche Bildsäulen stehen. Mit seinen hellgefärbten Mauern und blinkenden Fenstern sieht es wie ein heiterer Sommerpalast aus. Was Lage und Aussicht anlangt, könnte auch für einen solchen ein besserer Punkt kaum gefunden werden. Das Innere des Hospitals, das von der Kolonie aus freiwilligen Beiträgen gebaut ist und unterhalten wird, ist sauber und gut gehalten und zeugt von einer sorgfältigen Verwaltung. Zur Zeit waren nur wenige Kranke darin.

Die Kirche von Bomfin liegt auf der westlichen Erhebung der Halbinsel, die ebenfalls eine weite und sehr schöne Aussicht beherrscht. Sie ist eine Votivkirche, in Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Frau eines Schiffskapitains begründet, der nach langer Abwesenheit und von Allen aufgegeben, zurückkehrte, nachdem seine Gattin gelobt hatte, eine Kirche zu bauen. Ein großes Deckengemälde zeigt die Stifterin, zu deren Füßen der Schiffsmann, gebrochen von den Mühsal der Reise, liegt und welcher der Baumeister den Plan der Kirche zeigt. Auch heute noch gilt die Kirche als ein geeigneter Ort, um für den glücklichen Ausgang von Seereisen und anderen gefährlichen Unternehmungen zu beten und um durch Gebet und Opfer von Krankheiten und Gebresten geheilt zu werden. Allwöchentlich wird daselbst ein feierliches Hochamt gehalten, das von Tausenden besucht wird und bei welchem die Kirche reiche Spenden von den Gläubigen empfängt, wenn nicht andere, so die Reste der Wachskerzen, welche sie bei der Feier tragen, und deren Gewicht in mancher Woche 14 Arrobas ausmachen soll. Ein besonders großes Kirchenfest findet alljährlich im Juli statt. Die guten Erfolge von Gebet und Opfer sind in einer Kapelle neben der Kirche in den Votivstücken geheilter Kranker oder aus einem Unfall Geretteter zur Anschauung gebracht. Die ganze Decke ist mit wächsernen Nachbildungen der krank gewesenen Körper=

theile, unter getreuer Darstellung der Wunden und Schäden, mit zahllosen Armen, Beinen, zerschlagenen Köpfen und Anderem behangen. Neben der plastischen Wiedergabe der Leiden sind dieselben auch vielfach durch gemalte Abbildungen illustrirt, welche die begleitenden Umstände darstellen. Alle Wände sind dicht mit solchen Gemälden bedeckt, welche Eisenbahnunfälle, Schiffsnöthe, gestürzte Reiter und zugleich die dabei erlittenen Verletzungen in grellen Farben veranschaulichen. Gerade keine angenehme Vorbereitung für eine lange Seereise.

Der andere Ausflug richtete sich nach Vermilho, einem Bade- und Sommerfrischorte, der etwa eine Stunde östlich von Bahia, an der Küste liegt und durch zwei Tramways, von denen der eine der Küste entlang, der andere auf der Höhe des Ufers gelegt ist, mit der Stadt verbunden wird. Jener führt durch eine Vorstadt, in welcher der ärmste Theil der Bevölkerung wohnt. Zwischen den kümmerlichen Häuschen werden mehrere umfangreiche Gebäude sichtbar, welche dem Verfalle überlassen scheinen; es sind Klöster, die im Anfang der sechziger Jahre säkularisirt worden sind und in denen man die alten Konventualen nun aussterben läßt. Der Putz ist von den Wänden gefallen, die Dächer sind vom Regen und Sturm zerbrochen, aber Niemand kümmert anscheinend sich darum. Darüber hinaus tritt die Bahn in ein enges Thal, in welchem ein Lauf süßen Wassers zum Meere fließt und dessen Abhänge mit reicher Vegetation bedeckt sind. Hier ist das Revier der Wäscherinnen, welche nur mit einem Schurz um die Lenden bekleidet ihre Arbeit verrichten; man hört sie schon aus der Ferne, da sie die Wäsche durch Schlagen reinigen und die klatschenden Schläge der Pritschen weithin vernehmbar sind. Ein ornithologisches Kuriosum ist, daß eine Bachstelzenart mit weißem und schwarzem Gefieder und etwas größer als die bei uns einheimische, sich mit großer Vorliebe und stets paarweise in der Nähe der Wäscherinnen aufhält, so daß sie den Namen

Lavandera bekommen hat. In dem Thale sind außerdem viele Ansiedlungen alter, frei gewordener Küstenneger, d. h. solcher die noch aus Afrika eingeführt worden sind und die hier in den Einbuchtungen der Hügel sich ärmliche Lehmhütten, um welche sie Gemüse und Bananen zu ihrem Unterhalt ziehen, errichtet haben. Ihre Hauptnahrung sind Klöße von Maismehl die mit dem röthlichen Oele aus den Früchten einer Palmenart begossen und mit einer Sauce von Pimenta (Pfeffer) gewürzt werden. Im Allgemeinen gelten sie als mäßig, jedoch einem Glase caxaça, wie hier der aus Zuckermelasse gezogene Brantwein genannt wird, nicht gerade abgeneigt.

Die Tramways dienen in Bahia mit gutem Erfolge nicht allein den Lebenden, sondern auch den Todten, indem sie sowohl die Leichen aus den entfernten Vorstädten und den Nachbarorten in besonders dafür ausgestatteten Wagen, als auch die Leichenkondukte auf die Kirchhöfe befördern. Ein solcher Leichenwagen fuhr vor uns auf den Geleisen in munterem Trabe nach Vermilho hinaus, wo er vor der kleinen Kirche an der Küste Halt machte. Der Passagier, den er hier aufnehmen und zur letzten Ruhe bringen sollte, war der alte Schullehrer. Er wartete seiner in einem Sarge, der vor dem Altar stand und so flach und schmal war wie ein Violinkasten. Die einzige Leidtragende war eine alte Mulattin, die sein Hauswesen besorgt hatte; sonst floß keine Thräne um ihn. Er mochte wohl ein alter Junggesell gewesen sein.

Vermilho ist ein Seebad, allerdings nicht gerade im Style von Trouville oder Brighton. Einige Landhäuser von etwas besserer Bauart deuten allein auf seine höhere Bestimmung. Nur der Strand kann nicht besser für den Zweck gewählt sein, da er mit feinem Sande bedeckt in sanfter Neigung gegen das Meer abfällt, das in kräftiger Brandung ihn überstürzt. In dieser Jahreszeit waren die Landhäuser geschlossen und nur die Eingebornen heimisch.

Als der Nachmittag vorrückte, kamen Fischerfahrzeuge vom Fange zurück, die man jangadas nennt. Die Ursprünglichkeit ihrer Konstruktion weist auf Zeiten zurück, die noch vor der Höhlung des ersten Baumstammes liegen. Sie bestehen aus 5—6, etwa einen halben Fuß dicken, Baumstämmen, die vorn etwas in die Höhe gebogen sind und unterhalb durch ein Querholz zusammengehalten werden, aus einer in die Mitte gesteckten Stange, an welcher ein Stück Segel befestigt wird und aus einem Sitze, den ein Brettchen auf zwei Hölzern darstellt. Die Bemannung, die aus zwei bis drei Mann besteht, bewegt das Floß, soweit der Wind es nicht thut, mit kurzen, schaufelartigen Rudern; ein Steuer ist nicht vorhanden. Einige Körbe nehmen den Fang auf, der mittelst Angel und kleiner als Köder dienender Fische bewerkstelligt wird; ein paar Kalebassen enthalten Trinkwasser und die dürftigen Nahrungsmittel. Darauf halten die Leute, mit den Füßen im Wasser stehend, den ganzen Tag aus. Es sah ängstlich aus, wie das gebrechliche Ding durch die Brandung kam, diesseits welcher es dann mittelst Walzen auf den Strand aufwärts in Sicherheit gebracht wurde. Die armen Bursche hatten übrigens nichts gefangen oder wenigstens nicht so viel, daß sie davon etwas hätten verkaufen können. An dem Leuchtthurm vorüber, der bei der Ankunft uns zuerst begrüßt hatte, kehrten wir zurück. Der Ocean entlang der Küste ist ein Tummelplatz von Wallfischen, deren Fang hier mittelst kleiner besonders dafür ausgerüsteter Boote betrieben wird und sehr einträglich ist. Sie kommen oft in ganzen Heerden. Auf unserem Heimwege sahen wir eine Gruppe, anscheinend ein Weibchen mit einigen Jungen, kaum einen Büchsenschuß vom Ufer entfernt mit großer Munterkeit umherschwimmen, als spielten sie mit einander.

Mit diesem Meeresidyll muß ich wider Willen schließen. Ich höre, daß die Einnahme der Ladung dem Ende nahe ist und daß die Montevideo demnächst die Anker lichten werde.

Es ist dies also mein letzter Gruß aus der neuen Welt. — In diesem knappen Moment will ich nicht unternehmen, ein Facit der Reise zu ziehen. Das wird auf der vierwöchigen Seefahrt, die mir bevorsteht, sich besser machen. Doch kann ich das sagen, daß ich des Entschlusses, die Reise auszuführen, mich freue und dauernd freuen werde. Ich habe vieles Schöne gesehen, vieles Wissenswerthe gelernt, und unter allen Himmelsstrichen die Bekanntschaft trefflicher Menschen, besonders unter unseren Landsleuten gemacht, die mir für alle Zeit werth bleiben werden. Ich habe bestätigt gefunden, daß die Wege, auf welchen die Völker höherer Bildung und Veredlung zugeführt werden, wenn auch das Ziel dasselbe ist, doch sehr verschieden sein können; ich habe für die Werthschätzung des Guten und Schlimmen hüben und drüben einen richtigeren Maaßstab gefunden, aber ich habe bei aller Anerkennung des Fremden und aller Bescheidenheit in der Würdigung des Heimischen, doch mein Vaterland noch mehr, wenn es möglich wäre, lieb gewonnen, und ich bin stolz und froh ihm anzugehören und ihm treu bleiben zu können. Bald grüße ich wieder den heimischen Boden. Erst in der Fremde werden wir recht inne, wie tief wir in ihm wurzeln und wie das Herz mit allen Fasern daran hängt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

